




THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817
LIBRARIES



VIERTELJAHRSCHRIFT

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

UNTER MITWIRKUNG VON

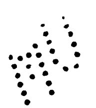
ERICH SCHMIDT UND BERNHARD SUPHAN

HERAUSGEGEBEN VON

BERNHARD SEUFFERT

SECHSTER BAND

WEIMAR
HERMANN BÖHLAU
1893



WEIMAR. — HOF-BUCHDRUCKEREI.

Winkler Bequest
2-12-31

INHALT

Johann Baumgarts Gericht Salomonis.

Das Schuldrama in deutscher Sprache, das biblische Drama im Sinne Luthers, hatte während des 16. Jahrhunderts seine Hauptstätte in Sachsen, und hier wiederum bildete Magdeburg, das sich als die erste Stadt Norddeutschlands der Reformation angeschlossen hatte, den natürlichen Mittelpunkt. Sein altstädtisches Gymnasium war recht eigentlich eine Schöpfung der Reformation, hatte doch Melanchthon selbst den ersten jugendlichen Rector Kaspar Cruciger in sein dortiges Schulamt eingeführt. Als dieser nach drei Jahren nach Wittenberg zurückkehrte, trat an seine Stelle der Magister Georg Major (1529—1536), der in seiner Schulordnung ausdrücklich auch dramatische Aufführungen befürwortete und solche wiederholt selbst mit seinen Schülern veranstaltete. Über seine beiden nächsten Nachfolger im Rectorat Johann Woltersdorf (1536—1544) und Wilhelm Rivenius (1544—1550) fehlen zwar sichere Nachrichten, doch bewies die Folgezeit, dass auch damals das junge, von der Pädagogik der Reformationszeit gepflanzte Reis nicht verkümmert war. Gottschalk Prätorius, der nach Rivenius die Leitung der Schule übernahm, widmete in seinen am 8. September 1553 veröffentlichten Constitutiones scholae Magdeburgensis[1]) der Pflege des Schuldramas einen eignen Abschnitt: das Komödiespielen sollte in den Knaben die 'rechte Kühnheit' heben und stärken,

[1]) Sie sind abgedruckt bei Vormbaum, Die evangelischen Schulordnungen des 16. 17. und 18. Jahrhunderts 1, 412—433. Vgl. dazu H. Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur, Halle 1886, S. 31 f.

es sollte die öffentliche Beredsamkeit und gesellige Bildung befördern helfen. Und dass seitdem diese Tradition in der altstädtischen Schule treu gewahrt blieb, bezeugt Georg Rollenhagen, der in seinem 'Abraham' (1569) berichtet, dass seit vielen Jahren in der Schule zu Magdeburg 'nach ordnung jrer wolgefasseten statuten vnd Schulgesetzen, das Comödien, Tragödien vnd dergleichen Actionen in Lateinischer vnd Deutscher sprach zu recitiren gebreuchlich gewesen' sei.

Über Zeit und Art der Aufführungen verdanken wir ausführliche Mittheilungen dem Pfarrherrn zum H. Geist, Johann Baumgart, der in der an Bürgermeister und Rath der Stadt Magdeburg gerichteten Zueignungsschrift seines Dramas 'Das Gericht Salomonis'[2]) (vom 24. Januar 1561) darüber erwünschten Aufschluss giebt. Einmal im Jahre 'aufs wenigst' wurde von der Schuljugend eine lateinische Komödie zur Zeit der Herrnmesse vor den Schulherren aufgeführt; dann wurde, damit auch der ganze Rath die Fortschritte in den Wissenschaften kennen lerne, vor diesem im Rathhause eine deutsche Komödie dargestellt. Und 'domit auch zu aller letzt menniglich beid gelert vnnd vngelert Burger, Bawr vnd alle man den Profectum, wachs vnnd zunemen der Schulen, sehen vnd erfaren, Auch ein jeder deste mehr lust die seinen zur Schule zu halten, haben muge, wirt solche Comedien ferner offentlichen vnter dem freien Himel fur jederman aus vnser Schulen agiret vnd gespielet, vnd je züchtiger, wolgeschickter vnd Christlicher sich denn die Jugend in solchen Actionibus (sonderlichen aber die Geistlich vnd aus heiliger Schrifft genommen sind) auffs werckligst zuerzeigen weiss,

---

[2]) JVDITIVM | Das gericht Sa | lomonis, Zu ehren einem | Erbarn Rath vnd der Christlichen | Schulen der löblichen vnd alten | Stadt Magdeburg, In eine | Action einer Comedien ge- | fast, vnd zu Reim | gemacht. | Darinnen beide nach der Po- | litia, das Hoff stad vnd Haussre- | giment, Nach der Theologia zu gleich | auch das Reich vnsers lieben Herrn | Jhesu Christi klerlichen be- | griffen vnd beschrie-| ben ist. | Durch | Johannem Bawmgarten. | j. Reg. iij. | Die Weissheit Gottes war in Salomone dem | Könige Gericht zu halten. | 1561. | Titel und 106 Bl. in 12°. (Göttingen. Poet. Dram. 5886.)

je grossern wolgefallen vnd hertzliche freude ein Erbar Rath billich darob habe'. Wir haben also dreierlei Arten der Schulkomödie zu unterscheiden: mindestens einmal im Jahre eine lateinische, wobei vornehmlich an Terenz zu denken ist und deren Aufführung ausschliesslich einen internen, gewissermassen einen Prüfungscharakter trug; eine deutsche, gleichfalls des hochnothpeinlichen Examensanstrichs nicht ermangelnde im geschlossenen Raume vor der städtischen Obrigkeit, und endlich drittens eine öffentliche unter freiem Himmel, bei der die agirenden Schüler den Schulstaub von sich abschütteln durften und die schon in Folge des gemischten Publikums ein mehr volksthümliches Gepräge erhalten musste.

Diese äusseren Umstände muss man im Auge behalten, um für das deutsche Schuldrama des 16. Jahrhunderts, d. h. für das biblische Drama der Reformation, den richtigen Masstab zu gewinnen. Nicht künstlerische, sondern pädagogische Interessen waren dafür massgebend, und es war für die Dichtung schon von vornherein nicht von Vortheil, dass in der lateinischen Schulkomödie der 'steifere' Terenz dem 'kraft- und saftvolleren' Plautus den Rang ablief.[3]) Für die deutschen Dramen insonderheit war der Zwiespalt zwischen gelehrter und volksthümlicher Dichtung verhängnissvoll; die aufdringliche pädagogische Tendenz musste jede freiere künstlerische Gestaltung unterbinden, so dass dieses ganze Schuldrama doch nur als eine halbpoetische Gattung zu betrachten ist. Was Luther[4]) zum warmen Fürsprecher der Komödie machte, waren nur im bescheidensten Masse ästhetische Gründe; sie war ihm im wesentlichen nur Mittel zu dem Zweck, die reine Lehre und Bibelkenntniss unter das Volk zu tragen, abzuschrecken, zu lehren und zu predigen. Dazu redete er wieder und wieder der dramatischen Bearbeitung biblischer Stoffe das Wort und wurde dadurch gewissermassen der geistige Urheber der biblischen Dramatik, die dann Jahrzehnte hindurch weitaus die weltliche überwucherte. Auf ihn beriefen sich

---

[3]) E. Schmidt, Komödien vom Studentenleben, Leipzig 1880, S. 5.

[4]) Über seine Stellung zum Drama vgl. H. Holstein a. a. O. S. 18f.

seitdem die protestantischen Dramatiker allesammt, mit seiner Autorität deckten sie sich. Wie ihm, so galt auch ihnen die Schulkomödie zuerst und zuletzt nur als ein Mittel der Erziehung: die lateinische als Hilfsmittel für die formale Bildung der Jugend, die gottesfürchtige deutsche als Sittenspiegel, als Ergänzung der Katechismuslehre und der Predigt.

Auch über diese Anschauungen giebt uns die Vorrede Baumgarts lehrreiche und für die ganze Gattung typische Aufschlüsse. Nicht ohne Beklemmung gab der magdeburgische Geistliche seine biblische Komödie an die Öffentlichkeit und war gefasst darauf, mehr Undank als Dank dafür zu ernten, dass er das Iudicium Salomonis als einen Spiegel der Gottesfurcht, der Gerechtigkeit und Ehrbarkeit zu einem Schauspiel gestaltet habe. Aber er hoffte gleichwohl den Nachweis führen zu können, dass solch Unterfangen weder Unrecht noch Sünde sei und mit Fug von niemandem getadelt werden dürfe. Er holte zum Beweise dessen weit aus und ging bis auf David zurück, dessen poetischen Psalter Luther billig als eine Legende der Heiligen bezeichnet und den der 'weit berufene Poet' Eoban Hessus zu Luthers besonderem Wohlgefallen in ein lateinisches Carmen verdolmetscht habe. Auch habe ja Doctor Luther selbst viele Psalmen, ja den ganzen Katechismus, der Kirche und der Jugend zum Besten, in deutsche Reime verfasst, so dass auch Historien in Verse zu wandeln unmöglich eine Sünde sein könne. Und nun muss wie üblich Luther selbst mit seinem gewichtigen Zeugniss für die Gottwohlgefälligkeit und Nützlichkeit dieser biblischen Schuldramen eintreten. Was der 'selige und theure Gottesmann' von geistlichen Tragödien und Komödien gehalten habe, das erhelle aus seinen Vorreden zu den Büchern Judith und Tobias: ersteres habe er als ein schönes Gedicht eines heiligen, geistreichen Mannes bezeichnet, und ganz ähnlich habe er über das Buch Tobias geurtheilt, dass es als ein schönes, heilsames, nützliches Gedicht, als eine liebliche, gottselige Komödie zu betrachten sei. 'Ist dem also', so fügt Baumgart hinzu, 'so gleub ich auch sicherlich, das mir die Sünde zum Tode nicht gereichen

wird, die ich an diesem Iudicio Salomonis begehen werde.' Immerhin aber bedurfte er eines so erheblichen Aufwands an Worten, um sein Unternehmen überhaupt zu rechtfertigen und das Komödienschreiben eines Geistlichen gewissermassen zu entschuldigen. Sein Haupttrumpf jedoch ist natürlich die religiöse und pädagogische Tendenz, die er ganz im Sinne Luthers bei seinem Schauspiel im Auge hatte, ist die Rücksicht auf die 'feine, blühende Jugend' des altstädtischen Gymnasiums, der seine Arbeit zu Nutz und Frommen gereichen sollte, ist der Hinweis auf die moralische Nutzanwendung, um derentwillen allein die junge Kirche der Reformation diesen Komödien die Existenzberechtigung zugestand. Sein Schauspiel, so schrieb er, solle 'der Jugend eine Occasion oder anleitunge sein, das sie die gefasten Praecepta pietatis et Artium, was sie beid in heiliger Schrifft vnd guten künsten, von jren Praeceptorn gehört, wisse zu werck zu setzen vnd zugebrauchen', und er meinte, ganz wie Luther selbst, dass diese geistliche Komödie nichts anderes sei, denn ein speculum vitae humanae, ein Zuchtspiegel 'wie ein jeder Mensch sich in seinem Leben, beid gegen Gott vnd Menschen, Christlich vnd Erbarlich halten sol'. Man könne deshalb auch wohl solche Schauspiele 'Fuga vitiorum, ein Grewel vnd Scheutzel' der Laster nennen, woraus männiglich lernen möge, wie er sich vor dem Unrecht hüten soll. Er erinnerte an das Beispiel der Lacedämonier, die ihren Kindern trunkene Knechte als warnendes Beispiel, gleichsam als ein spectaculum vorführten, um ihnen handgreiflich zu demonstriren, was für ein schändliches und greuliches Laster die Trunkenheit sei, damit sie es voll Abscheu fliehen möchten. Drastischer als durch dieses Beispiel konnte die ausschliesslich pädagogische Tendenz dieser Dramen nicht wohl gekennzeichnet werden: die künstlerische Absicht trat dagegen völlig in den Hintergrund; es war fast allenthalben der Theolog und Schulmeister, nicht aber der Dichter, der im Schweisse seines Angesichts seine lehrhaften Verse zusammenleimte und für seine wohlgemeinte Tendenz — meist vergeblich — dramatische Belebung suchte.

Was Baumgart hier ausführte, war, wie gesagt, für die

Anschauungen aller jener Dramatiker geradezu typisch und wurde immer wieder in den Prologen dieser biblischen Komödien mehr oder minder weitschweifig abgehandelt. Ich erinnere, um nur ein Beispiel herauszugreifen, an die gereimte Vorrede zu Georg Binders Acolastus (1535), wo gleichfalls die Komödie als ein Spiegel menschlicher Sitten gefeiert wird, aus denen man lernen solle: 'Das man der Dugend hangte an, Die laster wolte faren lan'[5]), oder an die breiten Ausführungen des Augsburgers Daniel Holtzmann, der in der Vorrede zu seiner Komödie von der Hochzeit zu Kana[6]) (1576) ganz unbefangen äusserte, dass diese dramata sacra bei dem gemeinen Volke nicht weniger Nutzen schaffen könnten als eine gute Predigt. Geflissentlich pflegten sich deshalb auch die Verfasser dieser biblischen Schuldramen gegen den Verdacht zu verwahren, dass ihre Stücke mit den lediglich der Unterhaltung und Belustigung dienenden Fastnachtsspielen etwas gemein hätten. Wie Lienhart Kulman im Prolog seiner 'Witfrau' (1544) schrieb[7]):

Nicht das irs acht, als spilleut sein,
Die narrenteidung bringen für;
Solchs gehört als hinder die tür;
Vnser tun ist göttlich vnd recht —

so versicherte auch Baumgart pathetisch, dass seine Arbeit 'kein Fastelabens oder sonst ein leichtfertig, sondern ein Geistliches spiel sey; er wiederholte diese Versicherung in dem gereimten Prolog mit den Worten:

Drumb auch jtzund wir junge Knabn
Vom Fastnachtsspiel nichtes anfahn;
Wir lassn der Fassnacht jr Cappn tragn
Wolln euch liebr aus Gotts wort was sagn —

ja er kommt auch im Epilog nochmals darauf zurück, indem er wiederholt, dass er das Spiel bereitet habe: 'nicht

[5]) Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrhunderts 1, 185.

[6]) Johannis Am 2 Capitl. | Comedj die Hochtzeit Zue Cana | Gallilea . . . Durch Danieln Holzman Teut- | schen Poetten Vnnd Burger In Augspurg. | 1576. (Handschrift in München Cod. germ. 4061.)

[7]) Schauspiele aus dem 16. Jahrhundert, hg. von J. Tittmann, 1, 116.

wie gehört ein Fassnachtspiel, nach dem itz all Welt gaffen wil', sondern als eine christliche und göttliche Lehre, die der Jugend nützlich und heilsam sei.

Bei diesem Vorwalten des Didaktischen[8]) liegt es auf der Hand, dass man an diese Dramen nicht mit einem rein ästhetischen Masstabe herantreten darf, sondern dass man ihnen nur bei sorgsamer Berücksichtigung der Voraussetzungen, aus denen sie erwachsen sind, und des richtigen litterarhistorischen Zusammenhanges gerecht werden kann. Sie sind Tendenzdramen, und zwar Tendenzdramen im Dienste der Kirche und Schule; ihre Technik ist zumeist recht unbeholfen; von Einheitlichkeit oder Consequenz in Charakteristik und Handlung kann nur selten einmal die Rede sein. Das Bedürfniss, die Lehre und Predigt möglichst plan und allgemein verständlich vorzutragen, verführt oft zu einer Menge entbehrlicher Scenen und zu ermüdender Redseligkeit. Die Verfasser sind überwiegend Gelehrte, die Darsteller junge Lateinschüler, das Publikum jedoch der grosse ungelehrte Haufe — dadurch entsteht nicht selten ein wunderliches Durcheinander gelehrter und volksthümlicher Elemente, das von vornherein einen einheitlichen künstlerischen Eindruck unmöglich macht. Und diese pädagogische Tendenz erklärt auch das zähe Beharren in den einmal gewonnenen typischen Formen: Prolog und Epilog schwellen oft zu ungebührlicher Breite an, ohne doch dem Bedürfniss vollen Ausschöpfens der Moral zu genügen: so müssen noch Argumente vor den einzelnen Acten oder kurze Chöre an den Actschlüssen eintreten, um nochmals gute Lehren zu predigen. Kein Wunder, dass

---

[8]) Vgl. R. Pilger, Die Dramatisierungen der Susanna im 16. Jahrhundert in der Zeitschrift für deutsche Philologie 11, 155: 'Die didactischen Expectorationen, die in das deutsche Drama einzudringen beginnen, waren eine der schädlichen Einwirkungen, die es leider durch die Reformation erfuhr. Wurde doch durch die grossentheils leider ebenso ungeschickten und unberufenen, wie eifrigen Hände, welche diese Tendenzpoesie pflegten, das, was bei gewandtester Behandlung höchstens als Ornament hätte verwandt werden dürfen, ein so wichtiger und wesentlicher Bestandtheil des Ganzen, dass die meisten denselben ohne Wahl an jeder beliebigen Stelle glaubten anbringen zu dürfen'.

bei diesem Übermass des lehrhaften Drum und Dran die Handlung bisweilen völlig verkümmerte und die vielen ermüdenden Wiederholungen die Lektüre mancher dieser Dramen geradezu zu einer Qual machen. Diese festgefügten Schemata und Typen mussten eben schliesslich selbst das kräftigste Talent in ihren Bann zwingen.[9])

Gilt das, von einzelnen Ausnahmen natürlich abgesehen, von dem biblischen Schuldrama überhaupt, so von dem magdeburgischen in ganz besonderem Masse. Denn dieses stand der Natur der Sache nach vorzugsweise unter dem unmittelbaren Einfluss der von Wittenberg ausgehenden Bewegung und unter der ganz unmittelbaren Einwirkung jener Anschauung Luthers vom Nutzen der Komödie, die das Didaktische auf Kosten des Künstlerischen ungebührlich in den Vordergrund rückte. Dazu kam, dass die magdeburgischen Dramatiker[10]) fast insgesammt gelehrte Schulmänner oder Pastoren waren und auch als Dichter einen gewissen nüchternen schulmeisterlichen Zug nicht verleugneten. Joachim Greff, der hier 1534 sein 'Spiel von Jakob und seinen Söhnen'[11]) dichtete, war im Jahre zuvor durch Major an die altstädtische Schule berufen worden; Georg Rollenhagen, der Dichter des 'Abraham'[12]), war Rector dieses Gymnasiums; sein Nachfolger im Rectorat Joseph Goetze dichtete eine verschollene geistliche Komödie vom 'Goliath'[13]); Ambrosius Pape und Joachim Lonemann waren lutherische Geistliche. Und Schulmeister und Theolog war auch Johann Baumgart, der Verfasser des 'Gerichts Salomonis', das als charakteristisches Beispiel dieser Magdeburger Schuldramatik eine eingehendere Betrachtung als nicht unerspriesslich erscheinen lässt.

Der Dichter, Johann Pomarius oder Baumgart[14]), stammte aus Meissen, wo er 1514 am Tage Johannis des

---

[9]) Vgl. J. Minor in der Einleitung zu Erzherzog Ferdinands Speculum vitae humanae (Halle 1889) S. XXIV.

[10]) Vgl. H. Holstein im Beibl. der Magdeb. Zeitung 1880 Nr. 43f.

[11]) Vgl. Goedeke, Grundriss² 2, 357.

[12]) Ebenda 2, 365.

[13]) Ebenda 2, 376.

[14]) Vgl. Kettner, Clerus Magdeb. S. 280 f. und Holstein im Beibl. der Magdeb. Zeitung 1880, S. 355.

Täufers geboren war. Sein Vater, Sigismund Baumgart, war Goldschmied und Maler; seine Mutter Christina war eine geborne Hoier. Seine Vorbildung erhielt er auf der altstädtischen Schule in Magdeburg unter dem Rectorat Georg Majors und bezog dann die Wittenberger Hochschule, wo er Luthers und Melanchthons Schüler war. Nach kurzer Lehrthätigkeit an der Domschule zu Naumburg wurde der junge Theolog durch Johann Woltersdorf wiederum nach Magdeburg berufen, wo er fortan seine dauernde Heimat fand. Von 1537—1540 verwaltete er an der Anstalt, der er selbst seine Bildung verdankte, das Conrectorat, während er sich zugleich auf den Rath Melanchthons fleissig im Predigen übte und auch die theologischen Studien nicht vernachlässigte. Der altstädtischen Schule widmete er später im Vorwort seiner geistlichen Komödie überschwängliche Worte der Bewunderung. Wie viele feine Männer seien aus dieser Schule hervorgegangen, mit denen 'Kirchen, Ratheuser, Herrn vnd Fürsten Höffe, Könige vnd Kaiserliche Cantzleien, auch das Kammergerichte vnd das Scholarchatus vnserer Schulen selb jtzund aus dieser Schulen besetzt vnd vorsehen sein!' Fast alle Pfarrstellen Magdeburgs habe Nicolaus von Amsdorf aus dieser Schule besetzt, der denn auch allenthalben herrliches Lob gespendet werde. Aus Luthers Munde habe er 1543 mit eignen Ohren gehört, wie dieser sich hoch verwundert habe, dass Gott in Sachsen nicht allein seine Kirche, sondern auch die 'hohen und freien' Schulen Wittenbergs und Magdeburgs aufgerichtet habe; er habe die Magdeburger Schule 'unseres Herrgott Jugendbrunnen im Sachsenland' genannt, daraus noch viel Gutes entspringen werde. Ähnliche Lobsprüche verzeichnet Baumgart aus dem Munde Melanchthons, der die Schule u. a. als Nobile ornamentum Ecclesiae Saxonicae, als eine edle Zier der sächsischen Kirche bezeichnet habe.

Im Jahre 1540 wurde der 26jährige Conrector als Pfarrer an die H. Geistkirche berufen und am 30. April desselben Jahres von Nicolaus von Amsdorf ordinirt und in sein Pfarramt eingeführt. Unmittelbar zuvor hatte er eine Vocation nach Gross Salze abgelehnt, weshalb er 1566 seine 'Drei Predigten von guten und bösen Engeln'

dem Rath, den Predigern und der Gemeinde dieser Stadt widmete[15]), um ihnen wenigstens auf diese Weise einen geistlichen Dienst zu leisten und ihnen seine dankbare Gesinnung darzuthun. Auch noch einige andere Berufungen schlug er aus und diente fortan der Gemeinde zum H. Geist mit unermüdlicher Treue 38 Jahre hindurch bis zu seinem Tode. Zwei Jahre nach seinem Eintritt ins Pfarramt heiratete er die Tochter eines magdeburgischen Bürgers Nesener, mit der er in kinderreicher Ehe 25 Jahre zusammenlebte; nach ihrem Tode schloss er einen zweiten Ehebund mit einer Tochter des (1561) verstorbenen Rathskämmerers Hans Westphal, wodurch er Schwager des Abts von Kloster Berge Peter Ulner wurde, der bald darauf eine jüngere Schwester seiner Frau heiratete.[16]) Von seinen Söhnen standen drei, und zwar der älteste noch bei Lebzeiten des Vaters, gleichfalls im magdeburgischen Kirchendienst: Johann Pomarius, der älteste Sohn, der als Verfasser der 'Chronik von Niedersachsen' bekannt ist, seit 1573 als Pfarrer an St. Petri, ein andrer, Samuel, als Archidiakonus zu St. Johannis, der jüngste Elias seit 1592 als Pastor an St. Petri. Dieser letztere war während der Belagerung Magdeburgs und zwar gerade in jener Nacht des 29. November 1550, in der die Neustadt eingenommen wurde, geboren worden; er gab später eine 'Beschreibung der Magdeburgischen Belagerung' heraus, in deren Vorrede

---

[15]) Bl. Aiij[1]: 'E. E. W. ein Erbar Rath weiss sonder zweiffel sich wol zuerinnern, das mich E. E. W. weiland, als Anno etc. 40. zu einem Diener des Worts, jrer Christlichen Gemeine, durch den Erb. vnd Vesten Hansen von Esebeck, jtzigem Regierendem Ern Burgermeistern vnd Richtern doselbst, Meinen günstigen lieben Geuattern, Christlichen vociret vnd beruffen, welchen Beruff ich domals nicht habe Pariren noch folgen, vnd E. E. W. Gemeine zu der zeit Personlichen (als ich nicht vngeneigt gewesen) dienen können. Dieweil ich mich albereit dieser Kirchen Magdeburgk mit dienste versprochen hatte, habe ich nichts deste min gleichwol jmer darauff gedacht, Wie ich E. E. W. jrer Kirchen vnd Gemeine doch ein mal Geistlichen dienen, vnd abwesende meine Gunst vnd willen Christlichen erzeigen vnd erkleren mochte'. Die Widmung ist unterzeichnet: 'Datum im Paradiss zu Magdeburgk der Altenstadt, Anno Domini 1566 am 25. Martij.'

[16]) Vgl. H. Holstein, Geschichte der ehemaligen Schule zu Kloster Berge, Leipzig 1886, S. 7.

er auch jener ihm durch die Schilderungen der Eltern unvergesslichen Schreckensnacht mit bewegten Worten gedachte.[17])

Johann Baumgart, der Vater, starb 64 Jahre alt, am 18. März 1578. Die Leichenrede hielt ihm der Pastor zu St. Ulrich, M. Johann Berndes[18]) über 2. Kor. 5, 1—3: 'Wir wissen aber, so unser irdisch Haus dieser Hütte zerbrochen wird, dass wir einen Bau haben von Gott erbauet, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel'.

Die zahlreichen theologischen Schriften Baumgarts sind heute verstreut und verzettelt; sie sind überwiegend polemischer Natur, denn der stramm lutherische Pastor war ein streitbarer Mann und vor allem ein grimmer Feind des verhassten Interim[19]) und schürte deshalb nach Kräften den Widerstand, der gerade in Magdeburg den Interimisten und Adiaphoristen entgegentrat. Dann wieder zankte er sich mit dem robusten Streittheologen Tileman Hesshusius herum, wobei es beide Parteien an den derzeit üblichen Grobheiten nicht fehlen liessen und wobei auch Baumgart dem Bannfluch des anmassenden, sich als Papst aufspielenden Superintendenten verfiel, der ihn gleich mehreren seiner Amtsbrüder 'als faules Glied von der Gemeinde Christi abschnitt, ihm den Himmel zu- und die Hölle weit

---

[17]) 'Über das', so heisst es in der Vorrede, 'hat mich auch hierzu bewogen schuldige Danckbarkeit gegen GOtt meinen HErrn. Denn weil Marggraf Albrecht zu Brandenburg unter währender Belagerung hereingeschrieben, dass, wo diese Stadt mit Gewalt würde erobert werden, er ein solch Blut-Bad darinnen anrichten wolte, dass des Kindes in Mutterleibe nicht geschonet werden solte .... ich aber zu Anfang dieser Belagerung in Mutterleibe gewesen und nachmahls dem 29. Nov. A. 1550 eben die Nacht, als die Neustadt allhier eingenommen worden, an die Welt gebohren, Da habe ich leicht zu dencken, wie so gar gefährlich es zu dem mahl um mich gestanden .... Solches bin ich schuldig mit demüthiger Danckbarkeit zu erkennen, welche mich auch zu dieser Edition bewogen'.

[18]) Berndes war von 1559—1564 Conrector am altstädtischen Gymnasium, dann Prediger an St. Ulrich; er starb am 14. Juni 1595. Vgl. Holstein, Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 130, 73.

[19]) Er gehörte mit zu den Unterzeichnern der Confessio et apologia pastorum et reliquorum ministrorum Ecclesiae Magdeburgensis. Anno 1550. Idibus Aprilis.

aufschloss'.[20]) Doch auch in seinen erbaulichen Schriften gefiel sich Baumgart in der Rolle des Zionswächters und des derb zugreifenden vierschrötigen Polemikers. Wie er in seinem 'Katechismus'[21]) (1559) derb drastisch wider die Päpstler und Antichristen lospolterte, so sind auch seine Predigten voll von Ausfällen und eifernder Polemik theils gegen die Papisten, theils gegen die falschen Propheten und Secten, denen er als unermüdlicher Kämpe, starr und grimmig wie ein richtiger Flacianer entgegentrat. Ohne Menschenfurcht packte er den bösen Feind an, wo immer ihm dieser begegnete, allzeit bestrebt, seiner Gemeinde das lutherische Vermächtniss ohne Abstrich zu erhalten und nicht als 'Miethling' und 'stummer Hund' erfunden zu werden. Zwei seiner gedruckten Predigten, beide aus dem Jahre 1566, sind für die Charakteristik seiner fehdelustigen, aus derbstem Holze geschnitzten Persönlichkeit nicht ohne Interesse. In der ersten[22]) 'über den allerheiligsten Namen Christus' polemisirt er gegen alle nur erdenklichen Ketzer und Sectirer[23]), mit denen der Satan die christliche Kirche

---

[20]) Über diese Vorgänge vgl. Hoffmanns Geschichte der Stadt Magdeburg, neu bearbeitet von Hertel und Hülsse, Magdeburg 1885, 2, 29 f.

[21]) Ich habe diesen selbst nicht auffinden können, sondern kenne ihn nur aus den von J. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes 6, 274 mitgetheilten Citaten. Gewährsmann des ultramontanen Historikers war Löschke, Die religiöse Bildung der Jugend im 16. Jahrhundert, Breslau 1846, S. 61 f.

[22]) Eine Predigt | Von dem Allerhei- | ligsten Namen CHRISTVS. | Durch | JOHANNEM POMARIUM Baumgarten, Pfar- | herrn zum H. Geist in Magdeburgk gepredigt. | Holzschnitt. | Johan. xx. | Diese sind geschrieben das jr gleubet Jesus sey CHRIST der Son Got | tes, vnd das jr durch den glauben das leben habet, in seinem Namen. | ANNO M. D. LXVI. | Tit. und 41 Bl. in 4°. Am Schluss: Zu Magdeburgk | druckts Andre- | as Ghe- | ne. | ANNO. | M.D.LXVI. (Fürstl. Bibliothek in Wernigerode.)

[23]) Er theilt Bl. Aiij[1] folgende Liste mit: 'Papisten oder Antichristen, Interimisten, Adiaphoristen, Osiandristen, Maioristen, Synergisten, Caluinisten, Seruetisten, Stanckaristen, Thameristen, Schwenckfeltisten, Anathematisten, Donatisten, Dauidisten, Canisten, Jesuiter oder Jhesu zu wieder, Antinomer, Sabbater, Carlstadische, Müntzerische, Münsterische, Enthusiastische, Wiederteufferische vnd Auffrürische Geister etc.'.

heimsucht und ruft über sie alle, die 'um ihres Ehrgeizes und des Bauches willen' ihr Seelenheil preisgeben, zornig sein Wehe aus. 'Wer kan die falschen Christos vnd Propheten alle ertzelen? Ich gleube hette einer souil augen als sternen am Himel sind, er kondt sie nicht alle ersehen. Hette auch einer, gleub ich, freilich souil zungen, als greselein auff dem Erdtbodem wachsen, er kondte sie nicht alle nennen'. Eben deshalb aber sei es nöthig, in diesen gefährlichen Zeiten vor den vielen falschen Christis zu warnen, den Unterschied zwischen den vielen und dem einen, den falschen und dem rechten Christo darzuthun und zugleich dafür Zeugniss abzulegen, 'das wir allhier in der Altenstadt Magdeburgk alleine des HErrn Jhesu Jünger vnd Schüler sein'.[24]) Die ganze Predigt ist streng schriftgemäss; neben lateinischen und griechischen Citaten streut Baumgart auch allerlei Anekdoten und Historien ein und mischt somit auch hier gelehrte und volksthümliche Elemente wunderlich genug durcheinander; die Sprache ist trotz allem eifernden Pathos nüchtern und ungelenk, farb- und kraftlos. Das andere Heft umfasst drei Predigten[25]) 'von guten und bösen Engeln', die er, wie schon erwähnt, dem Rath und der Gemeinde zu Gross Salze zueignete. Die erste, über Matth. 18, 10 und 11, handelt von den heiligen Engeln im allgemeinen, an deren Existenz nur Sadducäer, Epikuräer und Atheisten, die reichen Schlemmer im Evangelio und ihre 'Paschalbrüder' zweifeln, während fromme Christen Gott allzeit bitten, dass er sie durch seine lieben Engel bewahren wolle, da sie wissen, dass jeder Christ seinen eignen Engel hat, der seiner pflegen und warten muss. Die dritte Predigt hält dann eine Heerschau

[24]) Bl. B[2].

[25]) Drey Predigten | Von Guten vnd Bö- | sen Engeln, Durch | JOHANNEM POMARIVM Bawmgarten, Pfar- | herrn zum H. Geist in Magdeburgk geprediget. | (Holzschnitt.) Darunter: PSALM. XCI. | Gott der HERR hat seinen Engeln befohlen vber dir, Das sie dich | behüten auff alle deinen wegen, Das sie dich auff den Henden tra- | gen, vnd du deinen Fuss nicht an einen stein stössest, etc. | ANNO. M.D.LXVI. | Am Schluss: Zu Magdeburgk druckts | Andreas Ghene. Tit. und 69 Bl. in 4° (Fürstl. Bibliothek in Wernigerode.) Den Predigten vorauf geht 'Summarium vnd kurtze Erklerunge des 91. Psalms'.

über alle biblischen Engel und gruppirt sie in Kirchen-, Hof- und Hausengel, deren jedem seine bestimmten Functionen beschieden sind. Und auch unter den bösen Engeln herrscht eine ähnliche Rangordnung. Die zweite Predigt, die sich mit den Werken des Höllenfürsten beschäftigt, scheidet die Teufel in gleicher Weise in Kirchen-, Hof- und Hausteufel, getreu dem Vorgange Luthers[26]), der dabei zugleich den Kirchenteufel als den allerärgsten bezeichnet hatte. So nimmt denn auch unser Pastor diesen vornehmlich aufs Korn, da er in den reinen Weizen des Evangeliums sein Unkraut und Gift säet und in die Kirche Christi seine Rotten, Secten und Ketzereien ausspeit. Er beginnt mit einer Aufzählung aller Ketzer und Irrlehrer von Anbeginn an und eifert dabei insonderheit über den Wust und Greuel, den der Papst, der Antichrist, in der Kirche Christi gestiftet hat.[27]) Dabei stellt er ein eignes 'Tractätlein von des Papstes Kirchenteufel' in Aussicht, doch habe ich nicht ermitteln können, ob diese Schrift wirklich erschienen ist. Dann wieder lässt er bei den Werken des Hofteufels alle bösen Regenten des Alten Testaments und der Geschichte aufmarschiren und schildert endlich den Asmodi, den Haus- und Eheteufel, an Beispielen aus der h. Schrift, an Exempeln der Heiden und zuletzt an allerlei halb erbaulichen, halb gruseligen Histörchen aus der Gegenwart, in denen er uns ganz als Kind seiner Zeit, völlig verstrickt in den Aber- und Angstglauben an eine satanische Spukwelt, entgegentritt. Herb und eckig, nüchtern und poesielos, zwar erfüllt von starkem Bekennt-

[26]) Vgl. z. B. G. Loesche, Analecta Lutherana, Gotha 1892, S. 334.

[27]) Bl. Hiij[a]: 'Was schadens vnd verterbens der Kirchenteuffel auch durch den wust vnd greuel den Bapst den Antichrist im Reich vnd in der Kirchen Christi Nun fast bey die 900. Jar lang angerichtet vnd gestifftet hat, Wie er Christum aus seinem Tempel gestossen, vnd sich hinein gesetzet, wie er der Kirchen vnd der Braut Christi jre Schlüssel zum Himelreich diebischer vnd reubischer weise vom Gürtel vnd Leibe gerissen, vnd damit allen vbermut, gewalt vnd Tyranney wider Gott vnd die Engel im Himel vnd wieder die Weltlichen Monarchen, Herrn, Fürsten, Könige vnd Keyser auff Erden getrieben, vnd auch vnzelicher viel Seelen er wissentlichen in die Helle gefüret, ist hier nicht zu erzelen'.

nisseifer, aber ohne alle religiöse Wärme und Innigkeit — so erscheint uns der magdeburgische Geistliche in diesen Predigten, und so ist auch das Bild des Dramatikers, der in seiner biblischen Komödie just so polternd wie auf der Kanzel die Zuchtruthe schwang und auch hier seinen wuchtigen Kanzelstil nicht verleugnete.

Die 1. Könige 3 erzählte Geschichte von dem Urtheil Salomos war schon früher zweimal dramatisch gestaltet worden: einmal in einem mir unbekannt gebliebenen anonymen Strassburger Spiel[28]) und ein Jahrzehnt vor Erscheinen des Baumgartschen Dramas durch Hans Sachs.[29]) Die Komödie des Nürnberger Meisters zerfällt in fünf kurze Acte, die vom Ehrenhold mit einer Inhaltsangabe eingeleitet werden: neben der Weisheit des Königs werde man der 'finnantzer art vnd gebrauch' und zum Schluss den guten Schwank eines Schalksnarren sehen. Im ersten Act bittet Salomo Gott um ein weises Herz, worauf ihm Nathan die Gewährung dieser Bitte verkündigt. Im zweiten spottet der Hofmann Ahitophel über jene unkönigliche Bitte, die den Schreibern und Advocaten besser anstünde, wodurch er Nathan Anlass giebt, ihm unter Hinweis auf die Herrschertugenden Salomos in längerer Rede einen Regentenspiegel vorzuhalten. Im dritten Act spielt sich in knappster Form die Gerichtsscene ab. Die beiden streitenden Frauen, Thamar und Cleopatra, wollen dem Könige ihren Handel vortragen; Ahitophel jedoch will sie nicht vorlassen und bietet sich gegen Geldgeschenke zum Vermittler und Fürsprecher an. Der König aber kommt dazu und fällt nach kurzem Verhör das bekannte Urtheil. Mit dem vierten Acte nimmt die Handlung eine überraschende, auf das Gedicht von Salomon und Markolph zurückweisende Wendung. Die mit dem Urtheil unzufriedenen Räthe suchen

---

[28]) Ein schön new Spyl von dem rechten Vrthel so König Salomon zu Anfang seines Reiches über zwo Huren samt jhren Kindern gestellet hat, aus dem ersten Buch der Könige im dritten Capitel gezogen. Getruckt zu Strassburg bey Thiebold Berger am Weinmarck zum treübel. Vgl. Goedeke, Grundriss ² 2, 390.

[29]) 'Ein comedi, mit acht personen zu recidirn, juditium Salomonis'. (1551) Hans Sachs Werke, hg. v. A. v. Keller, 6, 112f.

durch Marcolphus dem jungen Könige einen allgemeinen Unwillen des Volkes vorzuspiegeln und jener stellt ihn, getreu seiner aus dem alten Roman bekannten Unhöflichkeit den Frauen gegenüber, darüber zur Rede, wie er so ohne weiteres den Aussagen von Weibern habe Glauben schenken können.

Weist das sprichwort? an frawen-weinen,
An hund-hincken auff dreyen beinen
Und darzu auch an kauffmans-schwern
Soll sich kein weiser man an-kern.

Salomo, über den 'Frauenschänder' empört, replicirt mit einem Lobe der Frauen, doch Marcolphus erwidert spöttisch, er wette, der König werde, noch ehe der Tag sich ende, die Frauen ebenso schmähen, wie er sie jetzt rühme. Er setzt denn auch sofort seine Intrige in Scene. Er steckt sich hinter die beiden Frauen Thamar und Cleopatra und hetzt sie auf, indem er ihnen vorredet, der König wolle eine Verordnung erlassen, wonach fortan jeder Mann sieben Weiber zu halten verpflichtet sei. Das sollten sie von Haus zu Haus ausschreien und sich beeilen gegen das bevorstehende Mandat Stimmung zu machen. Im fünften Act bricht der also geschürte Weiberaufstand aus; in hellen Haufen ziehen die Frauen vors Schloss und entsenden als ihre Sprecherinnen wieder jene beiden, die polternd und keifend gegen die angebliche Absicht des Königs protestiren. Da reisst diesem die Geduld, und wie er vordem das Lob der Frauen gesungen, so schilt er jetzt in heftiger Rede der Weiber List und Bosheit. Marcolphus triumphirt, dass er recht behalten; Salomo aber verweist ihn von seinem Hofe und schliesst mit einem nochmaligen Lobe der frommen Frauen und einem Preise des Ehestands. Endlich giebt der Ehrenhold in üblicher Weise die Nutzanwendung: ein Fürst soll Gott um Weisheit und Verstand bitten, nur fromme und gelehrte Leute zu seinen Räthen nehmen, die 'Finantzer, heuchler vnd schalcksnarren' aber von seinem Hofe fern halten.

Hat Baumgart diese Komödie gekannt, was jedoch schon aus chronologischen Gründen so gut wie ausgeschlossen ist, so war jedenfalls für sein Stück nicht viel

daraus zu entnehmen. Der eigentliche Gerichtshandel, der in allen späteren dramatischen Bearbeitungen den Mittelpunkt bildet, tritt bei Hans Sachs fast ganz zurück; die Charakteristik der schlechten Räthe und Juristen ist ganz skizzen- und schablonenhaft, und das Schwergewicht liegt auf der im Grunde recht kindlich erdachten und unbeholfen ausgeführten Intrige des Marcolphus, die mit dem eigentlichen Thema des Stücks nicht das mindeste zu schaffen hat. Indess ist, wie gesagt, eine Beeinflussung Baumgarts durch Hans Sachs überhaupt nicht anzunehmen, da, wie er im Vorwort seines 'Gerichts Salomonis' berichtet, die erste Niederschrift des Stücks schon in die Zeit seiner Naumburger Schulthätigkeit, also in die dreissiger Jahre fällt, während die Komödie des Hans Sachs erst 1551 entstanden ist. In Magdeburg hatte er dann auf Bitten des Rectors Siegfried Sack[30]) das Drama umgearbeitet und erweitert, damit es vor einem 'Erbarn Rath, meinen lieben Herrn, zu gewöhnlicher Zeit auffn Radhause, nach altem gebrauch der Schule' agirt werden könne. Er habe, fügt er hinzu, diese 'ehrliche und christliche' Bitte nicht abschlagen können und unbeschadet seiner sonstigen Studien etliche Stunden dazu verwandt, um 'gemeiner Jugent zu Nutz' diese 'Action und Zuchtspiegel' zu verfertigen.

Den Prolog spricht Moros, der Narr, mit dem später der Herold abwechselt, und die Einführung beider glaubte der Verfasser im Vorwort ausdrücklich rechtfertigen zu müssen. 'Das ich aber beide den Narren vnd Herolden hier mit ins Spiel gebracht, ist das die vrsach: Erstlich weil die Welt alle, so nur weidelichen liegen, triegen vnd Fuchsschwantzen können, für weise, gelerte vnd kluge, Die so die warheit aber reden, für Narren vnd Thoren helt. zum andern vnd das dennest, wie Nerrisch man die helt, sie gleichwol wie dieser Narr, die warheit reden, Iuxta illud Platinae. Pueris et Fatuis nonnihil Ingenij, Kinder und Narren reden die warheit. Der Herold wirt denen zum Schawspiegel eingefurt, die sich lieber von

[30]) Der 'mein sonderlicher Herr vnd guter freund nun lange zeit vnd viel jar gewesen vnd noch ist'.

Menschen Knechten ausschamphieren vnd hiepeln lassen, welchs sie auch müssen leiden, Do sie es von Gottes dienern nümmer mehr leiden wollen'. Und schon dieser Prolog ist in seiner breiten Redseligkeit für das ganze Stück kennzeichnend: die umständliche Vorrede wird uns darin noch einmal in Versen aufgetischt; wir erhalten überdies eine ausführliche Inhaltsangabe des Stücks und auch gleich einen Hinweis auf die später vom Herold auseinanderzusetzende moralische Nutzanwendung — das alles in dem gleichen monoton lehrhaften Stil, der nirgends über die nüchternste Prosa sich emporzuschwingen im Stande ist.

Das Stück selbst zerfällt in fünf, dem Umfange nach sehr ungleiche Acte und bringt nicht weniger als 52 Personen auf die Scene. Auch bedarf Baumgart eines erheblichen Aufwands an Zeit und Worten, ehe es ihm gelingt, die schwerfällige Handlung einigermassen in Fluss zu bringen. Der ganze erste Act ist schlechtweg überflüssig. Er recapitulirt den Inhalt von 1. Könige 1: Nathan fragt den altersschwachen David, ob es wahr sei, dass nach seinem Tode Adoney (Adonia) zum Könige in Israel bestimmt sei; David lässt Bathseba rufen, schwört ihr, dass nicht Adonia[31]), sondern ihr Sohn Salomo sein Nachfolger werden solle und beauftragt die Priester, diesen alsbald zum Könige zu salben. Der Auftrag wird sofort vollzogen, worauf ein Zwiegespräch zwischen David und Salomo den Act abschliesst. David ermahnt darin seinen Sohn zu Gottesfurcht und Gerechtigkeit, und dieser gelobt, die väterlichen Lehren treu zu befolgen.

Im zweiten Act erscheint dem jungen Könige Gott in eigener Person, mahnt ihn zum Vertrauen und verspricht ihm seine Hülfe, worauf Salomo, ganz ähnlich wie bei Hans Sachs[32]), sich an Gott im Gebet wendet:

---

[31]) David bekräftigt dieses Gelöbniss (I, 2) mit den Worten: 'Hat jm, hör ich, ein anhang macht, Der mit jm schlembt beid tag vnd nacht, Der jm zum Reiche helffen soll. Soll nicht geschen, wurd er auch toll. Lett sich bereit auch König heissn, Dafür sol jn der Teuffl bescheissn'.

[32]) Dieser lässt (6, 113) Salomo also beten: 'Das ist, Herr Gott, mein bitt allein, Du wölst geben dem knechte dein Ein gehorsam vnd

Gib mir das ich dein Recht vorstehe
Vnd deinem Volcke recht vorghe,
Leer du mein Hertz dein Rechte wol,
Wie mich im Grichte halten sol,
Thu mich deins rechts vnd grichts bescheiden,
Das böss vom gutn recht vnterscheiden,
Das ich mag wissen zu aller frist
In sachn was gutt vnd böse ist.

Gott verheisst ihm Erfüllung dieser Bitte, worauf Moros im Auftrage Salomos dem Publikum auseinandersetzen muss 'was diss Göttliche geschicht bedeut':

Wolan mein Herrn diss lernet heut,
Wie aus Kindern solln werden Leut,
Das sie zu erst Gottfürchtig sein,
Flehen vnd beten in Himel nein,
Wie jtzund dieser Jüngling than,
Drumb aus eim Kind wird balt ein Man.
All Obrigkeit auch hier sol lern,
Wie sie jr ampt sol rechte fürn,
Das sie nicht gbeten Junckern sein,
Sondern des HErren dienr allein.

Während Salomo ein Dankgebet spricht, erscheint Hauabena, eine der beiden Dirnen, um ihre Klage bei dem Könige vorzubringen. In ihrer Begleitung befindet sich Asmodi, der Haus- und Eheteufel, der die folgenden Vorgänge gleich dem Narren wiederholt durch Zwischenbemerkungen glossirt und die keifenden Frauen aneinander hetzt. Hauabena trägt dem Könige den Handel vor, worauf dieser die andere Mutter, Bendebera, herbeirufen lässt. Diese leugnet frech den ihr zur Last gelegten Kindestausch und ergeht sich in unfläthigen Schimpfereien, bis endlich Salomo, um den Fall zu überdenken, die streitenden Frauen bei Seite treten lässt und dadurch die wüste Zankscene zum Abschluss bringt.

Im dritten Act wird die eben begonnene Handlung durch eine erste Antithese[33]) jäh wieder unterbrochen.

weises hertz Mit sollichem verstand in-wertz, Das ich versthe das böss vnd gut, Auff das ich mit sinnreichem mut Dein gross vnzelig volck mög richten Vnd in dem vrtheil fehl mit nichten'.

[33]) 'Antithesis qua a corrupto et iniquo Judicio in curia habito, progreditur ad aequum et justum Judicium Salomonis.'

Aus dem Jerusalem des Königs Salomo kehrt der Dichter in die Heimat zurück; von dem Richterstuhl des weisen Israeliten führt er uns vor die Schranken eines deutschen Rathsgerichts. Dort steht eine arme Witwe, die ein Wucherer wegen einer rückständigen, noch von ihrem verstorbenen Manne herrührenden Schuld verklagt hat; sie dagegen wendet ein, dass durch die Wucherzinsen die Schuld längst getilgt sei und beschuldigt ihn ausserdem, ihr in frivoler Absicht nachgestellt zu haben. Den Richtern ist kein Zweifel, dass die Frau unschuldig, der Wucherer und Ehebrecher aber zu bestrafen sei und dementsprechend werden auch die Parteien beschieden. Da aber kommen dem einen Consul Bedenken, dass ihnen aus der Verurtheilung des Mannes allerlei Unannehmlichkeiten erwachsen könnten. Denn

— wenn wir solten all Wucherer,
Ehebrecher vnd Frawn schenderer
Straffen vnd den gebn jren lon,
Mustn wir gar viel zuthun hon.

Ein andrer meint: 'Wenn der nur vnsers Gschlechts nicht wer'; ein dritter: 'Sind vnser Schwagr, Ohm vnd Vetter', und diese Vetterschafts- und sonstigen Bedenken geben denn auch den Ausschlag. Die Parteien werden zurückgerufen; die Witwe wird an die Schöppen gewiesen, der Wucherer aber freigesprochen. Daran schliesst sich unmittelbar als zweite Antithese[34]) die Sitzung eines Schöppengerichts. Hier klagt der Advocat im Namen einer armen Witwe gegen einen Bauern, der sie durch allerlei Ränke um Haus und Hof bringen will. Der schlaue Bauer stellt sich anfangs dumm, schliesslich aber, als diese Taktik nicht verfängt, steckt er dem Schulzen Geld zu, worauf dieser ihm zuflüstert:

Düsch, düsch, schwey still, hab nu ein mut,
Dein sach sol nun wol werden gut.

Und der Schulze hält sein Versprechen. Zwar sind die Schöppen insgesammt über die Unrechtmässigkeit der

---

[34]) 'Altera Antithesis a coeco et corruptissimo Judicio: in Judiciali foro Scabinorum habito, ad illustrandum et iustissimum et sanctissimum Juditium Salomonis: desumpta'.

Forderungen des Bauern einig, aber gleichwohl beantragt der Schulze Hab und Gut der armen Witwe einzuziehen, und niemand von ihnen hat den Muth dem zu widersprechen. Allerdings sagt ihm einer der Schöppen auf den Kopf zu:

Herr Schultze, mir ein wort vorgündt,
Das ich mag sagen was mich dünckt:
Seid jr nicht mitm silbern Spies stochn,
Seid jr doch mitr silber Büchs schossn,
Das jr dem Bawern so beyfalt
Vnd thut der armen Widwe gwalt.
Wie sol dieweil das Mütterlein
Ernern jr kleine Kinderlein? —

doch antwortet dieser lediglich mit einem frivolen Scherze:

Es habn die Widwen vnd Waysen
Fur andre diese vortel zween:
Gott will der Widwen Vater sein,
Ein helffr der armen Wayselein,
Der threnen steign in Himel nein,
Wenn die in grösten nöten sein.
Auch wil ja Gott selber recht schaffn,
Wie können wirs denn besser machn?

Das Urtheil wird der armen Frau mitgetheilt, die verzweifelt ausruft:

Ach Gott der muss sich des erbarmn,
Das kein Recht mehr ist fur die armn!

Der Herold beschliesst den Act mit einem Lobe der gerechten und einer Klage über die bösen Richter.

Der vierte Act[35]) knüpft zwar den im zweiten abgerissenen Faden wieder an, doch hat auch er im wesentlichen nur die Aufgabe, jene im dritten Acte entworfenen Contrastbilder noch zu ergänzen und zu verstärken. Schilderte Baumgart dort ein Raths- und ein Schöppengericht, so giebt er hier die abschreckende Schilderung eines Hofgerichts. Diesem legt Salomo die Sache der beiden Frauen vor und fordert sein Urtheil — wie aber diese Herren zu einer Sitzung zusammen bringen? Ein Theil von ihnen ist

[35]) 'Initivm Epitaseos. A Tertia Antithesi partim ignaui partim remulenti et coeci iudicij Aulicorum Judicum, desumptum est ad illustrandum pium et Sanctum iudicium Regis Salomonis'.



auf der Jagd, andere bankettiren, so dass der Kanzler Josaphat bekümmert klagt:

Ach solt einr lieber hüten der schwein,
Denn er solt wünschen zu Hofe sein.

Endlich gelingt es, die Räthe zusammenzurufen, aber diese haben nur wenig Lust sich auf die Sache einzulassen. Wäre Geld dabei zu holen, so liesse sich wohl Rath finden, so aber mögen die Doctoren versuchen aus dem wunderlichen Fall klug zu werden. Trotz langem Hin und Her kommt die Verhandlung zu keinem Ergebniss, und so beschliessen sie endlich, die Entscheidung dem König anheimzustellen.

Zu Beginn des fünften Actes theilt der Kanzler dem Monarchen die Rathlosigkeit des Hofgerichts mit und überantwortet das Urtheil seiner Weisheit. Salomo bittet Gott um Erleuchtung und nun endlich nimmt das Gericht seinen Anfang.[36]) Noch einmal trägt er den Zuhörern in ermüdender Weitschweifigkeit den ganzen Handel vor, wobei er fortwährend durch das Zankduett der beiden Mütter unterbrochen wird. Dann lässt er den Henker kommen und giebt ihm den Auftrag das Kind zu theilen. Die verzweifelte Hauabena fällt dem Scharfrichter in den Arm und nach langem Hin- und Herreden gebietet endlich der König diesem Einhalt. An den 'mütterlichen Affecten'[37]) hat er die rechte Mutter erkannt und überliefert ihr das Kind, nicht ohne die Mahnung hinzuzufügen, künftig im Schlafe hübsch vorsichtig zu sein. Der zum Galgen verurtheilten Bendebera hält Asmodi eine derbe Strafpredigt, bis sie zerknirscht ihre Missethat eingesteht und die weiblichen Zuschauer ermahnt, sich an ihrem Schicksal ein Exempel zu nehmen.

---

[36]) Die scenische Anweisung lautet: 'Hier setzt sich Salomon in seinen stuel vnd helt Gericht'.

[37]) Salomo sagt, zu den Zuschauern gewendet: 'Hier sind die Müttrlichn affect all, Als wirs denn sehen allzumal. Hier finde ich hertz, mut vnd sinn, Ein Mutter hertz zu jrem Kind'. Bei Hans Sachs (6, 126) sagt der König: 'Die acta noch vor augen sindt. Ich erkent das mütterlich hertz An irem zitern, angst vnd schmertz. Auch entpferbt gar ir angesicht, Wolt das Kind lassen töden nicht' u. s. w.

Mit einer Danksagung der Mutter an Gott und den weisen Salomo schliesst die Gerichtsscene, nicht aber das Stück selbst, dem Baumgart noch zwei überflüssige Scenen hinzufügt, deren erste einen langathmigen Monolog des Königs Hiram enthält, worin dieser Salomos Weisheit preist, vom Tempelbau erzählt und schliesslich, obwohl 'ein Goy, der nicht gehört zur Synagoy' den Gott Salomos und Israels anbetet. In der Schlusscene endlich erscheint die Königin aus Arabien, um Salomo zu huldigen und ihn um Unterricht in der 'Gottseligkeit' zu bitten, worauf ihr dieser einen längeren Vortrag über die messianischen Verheissungen zum besten giebt.

Der Epilog ist ein Akrostichon, das den Namen des Verfassers erkennen lässt, und diesem folgen drei Allegorien in theologia, in politia und in oeconomia. Die beiden Weiber bedeuten das menschliche Geschlecht, das Kind unsere arme Seele, die Doctoren und Räthe die Menschenlehre; nur Christus allein schafft Gericht und Gerechtigkeit. Politisch betrachtet ist das Stück ein Regentenspiegel, ökonomisch ein Spiegel der Kinderzucht. Vor allem ergiebt sich daraus als Moral, dass die Mütter ihre Kinder im Schlaf nicht erdrücken sollen:

In sonderheit die Mutterlein,
Wenn die sein vol des biers vnd wein,
Vorgist gar manch jrn Seugeling,
Wenn sie turckeln ins Bett dahin.
Des morgends denn so es wird liecht
So hat die Muttr jr Kind erstickt.

Und wie viele Eltern tödten ihre Kinder zwar nicht am Leib, aber an der Seele! Das giebt dem Herold zu einer Strafpredigt[38]) über die Putzsucht, über Modethorheiten und das Schminken Anlass, worauf Moros mit einem Akrostichon ('Gots Wort Bleibt In Ewigkeit') das Stück abschliesst:

Ein junger hauff vnd junge knabn,
Junge Studenten das gespielt habn.

---

[38]) Darin citirt Baumgart das Sprichwort: 'Denn was Henschen vnd Grettlein lert, Das kan Hans, wenn er nu gross wert.'

Bittn, wolt also nemen vorlieb,
Taurn euch nicht lassen diese zeit.[39])

Die Schwerfälligkeit der Handlung springt schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe in die Augen. Die Technik ist kindlich unbeholfen; die Sprache redet theils in echt grobianischer Derbheit, theils in pedantischer Umständlichkeit; die fortwährenden Wiederholungen sind auf die Dauer unerträglich. Bezeichnend für die dramatische Hülflosigkeit des Verfassers ist schon der Umstand, dass er die Erzählung des Kindestausches nicht weniger als fünfmal in breitester Ausführlichkeit vortragen lässt: zunächst vom Prologus, dann (II, 5) durch Hauabena, ein drittes Mal (IV, 4) durch den Kanzler Josaphat und endlich zweimal durch Salomo (IV, 1 u. V, 2). Und nicht besser steht es um die Charakteristik. Salomo ist ein ewig salbadernder Schwätzer, der mit eitler Selbstgefälligkeit seine guten Vorsätze auskramt; ist seine Zunge einmal in Bewegung, so kommt sie so bald nicht wieder zum Stillstand. Ebenso farblos ist der ganze Hofstaat gerathen: viel Worte aber keine Physiognomien. Dagegen weiss sich Baumgart mit den Figuren aus dem Volke etwas besser abzufinden. Dass er, worüber Hans Sachs stillschweigend hinwegglitt, die beiden Mütter im Anschluss an den biblischen Bericht mit derbstem Naturalismus als Dirnen charakterisirte, darf bei seiner ganzen Persönlichkeit nicht wunder nehmen; doch ist immerhin die Art und Weise, wie er diese Eigenschaft ausbeutete, bei einem für Schüler berechneten Drama zum mindesten seltsam, selbst bei vollster Berücksichtigung der sprachlichen Gepflogenheiten, die in jenen grobianischen Zeitläuften gang und gäbe waren. Bendebera zankt und keift in Ausdrücken, die dem heutigen Empfinden im Munde junger Gymnasiasten ungeheuerlich dünken, und auch die rechte Mutter des Kindes ist in ihren Ausdrücken nicht weniger als zimperlich.[40]) Für den zügellosen Naturalismus der Sprache ist

---

[39]) Das letzte Wort hat ein Knabe: 'Wir gehn dahin in Gottes Namn, der HERR sey mit euch allen, Amn. Laus Deo Sempiterna.'

[40]) Ein paar Proben wenigstens möchte ich zur Kennzeichnung der Sprache in diesen Scenen hier mittheilen. II, 6 heisst es: 'Ben-

insonderheit die Henkersscene (V, 3) charakteristisch; die Mutter apostrophirt ihr Söhnchen:

Ach gibst mir noch ein lechelein,
Du seuberliches Bildelein.
Ach du mein liebes Sönelein,
Du kenst mich trawn dein Mumelein.
Ach greiffst darzu im bosem nein,
Nach deinem süssen zitzelein.
Ach wie gern sogst der Mutter zitz,
Ach saug noch eins zu guter letz.
Nim hin den zitz in deinen mundt,
Und drinck nun Sanct Johannes drunck —

worauf der Henker das Kind mit den Worten ergreift:

Darauff kom her du junger gast,
Haw dich entzwey nun das es patzscht.

Und die gleiche Derbheit kommt in den Antithesen zum Ausdrucke. Wie (III, 1) die arme Witwe mit dem Wucherer umspringt, das ist ganz in der Manier jener beiden Dirnen, und vollends ist in der Scene vor dem Schöppengericht (III, 4 u. 5) die Sprache von ausgesuchter Roheit und Deutlichkeit.[41]) Immerhin aber erkennt man gerade hier, dass der Verfasser nur in diesen niedrigsten Regionen sich wohl fühlte und dass es ihm für die Beobachtung und Schilderung derb volksthümlicher Scenen und Figuren keineswegs an Begabung mangelte. In dem feilen und brutalen Schulzen, vor allem aber in der komischen Figur des nur um seine Eier besorgten, schlauen, aber den Dummkopf spielenden Bauern stecken wirklich die Ansätze lebensvoller Charakteristik, nur dass leider die

---

debera: Du leugst, du ausgeschutner sack. Hauabena: Wer nicht Hurn in seim gschlechte hab, Der wüsch den reim zu Nürnberg ab. Ich halt, solst all dein Mennr nenn, Du würst das hundert teil kaum kenn. Du bist so wol ein Hur als ich, Die du mich heist, die halt ich dich.' V, 4 sagt Moros zu Bendebera: 'Die Katze lest jr mausen nicht, So lassn die Hurn jr dücke nicht', und sie versteigt sich in derselben rohen Scene zu dem Ausruf: 'Ich acht ein kind gleich wie ein hund, Weil ich eins töd das ander kümpt'.

[41]) Der Bauer wehklagt (III, 4): 'Awe wie wirt nu mir arm Man Mein Fraw mir vmb den hindern ghan. Ach wie wirt sie mir mein hindern Mit Ruten hawn vnd zu kintern'.

Wirkung dieser Scenen durch die ungeschlachten Übertreibungen beeinträchtigt wird.

Mit des Hans Sachs Judicium Salomonis hat, wie man sieht, unsere Komödie so gut wie gar keine Berührungspunkte; viel näher steht ihr inhaltlich eine spätere dramatische Bearbeitung des gleichen Stoffes durch den Weissenburger Schulmeister Christian Zyrl, dessen 'Urtheil Salomons'[42]) am 15. August 1587 vor einer ehrsamen Bürgerschaft zu Weissenburg gespielt und 1592 bei Jost Martin in Strassburg gedruckt worden ist. Bei Hans Sachs mündet das Stück in einen von dem eigentlichen Thema völlig unabhängigen Schwank aus, während Zyrl gerade so wie Baumgart vor allem bestrebt ist, die Weisheit des Königs in das hellste Licht zu setzen. Der magdeburgische Geistliche suchte dies durch die Contrastscenen zu erreichen; Zyrl, indem er das in der Bibel überlieferte Urtheil Salomos noch durch acht weitere Urtheile ergänzte, denen zum Theil auch anderwärts erzählte spitzfindige Rechtsfälle zu Grunde liegen. Sein Stück ist dadurch noch complicirter und verworrener geworden als das Baumgarts, zumal er sich des Kunstgriffs bedient die einzelnen Processe in einander zu schachteln; sie werden, nachdem der Fall vorgetragen worden ist, abgebrochen, um für die Herbeischaffung des Beweismittels Zeit zu gewinnen, während mittlerweile ein andrer Streitfall geschlichtet wird. Dieses Bestreben, die Weisheit des jungen Königs möglichst eindrucksvoll herauszuarbeiten, lag natürlich bei dem Thema nahe, und es ist interessant zu sehen, wie die beiden Dramatiker auf völlig verschiedenen Wegen dieses Ziel zu erreichen suchten. Hier geht Zyrl durchaus selbständig zu Werke; dagegen zeigt seine Gestaltung des eigentlichen Gerichts Salomos mancherlei beachtenswerthe Berührungspunkte mit der seines Vorgängers, so dass er dessen Stück vermuthlich gekannt haben wird, falls nicht etwa beiden

---

[42]) Vrteil Salomons, | Ein new Schön | vnd liebliche Comedia | ... Durch | Christianum Zyrln, zu Weissenburg | ... Strassburg, bey Jost Martin | MDXCII. — Über dieses Drama vgl. Th. Odinga in der Vierteljahrschrift für Litt.-Geschichte 2, 228 ff.



eine gemeinsame, bisher noch nicht ermittelte Quelle zu Grunde liegt. Auch Zyrl lässt seine Komödie durch den Narren eröffnen, der sich im Prolog ganz ähnlich wie Baumgarts Moros auslässt; auch er füllt den ganzen ersten Act mit der Vorgeschichte aus; er charakterisirt die beiden Dirnen — sie heissen bei ihm Bilcha und Fura — ganz in der Weise Baumgarts. Die Ansprache der Bilcha an ihren todten Sohn:

Was ist dir liebes Kindle,
Das so kalt ist dein Mündle,
Komm her, mein liebes Schätzle,
Dein Düttle se vnd schmätzle —

erinnert stark an die mütterlichen Zärtlichkeiten der Hauabena, und auch die Zankduette der beiden Frauen sind nicht ohne Anklänge an die wüsten Scenen des Magdeburger Dramatikers. Auffallend ist besonders hier wie dort die gelehrte theologische Disputation zwischen Salomo und der Königin aus Arabien: Zyrls Sybilla lässt sich von dem weisen Herrscher über die Eigenschaften Gottes und den Lauf der Himmelsgestirne unterrichten und geräth schliesslich mit ihm in eine Unterhaltung über die Verdienstlichkeit der guten Werke und die Erlösung, wobei Salomo als bibelfester Lutheraner die katholischen Anschauungen der arabischen Königin siegreich zu widerlegen weiss.

Das Interessanteste in Baumgarts Komödie sind ohne Frage jene Contrastscenen, in denen er in breiter Ausführlichkeit das ungerechte Gericht schilderte und damit einer allgemein verbreiteten Stimmung Ausdruck gab, die der zeitgenössischen Rechtspflege nichts weniger als günstig war. Durch das ganze 16. Jahrhundert hindurch ziehen sich die Klagen über das fremde Recht, über die Process- und Profitwuth der Advocaten, über die Schwerfälligkeit des Verfahrens. Und diese Klagen waren nur zu berechtigt. 'Der leere Formalismus', so bemerkt der Biograph des Zasius[43]), 'der haarspaltende Scharfsinn, die Kunst der unendlichen Definitionen, Limitationen und Ampliationen,

[43]) R. Stintzing, U. Zasius, Basel 1857, S. 74.

deren Besitz den damaligen Gelehrten erst das Meisterrecht gab: alle diese Fertigkeiten bildeten auch in der Jurisprudenz die herrschende Virtuosität. Unter diesem Treiben konnte von einem correcten und tieferen Verständniss des römischen Rechts nicht mehr die Rede sein.' Dazu kam die geringe Zahl der wissenschaftlich gebildeten Doctoren des Rechts und der höchst mangelhafte Zustand der juristischen Bildung auf den Hochschulen, so dass der Verkehr mit dem Volke im wesentlichen in den Händen von nicht juristisch gebildeten Richtern lag, durch deren Unwissenheit, wie Melanchthon klagte, es ermöglicht wurde, dass die Advocaten und Winkelconsulenten die Processe gewinnsüchtig in die Länge zogen, aus einem Process immer neue herausspannen, die Clienten plünderten und mit den Richtern ihr Spiel trieben.[44]) Schon um die Wende des Jahrhunderts hören wir daher aus der volksthümlichen Litteratur im reichen Masse Spott und Klagen über die unwissenden Juristen und die rabulistischen Anwälte. Sebastian Brant warnte im Narrenschiff (71, 17 f.) vor den Advocaten:

Die künnent dan die sach wol breiten
Vnd ir garn noch dem wildbrät spreiten
Das uss ein sächle wurt ein sach
Vnd uss ein rünsli werd ein bach —

und noch derber zog der weltkundige Franziskaner Thomas Murner in der Schelmenzunft und der Narrenbeschwörung über die Rechtsverdreher los, denen er ebenso wie Brant vorwarf, dass sie es trefflich verstünden aus einem Sächlein eine Sache, aus einem Bächlein einen Bach zu machen. Ergötzlich schilderte er die geistlose Praxis jener Juristen, die wohl grosse Bücher aber nur einen kleinen Verstand hätten:

Kein warheit will ich daran sparen,
Grosse biecher, grosse narren,
Ist der text schon recht vnd frum,
So ist die gloss ein schalk darum,
Den text sie alzeit töufen bass,
Das nie des textes meinung was[45]) —

---

[44]) K. Köhler, Luther und die Juristen, Gotha 1873, S. 57.

[45]) Narrenbeschwörung 29, 34. Vgl. W. Kawerau, Th. Murner und die Kirche des Mittelalters, Halle 1890, S. 13.

und höhnte immer wieder über das Juristenvolk, diese 'seltsamen Christen', die das Recht so spitzig zu biegen wüssten. Auch Eberlin von Günzburg eiferte im 'Ersten Bundesgenossen' gegen die 'Schreiber und Finanzer' und forderte, dass der Processwuth der Advocaten Einhalt gethan und dem Verschleppen der Rechtshändel gewehrt werde. Bei Hutten und Sickingen hören wir die gleichen Forderungen; ja die aufständischen Bauern zu Heilbronn verlangten sogar ganz direct die Abschaffung des römischen Rechts, damit der arme Mann nicht geradezu rechtlos sei.[46]) Vollends fand diese Volksstimmung wider das römische Recht in Luther ihren Dolmetscher, der bei seiner ethisch-patriarchalischen Auffassung von der Stellung der Obrigkeit dem starren Rechtsformalismus in innerster Seele widerstrebte, wobei er freilich bisweilen zu einer bedenklichen Geringachtung der festen Rechtsformen überhaupt verleitet wurde. Seine wenig glimpflichen Äusserungen über Stand und Beruf der Juristen sind bekannt genug.[47]) Wiederholt citirte er das 'alte Sprichwort: ein Jurist ein böser Christ', wobei er dann wohl ausdrücklich hinzufügte, dass es wahr sei; er äusserte: 'ein Jurist, der nicht mehr denn ein Jurist ist, ist ein arm Ding'; oder: 'Theologus muss ein frommer Mann sein, ein Jurist kann wohl ein Schalk sein'. Immer wieder reagirte sein ehrliches deutsches Gewissen gegen die Finessen und Spitzfindigkeiten des fremdländischen Rechts; immer wieder betonte er gegenüber dem römischen Formalismus die inhaltlichen Forderungen wahrer Sittlichkeit, wobei er allerdings, wie Köhler (S. 76) mit Recht bemerkt, der einseitigen juristischen Äusserlichkeit eine nicht minder einseitige Innerlichkeit entgegensetzte. Manche seiner unwirschen Äusserungen mögen rein zufälligen gereizten Stimmungen entsprungen sein: im ganzen jedoch bezeugen sie zweifellos einen principiellen Gegensatz gegen die herrschende Rechtsauffassung, einen Gegensatz, der sich im weiteren Verlauf des 16. Jahrhunderts nicht nur nicht minderte, sondern immer noch verschärfte.

[46]) Köhler a. a. O. S. 52f.

[47]) Man vgl. beispielsweise bei G. Loesche, Analecta Lutherana, Gotha 1892, S. 244. 356 und 392.

In der volksthümlichen Litteratur fand diese Opposition einen immer lebhafteren Ausdruck. In Predigt und Satire, in Lied und Drama äusserte sich der Zorn oder Hohn über die geldgierigen Advocaten, über den Schneckengang der Processe, über die Unsummen, die sie verschlangen, über die unbegreiflichen Widersprüche zwischen dem formalen und dem lebendigen Recht. Eine eigene Dramengruppe, die Susannadramen, in denen die Gerichtsscenen mit besondrer Vorliebe behandelt wurden, sind in diesem Sinne Tendenzdramen, in denen der damaligen Rechtspflege die Rettung der unschuldig verurtheilten Susanna durch den jungen Daniel als warnender Spiegel vorgehalten wird. Paul Rebhun stellt in dem den zweiten Act seiner Susanna (1535)[48]) abschliessenden Chorliede das ungerechte Gericht geradezu als der 'Welt Lauf' dar: Gewalt behält alle Zeit das Recht, der Reiche wird begünstigt, der Arme um sein Recht betrogen:

Wer nicht hat gut und hab,
Muss allzeit sein schabab . . .[49])
Freundschafft vnd gross geschlecht
Macht vieln yhr sach gerecht,
Ist einr ein schlechter man,
Offt muss er vnrecht han.
Widwen vnd arme kindt
Allnthalbn verlassen sind . . .

Charakteristisch für die allgemeine Anschauung ist insonderheit ein Gespräch des Hans Sachs: 'Die verblendet Gerechtigkeyt vor dem gericht betreffend' (1539).[50]) Der Dichter ist hart bekümmert wegen eines anhängigen Gerichtshandels:

Wiewol ich hat eine gute sach,
Doch wolts mit nichte gehn hernach,
Weil procurator vnd juristen

---

[48]) Neudruck von H. Palm, Litt. Verein 49, 29.

[49]) Ähnlich heisst's in dem Gedicht Der Newen Welt Gattung Schlag vnd eygenschafft 1539 (bei Weller, Dichtungen des 16. Jahrhunderts, Litt. Verein 119, 116): 'Die Welt ist nun also gethan: Wer triegen, liegen, schmeichlen kan, Der bringt gut ehr vnd lob darvon, Sunst gilt hie nichts in dieser welt, Dan hohe tittel vnd vil gelt. ... Wer jetz nit triegen, liegen kan, Vnd sich nit wil bereden lan, Gantz von der welt ist er schabab, Kein frid der hat biss in das grab'.

[50]) Hans Sachs, hg. von A. v. Keller 7, 248 f.

Machten mit iren schwinden listen
Der auffschüb vnd ausszüg so vil
Wider vernunfft, recht vol vnbil.
Des hieng ich im handelt verwirret,
Gleich wie in eim labrint verirret.

Im Traum erscheint ihm Frau Gerechtigkeit, umgeben von Lüge, Schmeichelei und Arglist, die einen so dicken Nebel um sich verbreiteten, dass die Gerechtigkeit weder ihn noch die Frau Wahrheit erkennen konnte. Die Wahrheit erläutert ihm das Traumbild:

Grechtigkeit hat kein gwalt nit mehr,
Lüg, List vnd trug sie blenden sehr,
Das sie mich Warheit nimmer kent.

Der Gerechte unterliegt, der Ungerechte siegt; darum ist das beste ein Vertrag in Güte, wenn er auch Schaden bringt. Und Hans Sachs schliesst:

Des tages liess mein recht ich fallen,
Güttlich vertrug ich mich mit allen
Vnd nam mir für, in all meim leben
In kein recht nimmer-mehr zu geben.

Auch aus Baumgarts nächster Nähe ist an ähnlichen Klagen kein Mangel. Mit schneidender Schärfe sprach sich sein Gönner Siegfried Sack, der erste evangelische Domprediger in Magdeburg, auf der Kanzel über die Rechtspflege seiner Zeit aus:

Wann gleich mancher eine gute sachen hat, so kan er doch keine audientz erlangen, vnd sonderlich arme Witwen vnd Weysen: wer viel Gelds oder gross ansehen hat, der streicht für . . . Wer eine Handuol gunst hat, der kümpt weiter, als wann ein Armer einen Wispel voll Rechts hette, so hat das Recht eine Wechserne Nasen vnd wird offtmals dahin gebeuget, dahin es nicht gehöret.[51])

Das gleiche Sprichwort wiederholte später der Pastor zu Osterweddingen Johann Sommer[52]), der es mit den Ländern hielt,

da Ius vnd Iuris-Consulti, die grossen zancksüchtigen Streitköpffe mit jren Legibus nit einer Bonen wert gehalten, sondern kal

[51]) Erklerung Vber die Sontags Euangelia . . Durch Siegfridum Saccum. Gedruckt zu Magdeburg MDXCV. Bl. 41.

[52]) Vgl. Vierteljahrsschrift für Litt.-Geschichte 5, 196.

vnd schal abgewiesen werden, weil es die Erfahrung giebt, dass das Recht eine Wechserne Nase hat, die man drehen kan wie man wil, vnd eine rechte Zauberruthe ist, da man den Leuten das Geld auss den Beuteln zaubert vnd vmb Hauss vnd Hoff, Haab vnd Gut bringet . . . Dannenhero jener fürtreffliche Advocat Johan Fischart seine Zunfftgesellen nicht vnbillich Schadvocaten nennet . . . Ist der Advocat listig vnd wacker, so darff er seinen Clienten wol bringen vmb seinen Acker.

An andrer Stelle wiederum schrieb er:

Die Advocaten sind Schadvocaten,
Die nur jmmer zu Rechten rathen,
Damit verwirren sie die Welt
Vnd füllen jhren Sack mit Gelt —

und kam nach einer ausführlichen Darlegung des Processganges geradeso wie Hans Sachs zu dem Schluss, dass ein magerer Vergleich in Güte besser sei als ein feister mit Recht. Auch er wiederholte das alte Sprichwort: Juristen, böse Christen, da sie fromm seien wie Reineke Fuchs und erklärte, das Recht bestehe lediglich darin, die Reichen arm und die Fröhlichen betrübt zu machen. Gleichzeitig mit diesem lutherischen Landpastor in der Nähe Magdeburgs schrieb in München der Secretär des Herzogs Maximilian von Bayern, Ägidius Albertinus, ein eigenes Kapitel über den 'Geiz und die Eigennützigkeit der Advocaten',[53]) deren Amt zwar löblich und nothwendig sei, die aber durch ihren Geiz Gerechtigkeit und Wahrheit mehr hinderten, als beförderten.

Es sey ein Handel oder Sachen so schlim, krump, laam, faul, krätzig vnd schäbig, wie er jmmer wölle, vnd es sey die Partey so gar heiloss wie sie wölle, so findt sie doch einen Aduocaten, der sich vmb sie annimbt vnd jhr dienet: Ihre Zungen leyhen sie einem jeden schlimmen Kerl, der jhnen nur Gelt gibt, thuen nichts anders, als Zungen treschen, Federn spitzen vnd mit jhrer hitz vnd witz die Leut an einander hetzen vnd sogar bissweilen die Richter vnd Commissarien stumpfiren vnd angreiffen: Können derowegen mit gutem Fueg sprechen: Legem ergo destruimus: Wann der Teufel kranck ist, schmeckt jhm nichts besser, als ein Pasteten von Zungen der bösen Prokuratoren vnd Aduocaten, Hergegen ist die Zung der frommen vnd gewissenhafften Aduocaten ein Speiss der Engeln.

[53]) In der Schrift 'Lucifers Kōnigreich' 1616. Neudruck von R. v. Liliencron, Stuttgart 1883, S. 149.

Immerhin beweist diese Übereinstimmung das allgemein verbreitete Gefühl der Rechtsunsicherheit und die festgewurzelte Unpopularität des Juristenstandes, zu dem sich der Volksgeist instinctiv in einem Gegensatz wusste, den alle Anerkennung der geschichtlichen Nothwendigkeit der Reception des römischen Rechts nicht überbrücken konnte.

Aus solchen Stimmungen und aus diesen litterarischen Traditionen erklärt sich die Ausführlichkeit der drei Antithesen, in denen unser Dramatiker das Raths-, Schöffen- und Hofgericht constituirte, um durch drastische Schilderungen der zeitgenössischen Rechtspflege die Weisheit Salomos in ein um so helleres Licht zu setzen. Die Vorrede bringt natürlich für diese Abschnitte eine besondere Rechtfertigung. Mit citatenreicher Geschwätzigkeit singt hier Baumgart ein Lob der Justiz und verwahrt sich ausdrücklich gegen den Verdacht, als ob er jene Gerichte verwerfen wolle. Nur den Missbrauch wolle er strafen, da leider die Ungerechtigkeit überhand genommen habe. Ebenso muss am Schluss der zweiten Antithese (III, 6) der Herold alle Obrigkeiten und unter den gerechten Richtern insonderheit den magdeburgischen Schöppenstuhl preisen, den ungerechten Richtern aber die Gewissen schärfen:

Darumb sey gewarnt all Obrigkeit,
Thu recht vnd halt Gerechtigkeit,
Das wirt die Göttlich maiestet
Vorgelten dort in ewigkeit.

In den Schilderungen selbst jedoch ist auch Baumgart nicht minder derb und grimmig als die Murner und Sack, die Sommer und Albertinus. Der Licentiat im Hofgericht gebraucht das Sprichwort: man muss den Mantel nach dem Winde hängen; Freundschaften und Vetterschaften entscheiden über Recht und Unrecht; alle Richter sind bestechlich und der Advocaten Losung heisst: 'Wenngleich das Recht all grade hett, Kans doch krum werden wen mans redt'. Nachdem (III, 4) der Bauer dem Schulzen das Geld zugesteckt hat, weiss der Narr sofort wie die Sache ausgehen wird, denn Geld vollbringt das Wunder, das Schwarze weiss und krumm gerade zu machen. Es ist

nur ein Widerhall der Klage Rebhuns, wenn Baumgart den Herold (IV, 2) sagen lässt:

Ach das machstu vorfluchtes geld,
Das man wiedr Gotts noch Köngs bot helt,
Widwen vnd waysen acht man nicht,
Wo leut kranck sein an der gelt gicht —

und es deckt sich völlig mit den zornigen Ausfällen Siegfried Sacks, wenn an andrer Stelle (IV, 7) der Narr spricht:

Kömpts daher das arm Widwe Weib,
Arm Waysen vnd viel frommer Leut:
Gar offte kommen vmb jr Recht
Darumb, das jn an gelt gebrech,
Drumb man den fur Gerichtes benck
Ach offt so gar kein Recht erkent.
Kontens abr Rothe pilcken giessen,
Vnd mit den Silbern Pfeilen Schiessen,
So bhielt wol mancher man sein Recht,
Das dem armen wirt offt vorsecht.
Abr wie Gott draut als die Schrifft sagt,
So wirt der Teuffl bald werden Abt.

Zwar verbitten sich die Räthe solche Anzüglichkeiten, aber der Narr lässt sich durch das Schreibervolk nicht einschüchtern:

Mus doch das sprichwort bleiben lan,
Das kinder vnd narrn die warheit sagn.

Diese Gerichtsscenen sind nicht nur culturgeschichtlich von besonderm Interesse, sondern sie sind auch dramatisch das Gelungenste in dem Stück und bekunden, in einzelnen Partien wenigstens, eine sonst nicht wahrnehmbare Frische und Lebendigkeit. Denn hier konnte der Geistliche concrete Bilder der Wirklichkeit zeichnen; hier bot ihm die volksthümliche Litteratur Ton und Farbe; hier ersetzte er die trivial-salbungsvolle Geschwätzigkeit durch derben Humor, die gespreizten Phraseure durch ein paar ausdrucksvolle Figuren aus dem Volke. Allerdings kommt auch hier seine unbeholfene Kunst nicht über Ansätze hinaus, doch sind immerhin diese Scenen im Vergleich mit den öden Redereien der übrigen leidlich kräftig und eindrucksvoll.

Das ganze Schauspiel Baumgarts aber ist für die Kenntniss der biblischen Schuldramatik im Zeitalter der Reformation überhaupt höchst lehrreich und beachtenswerth. Fast jedes Gymnasium hatte damals seine eigene Theatergeschichte, und für das Magdeburger altstädtische Gymnasium ist gerade dieses Stück eine charakteristische Urkunde. Nach Inhalt und Form kann man es für den Durchschnitt jener Schuldramen in gewissem Sinne als typisch bezeichnen: es schöpft aus dem populären Stoff der Bibel und verfolgt mit allem Nachdruck eine religiöse und sittliche Tendenz; auch die übliche polemische Tendenz wider das Papstthum[54]) ist natürlich nicht vergessen. Es ist, wie die ganze Gattung zumeist, personenreich und von epischer Breite; die gehäuften Argumente geben die Moral des Dargestellten mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit, so dass der Phantasie der Zuschauer nicht der mindeste Spielraum bleibt. Und trotz Luthers Verwahrung gegen alle possenhaften Elemente tummelt sich dennoch der Narr auch in diesem biblischen Spiel, und selbst der Teufel fehlt nicht, um in eigner Person die Intrige einzufädeln. Vor allem jedoch ist unser Stück ein lehrreiches Beispiel dafür, was alles derzeit in diesen Schuldramen gewagt werden konnte, d. h. wie weit die Grenze für das sittlich Zulässige gezogen war. Man muss es sich immer wieder klar machen, dass der Verfasser aller dieser, zum Theil ungeheuerlichen Scenen ein Geistlicher und ehemaliger Conrector war, dass 'junge Knaben' die beiden Dirnen darstellten, dass es Schüler waren, die sich in solcher Maske die unfläthigsten Redensarten an den Kopf warfen. Diese Roheiten dem magdeburgischen Geistlichen persönlich zur Last zu legen, wäre unbillig, denn die Thatsache, dass das unter dem Beifall des Dompredigers Sack entstandene Stück ohne Anstoss zu erregen vor dem Rath und der Bürgerschaft von jungen Gymnasiasten aufgeführt worden ist, und dass es dann der Verfasser harmlos in den Druck gab —

[54]) Als V, 7 Asmodeus sich anschickt, die Seele der Bendebera in die Hölle zu führen, jammert diese: 'Ach geweiht Saltz, geweiht Wasser her!', worauf der Teufel spottet: 'Auch Flegelsmarck vnd Muckenschmer, Wilstu so nim auch wagen Theer' u. s. w.

diese Thatsache beweist doch nur, dass man eben derzeit diese Roheiten nicht als solche empfand und dass damals durchaus für anständig und ehrbar galt, was heute selbst die 'rohesten Truppen' nicht mehr wagen würden.[55]) Janssens sittliche Entrüstung gerade über unser Stück[56]) ist daher etwas verwunderlich, denn bei seiner ausgedehnten Kenntniss selbst der tiefsten Niederungen der volksthümlichen Litteratur im 16. Jahrhundert konnten ihm die Derbheiten in Baumgarts Sprache doch unmöglich neu und überraschend sein. Ja, selbst die Kanzelsprache machte davon im allgemeinen, sowohl in der evangelischen wie in der katholischen Kirche, keine Ausnahme, vielmehr ist bekannt genug, mit welcher Offenheit und Deutlichkeit auch hier alle in das Gebiet des sechsten Gebots einschlagenden Dinge behandelt wurden. Baumgart ist eben auch darin ganz ein Kind seiner Zeit, den mit dem Masstabe unserer sittlichen Anschauungen zu messen thöricht wäre. Dass er weiter ging als viele der übrigen Dramatiker liegt auf der Hand; das entsprach seiner ganzen derben, grobdrähtigen Persönlichkeit und seinen sittlichen Takt geben wir ohne weiteres preis; aber diese Taktlosigkeit schlechtweg zur Unsittlichkeit zu stempeln ist ungeschichtlich und darum ungerecht. Er war als Dramatiker nur ein Stümper, aber er geizte auch nicht nach künstlerischen Lorbeeren, sondern wollte auch hier nur predigen und erziehen. Und wie der Pastor auf der Kanzel und im Katechismusunterricht ohne Scheu jedes Ding beim richtigen Namen nannte, so auch der Komödienschreiber, der eben auch hier den für die reine Lehre eifernden Prediger und den Moral einbläuenden Schulmeister nicht verleugnete.

Magdeburg. Waldemar Kawerau.

---

[55]) Vgl. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung[5] 3, 121.

[56]) Geschichte des deutschen Volkes 6, 273.

G. K. Pfeffels erste dramatische Versuche.

'Pfeffels poetische Laufbahn beginnt mit einigen dramatischen Versuchen, welche heute zum Theil ganz verschollen sind und auch langjährigen Suchern nicht zugänglich waren. Der erste derselben: 'Der Schatz, ein Schäferspiel' soll 1761 in Frankfurt erschienen sein und sich durch den Mangel jeder Frauenrolle ausgezeichnet haben.[1]) Dem zweiten: 'Der Einsiedler, ein Trauerspiel' in einem Act und in Versen, wird eine sentimentale, überschwengliche, oft an Gessners Idyllen erinnernde Sprache nachgerühmt. Über ein drittes, im Jahre 1763 zu Strassburg erschienenes Schauspiel: 'Philemon und Baucis' fehlen uns weitere Nachrichten ganz'. Als ich diese Bemerkungen J. Minors in der Einleitung zur Auswahl aus G. K. Pfeffels Werken in Kürschners deutscher National-Litteratur las, fühlte ich mich veranlasst, den ersten dramatischen Arbeiten meines Urgrossoheims näher nachzuspüren, und wenn ich erst heute zu einer Veröffentlichung meines Fundes schreite, so hat dies darin seinen Grund, dass ich immer hoffte, noch anderes Material über unsern Gegenstand ausfindig machen zu können. Namentlich dachte ich das im Besitz meines Urgrossoheims gewesene Exemplar des Schatzes mit Randbemerkungen von Gellerts Hand noch irgendwo aufzutreiben. Allein der Brand des Schlosses Vizille, dem ja das ganze von Friederike Pfeffel, der ältesten Tochter des Dichters, begründete Pfeffel-Archiv zum Opfer fiel, scheint auch mit den von mir gesuchten Documenten und Büchern gründlich aufgeräumt zu haben. So folge denn hier wenigstens dasjenige, was ich vor mehreren Jahren in Bezug auf unser Thema aus den Originalbriefen Pfeffels ausgezogen habe, die in dem rühmlich bekannten litterarischen Nachlass des badischen Prinzenerziehers Friedrich Dominicus Ring sich befinden.

---

[1]) Hierzu sei berichtigend bemerkt, dass unter den Personen von Pfeffels Schäferspiel Der Schatz Margaris, eine junge Schäferin, und Myrtha, ihre Mutter, vorkommen.



Der Aufschwung, den während der 1750er Jahre in Deutschland gerade das Drama unter den poetischen Gattungen zu nehmen begann, und die Vorliebe, welche in einer tonangebenden Dichterschule damals immer noch für biblische Stoffe herrschte, führten Pfeffel dazu, ehe er in der kleinen poetischen Erzählung das eigentliche Gebiet seines dichterischen Könnens entdeckt hatte, es mit der dramatischen Dichtkunst und zwar zunächst mit einem biblischen Schauspiel zu versuchen. Er schrieb den 28. April 1760 an Hofrath Ring in Karlsruhe:

Wissen Sie, was ich einst lange in meinem projectenvollen Kopfe herumgetragen habe? Einen Henoch. Die Geschichte dieses heiligen Mannes hat für ein Gedichte wenige ihres gleichen. Erdichtung, Episoden, Bilder und überhaupt die ganze Majestät der Poesie lässt sich hineinbringen, und eben darum habe ich mir bey kalter Überlegung ein Gewissen gemacht, einen so vortrefflichen Gegenstand durch meinen Lehrjungenpinsel zu verunstalten. Allein ich habe mich oft verwundert, dass Bodmer, Wieland oder Gessner, welche demselben gewiss gewachsen sind und so viel Glück in ihren Erfindungen haben, sich noch nicht daran gewagt. Vielleicht geschieht es noch?

So blieb der Henoch ein Project Pfeffels; das erste Theaterstück aber, das unser elsässischer Dichter zu schreiben unternahm, war der 'Einsiedler'. Er berichtet darüber an Ring in dem bereits oben angezogenen Briefe vom 28. April 1760:

Ich habe vor etwa zwey Jahren ein kleines Schauspiel entworfen und bis auf ein paar Scenen in eine noch vieler Verbesserung fähige Prosa gebracht. Dann versuchte ich es mit einer Scene in unregelsylbigten gereimten Versen, und weil ich nicht nach meinem Kopfe damit fortkam, so goss ich es noch einmal um und machte es in zehnsylbigte Zeilen, wie Schlegels Sophonisba, nur dass ich mit den männlichen und weiblichen Endungen paarweise abwechselte. Seitdem habe ich mich zum andern Mal zur Prosa entschlossen. Als ich aber dem Vetter Grynäus die zwo ersten Scenen im englischen Versmasse zeigte, so munterte er mich auf, das Stück auf diese Art fortzusetzen. Es liegt aber in diesem embryonischen Zustande noch immer in meinem Pulte. Ich möchte es von Herzen gern fortsetzen und habe mir auch vorgenommen, mich noch einmal daran zu wagen. Vielleicht schicke ich Ihnen einmal den Grundriss davon.

Ferner theilt der Dichter seinem litterarischen Freunde in demselben Schreiben noch von dem Einsiedler mit, dass

er dieses Schauspiel in dem zweiten Theil seiner bei Garbe zu Frankfurt a. M. herauskommenden Versuche zu veröffentlichen gedenke. Allein schon am 11. Juni 1760 meldet er nach Karlsruhe, dass er den geplanten zweiten Theil seiner Sammlung, in dem auch einige kleine prosaische Abhandlungen, darunter die umgearbeitete 'Galathee', hätten vorkommen sollen, ganz aufgegeben und 'Poetische Versuche' auf das Titelblatt habe setzen lassen. Von der fortschreitenden Arbeit an seinem kleinen Schauspiel schreibt aber Pfeffel den 2. September 1760 an Ring:

Nun zimmere ich stark an meinem Einsiedler und habe seit dem abgewichenen Donnerstag vier Auftritte in alexandrinische Verse zu spinnen geschraubt.

Und den 19. desselben Monats meldet er dem Freunde:

Seit einiger Zeit habe ich an nichts als bisweilen an meinem Einsiedler gearbeitet und denselben nun bis auf zween Auftritte fertig.

Während so der Einsiedler der Vollendung endlich entgegenreifte, war es Pfeffel gelungen, ein anderes, kleineres Product seiner dramatischen Muse zu beendigen. Über dieses sein 'erstes Theaterstück, ein komisches Impromptu' schrieb Pfeffel bereits den 2. September 1760 an Ring:

Wenn es nicht zu geziert, oder deutsch zu sagen, zu pralerhaft liesse, so würde ich auch anmerken, dass ich seit einiger Zeit an einem neuen Autorfieber darnieder liege, das mich zu einer förmlichen Tageule macht, denn was meine Nachtruhe betrift, so ist sie mir noch lieber als der Ruhm für die hier befindliche Ackermannische Gesellschaft[2]) Farcen zu schreiben. Einen besseren Namen verdienet meine erste Theater-Geburt nicht. Es ist ein Lustspiel von einem starken Aufzuge, welches mich nach allen hiesigen Schlaguhren zu rechnen 15 Stunden gekostet hat. Schon der Titel wird Ihnen das abenteuerliche davon anzeigen. Er heisst die Pockennarben, und ich habe den allerersten Einfall davon einem von ohngefähr aufgeschnappten Romängen aus einem alten Mercure de france zu danken. Doch Sie können

[2]) Über diese Gesellschaft verweise ich auf die 'Kritische Abhandlung von der Ackermannischen Gesellschaft deutscher Schauspieler während ihres Aufenthalts in Strassburg in dem Jahr 1761', in dem elsässischen Journal 'Der Sammler, eine Strassburgische Wochenschrift auf das Jahr 1761. Bey Georg Rhodius Stochdorph, Buchhändler'.

sich leicht vorstellen, dass ein Originalgeist, wie ich, sich nicht entschliessen kann, anders als nur in sehr wenigen Zügen ein Nachahmer zu werden. Der Vorwurf, den man gemeiniglich dem Frauenzimmer macht, dass es seine Liebe blos den äusserlichen Annehmlichkeiten verschenke, hat mich bewogen, durch ein entgegengesetztes Beyspiel das schöne Geschlecht zu vertheidigen. Das Stück mag nun so schlecht ausgefallen seyn, als es wolle, so hat sich HE. Ackermann entschlossen, es nächstens aufzuführen. Dieses sage ich Ihnen deswegen, damit Sie ins Künftige alle nur mögliche Ehrfurcht für einen Menschen haben, welcher kommende Woche die Ehre haben wird öffentlich ausgepfiffen zu werden.

Über die Aufführung seines Lustspiels aber schreibt Pfeffel am 26. December 1760:

Mit den Schauspielern habe ich nicht Ursache zufrieden zu sein, indem sie meine Pockennarben à la Ballhorn verbessert aufgeführt haben, wie mich Freunde, die meine Urschrift gelesen, versichert haben.

Inzwischen hatte der rührige Markgräfl. Baden-Durlachische Hofbuchhändler Macklot in Karlsruhe durch Hofrath Ring dem jungen Bühnendichter das Anerbieten machen lassen, er wolle die Theaterstücke, so aus seiner Feder kämen, in Verlag nehmen. Auf diesen Antrag hin schrieb Pfeffel den 26. December 1760 an seinen Freund in Karlsruhe:

Was meine dramatischen Proben betrift, so sind weder die Pockennarben noch der unterdessen fertig gewordene Einsiedler so beschaffen, dass ich sie der Presse anvertrauen darf. Das erste Stück habe ich aufführen lassen, um die Fehler desselben desto besser zu bemerken. Ich fand deren nicht wenige, die ich erst zum Theil ausgemustert habe. Was den Einsiedler betrift, so ist derselbe nun ebenfalls in H. Ackermanns Händen, und die Vorstellung desselben wird mir ohne Zweifel mehr Mängel entdecken, als meine Freunde in Strasburg, denen ich die Handschrift vorlesen liess, darinnen zu finden glaubten. Wovon ich bereits überzeugt bin, ist dieses, dass ich einer nähern Wahrscheinlichkeit wegen noch eine kleine Veränderung in dem Plane vornehmen muss, die dem Stücke einen Zuwachs von 20 bis 30 Versen verschaffen wird. Melden Sie dem Herrn Macklot nebst einem schönen Empfehl, dass er mir durch seine Aufforderungen zu viel Ehre erzeigt. Wenn er sich nicht vor theurer Makulatur fürchtet, so will ich ihm künftiges Jahr ein paar kleine Schauspiele unter dem Titul Theatralische Kleinigkeiten in Verlag geben. Ehe ich mich an grössere Stücke wage, bin ich gesonnen,

etwa ein halbes Dutzend Nachspiele auszuarbeiten, davon die Hälfte aus sogenannten Originalen, die andere Hälfte aus freien Übersetzungen und Nachahmungen bestehen soll. Ich glaube, dass ich zwei kleine Bändchen daraus machen werde, und habe dritthalb Stücke fertig, die aber bei weitem noch nicht der Presse werth sind.

Diese dritthalb Stücke, die der Dichter hier als Nachspiele bezeichnet, waren der nunmehr fertige Einsiedler und der damals erst halbbeendete 'Schatz'. Mit diesen beiden Dichtungen, sowie mit den andern von ihm damals geplanten kleinen ernsten Dramen gedachte Pfeffel die noch so geringe Zahl derjenigen Nachspiele zu vermehren, welche nach einem rührenden Stücke 'das Gemüthe in seiner melancholischen Wollust erhalten könnten'. Ihm war es nämlich — wie übrigens noch manch anderm Theaterbesucher — unerträglich, nach der Aufführung des Polyeuct, der Zaire und selbst der Cenie oder des Natürlichen Sohnes ein lustiges Nachspiel zu sehen. Von seinem Einsiedler insbesondere aber hoffte er, dass derselbe 'einem Herzen, welches noch um Polyeuct trauert, keine so widerwärtige Empfindungen aufdringen werde, als der Herzog Michel oder die Liebe durch Wechselbriefe'.[3]) Pfeffels Absicht, durch ein Nachspiel zu rühren und zu bewegen, wurde von Gellert in seiner Kritik über den Schatz[4]) 'eine recht nöthige und rührende', von Lessing[5]) in seiner Beurtheilung der beiden Erstlingsdramen unseres Dichters 'eine recht gute Absicht' genannt. 'Aber', fügt freilich der Verfasser der Hamburgischen Dramaturgie wenigstens in Bezug auf den Einsiedler gleich hinzu, 'wir wollen vom Weinen doch noch lieber zum Lachen als zum Gähnen übergehen'.

Während Pfeffel den Plan hatte, im nächsten Jahr zwei Bände Theatralische Kleinigkeiten bei Macklot in Karlsruhe

---

[3]) Diese Bemerkungen Pfeffels über die Veranlassung zu seinem Einsiedler und dem Schatz sind dem 'Schreiben an einen Freund' entnommen, das in der Ausgabe des Schatzes dem Stücke S. 25—32 folgt.

[4]) In seinem Brief an Pfeffel vom 18. Januar 1762, veröffentlicht von Jacob Keller in Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte 1884, 12, 289.

[5]) Hamburgische Dramaturgie 14. St., den 16. Juni 1767.



erscheinen zu lassen, machte der badische Hofbuchhändler nunmehr den Vorschlag, Pfeffels Theaterstücke der Reihe nach den 'Carlsruher Beyträgen zu den schönen Wissenschaften einzuverleiben, einer Zeitschrift, welche seit 1760 in seinem Verlag erschien, und an welcher der Sekretär Molter, Karl Friedrichs von Baden Vertrauter in litterarischen Dingen, und Hofrath Ring, der badische Prinzenerzieher, die Hauptmitarbeiter waren. Auf diesen Vorschlag Macklots hin schrieb Pfeffel an seinen Freund in Karlsruhe zurück:

Ich habe mich entschlossen, meine Theatralische Kleinigkeiten stückweise drucken zu lassen, und will es gerne gestatten, dass Herr Macklot sie in Ihre Beyträge rücket, wenn er nur auch eine Anzahl Exemplare unter dem Titel Theatralische Kleinigkeiten Erster Versuch besonders abdruckt. Geld begehre ich keines, ich würde mir aber, wie bey Herrn Garbe für die würklich vorhabende Übersetzung meines Bruders Polnischer Geschichte, eine gewisse Anzahl Bücher dagegen ausbitten.

Dem von mir zuletzt angeführten, undatirten, aber sicher noch im Jahre 1760 abgefassten Schreiben fügte Pfeffel 'den schon lange begehrten Plan des Einsiedlers bei, weil es das erste Stück sei, welches er der Presse zu überlassen sich entschlossen habe'. Dieser Plan ist folgender:

Der Einsiedler Theodor ist seiner Geburt nach ein Graf und hat den ansehnlichsten Posten an dem Hofe eines jungen Königs begleitet. Dieser Fürst ist mit bösen Schmeichlern umgeben, denen die Tugend des Theodor gefährlich scheinet. Das Volk wird mit grausamen Pressungen beleget. Theodor nimmt sich desselben mit der Tapferkeit eines rechtschaffenen Mannes an, und seine verleumderischen Feinde bringen es so weit, dass der König ihn seinem Grimme aufopfern will. Dieser findet Mittel mit seiner Gemahlin und einem getreuen Bedienten zu entfliehen, sie verstecken sich auf einem einsamen Hügel eines weit entlegenen Landes. Hier gibt die Gattin einer kleinen Tochter das Leben, welches sie das ihrige kostet, und sie wird von dem Theodor auf dem Hügel neben seiner Laube begraben. Der unglückliche aber tugendhafte Vater erziehet sein Kind unter dem Beystande seines Bedienten Fromhold, und Seraphina wird in ihren reiferen Jahren eine jugendliche Heilige. Endlich sendet der Vater den ehrlichen Diener zu einem alten Freunde in sein Vaterland zurücke, um bey seinem herannahenden Alter seiner Tochter eine Freystatt für ihr künftiges Leben auszumachen und von den Gesinnungen des Monarchen insgeheime Nachricht ein-

zuziehen. Bis dahin kennt Seraphina ihre wahre Geburt nicht. Ihr Vater hatte aus Furcht, ihr unschuldiges Leben zu vergiften, sie für einen Fündling ausgegeben, der ihm vor seine Zelle geleget worden, und wollte ihr ihr Schicksal eher nicht entdecken, als bis die Zurückkunft des Bedienten ihm Mittel an die Hand geben würde, Trost unter ihren Kummer zu mischen. Das Ausbleiben des Fromhold erweckt in dem Einsiedler in dem zärtlichsten Vater den schrecklichen Gedanken von seinem Todte, und hier eröffnet er die Scene allein. In dem zweyten Auftritt erscheint Seraphina und hält eine rührende Unterredung mit ihrem Vater, der endlich ihre Gegenwart nicht ertragen kann. Der dritte enthält ein Selbst-Gespräch der Seraphina. Izt erscheint Fromhold, und sie entfliehet. Vierter Auftritt: Fromhold allein. Fünfter Auftritt: Theodor, Fromhold überreicht demselben einen Brief von seinem Freunde, darinnen er ihm seine Begnadigung und seinen Triumph nebst der Wieder-Erstattung seines Vermögens berichtet. Sein Sohn Adelskron soll ihn mit seiner Tochter abholen, der auch würklich den Fromhold begleitet hat, aber im Thal zurücke geblieben, um durch die Überraschung den Greis nicht zu sehr zu bewegen. Fromhold zeigt ihm zugleich an, dass er in Seraphinens Bild, welches er dem Jüngling auf der Reise-vorgemahlt, verliebt sey, und dass sein Vater diese Verbindung wünsche. Sechster Auftritt: Theodor allein. Siebenter Auftritt: Theodor, Seraphina, welche unterdessen in der Höle verborgen gewesen, vernimmt die Ankunft des Fromhold, und zugleich, dass ihn der Sohn Theodors begleite, weil dieser und der Bediente diese gutherzige List verabredet hatten, um das verschämte Hertz Seraphinens desto eher zu rühren. Izo zeigt ihr Theodor ihren Vater und zugleich das Grab ihrer Mutter, auf welches sie sich hinwirft und den Geist derselben anredet. Die Ankunft ihres vermeinten Bruders und des alten Bedienten heitern sie wieder auf, sie empfängt jenen auf das zärtlichste und entzücket ihn ganz. Theodor und Fromhold gehen ab, und in dem neunten Auftritt kann sich Adelskron nicht mehr halten, nachdem Seraphina folgendes zu ihm sagte:

A. Ach, Schwester, liebst du mich?
S. Ogott, ob ich dich liebe?
Warum find ich kein Wort, kein Pfand für meine Triebe?
Mein Herz empfindet jezt, was es noch nie empfand.
(Sie legt die Hand auf die Brust.)
Ach Bruder, nimm es, hier, es liegt in meiner Hand.

Der junge Graf von Adelskorn entdeckt sich. Theodor und Fromhold, die alles mit angehört, erscheinen auf der Bühne, der Greis segnet sie ein, nimmt Abschied von dem Grabe seiner Geliebten, und der Vorhang fällt.

Am 2. Februar des Jahres 1761 sandte darauf Pfeffel, 'eine reine Abschrift seines Einsiedlers, den er Freund Rings und Herrn Molters gütiger Aufnahme empfahl', nach Karlsruhe. Aus dem Schreiben, mit dem er diese Abschrift begleitete, entnehmen wir folgendes:

Es fehlet nichts mehr dazu, als die bereits fertig liegende kleine Zuschrift an meinen Bruder und ein Vorbericht, darinnen ich mich wegen der Veranlassung und dem Titel des Stücks zu erklären beschlossen habe. Bis ich weiss, dass sich HErr Macklot die nachstehenden Bedingungen gefallen lässt, sind Sie, mein werthester Freund, so gütig die Handschrift nicht aus den Händen zu lassen, denn weil nicht nur von diesem, sondern von mehreren Stücken die Rede ist, so ist es am allerbesten, wir reden vorher alles mit einander ab, damit HErr Macklot sehe, ob er sich mit einigem Vortheil mit mir einlassen könne. 1.) Weil es sich leicht fügen kann, dass ich mich hinter Schauspiele von mehreren Aufzügen wage, so habe ich aus dieser und einigen andern Ursachen meinen Entschlus in Absicht des allgemeinen Titels geändert und vor das beste erachtet, die Stücke nach und nach ohne einigen Zusammenhang unter ihren eigenen Aufschriften wie sie den Beyträgen einverleibet werden sollen, auch besonders abdrucken zu lassen, folglich würde der Einsiedler keinen andern Titel bekommen, als den, so er würklich hat. Was den Ausdruck ein Trauerspiel betrift, so wil ich denselben in dem Vorbericht zu rechtfertigen suchen, und wenn Sie mit meiner Rechtfertigung nicht zufrieden sind, so ist nichts leichter, als den Nahmen Trauerspiel in Schauspiel zu verwandeln. 2.) Wünschte ich, dass HErr Macklot sich gefallen liesse, die besonderen Exemplare auf Schreibpapier zu drucken, um sie der Garbischen Sammlung gleichförmig zu machen, wovon ich Ihnen nächstens einen Probe-Bogen vorzuweisen hoffe. Es wird mir auch sehr angenehm seyn, wenn das Titelblatt der abgesonderten Exemplare mit einer kleinen Vignette geziert werden könnte, deren Wahl ich dem Geschmacke des Herrn Macklots überlassen werde. 3.) Möchte ich mir von dem Herrn Verleger sechs von den besonders abgedruckten Exemplarien und ein Exemplar der Carlsruhischen Beyträge, soweit dieselben heraus sind, bis auf das Stück, welchem der Einsiedler einverleibt werden soll, zum voraus ausbitten.

Solte hernach HErr Macklot zu mehreren Stücken meiner kleinen theatralischen Versuche Lust bekommen, so würde ich ihn bitten, mir auch die Beyträge fortzusetzen. 4.) Da das gegenwärtige Stück mit der Zuschrift und dem Vorberichte allezeit gegen vier Octav-Bogen ausmachen wird, so würde ich mir von HErrn Mackloten für den Werth von einem neuen Louis-d'or Bücher dagegen ausbitten. Ich hoffe nicht, dass ihm diese Bedingung zu hart scheinen wird. 5.) Würde ich den HErrn Ver-

leger ersuchen, das Stück nach meiner Handschrift ohne eigene Veränderung abzudrucken. Die Verbesserungen in der Recht-Schreibung gehören nicht unter diese Bedingung. Solten übrigens in dem Gedichte solche Fehler bemerkt werden, welche HErrn Macklot nicht erlauben würden, es in diesem Zustande der Presse zu übergeben, so behalte ich mir vor, diesen Unvollkommenheiten nach meinem Vermögen selbst abzuhelfen.

Dieses, mein theuerster Freund, ist alles, was ich vorläufig zu erinnern für nöthig geachtet habe.

An demselben 2. Hornung 1761, an welchem Pfeffel das Manuscript seines Einsiedlers nach Karlsruhe sandte, schrieb er seinem Freunde noch:

Nun muss ich Ihnen noch sagen, dass ich vor kurzem mein neumodisches Schäferspiel Der Schatz ebenfalls zu Ende gebracht habe und es heute in der Versammlung unserer Lese-gesellschaft werde vorlesen lassen. Es ist in alexandrinischen Reimen und von sieben ziemlich starken Auftritten. Solte Herr Macklot aus einer oder andern Ursache nur die allergeringste Schwierigkeit machen, den Einsiedler unter obigen Bedingungen in Verlag zu nehmen, so seyen Sie von der Güte und senden mir meine Abschrift mit der ersten besten Gelegenheit zurücke, weil Herr Garbe ohne Anstand den Druck davon übernehmen wird.

Neumodisch nennt Pfeffel sein Schäferspiel, weil er mit demselben, nach seiner eigenen Erklärung[6]), 'den Versuch machen wollte, etwas mehr Contrast und Interesse in unser Schäferspiel zu bringen, ohne seine wesentliche Einfalt zu verletzen'. In wie weit dieser Versuch dem Dichter hier gelungen ist, darüber hat sich schon Gellert in seinem Schreiben an Pfeffel vom 18. Januar 1762, sowie Lessing im 14. Stück der Hamburgischen Dramaturgie, den 16. Juni 1767, ausgesprochen.[7])

---

[6]) In dem dem Schatz S. 25—32 angehängten 'Schreiben an einen Freund' S. 30 u. 31.

[7]) In neuer Zeit hat Erich Schmidt bei Gelegenheit einer Besprechung von Commentaren zur Hamburgischen Dramaturgie eine Analyse und Charakteristik des Schatzes gegeben. Schmidt benützte ein damals Scherer gehörendes Exemplar des so selten gewordenen Buches. Mir selbst lag bei meiner Arbeit ein Exemplar vor, das einem Miscellanband mit der Aufschrift 'Schauspiele. C. L. Scheffer' einverleibt ist, den die Kgl. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart besitzt. — Vgl. Anzeiger für deutsches Alterthum u. deutsche Litteratur 1879, 5,138ff. u. S. 431.

Den 31. März 1761 sandte Pfeffel die Zueignung des Einsiedlers 'An den besten Bruder' nach Karlsruhe. Auch bat er den Freund noch einige Verbesserungen in die ihm übersandte Handschrift einzutragen. Ferner liess er Herrn Macklot durch Ring versichern, 'dass er mit Ernste daran sei, den Vorbericht, oder, wenn Herr Macklot lieber wolle, die Nacherinnerung fertig zu machen'. Wichtiger aber als alles dies ist für uns in diesem Brief Pfeffels vom 31. März die Bemerkung:

Ich habe unterdessen den Plan zu einem grossen Trauerspiel von fünf Aufzügen entworfen, welches Biblis und Caunus betitelt werden soll; aber der Himmel weis, wenn ich es anfangen, geschweige, wenn ich es vollenden werde.

In einem Brief vom 3. Mai 1761 hatte Pfeffel seinem Freunde auf zweierlei inbetreff des Einsiedlers zu antworten. Denn erstens hatte Ring dem Dichter inzwischen die eigenhändige Erklärung des Herrn Macklot übermacht; zum andern aber war ihm Molters Kritik über den Einsiedler von seinem Freunde zugestellt worden. Zu diesen beiden Punkten schreibt nun Pfeffel an Ring:

Die verbindliche Erklärung des HErr Macklots ist mir in aller Absicht vollkommen anständig. Da aber meine poetische Versuche einen weit kleinern Format haben, als die Beyträge, so bin ich nicht ungerecht genug zu begehren, dass dieser wackere Mann sich durch eine zwiefache Auflage eines so wenig beträchtlichen Stückes gedoppelte Mühe und Unkosten verursachen soll. Ich stelle ihm also frey, ob er das kleine Schauspiel entweder blos in dem Format meiner übrigen Misgeburten oder allein in den Beyträgen will ans Licht treten lassen. In dem erstern Falle stelle ich ihm die Wahl der Vignette vollkommen frey, weil ich einen weit minder erfindungsreichen Kopf habe als HErr Macklot, welcher die Ästethik bis in seine Buchdruckerey herrschen lässt. Ich habe auch in diesem Stücke HErrn Garbe nichts vorgeschrieben, ausser dass er, wo möglich, das Täubchen aus meinem Wappen anbringen solte. Er ist so gütig gewesen, ihm Doris und unsern kleinen Jungen zur Gesellschaft zu geben, welches uns auf eine angenehme Weise bestürzet hat. Er fügte hinzu:

Es ist die Mode so, und unserm Zeitpunkt eigen,
Das Titul-Kupfer muss der Zuschrift Inhalt zeigen.

Man muss überhaupt zu dem Einsiedler ein Bild wehlen, welches die dramatische Dichtkunst bezeiget. Wäre es ein grosses

und mehr als mittelmässiges Trauerspiel, so würde ich die Vignette aus der Handlung selbst nehmen und die Stellung der Catastrophe oder Peripethie des siebenten Auftritts wehlen, da die weinende, auf dem Grab kniende Seraphina das Bild ihrer Mutter in den Wolken erblicket und der höchst gerührte Vater die Arme ringet. . . . Was den Artikel der Critik betrift, so ist es mir überhaupt und besonders in Absicht auf das Bewusstseyn meiner Schwäche ein empfindliches Vergnügen von Kennern beurtheilt zu werden und, soviel es meine Kräfte zulassen, meine Versuche nach Ihrem Sinne auszubessern. Ich sage daher dem HErrn Secretarius Molter den allerlebhaftesten Dank, dass er sich die Mühe genommen, einige meiner Fehler aufzuzeichnen. Wenn ich nicht glaubte, dass es aus allzu grosser Nachsicht geschehen, so könnte ich fast stolz darauf seyn, dass mein Aristarch mir keine Einwendungen gegen den Plan und die Öconomie des ganzen Stückes mitgetheilt hat: denn es ist nicht möglich, dass mein erstes Probe-Stück nicht von allen Seiten her des gerechtesten Tadels fähig seyn solte. Nun will ich das critische Blatt selbst vor die Hand nehmen.

Hiatus.

Erwarten Sie nicht von mir, mein werthester Freund, dass ich alle aufgezeichnete Anstösse verbessert habe. Ich hab es nur da gethan, wo mich die Veränderung nicht allzu saur ankam, und überhaupt ist es mein Grundsatz, diesen Arten kleiner Regelmässigkeiten keine einzige natürliche Wendung, keinen einzigen bequemen Ausdruck aufzuopfern. Oft klingt selbst nach Abbrechung des End-Vocals ein solcher Fuss eben so hart oder noch härter als bey dem Anstosse. Die deutsche Vers-Kunst ist ohnehin schon schwer genug, dass wir nicht nöthig haben uns durch allzu strenge Gesetze noch mehr Schwürigkeiten in den Weg zu legen; Schwürigkeiten, welche oft ganz unvermeidlich sind. Die deutsche Sprache hat den grossen Vortheil nicht, den die griechische, lateinische, italienische, französische und englische Dichtkunst hat, dass nemlich in ihren Versen Selbstlauter hingeschrieben werden können, die man nicht ausspricht, wodurch die meisten Anstösse von selbst wegfallen. Hätten wir zum Beyspiel nur wie die Franzosen stumme E, so würde uns dieses bey allen weiblichen Adjectiven vor Hauptwörtern, die mit Vocalen anfangen, einen unendlichen Nutzen verschaffen. Alsdann würde ich sagen dürfen, den kein Ewigkeit anstatt keine Ewigkeit und an des ausgelassenen Selbst-Lauters Stelle noch eine Sylbe einschalten dürfen. So aber bin ich gezwungen, in diesem Falle den Vocal stehen zu lassen. Es ist wahr, Uz sagt: jed Entzückung, allein ich muss gestehen, dass mir diese Freyheit noch weniger gefällt als der Anstoss. Wie solte es klingen, wenn man sagte: die gros Einfalt, die hoh Ehre, die himmlisch Iris u. s. w. Alle deutsche

Bey-Wörter weiblichen Geschlechts endigen sich mit diesem gefährlichen Vocal, den wir nicht auslassen dürfen, und dennoch hebt sich eine unzählbare Menge weiblicher Hauptwörter mit Selbst-Lautern an, ohne dass wir in diesem Falle Synonyme ausfindig machen könnten. Unsere grösten deutschen Muster, darunter ich folglich die blos grossen Reim-Schmiede nicht verstehe, haben diese Unmöglichkeit erkannt, und wir finden hin und wieder Anstösse in ihren treflichsten Gedichten. Je seltener sie vorkommen, desto besser ist es. Ich gestehe Ihnen aber mit aller Aufrichtigkeit, dass ich es in der deutschen Versification nicht so weit zu bringen hoffe, geschweige denn so weit gebracht hätte, um diesen Fehler, so oft als meine Muster, vermeiden zu können, und ich würde mich dabei glücklich schätzen, wenn dieses die geringste Unvollkommenheit meiner Arbeiten wäre, und wenn sie allemal zu einer grössern Vollkommenheit Anlass gäbe. Ich komme nun auf meine Verbesserungen diesen Hiatus betreffend ....

Wir unterlassen es, diese Verbesserungen des ursprünglichen Einsiedlertextes hier alle mitzutheilen. Zu dem Hiatus 'Hohe Ehre' bemerkt unser Dichter:

Dieses habe ich auf verschiedene Arten verändert. Die Ungezwungenheit hat aber allemal darunter gelitten, und Sie wissen, dass man in einem dramatischen Gedichte mehr als in allen andern Poesien auf das fliessende in der Unterredung sehen muss, weil sich da der Dichter gar nicht sehen lassen darf.

Und zu Gunsten des Hiatus 'Das wäre ungerecht' beruft sich Pfeffel auf Kleists 'blumenreiche Auen'. Dann fährt er fort:

Reime, die zu verbessern sind.

Ich komme nun auf den zweyten Punct der Critik, wo mein Unvermögen und mein Eigensinn in seiner völligen Grösse erscheinen wird. Es ist ausgemacht, dass die Grade der Vollkommenheit der Reime in ihrer wechselseitigen Übereinstimmung bestehen. Es ist aber auch gewis, dass in einem langen Gedichte die Reime nicht so strenge beurtheilet werden müssen, als in einem kleinen Liedchen. Der Deutsche reimet für das Auge und für das Ohr. Wo beyde Vollkommenheiten zugleich sind, ist der Reim auch der vollkommenste, dann kommen diejenigen, welche einen gleichförmigen Laut haben und zulezt die, welche aus der Ähnlichkeit der Buchstaben entstehen. Die Reime für das Ohr sind nach den Landes-Strichen verschieden, und in einer Gegend kan ein Reim vollkommen gut seyn, der in einem anderen Lande getadelt würde. Da wir aber in ganz Deutschland keinen einzigen Ort haben, wo die Aussprache durchgängig vollkommen wäre, da keine Akademien vorhanden sind, welche einen Ausspruch thun können, den ein einzelner Sprachkünstler sich nicht

anmassen kann, so hat, wie mich dünkt, bis zur Errichtung einer neuen Policey, ein elsässischer Dichter das Recht, ein Eclektiker zu seyn. Überdieses ist der Reim kein wesentliches Stück eines Gedichts, und es ist erlaubt, der Nothwendigkeit und dem Gedanken die Reimigkeit [!] des Reimes aufzuopfern.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen geht Pfeffel Molters Ausstellungen über seine Reime der Reihe nach durch, findet aber zu den von seinem Kritiker beanstandeten in den meisten Fällen Analogien bei Hagedorn, Gellert oder in Gottscheds Sterbendem Cato. Ebenso kann sich unser Dichter bei dem dritten und letzten Kapitel von Molters Kritik: 'Wörter und Ausdrücke' kaum entschliessen, irgend eine Änderung an seinem Texte vorzunehmen. Denn in Wortbildungen, wie 'Mördervolk' und 'Perlenstrom' vermag er nichts Unerlaubtes zu erblicken, und zur Vertheidigung anderer Ausdrücke, an denen sein Karlsruher Aristarch Anstoss genommen, kann er sich auf klassische Dichter, diesmal auf Haller und Kleist, berufen, welch letzterer namentlich ihm 'ein unvergleichlicher Gewährsmann' ist. In Betreff einer Rede jedoch, die er dem jungen Liebhaber in seinem Stück in den Mund gelegt, und an der Molter ebenfalls etwas auszusetzen hatte, sagt Pfeffel Folgendes:

Überhaupt habe ich den Fehler der allermeisten deutschen dramatischen Dichter, dass ich die wahre Sprache der Liebhaber nicht in meiner Gewalt habe. Übrigens geht dieser Ausdruck in einem auf gewisse Art geistlichen Schauspiel eher als in allen anderen.

Am Schlusse seines Briefes vom 3. Mai 1761 hatte Pfeffel in Bezug auf die Drucklegung des Einsiedlers geschrieben: 'Es wird mir lieb seyn, wenn ich bald erfahre, ob Herr Macklot sich zu einem besondern Abdruck oder zur Einrückung in die Beyträge verstehet'. Zu derselben Sache schreibt er zwei Monate später:

Ich schmeichle mir nun, dass Herr Macklot den Druck des Einsiedlers ungesäumt vor die Hand nehmen und spätestens bis auf die Michaelismesse fertig machen werde. Ich verlasse mich darauf eben so fest als auf sein verbindliches Anerbieten, das Stück in dem Format der poetischen Versuche und wenigstens eben so sauber abzudrucken.

Über sein anderes Stück aber bemerkt unser Dichter in diesem Schreiben vom 7. Juli 1761: 'Sobald ich eine saubere Abschrift des Schatzes habe, so soll er vor Ihrem kritischen Richterstuhl erscheinen.' Die weitere Geschichte der ältesten Dramen Pfeffels ist in den folgenden Briefen an Ring enthalten, aus denen ich das Hiehergehörige aushebe und ohne Unterbrechung mittheile.

Den 31. Juli 1761. Wenn ich zum Einsiedler nicht schon einen Mäcenaten hätte, so müsste er Ihnen schon blos der vielen Mühen wegen, so Sie damit haben, feyerlich zugeeignet werden. Was Sie mir von Herrn Macklot berichten, macht mir sehr wenig Vergnügen und treibt mich an, Ihr Urtheil mit williger Faust zu unterschreiben, dass der Kerl ein Narr ist. Nachdem er mich zwanzigmal auffordern liess, ihm etwas in Druck zu geben, so schlug ich ihm wegen des Einsiedlers meine Bedingungen vor. Er bewilligte sie ohne Ausnahme durch eine eigenhändige Erklärung und versprach mir sogar für jedes kleines Schauspiel einen Louis-d'or, da ich doch nur den Werth desselben an Büchern haben wolte, welches ihm gewis nicht gleich gelten kan. Nun da ich das Stück unter der Presse zu seyn glaube, kömmt er erst mit Schwierigkeiten aufgezogen. Wenn ich nicht den Preis meiner kleinen Arbeiten zur Vermehrung meines Bücher-Vorraths ausgesetzt hätte, so würde ich denselben gleich anfangs dem Herrn Macklot gänzlich frey gestellt haben, und wenn Sie, mein werthester Freund, mir nun ein Mittel angeben können, auf eine gute Art mit ihm zu brechen, so werde ich Ihnen recht sehr vielen Dank wissen. Wenn er mir nicht versprechen kann, den Einsiedler bis auf die Michaelis-Messe gedruckt zu liefern, so muss ich ohnehin einen andern Verleger suchen, weil ich bis auf diese Zeit meinem Bruder und, was noch mehr ist, der Frau Erb-Prinzessin von Darmstadt, der ich vor acht Tagen eine Abschrift senden musste, gedruckte Exemplare versprochen habe. Herr Macklot soll sich also hierüber categorisch erklären, und in dem bejahenden Falle stelle ich seiner Galanterie anheim, was er mir von den Büchern senden will, die ich mir mit allem Fleisse in grösserer Anzahl ausziehen werde, als das Ebenmaas mit meiner Forderung erlaubet.

Den 12. August 1761. Freylich war mir der abgedruckte Einsiedler eine ziemlich unvermuthete Erscheinung, besonders da mein Nachbericht, welchen ich auf den ersten Wink eingesandt hätte, etwas wichtiger gewesen wäre als der in den poetischen Versuchen. Allein was ist zu thun? Herr Macklot hat seinen Kopf, und den müssen wir ihm lassen. Ich wiederhole Ihnen, theurester Freund, nochmals meine Danksagungen für die Sorgfalt, so Sie bey diesem Druck auf eine so verbindliche Weisse

über Sich genommen haben . . . Ich bin vollkommen überzeugt, dass Ihnen Herr Macklot die Correctur-Bogen nicht mitgetheilt hat, sonst würden Ihnen gewis einige gräsliche Schnitzer nicht entwischt seyn, die ich bey der ersten Vorlesung bemerkt habe. Bey Kleinigkeiten will ich mich nicht aufhalten, sondern nur die vier vornehmsten anführen. Der siebente und der neunte Auftritt sind durch keine Überschrift bezeichnet, welches eine würkliche Verwirrung verursacht. Doch vielleicht hätte sich hernach das Stück nicht so bequem in drey Bogen zwingen lassen, welches dem Sezer auf der lezten Seite ohnehin genug Arbeit gemacht hat. Aus diesem öconomischen Grunde hat auch Herr Macklot vermuthlich die Nach-Erinnerung nicht erwartet. Der dritte Fehler befindet sich an dem Ende des achten Auftritts, nemlich S. 41. Z. 9, wo das Wort Und, welches Seraphina noch sagt, dem Fromhold in den Mund gelegt worden. S. 40, Z. 19 ist noch ein anderer kleinerer, wo es anstatt einem, jenem heissen soll. Doch der vornehmste Schnitzer ist S. 46, Z. 22, wo vor den Worten: ‘kniet vor Seraphinen nieder’ der Nahme Adelskron ausgelassen worden, welches zu einem ärgerlichen Misverstand Anlass giebt. Genug hievon. In meinem lezten Schreiben habe ich Ihnen bereits gemeldet, dass ich dem Herrn Macklot sein Wort, den Einsiedler mit einem Louis-d’or zu bezahlen, zurücke gebe, da er ihn aber den Carlsruhischen Beyträgen hat einverleiben wollen, so muss er diese Arbeit den Stücken dieser Monatsschrift ohngefähr gleich achten, und daher will ich ihm diese drey Bogen zu 9 Fl. anschlagen. Baares Geld begehre ich, wie Sie wissen, keines. Er soll mir Büschings Erdbeschreibung schicken. . . . . Melden Sie mir doch bey Gelegenheit, wie hoch das Exemplar vom Einsiedler verkauft wird. Vom Büsching möchte ich die neuere Auflage haben. Nun muss ich Ihnen doch auch einige Nachrichten von dem Schatz mittheilen. Sie werden Sichs gewiss nicht vermuthen, dass dieses kleine Schäferspiel, welches ich dem HErrn Professor Gellert zuzueignen die Verwegenheit habe, in meiner Vaterstadt gedruckt wird, und zwar durchgängig auf schönes Schreib-Papier mit einem gestochenen Wappen auf dem Titel gedruckt wird. Künftige Woche wird der erste Bogen unter die Presse kommen, und weil das Stück nicht viel über zween ausfüllen wird, so kann es noch in diesem Monat fertig werden, da ich Ihnen denn sogleich mit einigen Exemplarien aufwarten will. Glauben Sie ja nicht, dass ich selbst der Verleger bin. HErr Garbe ist so gefällig, dass er mich den ganzen Druck eigenmächtig besorgen lässt. Breitkopfische Lettern und feine Holzschnitte haben wir hier keine. Eine hübsche Basler Schrift ist hinreichend in diesem Puncte meinen Ergeiz zu sättigen. Die Ursache, warum mein Wappen voran kommt, kann ich Ihnen bei meiner gegenwärtigen Eilfertigkeit nicht erzehlen.

Den 2. September 1761. .... Zum andern gebe ich mir die Ehre, Ihnen mein abgedrucktes Schäferspiel zu überreichen, und wünsche von Herzen, dass es Ihres Beyfalls oder Ihres Tadels würdig seyn möge. Um Zeit zu gewinnen habe ich das Titel-Wappen aus einem Kupferstich in einen saubern Holz-Schnitt verwandeln lassen. In dem angehängten Schreiben an Herrn Grynaeus habe ich Gelegenheit genommen, den Nachbericht und die Druckfehler des Einsiedlers einzurücken.[8]) Das beygefügte Exemplar werden Sie nebst meinem ergebensten Empfehl dem Herrn Molter zustellen, und wenn ich Zeit finde, so müssen Sie mir erlauben, Ihnen ein kleines Päckgen an Herrn Ackermann einzuschliessen, wo nicht, so soll es nächstens geschehen. Von dem Herrn Macklot bitte ich mir, nebst meinem schönen Grusse, noch ein halbes Dutzend auf Schreib-Papier gedruckte Exemplarien des Einsiedlers gegen baare Bezahlung mit erster Gelegenheit aus und erwarte zugleich seinen Entschluss wegen der Büschingischen Erdbeschreibung. Alles, was mir Herr Prof. Gellert von meinem dramatischen Versuche melden wird, werde ich Ihnen getreulich mittheilen, so wie ich Ihnen neulich eine Abschrift seines Briefes über die poetischen Versuche[9]) zugesandt habe.

Den 13. October 1761. Wenn ich Ihnen wieder schreibe, so will ich meinen Brief mit zween Auftritten eines kleinen Schauspiels begleiten, so ich nun in der Arbeit habe. Der Titel ist Philemon und Baucis.

Den 21./23. December 1761. Nun ist es an Ihnen über ein langes Stillschweigen zu klagen, über ein Stillschweigen auf einen der zärtlichsten, der freundschaftlichsten Briefe, so Sie jemals an mich geschrieben haben; allein Sie müssen nun auch meine Verantwortung anhören. Als Ihr Schreiben bey mir einlief, so hoffte ich nach wenig Tagen in den Stand zu kommen, meiner Antwort eine Abschrift des ganzen Philemons beyzufügen. Gleich anfangs ward ich durch eine Menge Zerstreuungen von der gänzlichen Vollendung des Stückes abgehalten. Ich machte mich wieder daran, rückte um ein paar Dutzend Verse weiter fort und musste die Arbeit abermals fahren lassen. So ist es mir noch verschiedene Male bis auf den heutigen Tag ergangen, und ich habe noch drei volle Scenen zusammen zu

---

[8]) Dieser Brief, der im August 1761 von Pfeffel an Grynäus geschrieben wurde, heisst in der Ausgabe des Schatzes, wo er S. 25—32 abgedruckt ist, einfach ‘Schreiben an einen Freund’.

[9]) Dieses Schreiben Gellerts über Pfeffels poetische Versuche ist Leipzig, den 9. July 1761 datirt. Eine von Pfeffel meinem Urgrossvater seiner Zeit übersandte Copie dieses Briefes befindet sich in meinen Händen.

schmieren. Damit Sie aber doch nicht ganz leer ausgehen, will ich Ihnen mit einer Abschrift der ersten Handlung aufwarten. Freilich ist die letzte Feile noch nicht daran gelegt worden. Sie können aber doch wenigstens einen Theil meines Plans und die Art, wie ich meinen Stoff behandle, aus dieser Probe ersehen. Der zweyte Aufzug kan um ein paar Blätter grösser werden. Ich würde dem ohngeachtet das Stück füglich in eine Handlung gebracht haben, wenn nicht die Natur selber zwo daraus gemacht hätte. Überhaupt sind die Stücke von zween Aufzügen heutiges Tages in Frankreich Mode, und wenn sie es nicht wären, so würde dieses mich nicht anfechten, weil die Anzahl der Aufzüge willkührlich ist, sobald sie nur nicht zu weit hinaus laufen. Übrigens können Sie Sich das Wunderbare der Entwicklung bereits vorstellen, und wunderbar musste sie auch seyn, weil unter den handelnden Personen sich Götter befinden. Doch habe ich für alle Vorsorge meinen Plan einem Kunstrichter mitgetheilt, dem ich in diesem Fache soviel trauen darf als einem Racine oder Voltaire, und ich habe das Vergnügen gehabt zu hören, dass er damit zufrieden war. Dieser Aristarch ist ein Hauptmann von den königlichen Grenadiers, der gewis einer unserer grössten tragischen Dichter geworden wäre, wenn ihn nicht schon in seiner Kindheit das Geschick zu den Waffen verdammt hätte. Doch hat er alle seine Ruhetage in Paris und zwar in der Gesellschaft der erleuchtetsten Köpfe und selbst der berühmtesten Schauspieler zugebracht und alles mit Geschmacke gelesen, was man vom Theater lesen kann. Er hat schon vor verschiedenen Jahren ein Trauerspiel Spartacus verfertigt, dessen Vorstellung nichts als der Krieg verhindert hat.

In einem Briefe, dessen Datum abgerissen ist, lesen wir u. a.:

Wenn ich unterdessen an meinem Philemon viel weiter fortgerückt wäre, so würde ich Ihnen die Fortsetzung beilegen, allein ich habe leyder weder Zeit noch Geschicke gehabt, etwas anders als einige Veränderungen daran zu machen.

Den 13. März 1762. Die aller bittersten Vorwürfe würde ich verdienen, wenn ich Ihre so freundschaftsvolle Zuschrift aus Nachlässigkeit zu lange unbeantwortet gelassen hätte; allein ich hoffte von einer Woche zur andern im stande zu seyn, Ihnen den Philemon ganz ausgemacht überschicken zu können, und von einer Woche zur andern haben mancherley dringende Angelegenheiten mich von der Vollendung desselben abgehalten. Wer weis auch, wie lange Sie noch darauf warten müssten. Ich will also die günstige halbe Stunde, so ich itzt frey habe, zur Beantwortung Ihres Briefes anwenden und dieselbe mit der Fortsetzung des Philemons, soweit ich damit gekommen bin, begleiten. . . . Indessen ist mir mein Colmar nun durch die Anwesenheit

eines meiner besten Freunde, des Herrn Lafermière[10]), wieder erträglich geworden. Sie sollten ihn kennen; es ist ein Genie. Doch ist er noch mehr, er hat eines der besten menschlichen Herzen. Wenn Sie etwann künftig meiner Muse einige Verbesserung anmerken sollten, so müssen Sie dieselbe für die Frucht meines Umgangs mit Lafermieren halten. Er ist auch der Aristarch unsers Nicolay, doch bey diesem wird er künftig nicht mehr viel zu tadeln finden; er hat uns eben die Handschrift seines Damons und Pythias zugesand, schöneres habe ich in dieser Art noch nichts gelesen. Dieses Stück, ob es gleich nur von einem Aufzug ist, mus seinem Verfasser wenigstens soviel Ehre machen, als der Codrus einem Cronegk gemacht hat; das ist, er wird unter die kleine Zahl der wahren dramatischen Dichter Germaniens aufgenommen werden. Das Werkchen wird vielleicht noch vor meinem Philemon gedruckt erscheinen, wie wenig kommt dieser mit dem Damon in Vergleichung! Die grosse Ungleichheit der zween Aufzüge hat mich genöthiget, sie durch zwo Verbindungs-Scenen, nemlich die sechste und siebente, zusammen zu hängen. Sowohl vorige als gegenwärtige Abschrift habe ich ausdrücklich für Sie machen lassen; folglich stehet es Ihnen frey sie zu behalten. Die vorstehenden Veränderungen der fünf ersten Auftritte sind noch nicht alle, so ich darinn vornehmen werde; in den folgenden habe ich noch gar keine gemacht, Sie müssen sich also hier und da an ungeschickten Wörtern und Wendungen nicht stossen. Erst, wenn ich das ganze übersehen kan, will ich die Theile verbessern. Der Eigensinn, gleich anfangs gute Verse zu machen, hat mir bey diesem Stücke besonders geschadet; es wäre schon längst fertig und vielleicht schon ausgebessert, wenn mich nicht bissweilen ein einziger Vers auf ganze Wochen verdrüsslich gemacht hätte. Der letzte Auftritt wird noch ziemlich gros und mit einem Chor, im Geschmacke der Alten, beschlossen werden. Die Beschreibung des Elysiums war noch weit grösser und glänzender, als ich sie aber ganz vor mir liegen hatte, so habe ich an zwanzig, vielleicht der bildreichsten Verse, eben deswegen herausgeschmissen, weil ich sie zu poetisch fand, und auch weil sie zu weitschweifend und langweilig waren. Sobald ich damit fertig binn, werde ich Ihnen und Herrn Molter, dem ich mich gehorsamst empfehle, den Rest überreichen. ... Über den Schatz habe ich von Herrn Professor Gellert Bemerkungen erhalten[11]); das getadelte der sechs ersten

---

[10]) Von Lafermière, über den der Jahrgang 1879 der Revue Politique et Littéraire Näheres enthält, besitzt die Colmarer Stadtbibliothek 35 Briefe an Pfeffel aus den Jahren 1761—1808, von denen jedoch keiner Specielles über unsern Gegenstand enthält.

[11]) Diese Bemerkungen hatte Gellert in dem von mir eingangs erwähnten, Pfeffel zugestellten Exemplar des Schatzes gemacht. Vgl.

Auftritte kan ich mit leichter Mühe verbessern, der siebente aber muss ganz verendert werden, weil er mit dem Tode des alten Damons nicht zufrieden ist, ich glaube ich werde ihn, bey lebendigem Leibe, die Grossmuth an Hylas aussüben und selber auf das Theater kommen lassen; Herr Gellert hat mir nichts vorgeschlagen. Nächstens aber will ich ihm deswegen schreiben.

Den 7. April 1762. Ehe ich schliesse, muss ich Sie doch fragen, ob Sie mir nicht, auf ein paar Tage, denjenigen Theil von Drydens Werken, in der Grundsprache, verschaffen könnten, darinnen das Schauspiel vom Stand der Unschuld und Fall des Menschen befindlich ist; in ganz Strasburg und Basel, welche Schande! ist kein Dryden aufzutreiben. Vom Philemon habe ich zwar wieder ein beträchtliches Stück gemacht, aber blos, um Gelegenheit zu haben, es wieder auszustreichen. Vielleicht bringe ich nun, bei ruhigern Augenblicken, etwas erträglicheres zu stande.

Den 13. Juni 1762. Für Ihre Anmerkungen über den Philemon danke ich Ihnen zum voraus und werde sie mir mit Freuden zu Nutze machen; eine grosse Menge anderer Arbeiten und die Schwierigkeiten der Unternehmung selbst haben mich bisher von der Verfertigung des letzten Auftritts abgehalten. Wenn das ganze Stück erst zu Stande ist, so werde ich mich mit mehr Aufmerksamkeit an die Verbesserung des Vers-Baues und des Ausdrucks machen, weil ich, um nur meine Ideen zu Papiere zu bringen, alles andere aus den Augen gesetzet habe. Mein Tage will ich keine Materie mehr aus der wunderbaren Gattung wehlen, weil die Gemüthsbewegungen, welche die Erscheinungen und die übernatürlichen Würkungen der Götter hervorbringen, für die Einbildung sowohl als für den Ausdruck der Menschen zu fremde sind. Freylich haben die Franzosen einen vortreflichen Amphitryon, eine Psyche und einen Pygmalion, welche allen Beyfall verdienen, allein aber alle diese Stoffe sind nur unter Meisterhänden so wohl gerathen, und im Amphitryon durften Jupiter und Mercur eben nicht als Götter geschildert werden. Die Lehre, welche Sie mir wegen des Vorberichts zur Charite gegeben haben, diese so freundschaftliche und verpflichtende Lehre, werde ich mir in allem ihrem Umfange merken und ihr zufolge den Vorsatz, mein erstes Schauspiel, ein komisches impromptu, des Druckes fähig zu machen auf immer fahren lassen ... Noch etwas muss ich Sie im Vertrauen fragen, nachdem Sie mir die eigentlichen Umstände dieses Mannes entdecket haben, ob man dem HEn. Gh. R. Reinhard[12]) eine Art von Hof macht, wenn man Mack-

---

Gellert an Pfeffel, den 28. Januar 1762, bei Jakob Keller in Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte 1884, 12, 289.

[12]) Geheimerath Reinhard, der wegen seiner Schulreformpläne mit Pfeffel in Verbindung getreten war. Näheres darüber enthält meine

loten etwas in Verlag giebt, in diesem Falle würde ich wohl mein gethanes Gelübde brechen müssen, ich habe gerade die Übersetzung eines in Frankreich selten gewordenen Bürgerlichen Trauerspiels in Prosa fertig liegen, wovon das Vorspiel besonders brauchbar ist. Dieses könnte ich ihm endlich unter gewissen Bedingungen zukommen lassen; aber wie gesagt, ein anderer Grund als die Hoffnung des Gewinstes muss mich dazu verleiten. Sie sind allzugütig, mein werthester Freund, dass Sie es wagen wollen, um die Erlaubnis, mir den Dryden zu überschicken, bey der Frau Marggräfin anzuhalten. Zu allem Glücke brauche ich nur ein paar Worte aus der Zueignungs Schrift des Schauspiels vom Stand der Unschuld und dem Falle des Menschen. Sie ist an die damalige Herzogin von York gerichtet, und der Gedanke, den ich zu einem Motto gebrauchen möchte, ist ein unnachahmliches Lob auf diese Prinzessin, das ohngefehr in diesen Worten besteht: der Körper der Herzogin sey ein Paradiess und ihre Seele ein Cherub, welcher darein gesetzet worden, um dasselbe zu bewachen. Wenn Sie diese Stelle nachsuchen und mir in der Grundsprache mittheilen wollen, so würden Sie mich recht sehr verbinden. Ich würde sie über die Zueignung des Philemons setzen, wovon ich Ihnen zu seiner Zeit weitläuftig schreiben werde.

Den 14. Juli 1762. Ich hätte Ihnen freylich eher antworten sollen; wenn ich Ihnen aber sage, dass ich unterdessen die Grippe gehabt, und dass ich meine Antwort durchaus mit dem Reste des Philemon und mit der Correctur des Einsiedlers begleiten wollte, so werden Sie mich ohne Zweifel für entschuldigt halten. Gestern Abends wurde ich mit dem Philemon fertig und liess ihn sogleich für Sie abschreiben, ich sende auch flugs zum Buchbinder, um den Einsiedler von ihm zu fordern, welchen er, um ihn zur Correctur geschickt zu machen, planieren sollte. Allein ich erhielt den ärgerlichen Bescheid, dass er aus Mangel mehrerer Schriften auf Druck-Papier bisher noch nicht hätte planieren können. HE. Macklot muss sich also noch etwan acht Tage gedulden, während dieser Zeit werde ich das Exemplar gewiss kriegen, weil ich heute dem Buchbinder meinen Büsching noch dazu senden will. Wenige Tage nach dem Abgang meines letzten Schreibens habe ich ihn endlich erhalten . . .

. . . Nun, mein liebster Freund, danke ich Ihnen vor allen Dingen für die Stelle aus dem Dryden, aber wie herzlich ich Ihnen dafür danke, das kann ich Ihnen nicht sagen; wenn Sie es noch nicht errathen haben, so hören Sie nun, was für einen

---

Abhandlung 'Ein Vorschlag zur Errichtung einer Universität in Karlsruhe aus dem Jahre 1761' in der Festschrift der bad. Gymnasien zum Heidelberger Universitätsjubiläum 1886.



Gebrauch ich davon zu machen gedenke. Sie soll das Motto über die Zueignung des Philemons werden, welchen ich, wenn Sie es für rathsam halten, Ihrer grossen Fürstin zuschreiben möchte. Doch, wie gesagt, ich will mich keiner Verwegenheit schuldig machen. Hier haben Sie vorläufig, aber für Sie allein, eine Abschrift der kleinen Zueignungs-Ode, welche ich schon mehr als drey Monate fertig habe. Ich erwarte von diesem Stückchen sowohl als von dem ganzen Schauspiel Ihre Meinung und besonders die Anmerkungen, welche Sie mit HE. Molter über einen Theil desselben bereits gemacht und über den Rest ebenfalls zu machen auf das eifrigste von mir ersuchet werden. Heute oder Morgen wird es HE. Lafermière in die Chur nehmen, und HE. Grynäus hat seine kritische Feder auch bereits zugeschnitten. Es muss also einzig und allein meine Schuld seyn, wenn ich bey so vielen scharfsinnigen Aristarchen nicht nach und nach etwas mehr als ein Pfuscher werde. Übrigens muss ich zum voraus erinnern, dass in der Cantate das zweyte Recitativ des Philemons wegen der letzten Strofe des Schlussgesangs umgearbeitet wird. Je nachdem ich einen Absatz zu stande brachte, so liess ich ihn auch für Sie abschreiben, um Ihnen alles desto geschwinder übersenden zu können. Wenn es mir nicht ganz mislungen ist, die Empfindungen eines tugendhaften und zärtlichen Braut-Paars zu schildern, so habe ich es Ihren zween letzten Briefen[13]) und dem süssen Gefühle zu danken, welches der Gedanke von dem nahen Glücke meines Freundes in mir erreget hat.

Den 5. August 1762. Eine sehr vielfache Arbeit, wovon Sie künftigen Monat die Frucht sollen zu lesen bekommen, vergönnet mir nicht mehr als einige Zeilen an Sie zu schreiben. Hier haben Sie das verbesserte Exemplar des Einsiedlers. Sie werden schon von der Güte seyn es dem HEn. Macklot zuzusenden.

Da ich meinen Philemon noch vor der Messe gedruckt haben möchte, so ersuche ich Sie auf das inständigste, mir die Anmerkungen, welche Sie und HE. Molter darüber zu machen beliebet, ohne Aufschub mitzutheilen. Diejenigen, so mir HE. Pfr. Grynäus und HE. Prof. Spreng in Basel geliefert, habe ich mir bereits zu Nutz gemacht. Es betraf meistens die Sprache. . .

Wenn der Einsiedler abgedruckt ist, so wird mir HE. Macklot etwan 4 Exemplare um die Bezahlung zukommenlassen.

Den 23. und 25. August 1762. Geschwinde will ich mir in diesem Augenblicke der Freyheit, den ich hier in meinem Garten-Häusschen finde, etwas rechtes zu gute thun und Ihr liebes Schreiben zum dritten Mahle lesen und es beantworten. Wie sehr bin ich doch erfreuet, dass mein Philemon Ihnen

[13]) Ring hatte darin Pfeffel von seiner Braut, einer Mlle. Wieland, erzählt.

einiges Vergnügen gemacht hat; eine Ehre, welche ich diesem Stücke nur wünschen, aber bey weitem nicht versprechen durfte. Ich betrachte Ihre und HEn. Molters verbindliche Glückswünsche als reizende Aufmunterungen für meine Muse, um künftig Ihren Beyfall mit mehrerem Rechte zu verdienen. Doch muss ich Ihnen gestehen, und zwar mit einer Art von Wehmuth muss ich es Ihnen gestehen, dass mir eine Kritik weit willkommener gewesen wäre, als es mir Ihre Complimente gewesen sind. Mein Herz will mit Freuden alles Ihrer Freundschaft zu danken haben, aber meine Muse nicht. Als Freund verlange ich alle Ihre Nachsicht, als Dichter Ihren Tadel. Hätten Sie mir gesagt, was Ihnen an dem Philemon missfallen hat, so hätte ich die getadelten Stellen zu verbessern gesucht, und alsdann hätte mir Ihr Beyfall eine vollständigere Freude verursachet. Ihre Ausflüchte, mein Freund, sind so wenig als die Entschuldigung des HEn. Molters fähig, mich zufrieden zu stellen. Doch vielleicht habe ich dieses Stillschweigen durch meinen Eigensinn bei der Kritik des Einsiedlers verdienet, allein bin ich denn damals so gar sehr störrisch gewesen? Habe ich mich gar nicht weisen lassen? Nun erkenne ich, was für einen grossen Vorrath von Geduld mein Lafermière haben muss, da mein Eigensinn ihn nicht hat abhalten können, mir bei dem Eilften Auftritt des Philemon eine Anmerkung zu machen, von der ich mir eine gute Würkung verspreche. Er sagte mir, ich hätte die Regel, dass man in einer Erzählung da fortfahren müsse, wo man sie gelassen hat, auf eine zu genaue und allzu sichtbare Weise beobachtet, welches auch in der That dem also ist. Ein Kreuz über ein halbes Dutzend Verse und einige kleine Veränderungen haben diesem Mangel, wie wir glauben, abgeholfen. Übrigens bin ich wirklich mit der letzten Ausbesserung des Stückes beschäftiget, und die Fehler, die ich nicht selber bemerke, und die meine Freunde mir hätten können vermeiden helfen, muss ich dem Halsgerichte der Kritik auf Gnade und Ungnade gedruckt unterwerfen. Allein auch die öffentliche Kritik dringet nur selten bis in den Winkel, den ich bewohne, und Sie, mein lieber Freund, haben mir die erste Nachricht gegeben, dass Gottsched vor $^3/_4$ Jahren meinen Einsiedler verurtheilet hat; so wenig die heutige Welt seinen Aussprüchen trauet, so sehr bin ich überzeuget, dass auch ein mittelmässiger Kunstrichter an meinen Arbeiten Tadelswürdiges finden muss. Ich wäre in der That begierig, seine Verurtheilung zu lesen, noch mehr aber verlanget mich, alle meine bisherigen Versuche vor den strengen Berlinischen Richter-Stühlen zu sehen, denen es sonst ein erwünschter Handel ist, die Proben angehender Dichterlinge in die Chur zu nehmen. Doch vielleicht ist mir auch diese Ehre, ohne dass ich es weiss, bereits wiederfahren: wenn dem also ist, so lassen Sie mir ja mein Urtheil, so schröcklich es auch seyn mag, nicht länger unbekannt bleiben. . . . Doch erlauben Sie mir

wieder auf den Philemon zurück zu kommen. Freylich hätte ich wegen der Zueignung desselben eine bestimmtere Antwort gewünscht; aber darum kann ich Ihnen Ihre Zurückhaltung gar nicht zur Last legen, weil ich sehr wohl begreife, dass Sie mancherlei Ursache haben können, sich über diese Frage, selbst als mein Freund, nicht deutlich herauszulassen. Freylich könnte ich mir schmeichlen, mit einer Zueignung dieses Stücks bey einer andern sehr verdienstvollen Prinzessin nicht ungnädig aufgenommen zu werden, und wer weiss, ob ich nicht künftig einer meiner Arbeiten Ihren Verehrungswürdigen Namen vorsetzen werde, allein mit dem Philemon habe ich diese Absicht nicht, und würde sie alsdann noch viel weniger gehabt haben, wenn Sie mir abgerathen hätten ihn der Frau Marggräfin zuzueignen. Ich habe diese huldreiche Fürstin schon vor zwölf Jahren im Verborgenen verehret. Ich ward bei dem Herrn Pfr. Sander[14]) auf Universitäten vorbereitet, als Baden-Durlach sie zur Landesmutter bekam, und seitdem habe ich sie immer als den Schutzengel des Landes meiner Väter geliebet. Jedermann, der das Glück hatte, sich ihrer Person zu nähern, hat dazu beygetragen, mir die erhabensten Begriffe von ihrem Charakter einzuflössen, und meine unschuldigen Wünsche, dereinst, wenn es ohne jemandes Nachtheil und ohne meinen eigenen Schaden geschehen kann, wieder ein Baden-durlachischer Bürger zu werden, haben mich in dem Entschlusse bestärket, dieser so guten Fürstin ein Zeichen meiner Ehrfurcht öffentlich darzubringen. Es soll blos dazu dienen, meinen Namen an ihrem Hofe in eine Art von Angedenken zu bringen, und wenn es möglich ist, ihm sein altes Bürgerrecht wieder zu erwerben.[15]) Ich gestehe übrigens, dass ich diesen

---

[14]) Pfarrer Sander in Köndringen, nachmals Spezial und Kirchenrath, ein Verwandter Pfeffels, Mitarbeiter an gelehrten deutschen Zeitschriften. Wie Grynäus und Spreng, so wurde auch er von Pfeffel vielfach in litterariis zu Rathe gezogen. — Wenn aber von diesem Pfarrer Sander in Schnorrs Archiv für Litteraturgeschichte 1884, 12, 298 berichtet wird, dass er neben mehreren erbaulichen und naturgeschichtlichen Werken auch die Beschreibung einer Reise, welche er nach Frankreich etc. gemacht, verfasst habe, so beruht diese Mittheilung auf einer Verwechslung des alten Nicolaus Christian Sander mit seinem frühverstorbenen Sohn Heinrich, der Professor am Gymnasium illustre zu Karlsruhe war und alle jene Werke geschrieben hat. — Der Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Bildung des Superintendenten Sander zu Köndringen gedenkt auch der soeben in den badischen Neujahrsblättern 1893 von Erdmannsdörffer mitgetheilte 'Reisebericht eines östreichischen Kameralisten' aus dem Jahre 1785.

[15]) Unsere Briefauszüge zeigen deutlich, wie Pfeffel dazu kam, seinen Philemon der Markgräfin Karoline Luise zuzueignen. Danach

Schritt von eben der Seite betrachte, wie Sie ihn zu betrachten scheinen, und es desswegen für zu feyerlich oder zu gezwungen halten würde, zuvor um die Erlaubniss wegen der Zueignung anzuhalten . . . Den Philemon hoffe ich künftigen Monat mit ganz neuen Lettern bei Herrn Seiler im Format der Versuche drucken zu lassen. Sie hätten also noch Zeit, wenn Sie mich mit Anmerkungen erfreuen wollten.

Den 16. November 1762. Enfin voici notre bon homme de Philemon en etat de paroitre dans le Monde. Il n'y en avoit encore qu'une seule feuille detirée, l'orsqu'on vous l'avoit annoncé comme achevé. Or, mon cher Ami, je vous prend maintenant au mot et vous addresse pour cet effet les Exemplaires que j'ose destiner à leurs Altesses Serenissimes. Il y en a six qui sont dorés sur tranche et j'y poind une copie de la lettre [16]) que vous aurez en même tems la bonté de présenter à Madame la Marggrave . . . Mais revenons à Philemon. Vous êtes le Maître de distribuer selon votre bon plaisir les six autres Exemplaires que vous trouverez dans ce paquet pourvu que la belle Eglé en ait le premier et que vous ne vous oubliez pas vous même ni Mr. Reinhard auquel je vous prie de remettre en même tems la lettre ci jointe. Au reste je me flatte que la perfection de la partie Typographique suppléera en quelque façon à ce qui manque à l'ouvrage de l'Auteur. Je suis bien obligé à Mr. Maklot des nouveaux Exemplaires de L' Einsiedler et je les lui payerai dès qu'il voudra régler mon compte.

Eines von den sechs Exemplaren, die nach obigem Schreiben von Pfeffel für die badischen Herrschaften bestimmt wurden, ist offenbar dasjenige, welches die Grossh. Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe von Pfeffels Philemon und Baucis besitzt. Dasselbe ist in rothen Saffian gebunden, mit Goldschnitt geschmückt und trägt die Etiquette: Carolina Louisa Marggräfinn zu Baden-Durlach, geb. Landgr. zu Hessen-Darmstadt. Der Titel des Buches lautet: 'Philemon und Baucis, Ein Schauspiel in Versen von einem Aufzuge. Strassburg, bey Johann Gottfried Bauer. 1763'. Das zweite Blatt enthält auf der Vorderseite die Widmung,

---

wird man aber auch die Bemerkung im Pfeffelartikel der Allgemeinen deutschen Biographie, dass Pfeffel sein drittes Stück 'für die Markgräfin von Baden dichtete', nicht ganz zutreffend finden.

[16]) Von einer Mittheilung dieser Copie kann hier abgesehen werden, da das Schreiben nichts Specielles über Pfeffels dramatische Dichterthätigkeit enthält.

auf der Rückseite das Motto aus Dryden, die beiden folgenden Seiten nimmt die in unsern Excerpten ebenfalls erwähnte Zueignungsode ein. Auf der letzten Seite des Buches steht der Vermerk: Colmar, gedruckt in der Königl. Buchdruckerei.

Der Schauplatz des Stückes ist die Hütte des Philemon. Auf einem alten Tische stehet ein thönerner mit Blumen bekränzter Aschenkrug. Dieser Krug birgt die irdischen Überreste von Aret und Narcissa. Pfeffels Philemon und Baucis hatten nämlich in den zwanziger Jahren ihrer Ehe — nachdem sie zuerst den Göttervater stürmisch um Kinder angefleht, schliesslich aber dessen Weigerung zu verehren angefangen hatten — einen Sohn bekommen. Der war gar zärtlich und tugendhaft und verliebte sich im Jünglingsalter bereits in Narcissa, die schönste Hirtin drunten im Thale, eine Waise. 'Fünf Sommer band sie nun die Macht der gleichen Triebe, der Tugend hoher Reiz, die sanfte Gluth der Liebe'. Endlich wurde von Arets Eltern der erste Mai zur Hochzeitsfeier bestimmt. Allein am Vorabend ihres Ehrentags wurden die Liebenden, während Narcissa am Arme ihres Bräutigams ins Thal zurückkehrte, von einem furchtbaren Gewitter überfallen und beide vom Blitz erschlagen. Dreissig Tage sind seit jener schrecklichen Todesstunde verflossen, und das schwergeprüfte hochbetagte Elternpaar hat seitdem nur noch einen Wunsch, den Wunsch bald mit seinen Kindern durch den Tod wieder vereint zu werden. Dieser ihr Herzenswunsch scheint der Erfüllung nahe zu sein. Denn Baucis hatte in der vergangnen Nacht einen Traum, in welchem ihr der Schatten ihres Sohnes mit seiner Braut erschien und Aretens Mund ihr zurief: 'Der Gott der Götter will sich über euch erbarmen, Bereitet euch, uns bald von neuem zu umarmen'. Während Philemon seine Freude über die ihnen von den Göttern in diesem Traumbild gegebene Verheissung ausspricht, klopft es. 'O, wär es doch der Führer aus der Welt!' seufzt der lebensmüde Greis, indem er nach der Thüre geht. Allein es sind Jupiter und Merkur, als Wanderer verkleidet, die in der Hütte des Armen ein Obdach suchen, da ihnen ein solches bei den Reichen in der Um-

gegend nicht gewährt wurde. 'Mein Herz bedauert euch, kommt Freunde, kommt herein!' sagt Philemon, und die Eintretenden empfängt darauf Baucis mit dem Grusse: 'Ihr sollt, so lang ihr wollt, uns recht willkommen sein!' Bald sind die zwei Gäste in traulichem Gespräche mit ihren beiden freundlichen Wirthen, und Merkur frägt dieselben: 'Seyd ihr es ganz allein, die ihr diess Strohdach schmücket? Hat euch des Himmels Gunst mit keinem Kind beglücket?' Da erzählt Philemon, nachdem Baucis fortgegangen ist, um für die Kost und Ruhe der Fremdlinge zu sorgen, den beiden ausführlich die Geschichte der Liebe seines holden und tugendhaften Sohnes zu der schönen Hirtentochter im Thale und das tragische Ende dieser Liebe. Unterdessen kommt Baucis zurück und lädt ihre Gäste zu einem Kräuterbade ein, das sie ihnen in der Kammer gerichtet. Während nun die Götter im Bade sind, überlegen sich die beiden Gatten, womit sie jene nach dem Bade erquicken könnten. Da fühlen sie zum erstenmale in ihrem langen Leben ihre Armuth, weil sie nicht alles haben, was sie den bei ihnen Eingekehrten gerne zur Labung darreichen möchten. Philemon räth seiner Gattin, die Gans, die sie den Kindern zum Hochzeitsmahle hätten schlachten wollen, jetzt den Pilgern vorzusetzen, so werde dieselbe auch Zeus geweiht, dem sie dieselbe nach dem Tode ihrer Lieben bestimmt hätten. Baucis geht, die Gans zu schlachten, und in seiner Gattin Abwesenheit drückt Philemon in einem Monolog seine Freude über die Einkehr der beiden Fremden bei ihm aus, und er, der eben noch lebensmüde den Tod herbeigesehnt, wünscht sich jetzt allerdings nicht die Unsterblichkeit — denn wie könnt er stets entfernt von seinen Kindern leben? —, doch möchte er gar gerne noch 'auf ein kurzes Jahr in dieser Sterblichkeit' die Freude haben, wohlthun zu können, die Macht besitzen, ein Wohlthäter der Menschheit zu sein. Philemon wird in diesem Selbstgespräch von seinen aus der Kammer zurückkommenden Gästen unterbrochen und bald darauf von Baucis abgerufen, um ihr die Gans fangen zu helfen. Jetzt sind die Götter allein; Jupiter ergreift mit den Worten: 'Die Tugend, deren Glanz ein niedres Dach versteckt, Verdient ein Wunderwerk,

das sie der Welt entdeckt!' die Urne, schüttet deren Inhalt in die Luft und ruft durch sein Allmachtwort Aret und Narcissa ins Leben zurück. Dann verlässt er mit seinem himmlischen Sohne die Behausung Philemons. Die beiden Liebenden aber, die so plötzlich aus den Gefilden der Seligen auf die Erde wieder zurückversetzt sind, glauben aus einem schönen Traum soeben zu erwachen. Während sie diesen ihren vermeintlichen Traum von dem schrecklichen Gewitter, ihrer Fahrt in die Unterwelt und ihrer Aufnahme ins Elysium sich gegenseitig erzählen, tritt Baucis zu ihnen und fällt ob der Erscheinung ihrer geliebten Todten ohnmächtig in Arets Arme. Philemon, der auf das Angstgeschrei der beiden Kinder herbeieilt, ist anfangs auch fassungslos, doch wie er den Aschenkrug leer findet, ist ihm jeder Zweifel benommen. Die Götter haben sich ihres trostlosen Lebens erbarmt und ihnen ihre Kinder zum andernmal geschenkt. Da fängt auch Baucis an zu begreifen und dankt unter Freudenthränen den Vätern des Olympus. Darauf erhält das junge Paar von dem alten Gewissheit über seinen Tod bei dem Gewitter, und dieses lässt sich von dem jungen alsdann die Pracht und Wonne des Elysiums beschreiben. Entzückt ruft Philemon, als die Kinder ihre Erzählung geendet, aus: 'O Vater des Geschicks, Du Schöpfer unsrer Freuden, Womit verdienten wir so viel Barmherzigkeit, Wir arme Sterbliche?' 'Durch eure Redlichkeit!' lautet die Antwort Jupiters, der in diesem Augenblicke mit seinem Sohn in göttlicher Pracht erscheint und seinen beiden Wirthen sich zu erkennen giebt. 'Wohlan!' ruft er diesen zu, 'was fehlt euch noch zu eures Alters Glück? Soll ich euch, frommes Paar, der Berge Gold bescheeren? Soll euch die halbe Welt auf einem Thron verehren? Der Arme, der den Zeus im matten Pilger speisst, Verdienet, dass ihn selbst das Chor des Himmels preisst'. Demüthig antwortet Philemon 'Ist Jovens Wirth zu seyn, nicht schon der höchste Ruhm?' Und Baucis erwidert, indem sie liebevoll auf das junge Paar weiset: 'Herr, hier ist unser Gold und unser Fürstenthum'. Doch in Philemons Herz beginnt sich wieder ein Wunsch für dieses kurze Leben noch zu regen. Zeus möge, wünscht er, ihre Hütte zu seinem

Tempel weihen, ihnen das Priesterthum in demselben verleihen und sie dereinst beide zugleich aus dem Leben scheiden lassen. Dem Wunsch der frommen Tugend folgt alsbald die Erfüllung. Unter Donner und Blitz öffnet sich das Innere der Bühne, das einen prächtigen Tempel vorstellt, und zwei Wolken werden heruntergelassen, welche Jupiter und Merkur emporheben und in der halben Höhe der Schaubühne stille halten. Durch den Donner herbeigelockt drängt sich im vierzehnten Auftritt ein Chor von Nachbarn und Nachbarinnen auf die Bühne und bebt im Augenblicke vor Furcht und Entsetzen zurück. Da hält der Gott der Götter von seinem Wolkensitze aus dem erstaunten frevlen Volk seine Sünde vor, erklärt es aber — im Gegensatz zu dem die Sünde und ihre Folgen schwerer nehmenden Jupiter des Alterthums — für entsühnt durch die Frömmigkeit des alten armen gastfreundlichen Ehepaares und fordert endlich die Leute auf, nun dem holden jungen Paar zum neuen Brautaltar zu folgen. Unter den Klängen einer Triumphmusik werden darauf die beiden Götter langsam in den Himmel gehoben; es erfolgt dann im letzten Auftritt unter den feierlichen Chorgesängen der gerührten Menge die Trauung von Aret und Narcissa. Zwei Recitative Philemons, eine Arie der Baucis und ein Duett der beiden Liebenden erhöhen noch den Eindruck der Feierlichkeit. Nach der durch Philemon vollzogenen Trauung bleibt der Priestergreis mit seiner Gattin vor dem Altar stehen, während die übrigen einen pantomimischen Tanz aufführen. Nach der Pantomime wird folgender Schlussgesang angestimmt:

Wie reizend ist der Gott der Liebe,
  Wenn Unschuld ihm die Fackel trägt!
O, welche Fülle süsser Triebe
  Wird dann durch seine Gluth erregt!
Wie reizend ist der Gott der Liebe,
  Wenn Unschuld ihm die Fackel trägt!

Dieses letzte der drei Erstlingsdramen Pfeffels ist unstreitig das beste unter ihnen. Auch bei der hochgebildeten Fürstin, der es gewidmet ist, fand dasselbe Beifall. Sie schrieb, nachdem sie die 'hübsche Pièce' zum zweiten

Male durchgelesen, an den Verfasser u. a.: 'Si notre langage avoit à produire plusieurs morceaux de cette force, on n'oserait plus lui reprocher d'être dure et barbare'.

Über Pfeffels Schatz hat Gellert privatim, über den Einsiedler und den Schatz Lessing öffentlich sich ausgesprochen. Den Philemon aber hat Lessings litterarischer Widersacher Klotz, wie ich einem Brief Pfeffels an Ring aus dem Jahre 1769 entnehme, einer abfälligen Kritik unterzogen; wo jedoch dieselbe erschienen ist, weiss ich zur Zeit nicht zu sagen.

Im Jahr 1771 kommt Pfeffel in seinem Briefwechsel mit Ring zum letzten Male auf seine Erstlingsdramen zu sprechen. In diesem Jahr nämlich hatte Macklot ohne Vorwissen unseres Dichters eine dritte Auflage des Einsiedlers erscheinen lassen, und gerne hätte Pfeffel, wenn er um das Vorhaben seines Verlegers gewusst, diesem seine Verbesserungen eingesandt, zumal er seit einiger Zeit eine gänzliche Umarbeitung des Stückes in Vorbereitung hatte. Pfeffel beendigt aber die von uns zum Schluss hier berührte Briefstelle über die dritte Auflage seines Trauerspiels mit den Worten:

Au reste comme c'est un enfant que j'ai abandonné à son mauvais sort ainsi que ses frères et soeurs, il m'est au fond assez indifférent sous quelle figure qu'il reparoise. Cependant je ne voudrois pas que Mr. Macklot exerçât sa force ressuscitante sur mes autres productions qui lui sont absolument etrangères.

Fassen wir zum Schlusse zusammen, was aus unsern Briefen für die Entstehungsgeschichte der Erstlingsdramen Pfeffels sich ergiebt! Der junge Dichter trug sich zuerst mit dem Project eines biblischen Schauspiels Henoch. Bald aber entschloss er sich, es vorerst mit kleinern Dramen und zwar mit solchen zu versuchen, die man anstatt der bisherigen allzulustigen Nachspiele auf rührende Stücke folgen lassen könnte. Das erste kleine Drama Pfeffels in dieser Art war das Trauerspiel Der Einsiedler, das zweite Der Schatz, ein Schäferspiel, beide von einem Aufzuge und in Alexandriner-Versen, jenes Ende 1760, dieses Anfang 1761 vollendet. Während Pfeffel aber noch an seinem Einsiedler arbeitete, hatte er bereits im Herbst

1760 ein einactiges prosaisches[17]) Lustspiel Die Pockennarben geschrieben. Da er jedoch dieses ältere Stück nie durch den Druck zu veröffentlichen sich entschliessen konnte, pflegte er stets die beiden andern Dramen seine ersten Versuche zu nennen. Nach der Vollendung des Schatzes aber wandte sich unser Dichter wieder grösseren Projecten zu. Daher wollte er von dem Gesammt-Titel Theatralische Kleinigkeiten, den er noch Ende 1760 für seine stückweise zu druckenden dramatischen Versuche dem Verleger vorgeschlagen hatte, schon bald nach Beginn des Jahres 1761 nichts mehr wissen. Ein solches grosses Drama aber, dessen Entwurf um diese Zeit seinen Geist beschäftigte, war Biblis und Caunus, ein Trauerspiel von fünf Aufzügen.

Im Herbst des zuletzt genannten Jahres erschienen rasch nacheinander der 'dem besten Bruder' (dem Historiker und Staatsmann Christian Friedrich Pfeffel) gewidmete Einsiedler und der dem 'Herrn Professor Gellert' zugeeignete Schatz im Drucke. Jener kam bei Michael Macklot in Karlsruhe, dieser bei Johann Gottlieb Garbe in Frankfurt a.M. heraus; der Druck des letztern Stückes wurde jedoch unter Pfeffels Augen in Colmar hergestellt. Je besser daher dieser letztere ausfiel, desto schlechter war es mit dem des Einsiedlers bestellt. Nicht nur dass derselbe von Fehlern strotzte, der ökonomische Markgräfl. privil. Hofbuchhändler hatte auch noch die Zueignungsode weggelassen und des Dichters Nacherinnerung nicht abgewartet. Letztere musste mit einem Verzeichniss der Druckfehler des Einsiedlers dann von Herrn Garbe dem Schatze angehängt werden. Etwas correcter war der Text des Einsiedlers, den Macklot noch in demselben Jahre 1761 in einem Wiederabdruck des Trauerspieles in den Carlsruher Beyträgen zu den schönen Wissenschaften (2, 491—511) lieferte. Die vom

[17]) Dass dieses erste Theaterstück Pfeffels in Prosa abgefasst war, ist folgender Stelle in dem dem Schatze S. 25—32 angefügten Schreiben an einen Freund S. 26 zu entnehmen: 'Ich nenne diese beyden Stücke (Einsiedler und Schatz) meine ersten Versuche, weil ich noch unentschlossen bin, ob ich das ältere prosaische Lustspiel dem Drucke übergeben werde'.

Dichter selbst jedoch besorgte zweyte verbesserte Auflage des Einsiedlers erfolgte erst ein Jahr später.

Zu derselben Zeit, wie diese zweite Auflage des Einsiedlers, im Spätjahr 1762, und gleich ihr mit dem Druckjahr 1763 versehen, erschien das letzte der Erstlingsdramen Pfeffels, Philemon und Baucis, ein in gereimten Alexandrinern verfasstes Schauspiel von einem Aufzuge, an dem der Dichter im Herbst 1761 alsbald nach der Drucklegung des Schatzes zu schreiben begonnen, und das er am 13. Juni 1762 vollendet hatte. Der Verleger war Johann Gottfried Bauer in Strassburg, den Druck besorgte die Königl. Buchdruckerei zu Colmar. Gewidmet ist dieses mit einem opernartigen Schluss ausgestattete Drama der Markgräfin Caroline Luise von Baden als der Regentin in Pfeffels angestammtem Vaterlande.

Mit einem biblischen Vorwurfe hatte Pfeffel seiner Zeit seine dramatische Dichterthätigkeit beginnen wollen, mit einem patriarchalischen Stoffe aus dem klassischen Alterthum beschloss er die Reihe seiner ersten theatralischen Versuche. Mögen diese Stücke aber in der arkadischen Schäferwelt oder in grauer Vorzeit spielen, so sind sie doch vor allem Spiegelbilder von des Dichters eigener Lebensanschauung sowie des sentimentalen Charakters seiner Zeit.

Gernsbach. Heinrich Funck.

Das Neueste von Plundersweilern.

Beiträge zur Erklärung einiger Stellen.

Der Weihnachtsscherz, mit dem Goethe 1781 die Herzogin Amalia und ihren Hof überraschte, ist eine jener räthselvollen Dichtungen des Meisters, die neben dem Interessanten des Gegenstandes, neben dem kecken Spott und der überlegenen Sicherheit des Urtheils eben durch die Räthsel, die sie uns aufgeben, einen immer neuen Reiz ausüben, in ihr tieferes Verständniss einzudringen. Dass die bisherigen Erklärer schon alle Räthsel gelöst hätten,

wollen sie selbst nicht behaupten. Vieles haben sie dunkel gelassen, an manchen Stellen aber durch ungenaue Auffassung des Zusammenhangs und ungenügende Vergleichung des Gedichtes mit dem Bilde, auch wohl durch vertrauensvolles Nachsprechen der Erklärungen ihrer Vorgänger dem Leser die Unbefangenheit des Urtheils getrübt und ihn auf falsche Fährten geleitet. Eine allgemeine Vorstellung von dem, was der Dichter in jedem Abschnitt sagen will, bekommt wohl jeder Leser sofort, das genauere Verständniss wird aber besonders im ersten Theil, der die linke Seite des Bildes behandelt, durch vorgefasste Meinungen, namentlich in Bezug auf Nicolai, irregeführt.

Ich will versuchen durch einfache Betrachtung der Textesworte selbst unter genauer Berücksichtigung des Bildes, das mir in einer sehr deutlichen grossen Photographie vorliegt, eine ungezwungene Erklärung einiger meines Erachtens bisher falsch gedeuteten Abschnitte zu geben.

V. 17—38. In Plundersweilern ist litterarischer Jahrmarkt. Er spielt sich auf dem freien Marktplatz ab. Das Bild zeigt links nur noch ein Eckhaus der linken Seite des Platzes, es vertritt 'eine der längsten Gassen' V. 17, in der Haus für Haus mit urtheilslosem Eifer gelesen wird, was Neues unter die Hände kommt. Der Abschnitt V. 27—32 verräth durch die Parallele mit dem öffentlichen Kaffeeverkauf deutlich, was man unter dem für sechs Pfennig ausgetheilten Leseschmaus zu verstehen hat. Dieser Preis kann doch unmöglich ein Kaufpreis, sondern nur eine Lesegebühr sein; wir können hier nur an eine Leihbibliothek denken. Wie man eine Anspielung auf das Tiefurter Journal hier entdecken kann, wie Strehlke in Hempels Goetheausgabe 8, 206, auf das man nur mit einem eigenen Beitrag oder mit einem Goldstück, aber nicht mit sechs Pfennigen abonniren konnte, ist mir nicht verständlich. Goedeke [2] 4, 473 findet richtig, aber ohne nähere Erklärung in dem ganzen Abschnitt V. 17—38 einfach die Lesewelt geschildert. Sie zerfällt aber in Goethes Schilderung deutlich in drei Gruppen: 17—26 die alles Neue verschlingenden urtheilslosen Leser, 27—32 die Benützer der billigsten

Lesegelegenheit im Leihhaus, und 33—38 die das einzige von dieser langen Gasse auf dem Bild sichtbare Haus bewohnenden Lesenarren, die nicht bloss, wie in den obern Stockwerken, lesen, sondern in den unteren auch, wie die Verse sagen, begierig in das Publikum schauen, 'wie einer an den andern rennt', und darin ihre Befriedigung finden (V. 38).

Was sie zunächst vor ihren Fenstern schauen, das schildert der Dichter V. 39—46: Um ein Mädchen von schlechten Sitten, das um geringen Preis den sauren Schweiss gar vieler Menschen feilbietet, scharen sich die Leute in Haufen, um ihr ihre Waaren abzukaufen. Kein Mensch möchte sie aufnehmen und andern gegenüber spricht jeder seine Verachtung für sie aus, und dennoch kauft alles ihre Waaren. Dass diese schlecht seien, ist mit keinem Worte gesagt, im Gegentheil: sie verkauft vieler Menschen sauren Schweiss. Goedeke sieht in ihr die leichte Tageslitteratur vertreten, Strehlke die schlechte Romanpoesie oder sonst eine Personification der Poesie überhaupt (!), Schröer (Deutsche Nationallitteratur, Goethe 6, 284) 'die billige Skandallitteratur, deren man sich öffentlich schämt, die man aber heimlich gelesen'. Dieser sucht wenigstens der Charakteristik in V. 40, 43, 44 gerecht zu werden, übersieht aber, dass nicht die Waaren, sondern nur die Verkäuferin als schlecht bezeichnet wird. Ich glaube, man braucht das richtige Wort nur auszusprechen, um die Überzeugung zu erwecken, dass nichts anderes gemeint sein kann. Was brachte denn die Dichter und Schriftsteller jener Tage um die Frucht ihres sauren Schweisses? was werden sie in brieflichen und anderen Äusserungen nie müde zu brandmarken? Was ist es anders als der grenzenlose Unfug des Nachdruckes! Jedermann tadelt denselben, geht hin und kauft sich statt des theuren rechtmässigen Druckes den billigen Nachdruck.[1]) Dass dies die

[1]) Auffallend ist, dass die zu dem Mädchen herzudrängenden und von ihm hinwegeilenden Käufer lauter Knaben zu sein scheinen. Wenn es wirklich Knaben sein sollen, so wird dadurch entweder das Thun dieser Käufer als ein knabenhaftes charakterisirt, wie auch in andern Gruppen des Bildes und Gedichtes, oder ist diese ganze Gruppe in

einzig richtige Deutung des Mädchens von schlechten Sitten ist, beweist ferner auch die in V. 47—58 folgende Gegenüberstellung der eigentlichen rechtmässigen Verlagshandlung. Man braucht hier nicht mit Schröer und Strehlke an Nicolai zu denken. Für alle Autoren ist jeder Verleger ein 'Papierpatron', vor dem sie sich mit demüthigen Gebärden bücken. Natürlich — eben weil diese Papierpatrone durch den Nachdruck schwer geschädigt werden, siehts in ihren Handlungen gar schlimm aus. V. 47 f. Kein Mensch kauft ihre theuren Waaren, da er sie bei den Nachdruckern billiger haben kann: nur zuweilen fragt ein Gelehrter nach einem Folio, d. h. nach einem Verlagsartikel wissenschaftlichen Inhalts, der für die Lesewelt ungeniessbar, also vor dem Nachdruck sicher geblieben ist. Und eben weil das Geschäft der Verleger unter dieser Unsitte leidet, so leiden auch die 'viel' Autormagen'. Sie müssen froh sein, wenn ein Verleger das Risico übernimmt, ihre Werke in Verlag zu nehmen; sie nahen sich ihm, wie Clienten ihrem allmächtigen Patron.

Die böse Nachbarschaft des Verlagshauses wird fast allgemein auf das danebenstehende 'Serail' der Frau Kritik gedeutet. Auch dies dürfte kaum richtig sein. Denn nicht die Verleger, sondern die Autoren sind es, welchen durch die Kritik so übel mitgespielt wird, sie werden von dem übereifrigen Barbier so unbarmherzig rasirt, und ihre Werke von den selbst unproductiven Kritikern zerzaust V. 96, gemessen V. 97, gewogen V. 98 und gar ausgeklopft V. 99 f. Die Barbierbude und das Haus der Kritik sind also nicht die böse Nachbarschaft für die Verlagshandlung. Mit V. 59 beginnt vielmehr ein ganz neuer grösserer Abschnitt bis V. 104, in welchem dem V. 39—58 geschilderten unberechtigten und rechtmässigen Büchermarkt das Treiben der Kritik,

---

engere Verbindung mit V. 33—38 zu setzen, von denen zumal der letzte nicht ganz klar ist. Dann wäre der Sinn dieser: Man schaut in jenem Hause begierig, was vor den Fenstern vorgeht, man merkt, dass hier billiges Lesefutter zu haben ist, aber man schämt sich offen die Nachdrucke zu kaufen (V. 43 f.) und schickt daher Knaben aus, die billige Waare ins Haus zu bringen, so dass man dann Abends 'gar kontent' sein kann, V. 38.

bei dem ja die Verleger selbst nicht unbetheiligt sind, gegenübergestellt wird. V. 55—58 sind also nicht als Vorbereitung dieses Abschnitts über die Kritik, sondern als ein Anhang an das über die Verleger Gesagte zu betrachten, in welchem der Dichter als Autor sich für die Abhängigkeit der Autoren von den Papierpatronen durch einen cynischen Witz rächt. Die Plage der bösen Nachbarschaft besteht nämlich, was man freilich auf der kleinen Abbildung des Bildes in Schröers Ausgabe nicht erkennen kann, darin, dass auf dem Balkon des grossen Nachbarhauses jemand seine Nothdurft über das Geländer hinaus auf das Verlagshaus hinunter verrichtet, dieses edle Institut also in der denkbar despectirlichsten Weise behandelt: 'wie man Exempel jeden Tag in der Almende sehen mag'. Auch diese Verse werden erst jetzt verständlich. Denn wenn das ganze Haus der Kritik die böse Nachbarschaft vorstellen soll, sind sie rein sinnlos. Wohl aber ist es bekannt, dass in jenen Tagen die Strassenpolizei noch nicht so streng geregelt war, dass nicht jedermann sich erlaubte, allen möglichen Unrath aus den Fenstern auf die Strasse zu schütten mit den wohlgemeinten Begleitworten: 'Kopf weg'. Davon konnte man also in der Gemeinde jeden Tag Exempel sehen, und dass gerade das Haus des Verlegers unter dieser rücksichtslosen Behandlung leidet, ist wie gesagt die Rache des Dichters für die Abhängigkeit der Autoren von den Papierpatronen, ein Cynismus, der uns an Goethe nicht im mindesten befremden kann.

Der Abschnitt V. 59—104 ist also der Kritik gewidmet und zwar drücken zunächst V. 59—62 die Rücksichtslosigkeit aus, mit der alles ohne Erbarmen zur Kritik herangezerrt wird. In V. 63—70 verspottet der Dichter den Allerweltskritiker unter dem Bild eines Barbiers, der 'wo er irgend Stoppeln (d. h. auch nur die kleinsten Unebenheiten und Verstösse) sieht', mit unwiderstehlicher Leidenschaft darüber herfällt und dabei auch das Gute mit wegrasirt. Gegen Schröer S. 284 ist übrigens noch zu bemerken, dass die Gruppe an der rechten Ecke des Hauses der Kritik nicht Frau Kritik bedeutet, die auch einen Autor in die Barbierbude zerrt, sondern zu der Gruppe der unglücklich Lieben-

den gehört, die vom Wertherfieber ergriffen sind. Wir sehen hier einen jungen Mann, der gleich den übrigen sich die Pistole an den Kopf hält und sich dem übrigen Zug anschliessen möchte, aber von seinem Liebchen mit verzweifelnder Gebärde zurückgehalten wird.

V. 71—104 ergiesst sodann der Dichter seine Satire auf die höhere Kritik, wie sie in den grossen kritischen Zeitschriften ausgeübt wird. Man braucht auch hier bei 'dem vornehm reichen Mann, der also bau'n und wohnen kann', nicht gerade bloss an Nicolai zu denken, sondern wird die Stelle allgemeiner fassen dürfen, obwohl wahrscheinlich speciell Nicolai und die Allgemeine deutsche Bibliothek dem Dichter vorgeschwebt haben wird. Es gab ja noch verschiedene andere grosse kritische Unternehmungen, z. B. in Leipzig. Es ist ihm nur daran zu thun, das Lucrative aber Unfruchtbare der Kritik und die Tyrannei zu geisseln, die sie dadurch ausübt, dass jeder Verleger und Autor ihr seinen Tribut ('eine Art von Stempelgeld') darbringen muss, was das Bild durch den Lastwagen mit neuen Waaren ausdrückt, der zum grossen Thor hineingefahren wird. Die äusserliche, oberflächliche, pedantische, grobe Behandlungsweise der Bücher durch die Kritiker wird in V. 95—104 verspottet. Dass in dem Manne, der oben auf dem Dache Kleider ausklopft, Merk sich selbst erkennen zu müssen glaubte, ist kein Beweis, dass Goethe ihn wirklich gemeint hat. Möglich aber wäre es immerhin, weil er trotz seiner nahen Beziehungen zum weimarischen Kreise doch auch an Nicolais Allgemeiner deutscher Bibliothek mitwirkte und so sich also getroffen fühlen konnte. V. 101 ff. sind wohl so zu verstehen: daraus, dass die Fenster geschlossen seien, dürfe man nicht schliessen, dass hinter ihnen nicht gearbeitet werde, und ein herber Spott auf die Stubengelehrsamkeit so vieler Kritiker liegt in den Worten: 'Die meisten arbeiten wie in der Gruft Und kommen selten an frische Luft'.

Damit schliesst der erste Theil des Gedichtes, der die Lesewelt, den Nachdruck, das Verhältniss von Autor und Verleger, sowie das Treiben der Kritik zum Gegenstand hat. Die übrigen Abschnitte behandeln dann die Haupt-

erscheinungen der deutschen poetischen Litteratur selbst. Hier möchte ich nur einzelne Punkte noch zu näherer Besprechung herausgreifen.

Zu dem Abschnitte V. 105—140 ist nichts zu bemerken, als was schon oben angedeutet ist, dass das Mädchen mit dem Jüngling an der Ecke des Hauses der Kritik zu der Gruppe der Werthernachfolger gehört.

Den folgenden Abschnitt V. 141—156 will Ad. Schöll (Goethe in den Hauptzügen u. s. w. S. 525) auf den Halberstädter Dichterkreis beziehen. Die Deutung auf den Göttinger Hain scheint aber doch fast unabweisbar angesichts der Worte: 'Die Laube, die sie fasst, ist klein, doch dünkt sie ihnen ein dichter Hain', was nebenbei bemerkt beim Vortrag sich anhört wie: 'Dichterhain'. Auch die gegenseitige Bekränzung — und Überschätzung — deutet darauf hin und eine Anspielung auf das allmähliche Zusammenschrumpfen des Bundes erkennt man in der geringen Anzahl der Bundesbrüder. Auch Merck erkannte in dieser Gruppe die Göttinger, Brief 37 von Goethes Mutter an die Herzogin Amalia vom 10. März 1782. Keule und Waffen, sowie der Spott auf die hohe Abkunft können wohl nur auf die Stolberge bezogen werden.[2]) Da übrigens ein Murmelkasten nicht, wie Schröer schreibt, ein Leierkasten ist, sondern der Kasten, in dem die Murmelthierknaben ihr Thierchen herumtragen, so wird dadurch der Spott noch bittrer. Der Dichter schlägt die hohe Abkunft der Grafen nicht höher an als die der Savoyardenknaben, die mit ihrer Marmotte von den Hochgebirgen herabkommen. In der Gegenüberstellung von Löwenhaut und Eselsohr vollends liegt eine deutliche und wenig schmeichelhafte Anspielung auf die bekannte Fabel vom Esel in der Löwenhaut.

Die Abschnitte von V. 156—188, die auf Klopstock, seinen Erklärer Cramer und seine übrigen Bewunderer gehen, bedürfen wohl keiner weiteren Erläuterung mehr.

---

[2]) Schröer meint, diese können nicht als anwesend in der Laube gedacht werden, da sie um 1781 bereits seit Jahren in Amt und Würden waren, allein dann dürfte man überhaupt hier nicht an die Göttinger denken, da um diese Zeit der Hain als solcher überhaupt nicht mehr bestand.

Dagegen gehen über die dem Teutschen Merkur Wielands gewidmeten Verse 189—208 die Meinungen der Ausleger ziemlich auseinander. Es kommt für die richtige Deutung vor allem darauf an, wie die Schlussverse 205—208 aufgefasst werden, ob sie eine Huldigung für Wieland enthalten oder, wie Schöll (a. a. O.) will, andeuten sollen, dass der Engel dem Merkur den Kranz überhaupt nicht giebt, sondern 'mit seinem Lorbeerkranz nur ankommt, um sofort betrübt wieder umzukehren'. Schöll stützt sich bei dieser Auffassung auf die Variante von V. 208 in der Tiefurter Handschrift. In dieser lautet der Vers statt der Fassung der Buchausgabe: 'Er sieht sich um und sucht sich Brüder', vielmehr: 'Und kehrt betrübt zum Himmel wieder'. Nach Strehlke und Schröer hat die Originalhandschrift beide Verse, die Buchausgabe nur den ersten, die Tiefurter Handschrift nur den zweiten. Es ist nun allerdings nicht zu bestreiten, dass man aus der Tiefurter Fassung, die wohl die ursprüngliche ist, den von Schöll angenommenen Sinn herauslesen kann, auch, dass die Fassung im Druck eine Milderung enthält; das letztere jedoch trifft nur zu, wenn die erstere Auffassung richtig ist. Man wird aber doch wohl sagen müssen, dass Goethe jene Änderung für den Druck nur deswegen vorgenommen hat, um die missverständliche Auffassung des handschriftlichen Ausdrucks abzuschneiden, dass er also eben diese Auffassung vermieden wissen wollte.

Darüber also kann kein Zweifel sein, dass Goethe mit diesen Versen den Herausgeber des Merkur für den vorausgehenden, übrigens sehr harmlosen, ja freundlichen Spott über diese Zeitschrift V. 189—204 schadlos halten wollte, und nicht beabsichtigte, ihm hier noch einen weiteren Treff zu geben, des Inhalts, dass ein Engel einen Lorbeerkranz zwar bringe, aber auch betrübt, dass er keinen würdigen Träger für denselben findet, wieder mit zum Himmel nehme. Das wäre denn doch angesichts der Thatsache, dass Goethe Wieland für den im Merkur erschienenen Oberon selbst einen Lorbeerkranz überschickte, eine zu grobe Inconsequenz und würde selbst alles übersteigen, was ein Goethe sich erlauben durfte. Für die Auffassung der vier Schluss-

verse im Sinne einer versöhnenden Huldigung spricht auch, was Goethes Mutter an die Herzogin Amalia über die Erscheinung des Engels mit dem Lorbeerkranze schreibt: 'wegen des Merkurs und meinem Liebling mit dem Lilienstengel in den Wolken, davor hätt ich meinen Sohn küssen mögen' (Brief 36 vom 26. Februar 1782). In diesem Sinn fassten doch wohl alle Anwesenden die Erscheinung des Engels und Wieland hatte an den vorhergehenden Versen noch genug zu dauen.

Ehe ich auf diese komme, möchte ich aber doch den angeblich so verfänglichen V. 208 in beiden Fassungen noch auf seinen wahren Sinn prüfen. Der Engel 'bringt einen Lorbeerkranz hernieder und kehrt betrübt zum Himmel wieder' (Tiefurter Fassung). Damit ist doch keineswegs gesagt, dass er den Kranz wieder mitgenommen habe (denn er bringt ihn ja hernieder), noch viel weniger, dass er betrübt gewesen sei, weil er ihn nicht anbringen konnte, sondern nur, — und darauf bezieht sich eben seine Betrübniss — dass er keine anderen einer ähnlichen Auszeichnung würdigen Dichter gesehen habe. Dass Goethe selbst dies in dem Vers ausdrücken wollte, wird eben durch seine Textänderung bewiesen. Denn wenn nach dieser der Engel sich umsieht und sich Brüder sucht, so sagt dies doch wohl deutlich genug, dass er sich umschaue, ob nicht ausser ihm noch andere Engel kommen, um etwa andere Dichter mit Lorbeeren zu schmücken, und wenn es ihn betrübt, dass dies nicht der Fall ist, so ist ja damit die Auszeichnung für Wieland um so grösser, da er dann als der einzige des Kranzes würdige Dichter dasteht.

Diese Aufmerksamkeit des Dichters mochte Wieland den kleinen Verdruss, den er über die vorausgegangenen Verse empfinden musste, verschmerzen lassen. Glimpflich genug ist er darin weggekommen. Empfindlich konnte ihn eigentlich nur berühren, dass der himmlische Merkur auf so hohen Stelzen einhergeht. Denn damit ist dem Herausgeber die Überschätzung des wirklichen Werthes seiner Zeitschrift zu Gemüthe geführt, von der er ja nicht freizusprechen ist, und wird zugleich das hohe Richteramt des

poetischen Geschmacks, 'auf das er sich öfters was zu gute thut', und das hier scherzhaft durch Scepter und Ruthe angedeutet ist, illusorisch gemacht, da er von seiner erträumten Höhe herunter die Gegenstände der beabsichtigten Züchtigung gar nicht erreichen kann.[3]) Die Anspielung auf die vergeblichen Bemühungen seiner Gegner, ihn von seiner Höhe herunterzuzerren und die Stelzen abzusägen, konnte Wieland unmöglich übel nehmen. Hier sind doch offenbar vielmehr Wielands Gegner getroffen, vor allen Nicolai. Denn Merck hat hier gewiss richtig gesehen, wenn er nach dem obenerwähnten Brief von Goethes Mutter in dem sägenden Knaben Nicolai erkannte. Auch die Schaar der mancherlei Bewunderer, die zu dem Merkur aufschauen, enthält für den Herausgeber des Teutschen Merkurs durchaus nichts Beleidigendes. Beleidigen aber musste es ihn, wenn Goethe diesen Haufen Bewunderer 'einen Pack, so schwer und gross', genannt hätte, den der Merkur niemals los werde. Alle bisherigen Erklärer dieser Stelle beziehen nämlich 'dieser Pack' auf Bewunderer; so Schöll, Schröer, Lexer in Grimms Wörterbuch und Sanders in seinem Wörterbuch. Ein gröberes Missverständniss ist aber wohl noch nicht leicht vorgekommen. Schon das Wörtchen 'doch' hätte vor dieser Beziehung warnen können. Denn was soll das für einen Sinn haben: Der Merkur hat einen grossen Haufen Bewunderer, doch wird er ihn nicht los? Es kann ihm ja nur erwünscht sein, wenn er ihn behält, es müssten denn Bewunderer von sehr zweifelhafter Qualität sein. Ein Blick auf das Bild lehrt jedoch, dass dieser Pack, den übrigens Goethe, wenn er von einem Menschenhaufen hätte sprechen wollen, gewiss nicht 's c h w e r und gross' genannt hätte, nichts anderes ist, als der grosse Bücherballen, der zwischen den Stelzen des Merkurius hindurchgeführt wird; denn auf diesem Pack sind deutlich die Buchstaben T. M. zu lesen und somit stichelt hier Goethe auf den so häufig theils beklagten, theils bespöttelten

---

[3]) Wie Schöll a. a. O. angesichts des Bildes, wo doch beide Hände des Merkur völlig frei Scepter und Ruthe führen, von der an die Stelze geklammerten Hand reden kann, ist mir unverständlich.

schlechten Absatz des Teutschen Merkurs. Nun erhält auch das 'doch' seine volle Berechtigung: trotz der vielen Bewunderer will doch der Verkauf der Zeitschrift nicht gehen! Die seitherige falsche Beziehung von Pack hätte an sich nichts zu bedeuten, wenn sie nicht in die Wörterbücher übergegangen wäre, wo denn nun das Wort Pack auf Grund dieser einzigen Stelle als Beleg aufgeführt wird, dass es auch in der verächtlichen Bedeutung 'Haufe' als masc. vorkomme, während es sonst in diesem Sinne nur neutral gebraucht wird.

Die Stichelei Goethes auf den schlechten Absatz des Teutschen Merkurs konnte Wieland unmöglich sehr wehe thun, da er ja sich zuweilen selbst darüber lustig machte. Um so mehr aber wird ihm die nachfolgende Auszeichnung durch die Erscheinung des Engels geschmeichelt haben. Wenn Goethe in seinem Vorwort sagt, der Weihnachtsscherz sei nicht ohne kleinen Verdruss einiger Gegenwärtigen vorgetragen worden, so wird man freilich hierbei zuerst an Wieland denken, aber auch fragen müssen, wer sich denn etwa sonst noch im Weimarischen Kreise getroffen fühlen konnte? Da aber kaum ein anderer der Anwesenden eine Anspielung auf sich finden konnte, so wird man den Plural nicht zu sehr betonen dürfen; denn wenn Wieland auch der einzige war, der Verdruss empfand, so konnte doch Goethe unmöglich den Singular gebrauchen.

Über die in den Abschnitten von V. 215—224 verspotteten Richtungen wird sich kaum etwas Bestimmtes ermitteln lassen. Über die Anspielungen in den letzten Abschnitten kann im allgemeinen kein Zweifel bestehen; wer jedesmal im einzelnen gemeint ist, wird sich wohl schwerlich mehr feststellen lassen. Nur das wird mit Bestimmtheit zurückzuweisen sein, dass in V. 225—232 Götz von Berlichingen gemeint sei (Goedeke [2] 4, 473). 'Als Ritter nimmt er Preis und Gruss, Doch geht er eigentlich zu Fuss', so konnte doch Goethe unmöglich von seinem eigenen Drama reden, sondern nur von den schwächlichen Nachahmungen dieser Art von Dichtung. Im übrigen möchte ich nur noch gegen Schröer (a.a.O. S. 286) bemerken, dass der Ritter in der Ecke des Bildes rechts unten nicht

auf einem so kleinen hölzernen Pferde reitet, dass er mit den Füssen auf dem Boden steht, sondern dass er genau in Übereinstimmung mit V. 232 'eigentlich zu Fuss geht', denn er reitet ein — Steckenpferd.

Calw. Paul Weizsäcker.

Goethes Elpenor.[1])

Die geringen Resultate, welche die kritische Betrachtung des Elpenorfragmentes bisher geliefert hat, scheinen kaum die darauf verwendete Mühe zu rechtfertigen. Die zwei Acte, die Goethe beendigt hat, sind bis ins Kleinste analysirt worden, und die Litteraturen Griechenlands, Italiens, Frankreichs, Chinas haben alle nah oder fern verwandte dramatische Handlung geliehen, haben mit verschiedenem Grade von Wahrscheinlichkeit die Gedanken und Bedingungen darbieten sollen, auf welche die Tragödie vermuthlich gegründet ist. Die geistreichen Versuche, die angestellt worden sind, die Fabel aufzubauen und die Handlung des Stückes im einzelnen darzulegen, machen in den meisten Fällen den Eindruck einer entfernten Wahrscheinlichkeit und sind doch im besten Falle höchstens in Einzelnem überzeugend. Der bemerkenswertheste Zug an diesen Hypothesen ist, dass nicht zwei Verfechter einer Fortsetzung übereinstimmen. Bald soll Elpenor seinen

---

[1]) Diese Untersuchung ist im American Journal of Philology Bd. 12 Nr. 4 englisch erschienen. Dr. Herman Schönfeld in Baltimore erhielt von dem Verfasser die Erlaubniss, sie ins Deutsche zu übertragen. Ich nahm keinen Anstand, seinen Wunsch die Übersetzung in dieser Vierteljahrschrift gedruckt zu sehen, zu erfüllen, weil jenes Journal in Deutschland und Österreich nicht sehr verbreitet ist und jedenfalls von wenigen Goetheforschern benützt wird. Zur Ablehnung der Studie konnte ich mich um so weniger entschliessen, als sie einem Probleme gilt, über das ich selbst andere Ansichten geäussert habe. Kürzungen, die mir für deutsche Leser besonders im ersten Drittel der Arbeit wünschenswerth schienen, durfte ich mit Bewilligung des Verfs. vornehmen; da mir der englische Text nicht vorlag, wagte ich nicht die Übersetzung freier durchzubilden. B. Sfft.

vermeintlichen Vater erschlagen, bald Hand an sich selbst legen; der verborgne vermeintliche Sohn der Antiope soll Elpenors Racheschwur zum Opfer fallen oder auf Lykus' Geheiss ermordet werden; Lykus soll sich selbst aus dem Wege räumen. Dabei wird fast immer das von dem Plan und der Handlung der zwei vollendeten Acte bedingte symmetrische Verhältniss, die genaue Anordnung der Zeit und die echt klassische Beschränkung in der Zahl der Charaktere ignorirt. Zeitläufe von ganzen Jahren werden zwischen die einzelnen Scenen gelegt, und die Bühne wird mit Kriegen und Abenteuern, Armeen und Complotten angefüllt, die zum Aufbau einer Trilogie genügen würden.[2])

An dieser Lage der Dinge ist zunächst die Annahme Schuld, dass Goethe einer der griechischen Sage ähnlichen Knotenschürzung in einer ihrer Formen gefolgt sein würde. Aber ein solches Verfahren ist Goethes Denken fremd. So wurden z. B. die Namen Philemon und Baucis dem alten Paar in dem zweiten Theile des Faust nur mit der Absicht beigelegt, um den von ihnen dargestellten Charakteren eine erhöhte Würde zu verleihen.[3]) Die Iphigenie (1779) liefert das Beispiel einer tragischen Verwicklung, in welcher durch rein menschliche Mittel das Schicksal besänftigt und vollständige Versöhnung erzielt wird. Morsch (Vorgeschichte von Goethes Iphigenie, Vierteljahrschrift 4, 80—115) hat die Geschichte der dramatischen Behandlung des Gegenstandes in den neueren Litteraturen gegeben und so das sonst unerreichte menschliche Element des Goetheschen Schaffens in höherem Relief gezeigt. Die Iphigenie in Delphi sollte eine noch vollständigere Versöhnung auf

---

[2]) Selbst wo dieses Missverhältniss bemerkt worden ist, bleiben die vorhergehenden Schlussfolgerungen uneingeschränkt. Der Aufsatz von G. Kettner, Preuss. Jahrbücher Bd. 67, ist allein von solchen Extravaganzen gänzlich frei.

[3]) Eckermanns Gespräche, 6. Juni 1831: 'Mein Philemon und Baucis hat mit jenem berühmten Paare des Alterthums und der sich daran knüpfenden Sage nichts zu thun. Ich gab jenem Paare bloss jene Namen, um die Charaktere dadurch zu heben. Es sind ähnliche Personen und ähnliche Verhältnisse, und da wirken denn die ähnlichen Namen durchaus günstig'.

griechischem Boden zu Wege bringen: 'eine Wiedererkennung, dergleichen nicht viel sollen aufzuweisen sein'. Goethe schrieb am 18. October 1786 an Frau von Stein: 'Wenn diese Scene gelingt, so ist nicht leicht etwas Grösseres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden'[4]), und er war selbst zu Thränen gerührt, als er den dramatischen Plan klar erfasste. Sein Elpenor war gleichermassen bestimmt, den Gegenstand einer Wiederversöhnung zu entwickeln.

Die neueren Studien über das Fragment sind nicht in dieser Richtung gegangen. Die humanste von ihnen, die von G. Kettner, verlangt zum allermindesten den Tod des Lykus durch eigene Hand. Zarncke[5]) giebt den Verlauf der Handlung wie folgt: Polymetis führt den vermeintlichen Sohn der Antiope vor. Lykus lässt ihn aus dem Wege räumen und bemerkt zu spät, dass er seinen eigenen Sohn hat ermorden lassen. Die Anerkennung Elpenors als Königs des ungetheilten Reiches soll dann den Abschluss bilden. Zarncke, dessen Ausführungen alle folgenden Studien stark beeinflusst haben, sieht in Elpenor ein Stück, das für den Hof von Weimar bei Gelegenheit der Geburt des Erbprinzen (3. Februar 1783) und des Kirchganges der Herzogin Luise (9. März) geplant und geschrieben worden ist. Es ist bekannt, dass Goethe das Drama im Jahre 1781[6]) begonnen hat, als ein Prinz erwartet wurde, und dass er (1783) die Scenen, welche er vollendet hatte, umschreibt[7]), den dramatischen Plan verändert und das Ganze für eine Nachfeier des glücklichen Ereignisses rechtzeitig fertig zu stellen hofft. Zarncke citirt ferner aus Goethes Brief an Knebel vom 3. März 1783 die Worte: 'Die Herzogin ist

---

[4]) Vgl. Joh. Vahlen, Aristoteles und Goethe. Sitzungsberichte der Wiener Akademie 75, 222. Scherer, Goethes Iphigenie in Delphi, Aufsätze über Goethe.

[5]) Jubiläumsschrift zur 50jähr. Wiederkehr des Tages, welcher einst K. A. Hase der Univ. Jena zuführte, zum 15. Juli 1880. Leipzig. Ich kenne sie nur aus Auszügen anderer.

[6]) Briefe an Frau v. Stein, 19. August 1781; 1. 2. 5. März 1783 Brief an Knebel, 3. März 1783.

[7]) Goethes Tagebücher 11. August 1781. 1, 130.

gar wohl und glücklich, denn freilich konnte der Genuss, der ihr bisher fehlte, ihr durch nichts anderes gegeben werden'. Die Übereinstimmungen zwischen diesen, sowie ähnlichen Wendungen in dem Briefe und gewissen Versen in dem Drama bekräftigen nach Zarnckes Meinung seine Ansicht. Dagegen giebt es schwerwiegende Einwände.

Goethes Kunst ist symbolisch.[8]) Das Element des Unbekannten bildet in seiner Dichtung einen grossen Hintergrund des Symbolismus, während der Vordergrund klar und einfach ist. Er gründet seine Kunst selten auf Personificationen abstracter Begriffe (Allegorie) und nimmt niemals die Resultate der Erfahrung in seinen dramatischen Charakteren vorweg. Seine Werke bieten keine Analogien zu einem dramatischen Entwurf, welcher für ein neugebornes Fürstenkind sein Emporsteigen zu dem Gipfel seiner Laufbahn vorwegnehmen würde.

Ein ebenso gewichtiger Einwand gegen Zarnckes Meinung liegt in der Thatsache, dass Goethes Werke, besonders in dieser Periode — in mehr oder weniger symbolischer Weise — ein Abbild seines eigenen Lebensproblems sind. Er schrieb wohl kleine Spiele, wie 'Lila', für höfische Geburtstage, aber Werke von der Tragweite und Tiefe eines Elpenor [9]) finden in den hohen Festen und der Ebbe und Fluth herzoglichen Eheglückes nur ihre Gelegenheit, doch niemals ihre Erklärung. Es muss zugestanden werden, dass das Drama Elpenor Beziehungen auf die Herzogin Luise enthält; aber so wichtig auch dieser Wendepunkt in ihrem Leben war, so ging doch Goethe eine noch grössere Krisis in seinem eigenen Leben bei weitem näher an.

Der Brief in der Goethe-Knebel-Correspondenz, welcher gerade vor dem Briefe steht, auf den Zarncke seine Beweisführung stützt, enthüllt bei Goethe einen Seelenzustand,

---

[8]) Scherer, Aufsätze über Goethe S. 256.

[9]) Apollonius v. Maltitz berichtet Goethes Worte aus d. J. 1828: 'Ich habe eine Vorliebe für dieses Fragment; auf diesem Wege hätte ich fortfahren sollen, wenn ich den Deutschen ein Theater hätte schenken wollen'. W. v. Biedermann, Goethes Gespräche 6, 369. — Vgl. V. Hehn, Goethe-Jahrbuch 6, 207—209.

der den Elpenor von der Kategorie, in welche neuere Kritiker ihn versetzt haben, ausschliesst, es sei denn dass man annehme, Goethe habe in diesem einen Falle sich und sein Schicksal aus einer dramatischen Schöpfung von grosser Tragweite, an der er zu jener Zeit ein inniges Interesse hatte, ausgeschlossen. Dieser Brief vom 21. November 1782 ist zu wichtig, um ihn wesentlich abzukürzen. Goethe erzählt, dass er seine Papiere und Briefe seit 1772 heften lasse:

'Welch ein Anblick! mir wirds doch manchmal heis dabey. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehen wird. Meine iezige Stimmung macht diese Operation erträglich und möglich. Ich seh es als einen Winck des Schicksals an. Auf alle Weise machts Epoche in mir ..... Abends bin ich bey der Stein und habe nichts verborgnes vor ihr ..... Der Herzog hat seine Existenz im Hezen und Jagen ... Die Herzoginn ist stille lebt das Hofleben beyde seh ich selten. Und so fange ich an mir selber wieder zu leben, und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner die in meinem und meiner Freunde daseyn reifen, müssten auf diesen Boden gesät, und iene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefasst werden, hat mich ganz verlassen und ich finde mein iugendliches Glück wiederhergestellt.

Wie ich mir in meinem Väterlichen Hause nicht einfallen lies die Erscheinungen der Geister und die iuristische Praxin zu verbinden eben so getrennt lass ich iezt den Geheimderath und mein andres selbst, ohne das ein Geh. R. sehr gut bestehen kann. Nur im innersten meiner Plane und Vorsäze, und Unternehmungen bleib ich mir geheimnissvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. Sapienti sat'.

Im Jahre 1781 waren zehn Jahre verflossen, seit Goethe in Strassburg und Frankfurt seine active Laufbahn betrat. Aber diese Periode muss in zwei Lustren eingetheilt werden, von denen das erste Goethes Jahre des 'Sturmes und Drangs', das zweite die Jahre seines Noviziats[10]) in seiner Beziehung zu Frau von Stein darstellt. Sein 'Vorwärts- und Rückwärtsschauen', das uns in seinem vertraulichen Briefwechsel während des Jahres 1781 so oft

[10]) Brief an Frau von Stein, 12. März 1781.

begegnet, ist aus drei Ursachen zu erklären: nämlich dem Ablauf der bezeichneten Periode, Erwägungen über die Fortsetzung seines Aufenthaltes in Weimar und seiner Zuneigung für Frau von Stein. Diese Ursachen verschmelzen in Wirklichkeit in éine.

Von Mitte Januar bis Anfang August 1781 finden sich keine Eintragungen in Goethes Tagebuch. Am 1. August nimmt er die gewohnte schriftliche Äusserung mit folgenden Worten wieder auf: 'Es thut mir leid, dass ich bisher versäumt habe aufzuzeichnen. Dies halbe Jahr war mir sehr merkwürdig'. Merck muss den innern Kampf Goethes gekannt oder geahnt haben. Er räth seiner Mutter, ihn zurückzurufen. Sie stellt das dem Sohne zu freier Entschliessung vor.[11]) Am 11. August 1781, also am gleichen Tage, an welchem er den Beginn des Elpenor verzeichnete, schreibt Goethe der Frau Rath die Antwort[12]), setzt den engen Zuständen des Frankfurter Aufenthaltes den Gewinn entgegen, den er aus so vielen Prüfungen des Weimarer Lebens für seine Entwicklung gezogen: 'Wie könnte ich mir, nach meiner Art zu seyn, einen glücklichern Zustand wünschen, als einen der für mich etwas unendliches hat'. Noch am 5. Juli hatte er an Karl August geschrieben: 'Die Welt ist voll Torheit, Dumpfheit, Inconsequenz und Ungerechtigkeit; es gehört viel Mut dazu, diesen nicht das Feld zu räumen und sich bei Seite zu begeben'. Und am 8. an Frau von Stein: 'Mein Geist wird kleinlich und hat an Nichts Lust. Einmal gewinnen Sorgen die Oberhand, einmal der Unmut, und ein böser Genius misbraucht meiner Entfernung von Euch, schildert mir die lästige Seite meines Zustandes und rät mir, mich durch die Flucht zu retten; bald aber fühl ich, dass ein Blick ein Wort von Dir alle diese Übel verscheuchen kann'. Das Ordnen der Correspondenz Ende 1782 mag der letzte Act dieser Kämpfe sein. Im Jahre 1783 finden wir Goethe seiner neuen Richtung in der alten Umgebung vollkommen ergeben. Das im

---

[11]) Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn u. s. f. Weimar 1889, S. 2—7.

[12]) Briefe 5, 178—181.

September zum Geburtstage des Herzogs geschriebene Gedicht 'Ilmenau' zieht die Summe seiner erziehlichen Erfahrungen mit dem Herzog seit dem Jahre 1776 und spricht eine beredte und edle Lobrede auf den Menschen Karl August aus.

Aber welche Unentschlossenheit auch in Goethe seit dem Jahre 1781 hinsichtlich seiner öffentlichen und socialen Stellung zu Tage getreten war, in seiner Zuneigung zu Frau von Stein war kein Schwanken. Vom Anfang des Jahres 1781 war es Frau von Stein und was dieser Name in sich schliesst, was Goethe in Weimar und auf seinem Posten hielt. Am 8. Juli 1781 schrieb er ihr: 'Wir sind wohl verheiratet, das heisst: durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht. Adieu, grüsse Steinen. Hilf mir glauben und hoffen'. Die Veränderung in dem Tone der Briefe Goethes an sie von dieser Zeit an ist wohl bekannt und deutet eine Veränderung in ihren Beziehungen an. Er spricht auch von seinem Noviziat als nunmehr beendet. Die gegenwärtige Meinung über diese Lage ist von Erich Schmidt wohl ausgedrückt.[13]) Goethes veränderter Ton, seine Glückseligkeit und Heiterkeit, abwechselnd mit zarter Sorge, das äusserste Freisein von der Ungeduld und dem Muthwillen eines Liebhabers bezeichnet den Eintritt in seine idealste Periode (1781—1786), die Periode der Entsagung, angenommner und erfüllter Pflichten, der Vorbereitung zu einem neuen Curse des Lebens[14]) —, die Periode, während welcher er ohne förmliches Band sich an Frau von Stein und ihren Fritz gebunden betrachtete, wie man an Frau und Kind gebunden ist.

Am 12. März 1781 schrieb er: 'Meine Seele ist fest an die Deine angewachsen, ich mag keine Worte machen, Du weisst, dass ich von Dir unzertrennlich bin, und dass weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich

---

[13]) Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein und Herder. Weimar 1886, S. XXVIII Anm.

[14]) 'Ich werde zurückkehren und in meinem Hause, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen sagen: Hier oder nirgends ist Amerika'. Wilh. Meister VII, 3.



wollte, dass es irgend ein Gelübde oder Sacrament gäbe, das mich Dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte; wie werth sollte es mir sein!' Wenn Goethes Beziehungen auf die Kinder der Frau von Stein in dem früheren Theil ihres Briefwechsels zu dem Glauben führen durften, dass er sie als Mittel und Wege betrachtete, um sich ihr zu nähern, so ist dies alles jetzt anders. Fritz von Stein, der im Jahre 1773 geboren wurde und jetzt gerade in dem Alter steht, welches Elpenor erreicht haben mag, als das Schauspiel anhebt, wird Goethes Pflegling und für jene Zeit sein 'Sohn'. Fritz begleitet ihn auf allen seinen Reisen nach Ilmenau, Leipzig, Jena, dem Harz und wird von ihm mit jener wunderbaren pädagogischen Geschicklichkeit, Einsicht und Geduld unterrichtet, welche Goethe auf diesem Gebiet einzig machte.[15]) Bald darauf (am 18. Mai 1783) hören wir, dass Herr von Stein zu Rathe gezogen werden soll, ob der Knabe Goethes Hut gänzlich anzuvertrauen sei. Fritz wird bald in das Haus Goethes gebracht und gehört fernerhin bis zu der italienischen Reise mehr Goethe als seiner Mutter. Selbst auf dieser Reise bedauert Goethe auf das lebhafteste Fritz zurückgelassen zu haben.[16]) Der Knabe bleibt sechs Monate allein in des Dichters Hause und wird nur deshalb heim gerufen, weil Goethes Aufenthalt in Italien sich ins Unendliche zu verlängern droht.[17]) Friedrich von Stein schrieb viele Jahre später in einem Abriss seiner Selbstbiographie[18]): 'Ich war etwa 9 Jahr, als mich Goethe zu sich in sein Haus nahm, welches ich die glücklichste Periode meines Lebens nennen darf . . . Unendlich war die Sorge und Liebe, mit der er mich be-

---

[15]) Adolf Langguth, Goethe als Pädagog, Halle 1887, S. 200 ff.

[16]) Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein S. 7.

[17]) 'Dass Fritz nicht mehr in meinem Hause ist, betrübt mich. Ich glaubte es recht gut gemacht zu haben. Ich hatte ihn in meine Stube installirt und Seideln bei ihm zu schlafen bestellt. Es sei das letzte Mal, will's Gott, dass ich stumm ein solch Unternehmen ausführe; möge mir doch immer ein guter Genius die Lippe offen halten'. 29. December 1786. Tagebücher und Briefe S. 245.

[18]) Langguth S. 68.

handelte, und ich verdanke ihm sehr viel in dieser glücklichen Epoche von 1782—1786'. Am 25. Mai 1783 hat Goethe an Fritzens Mutter geschrieben: 'Du weisst doch, wie sehr ich Dich auch in ihm liebe und wie ich mich freue, dies Pfand von Dir zu haben'. Und am 5. September 1785: 'Ich habe eine recht elterliche Liebe zu ihm'. Am 1. October 1781 hatte er geschrieben: 'Fritzens Urtheil über die Menschen ist unglaublich richtig. Nur müssen wir suchen zu hindern, dass ihn das Glück nicht übermüthig mache'. Dies scheint, als wäre es frisch von der Dichtung des 'Elpenor' abgeschrieben, und darum setze ich die Stelle zuletzt.

Wir haben gesehen, dass dieses Drama am 11. August 1781 angefangen worden war. Am 19. schreibt Goethe an die Stein: 'Schon den ganzen Morgen bin ich Dir nah, meine Beste, und hätte geschrieben und geschickt, wenn mich nicht die Geister an mein neues Stück geführt hätten. Die zweite Scene wird heute wohl fertig. Adieu, ich bleibe und wohne in Deiner Liebe, und es ist mir schön, dass Deine Phantasie mich mit dem Onkel[19]) zusammenschmilzt'. Niemand scheint die letzten Worte bemerkt zu haben mit Ausnahme der Herausgeber des Briefwechsels, welche sich ausserordentlich bemühen, sie auf drei verschiedene Weisen zu erklären, die alle einen hohen Grad ihrer Verzweiflung verrathen. Fielitz behauptet schliesslich, dass die Äusserung nicht auf Charaktere im Elpenor gehen kann. Warum aber nicht? In einem Briefe, der von Anfang bis zu Ende nur von Elpenor und der Liebe des Dichters zu Frau von Stein spricht, muss diese Wendung, die in eine poetische Phrase verborgen ist, welche jeden

---

[19]) Der Gebrauch des Wortes 'Onkel' anstatt 'Lykus' mag ein Beispiel von Goethes endlosen Vorbehalten sein, wenn er von 'Geheimnissen auf dem Lebenspfade' selbst an den Freund schreibt, vor dem er damals keine Geheimnisse hatte. (Brief an Knebel vom 21. November 1782). 'Der Poet deutet auf die Stelle hin. Aber noch wahrscheinlicher ist ein Zusammenhang zwischen diesem Gebrauch und dem späteren Symbolismus der typischen Namen der Charaktere in dem Spiel Die Natürliche Tochter'. Vgl. K. J. Schröer, Deutsche Nat.-Litt. 90, 259.

Zusammenhang mit lebenden Personen oder mit irgend einem geläufigen Charakter in der Litteratur ausschliesst, sofort als ausschliesslich auf Elpenor bezüglich erachtet werden. Irgend eine andere Erklärung muss sogleich die Bürde des Beweises übernehmen. Wenn es einem Erklärer eingefallen wäre, Goethe mit dem Charakter des Lykus[20]) zu verbinden, dem vermeintlichen Vater, in Wirklichkeit aber dem Oheim Elpenors, so wäre diese Beziehung als augenfällig und unbestreitbar angenommen worden. Die bereits dargebotne lose, aber ununterbrochene Beweiskette hat einen Zusammenhang Goethes mit dem Vater-Oheim des Elpenor auch ohne Goethes eigene Angabe wenigstens ziemlich wahrscheinlich gemacht. Mit dieser Angabe scheint die Hypothese auf einer festen thatsächlichen Grundlage zu ruhen, und die zukünftige Kritik sollte, — ob auf die Erklärung der Handlung des Stückes hinzielend oder auf den Symbolismus, welchen Goethe hier halb verhüllt und halb enthüllt hat, — von diesem 'eminenten Fall' ausgehen.[21])

Die erstere Aufgabe, so wichtig an sich, muss für den Augenblick bei Seite gelassen werden. Die letztere richtet unsere Aufmerksamkeit sogleich auf eine bemerkenswerthe Reihe dieser selben 'eminenten Fälle', die über Goethes Werke zerstreut sind.

---

[20]) von Biedermann glaubte, dass Goethe unter der Beziehung Elpenors zu Antiope seine eigene Beziehung zu Frau von Stein symbolisiren wollte. Diese sehr interessante Annäherung an die vorliegende Deutung war mir in dem Originalessai nicht zugänglich und ist mir nur durch die Bezugnahme auf dieselbe in v. Biedermanns Goethe-Forschungen, Neue Folge (1886), S. 133. 157 bekannt. Der 'geheime springende Punkt' der ganzen Auffassung (die Identität des Lykus mit Goethe) fehlt noch, aber man ist es dem ausgezeichneten Goetheforscher schuldig, seine Entdeckung hier zu erwähnen und auch Seufferts beiläufige Bezugnahme darauf zu bemerken (Archiv f. Litteraturgeschichte 14, 392).

[21]) Goethe charakterisirt das Symbolische als zusammengesetzt aus 'eminenten Fällen, die in einer charakteristischen Mannigfaltigkeit als Repräsentanten von vielen anderen bestehen, eine gewisse Totalität in sich schliessen, eine gewisse Reihe fordern, Ähnliches und Fremdes in meinem Geiste aufregen und so von aussen und von innen auf eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen'.

Der poetische Brief an Frau von Stein vom 14. April 1776 ist der Ausgangspunkt des wunderbarsten Kapitels aufrichtiger Liebessophistik in der Geschichte der Litteratur. Obgleich Goethe schon in den ersten Monaten ihres Briefwechsels von 'dem reinsten, schönsten, wahrsten Verhältniss, das ich ausser meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt', spricht, obgleich seine Briefe an sie 'die schönsten Liebesbriefe, die je aus der Feder eines Mannes geflossen sind'[22]), genannt worden, so liegt doch das wichtige Resultat seines Verhältnisses für die Litteratur in der Thatsache, dass über dem Kranze, mit welchem er beständig ihre unveränderliche Stirn umwindet, eine Aureole von glänzend wechselnden Farben schwebt, und durch das milde Licht dieses symbolischen Heiligenscheines müssen wir das schweigende und doch sprechende Gesicht in seinen Werken anschauen. In dem oben erwähnten Briefpoem hält eine geheimnissvolle Zukunft und eine noch geheimnissvollere, nicht irdische Vergangenheit ein starkes Übergewicht über die Gegenwart.[23]) Die Zeilen sprechen 'plötzlich aufsteigende Phantasien' aus; er strebt eine ungenügende Wirklichkeit zu vervollkommnen und in verschiednen Gestalten zu verherrlichen.

Es ist wohl bekannt, dass in der Iphigenie (1779) die Beziehung der Heldin zu Orestes — nach Goethes Absicht — für seine gewöhnliche Auffassung seiner eignen Beziehung zu Frau von Stein genau typisch sein soll.[24]) Aber schon vor dieser Zeit begegnen uns zwei andere Variationen der Idee, welche bereits den Elpenor ahnen lassen. Die erste enthält 'der Falke'[25]), über den Goethe am 8. August 1776 schreibt: 'Meine Giovanna wird viel von Lili haben, Du erlaubst mir aber, dass ich einige Tropfen Deines Wesens dreingiesse, nur so viel es braucht

[22]) Erich Schmidt, Charakteristiken 1886, S. 308.

[23]) 22. April 1776: 'Hier ein Zeichen, dass ich lebe, dass ich Sie liebe und immer Ihr Voriges, Gegenwärtiges und Zukünftiges bin'.

[24]) Briefe an Frau v. Stein, 23. Februar, 16. April 1776. K. J. Schröer, Deutsche Nat.-Litt. 90, XVII ff.

[25]) Aus Boccacio's Decamerone 5, 9. Wurde von Goethe niemals vollendet. Vgl. Goethes Brief 12. August 1776.

um zu tingiren . . . Vielleicht macht mir's einige Augenblicke wohl, meine verklungenen Leiden als Drama zu verkehren'. Die Geschichte ist kurz wie folgt: Federigo, ein junger Edelmann, hat sich durch Geschenke und Ausgaben für die schöne, aber sorglose und undankbare Wittwe, Monna Giovanna ruinirt. Ihr Knabe wünscht Federigo's Falken, nun den theuersten Besitz des letzteren, und wird vor Sehnsucht nach jenem krank. Giovanna besucht Federigo mit der Absicht, die Bitte ihres Knaben bei der Mittagsmahlzeit vorzubringen. Federigo opfert in der Verlegenheit, seine Besucherin würdig zu empfangen, seinen kostbaren Vogel für ihre Mahlzeit. Nachdem alles erklärt worden, heiratet Giovanna ihren armen, aber treuen Liebhaber. Erich Schmidt[26]) hat dargethan, dass, während die anspruchsvolle Dame in den früheren Scenen der Lili entspricht, die Wittwe und Mutter auf ihrem Gute Frau von Stein auf Kochberg ist, und der arme Federigo in seiner Hütte ist Goethe in seinem Gartenhaus zu Weimar.[27]) Wir müssen auch den damals drei Jahre alten Fritz von Stein in dem übermüthigen Kinde erkennen, das durch seine so kindische Unart Giovanna und Federigo zusammenführt. Wir werden Felix unter genau ähnlichen Verhältnissen im 'Wilhelm Meister' begegnen, und ich bin überzeugt, dass Goethe beabsichtigte, Elpenor sollte für Lykus und Antiope denselben Dienst besorgen, obwohl in einer tragischeren Weise.

Die zweite Darstellung von Goethes Verhältniss zu Frau v. Stein enthält das Drama 'Die Geschwister', aus dem gleichen Jahre 1776. Schöll[28]) hat erwiesen, dass es aus Goethes Beziehungen zur Stein erwachsen ist. Die Charaktere sind, wie in Wilhelm Meister, Wilhelm und

---

[26]) Charakteristiken S. 312—313.

[27]) In der Novelle 'Ferdinand und Ottilie' (Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten 2. Morgen) identificirt Scherer Ottilie mit Lili (Goethe-Jahrb. 5, 264—5). Ist nicht 'das gute natürliche Mädchen', mit dem Ferdinand schliesslich verbunden wird, Goethes Christiane?

[28]) A. Schöll, Über Goethes Geschwister. Deutsches Museum 1851. Schöll glaubt auch, dass der von Wilhelm in dem Spiel gelesene Brief einer von Frau von Stein an Goethe sei.

Marianne. Charlotte, Mariannens Mutter, ist vor Jahren Wilhelm begegnet, der eine ideale Liebe zur ihr fasst. Sie vertraut im Sterben ihre Tochter Wilhelms Fürsorge an, der sie als seine Schwester aufzieht. Marianne, das Bild ihrer Mutter, ist so das Mittel, Wilhelm und Charlotte geistig zusammenzuführen. Wilhelm spricht sie in einem Monologe folgendermassen an: 'Charlotte, Du konntest meine Liebe zu Dir nicht herrlicher, heiliger belohnen, als dass Du mir scheidend Deine Tochter anvertrautest! Du gabst mir alles, was ich bedurfte, knüpftest mich ans Leben! Ich liebte sie als Dein Kind — und nun! — Noch ist mir's Täuschung. Ich glaube Dich wiederzusehen, glaube, dass mir das Schicksal verjüngt Dich wieder gegeben hat, dass ich nun mit Dir vereinigt bleiben und wohnen kann, wie ichs in jenem ersten Traum des Lebens nicht konnte! nicht sollte!'[29])

Aber dies erschöpft noch nicht die durch die 'Geschwister' dargebotenen Analogien zu Elpenor. Antiope hat in dem ersten Augenblick, da sie Elpenor in dem Hause des Lykus erblickt, das Gefühl der allernächsten Blutverwandtschaft. Marianne fühlt, ohne irgend zu vermuthen, dass Wilhelm nicht ihr Bruder ist, ganz unbewusst eine Zuneigung andrer Art für ihn und ist davon verwirrt. Elpenor sollte, wie die 'Geschwister' 'eine goldne Zauberbrücke bilden, die mich [Goethe] in die Wonne der Himmel überführen sollte'. Aber diese Brücke ist in beiden Stücken in Gefahr zusammenzustürzen; denn über Lykus und Wilhelm hängt gleichermassen die Vergeltung für schwere Verbrechen. Wilhelm, der beschlossen hat Marianne zu heiraten, und der nun in beständiger Furcht lebt, dass sie ihm entrissen werden möchte, ruft aus: 'Du liegst schwer über mir und

---

[29]) Vgl. Meister VII, 7, wo Lothario die Begegnung mit seiner früheren Flamme beschreibt: 'Sonderbar! die schöne Muhme, ihr Ebenbild, sass auf eben dem Schemel hinter dem Spinnrocken, wo ich meine Geliebte in eben der Gestalt so oft gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das seiner Mutter vollkommen glich, war uns nachgefolgt, und so stand ich in der sonderbaren Gegenwart zwischen der Vergangenheit und Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüthen und Früchte stufenweise neben einander leben'.

bist gerecht, vergeltendes Schicksal! — Warum stehst Du da? Und Du? Just in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab ich nicht gelitten dafür? Verzeiht! Es ist lange! — Ich habe unendlich gelitten . . . Soll ich so gestraft werden?' Es ist unmöglich, unter diesen 'Larven verborgner schwarzer Thaten'[30]), die vor Wilhelm aufsteigen, nicht das milde anklagende Gesicht Friederikens zu sehen. Aber dies wirft Licht auf die innere Natur der bösen Thaten des Lykus, welche einem unwissenden, übel urtheilenden Polymetis anders als der vergeltenden Gerechtigkeit erscheinen mögen. Es bestätigt, dass es thöricht ist, Lykus in dem Spiele tödten zu lassen und so die Wurzel von Goethes grosser Versöhnung zu untergraben.

Das Singspiel 'Lila' (1777—1778), das zum Geburtstage der Herzogin Luise geschrieben und ihr gewidmet war, sollte die Differenzen zwischen Karl August und seiner Gemahlin ausgleichen, indem es beide daran erinnerte, was sie in Wahrheit an einander besässen. Der Schwerpunkt der Auffassung, die Versöhnung zwischen Gatten und Gattin, ist im Elpenor beinahe derselbe, aber sowohl die Mittel wie auch die Methode sind verschieden. In der Gestalt, in welcher das Spiel in letzter Fassung erschien (1790), ist Lila eine melancholische Person, die sich einbildet, ihr Glück sei vernichtet und ihr Gemahl als Gefangener in einem Zaubergarten verborgen. Ihr zerstreutes Benehmen wird von dem Baron (Karl August) beschrieben: 'Wenn ich sie herumziehen sehe mit losem Haar — im Mondschein einen Kreis abgehen — mit halb unsicherem Schritt schleicht sie auf und ab, neigt sich bald vor den Sternen, kniet bald auf den Rasen, umfasst einen Baum, verliert sich in den Sträuchen wie ein Geist'. Die Fee Almaide weist Lila an, folgende Vorschriften zu beobachten, nachdem sie in den magischen Garten eingetreten sein wird: 'Eile an den nächsten Brunnen, Dein Gesicht und Deine Hände zu waschen! Sogleich werden diese Ketten von Deinen Armen fallen. Eile sodann in die Laube, die mit Rosenbüschen umschattet ist! Dort wirst Du ein neues

---

[30]) Elpenor gegen den Schluss.

Gewand finden; bekleide Dich damit, wirf Deine Trauer ab und schmücke Dich, wie es einer Siegerin ziemt!' — Hinter diesen feierlichen Formalitäten ist diese fröhlichste Versöhnung verborgen, und der Schlüssel ist in den Worten gegeben: 'Liebe löst die Zauberei'; eine Liebe, welche nicht nur den magischen Zauber löst, sondern auch von dem wirklichen Bann der Melancholie und unheilvoller Gelübde erlöst. Die Fee Almaide ist in dem Spiele innerhalb des Spieles die Marianne der früheren Scenen, und beide sind mit Frau von Stein identificirt[31]) worden. Aber Elpenor enthält eine fast identische Scene, in welcher Antiope mit feierlichen Ritualien beschäftigt ist, um sich von 'der Rachegöttinnen fleckenhinterlassender Berührung' zu befreien, nachdem Elpenor geschworen hat ihre Leiden zu rächen, am Schlusse des 4. und im 5. Auftritt des 1. Aufzugs.[32]) Die sofort veränderte Stimmung, in der Antiope im 6. Auftritte zu Elpenor zurückkehrt, hat mit der grimmigen Hoffnung einer griechischen Kriemhild nichts zu thun. Sie hat ihre Bürde einem Geschick auferlegt, das sich gütiger erweisen wird, als sie sich träumen lässt, und dem Elpenor, dessen Name 'Hoffnung'[33]) ist.

Und ein stiller Keim friedlicher Hoffnung
Hebt, wie durch aufgelockerte Erde, sich empor
Und blickt bescheiden nach dem grünfärbenden Lichte. [Symbol der Hoffnung.]

Die ganze Scene zwischen Antiope und Elpenor ist gleich der Ouverture eines grossen Tondramas, und alle 'Leitmotive' sind gegeben. Es ist ein 'Luisenmotiv' und ein 'Charlottenmotiv' gegeben, aber sie sind beide fein gemischt. In den Worten: 'Nicht im Elend allein ist fröhlicher Liebe Reiner willkommener Strahl die einzige Tröstung' u. s. w. ist mit Recht eine Anspielung auf die

---

[31]) K. J. Schröer, Nat.-Litt. 88, 206.

[32]) Vgl. Wilhelms vorschnelles Gelübde an Aurelie und die 'wunderlichen Reden, Ceremonien und Sprüche', die sie beobachten soll, während sie seine Wunde verbindet. Wilhelm Meister IV, 20. V, 1.

[33]) Dies deutet den Namen und die Verrichtung der Elpore an in Goethes Pandora.

Furcht und die Hoffnungen der Herzogin Luise gesehen worden. Aber die Worte lesen sich auch wie ein Commentar auf den ewig wiederkehrenden Ton und Gedanken Goethischer Briefe an Frau von Stein. Nur in einem einzigen Falle spricht Goethe den Erbprinzen deutlich an:

Die stille hohe Betrachtung
Deines künftigen Geschickes
Schwebt, wie eine Gottheit,
Zwischen Freud' und Schmerzen.
Niemand tritt auf diese Welt,
Dem nicht von beiden mancherlei bereitet wäre,
Und den Grossen mit grossem Masse; u. s. w.

Aber in beiden Fällen gehen die Eltern und ihr Geschick den Dichter am meisten an.

Wilhelm Meister—Goethes 'geliebtes dramatisches Ebenbild' —, erklärte er, sei voll von Symbolismen. Der augenscheinlichste und am consequentesten durchgeführte stellt sich in dem Bilde des kranken Königsohnes (Antiochus) dar, der sich in seine junge Stiefmutter (Stratonike) verliebt. In der alten Geschichte spricht sich der Arzt Erisistratus dahin aus, dass diese Liebe die Ursache der unheilbaren Krankheit des Antiochus sei, worauf Seleukus der Stratonike zu Gunsten des Sohnes entsagt. Wir begegnen diesem Bilde und den Beziehungen darauf bei jedem entscheidenden Wendepunkt in Wilhelms Laufbahn, und man kann nicht umhin, darin eine symbolische Bezugnahme auf seine Beziehungen zu Frau von Stein zu sehen. Schon die erste Erwähnung des Bildes seitens Wilhelms erhebt die Sache über allen Zweifel. 'Wie jammerte mich, wie jammert mich noch ein Jüngling, der die süssen Triebe, das schönste Erbtheil, das uns die Natur gab, in sich verschliessen und das Feuer, das ihn und andere erwärmen sollte, in seinem Busen verbergen muss, so dass sein Innerstes unter ungeheuren Schmerzen verzehrt wird. Wie bedaure ich die Unglückliche, die sich einem andern widmen soll, wenn ihr Herz schon den würdigen Gegenstand eines wahren und reinen Verlangens gefunden hat'.[34]) Wir

[34]) I, 17. Düntzer, Einleit. S. 11, findet, dies sei der Gesichtspunkt in den 'Geschwistern', 'in welchem sich das ihn tief bewegende

begegnen dem Bilde wieder in VII, 9 und VIII, 10, wo Wilhelm im Begriffe ist, sich mit Natalie zu verbinden. Um letzteren Charakter gruppiren sich ihre Schwester[35]), die Gräfin und der Gemahl der letzteren, der eine gewisse Ähnlichkeit mit Herrn von Stein hat.[36]) Das Original der Gräfin war die Gräfin-Werthern-Neuenheilingen, und zu Neuenheilingen war es auch, wo Goethe im Jahre 1781 Studien für seinen Roman machte und Briefe an Frau von Stein schrieb, welche zu den charakteristischesten der ganzen Reihe gehören. Die Schranken, die Wilhelm von der Gräfin trennen, sind ein Bild der äusseren Kluft zwischen Goethe und Frau von Stein, und die Gräfin wird deshalb das Ebenbild Nataliens. Sie ist die Stratonike, welche mit dem Königssohn nicht vereinigt werden darf und doch schliesslich mit ihm vereinigt wird. Dass Natalie Frau von Stein darstellt, darüber ist nicht der geringste Zweifel[37]); thatsächlich bietet Wilhelm Meister — welcher Endzweck auch immer darin als einem Culturroman gefunden werden mag — in der einfachsten Weise die Geschichte der Erziehung Wilhelms, durch die er der Natalie würdig werden solle[38]), indem alles andere untergeordnet wird.

Gefühl aussprach, dass die des vollen Besitzes sich freuende Geschlechtsliebe wärmer die Seele beglücke, als die Geschwisterliebe, in deren Schranken ihn Frau von Stein verwies'. Es ist wahr, dass die Briefe der ersten Jahre an Frau von Stein zeigen, Goethe sei in dieser Sache menschlich genug gewesen, aber anzunehmen, dass er eine hohe und ernste dramatische Erfindung nöthig fand, einfach um sich von einem solchen Gedanken zu befreien, ist ein merkwürdiges Kunststück der Kritik. Düntzers gewöhnlich so ausgezeichnetes Urtheil verlässt ihn hier. Dinge der Art sind es, die Goethe veranlassten, 'to mask the business from the common eye, for sundry weighty reasons' (Macbeth III, 1).

[35]) Brief vom 8. März 1781: 'Ihr (der Gräfin) ganzes Wesen ist recht gemacht, mich an das zu erinnern, was ich liebe' (d. h. an Frau von Stein).

[36]) Brief vom 12. April 1782: Friedrichs von Stein Charakteristik seines Vaters. (Schöll-Fielitz 2, 548. Wilh. Meister VIII, 3.)

[37]) Scherer, Geschichte d. deut. Litteratur, 2. Ausg. S. 563.

[38]) V, 2: 'Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabriciren, wenn mein eignes Inneres voller Schlacken ist?' — Eine Vergleichung dieses Passus mit Goethes Brief vom 17. November 1782 an F. H. Jacobi ist sehr lehrreich, da sie den Gesichtspunkt in dem Text beleuchtet.

Aber das allerwichtigste vermittelnde Glied zwischen den zwei Werken, Wilhelm Meister und Elpenor ist Wilhelms Sohn. Felix war durch Wilhelms geheimnissvolle Freunde ohne des letzteren Vorwissen zu Natalie geschickt worden und wird von dort zurückgebracht, um vor Wilhelm in dem entscheidenden Augenblick zu erscheinen, nachdem Wilhelms 'Lehrbrief' gelesen worden (VII, 9). In VIII, 2 befindet sich auch Mignon unter der Obhut Nataliens, und Wilhelm betritt nun ihr Haus, Felix auf den Armen tragend. Goethe erhöht die Wirkung dieser Scenen durch alle Hilfsmittel seiner Kunst. Wilhelm bemerkt an der Wand das Bild des kranken Königsohnes, das in einem entscheidenden Moment in seinem Lebenslauf bereits eine sehr wichtige Rolle gespielt hatte. Beim Erkennen Nataliens sinkt Wilhelm auf die Knie, während 'das Kind zwischen ihnen auf dem Teppich lag und sanft schlief'. Ulysses wird zuletzt mit Penelope vereinigt, und in Goethes Symbolismus ist es Felix, der schlafend nach Ithaka zurückgebracht wird. Aber die letzte Sendung des Knaben muss erst noch erfüllt werden. Wilhelms Stolz und falsche Scham drohen sein Glück vollständig zu zerstören und VIII, 10 hat er beschlossen abzureisen. Aber gerade an dieser Stelle verursacht Felix' kindische Gedankenlosigkeit und Unart starke Furcht, dass er vergiftet sei.[39]) Natalie und Wilhelm

[39]) Wilhelm lebt, wie sein Namensvetter in den 'Geschwistern' und wie Lykus, unter der Last einer Gewissensschuld. Mignon und der Harfner scheinen in gewissem Sinne die Opfer und Sühne für Wilhelm zu sein. Des Harfners Lied: 'Ihr führt ins Leben ihn hinein, Ihr lasst den Armen schuldig werden, Dann überlasst Ihr ihn der Pein; Denn alle Schuld rächt sich auf Erden' ist in Wirklichkeit Wilhelms eigner Seufzer. Aber er selbst wird gerettet, 'so doch, als durch's Feuer'. Der folgende Vers des Harfners, der sowie der eben angeführte wahrscheinlich in demselben Jahre wie Elpenor (1783) geschrieben wurde, findet in dem Drama zwei auffallende Parallelen: 'Ihm färbt der Morgensonne Licht Den reinen Horizont mit Flammen, Und über seinem schuld'gen Haupte bricht Das schöne Bild der ganzen Welt zusammen'. Vgl. Elpenor 545—547: 'Ich will nicht ruhen, bis ich ihn entdeckt, Und grimmig soll die Rache, ungezähmt, Auf sein verschuldet Haupt rachsinnend wüthen'. Und V. 587—590: 'Süsser Morgenlüfte Kinderstammeln In den Zweigen scheint ihm drohend; Oft in schweren Wolken Senkt sie nahe sich auf's Haupt ihm'.

wachen über ihm unter den folgenden Umständen: 'Das Kind wollte sich nicht von Natalien trennen lassen. Wilhelm sass vor ihr auf einem Schemel; er hatte die Füsse des Knaben auf seinem Schosse, Kopf und Brust lagen auf dem ihrigen; so theilten sie die angenehme Last und die schmerzlichen Sorgen und verharrten, bis der Tag anbrach, in der unbequemen und traurigen Lage. Natalie hatte Wilhelmen ihre Hand gegeben; sie sprachen kein Wort, sahen auf das Kind und sahen einander an'.

Felix ist Elpenor, und Fritz von Stein ist in beiden erkennbar. Sie sind in Alter, Merkmalen und Sendung gleich. Die ganze Gruppe der über einen Zeitraum von zwanzig Jahren gehenden Werke ist gewissermassen ein ausgedehnter Commentar zu Goethes Brief vom 20. März 1782 an Frau von Stein: 'O du Beste! ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wahns vergebens gesucht. Nun da die Welt täglich mir klarer wird, find' ichs endlich in Dir auf eine Weise, dass ichs nie verlieren kann'.[40])

Im Elpenor V. 993 f. reisst sich der Jüngling von Polymetis los und eilt den steilen Pfad herab, um dem sich nähernden Zuge des Lykus zu begegnen.

G. Kettner (S. 166) citirt an dieser Stelle Wilhelm Meisters Wanderjahre III, 18, wo Felix das hohe Flussufer hinabstürzt. Die Bezugnahme ist eine glückliche, aber ich kann Kettner in seinem Gedanken nicht folgen, dass Elpenor durch den Sohn des Lykus, der in der Nähe sich herumtreibend gedacht wird, aus der Gefahr gerettet wird. In den Wanderjahren fällt Felix aus der Höhe in den Fluss, und hier ist es Wilhelm, der ihn wieder zum Bewusstsein bringt. Felix ist in Verzweiflung von Hersilie weggeritten, die, wie er mit Unrecht glaubt, seine jugendlichen Annäherungsversuche hat zurückweisen wollen, und nun erkennt er in seinem eigenen Vater seinen Retter. 'So standen sie fest umschlungen, wie Kastor und Pollux,

[40]) Wilh. Meister VIII, 7: 'Und jetzt, da in Deinem Herzen alle Empfindungen zusammentreffen, die den Menschen glücklich machen sollten' u. s. w.



die sich auf dem Wechselwege vom Orkus zum Lichte begegnen'. Und Felix ruft aus: 'Wenn ich leben soll, so sei es mit Dir!' Selbstverständlich soll die Geschichte mit der Vereinigung Felix' mit Hersilie abschliessen.[41]) Es ist eine nahe Analogie zwischen der vermuteten grossen Gefahr des Kindes Felix in den Lehrjahren, die das Glück Wilhelms und Nataliens besiegeln hilft, und dieser neuen Katastrophe, die ihn dem Leben, dem Vater und der Braut wiedergiebt. In dem einen Falle thut der Vater direct für den Sohn das, was der letztere indirect für ihn gethan hatte.

---

[41]) Düntzer, Einl. zu den Wanderjahren (Hempel S. 12), bemerkt scharfsinnig, dass Felix, obgleich noch sehr jung, im Gegensatze zu seinem Vater in Hersilie eine gleiche Genossin finden und in ihr seine bestimmte Gattin klar erkennen soll trotz ihres Altersunterschiedes (Hersilie ist um einige Jahre älter als Felix, wie Frau von Stein älter war als Goethe). Dieser Gesichtspunkt giebt eine weitere Vergleichung an die Hand. Obgleich Goethe sein ganzes späteres Leben hindurch sich klar bewusst war, dass ihm eine angemessne Ehe versagt worden sei, hat er uns in 'Den glücklichen Gatten' ein Bild gegeben, in welchem, wie Victor Hehn, Gedanken über Goethe S. 220—221 sagt, 'frühe Verehelichung als organisch erscheint', 'die Ehe als Jugendglück, das sich im Laufe der Jahre läutert und beruhigt, aber den Reichthum seines Inhalts nicht verliert'. Das Gedicht wurde zuerst im Jahre 1804 und in den Werken im Jahre 1806 (1, 63) zum zweiten Male gedruckt. Aber es wurde in 'Kunst und Alterthum' (II 3, 24—29) im Jahre 1820 mit dem neuen Titel 'Fürs Leben' und nochmals in der Ausgabe letzter Hand (1827) 3, 45—48 vorgelegt. Düntzer kritisirt in seiner letzten Ausgabe der 'Gedichte' (1, 79 Berlin und Stuttgart) dies auffällige Ediren wie folgt: 'Durch ein Versehen liess Goethe das längst in die Werke aufgenommene Lied unter anderen ungedruckten Gedichten im Jahre 1820 mit der Überschrift 'Fürs Leben' drucken ..... und obgleich er später den Irrthum bemerkt hatte, nahm er das Gedicht in dieser Fassung in den dritten Band auf, wo die sieben in 'Kunst und Alterthum' hintereinander stehenden Gedichte in derselben Folge unter der Abtheilung 'Lyrisches' sich finden'.

Aber es ist wohl bekannt, dass die Nummern zwei und drei ('Für ewig' und 'Zwischen beiden Welten') sich auf Frau von Stein beziehen; und es kann nur geringem Zweifel unterliegen, dass die nächsten beiden ('Aus einem Stammbuch von 1604' und 'Um Mitternacht') dieselbe Tendenz verfolgen. Goethes 'Irrthum' bestand darin 'Die Glücklichen Gatten' diese Reihe von fünf Gedichten unter dem neuen Titel 'Fürs Leben' beginnen zu lassen. Dies setzt einen Zweck voraus.

Beide Episoden bieten eine offenbare Parallele zu Elpenor. In der vorhererwähnten Scene, in der Elpenor — wie vermuthet wird — vor Lykus und seinen Begleitern von der Höhe stürzt, dürfen wir vielleicht noch weiter gehen und annehmen, dass Lykus den Jüngling rettet und empfängt, der dann seinen Retter und vermeintlichen Vater mit einem ähnlichen frohen Ausruf begrüsst: 'Wenn ich leben soll, so sei es mit Dir!' Warum soll ferner der Knabe nicht bei dieser Gelegenheit das 'goldne Kettchen' mit dem 'Bild der Sonne wohlgegraben' bemerken, an

---

Das fröhlichste von Goethes 'geselligen Liedern' scheint auch ein Beispiel seiner feinsten Kunst zu sein. Während er für sich eine innere Bedeutung vorbehält, giebt er uns hier lebende Gestalten, in denen auch nicht 'ein Schatten von Symbolismus' vermuthet worden ist. Die Erwähnung 'unseres Karl und Fritz' in dem Gedichte hätte nicht viel zu bedeuten, wenn sie allein stünde. Aber das wahrscheinliche Datum des Gedichtes (1802—1804) stimmt mit dem Datum der Rückkehr Friedrichs nach Weimar überein, wo er eine junge Dame treffen soll, die seine Mutter als eine gute Partie für ihn betrachtete. Auch die Frage seines Wiedereintritts in den Dienst des Herzogs wurde erörtert (Schöll-Fielitz 2, 395). Dieser Zeitpunkt, gerade als Goethe Frau von Stein wieder Freundschaftsanträge (2, 396—403) machte, empfiehlt sich als das wahrscheinlichste Datum der Abfassung unseres Gedichtes. Karl von Stein hatte sich seit 1798 (2, 389) glücklich zu Kochberg niedergelassen. Goethes Urtheil über Fritz in dieser Periode (Brief vom 24. Mai 1807) deutet den Ton der 'Glücklichen Gatten' an. 'Er hat mich durch sein gutes, natürliches festes, verständiges und heiteres Wesen gar sehr erquickt und mir auf's neue gezeigt, dass die Welt nur ist, wie man sie nimmt; sie aber mit Heiterkeit, Muth und Hoffnung aufzunehmen, auch wenn sie sich widerlich zeigt, ist ein Vorrecht der Jugend, das wir ihr wohl gönnen müssen, weil wir es auch einmal genossen haben'. Das Gedicht soll nach des Dichters Absicht ein fröhliches Hochzeitslied für seinen Fritz sein, aber es stellt zugleich in lyrischer Form den Gipfelpunkt der dramatischen Symbolismen dar, die Gegenstand dieses Aufsatzes sind; es fügt den letzten Stein in das Bogengewölbe der 'goldenen Zauberbrücke', die den Dichter der 'Geschwister' in die 'Wonne der Himmel' hinübertragen sollte. Unter dem neuen Titel 'Fürs Leben' bildet es den Zugang zu einem neuen geheimnissvollen Bau, der in einer ungeheuren Spanne sein ganzes Sein umfasst: 'Denn was der Mensch in seinen Erdenschranken Von hohem Glück mit Götternamen nennt,.... Das hatt' ich all in meinen besten Stunden In ihr entdeckt und es für mich gefunden'.

welchem er Antiopes verlornen Sohn wiedererkennen und auf die Spur seiner Rache geführt werden soll? Bisher hat man als feststehend angenommen, dass dieser vermeintliche Sohn der Antiope mit dem in Frage stehenden Schmuckstück erscheinen muss. Aber er erscheint aller Wahrscheinlichkeit nach während des ganzen Verlaufes des Spieles nicht auf der Bühne; sonst hätte Riemer ihn ebenso verzeichnet, wie die 'Jünglinge' und Lykus, die in dem Bruchstücke selbst auch noch nicht aufgetreten waren.[42]) Die verlangte tragische Verwicklung — und Elpenor wurde von Goethe im Jahre 1806 als 'eine Tragödie' veröffentlicht — wird in wirksamer Weise eingeführt, wenn Elpenors Vertrauen und Dankbarkeit durch das Finden des geheimnissvollen Schmuckes im Besitz seines Vaters einen plötzlichen Stoss erleidet. Das astronomische Zeichen für die Sonne ist Goethes Bezeichnung der Frau von Stein. Man braucht sich nur auf sein Tagebuch zu beziehen, um die grosse Bedeutung dieses Zeichens für ihn bei seinen innersten Gedanken und Lebenserinnerungen sogleich zu verstehen. Was könnte mehr in die Art der Goetheschen Erfindung fallen, als dass Lykus, nachdem er sich das Schmuckstück selbst angeeignet, als das Kind seiner Mutter entrissen wurde, und es seitdem als Talisman getragen hat, jetzt an dem Festtage, der bestimmt scheint, die Versöhnung mit Antiope in ihrem Sohne zu beleuchten, mit diesem Zeichen auf der Brust erscheinen sollte! Wenn diese Hypothese richtig ist, so nimmt die in dieser Weise vag aufgefasste Handlung des Stückes einfache, aber grosse Umrisse an. Noch bietet sich Gelegenheit, die Anschläge des Polymetis zu durchkreuzen und ihm tragische Gerechtigkeit zuzumessen. Aber vor allem ist für die inneren Conflicte und die Reinigung der drei hauptsächlichsten Charaktere Raum gewonnen. Antiope muss an den Al-

---

[42]) Dadurch wird die Vermuthung v. Biedermanns und Seufferts Riemer habe das Personenverzeichniss nur aus dem Bruchstücke selbständig geschöpft hinfällig (Archiv f. Litteraturgesch. 14, 391). Der Sohn des Lykus ist von der Bühne ausgeschlossen, nimmt aber wahrscheinlich passiv an der Handlung Theil, wie Seuffert nahelegt (Archiv f. Litteraturgesch. 14, 394 f.; Vierteljahrschrift 4, 116).

tären der Götter Dank abstatten, die die Erfüllung ihres lebenvergiftenden Racheschwures nicht zugelassen haben. Sie muss auch den Göttern danken, dass Elpenor nicht gezwungen ist, was er ist und hat mit dem 'Ungeheuer in den Klüften des Gebirges' zu theilen, welches, obgleich es nicht auf der Bühne erscheint, noch über dem Leben des Lykus und aller als ein Schreckgespenst[43]) droht. Lykus muss, wenn er schon die Gegenwart willkommen heissen muss, vor der Vergangenheit schaudern und sich in Dankbarkeit neigen, dass die Worte: 'denn alle Schuld rächt sich auf Erden' sich in seinem Leben nicht bewahrheiten. Und Elpenor? Insofern dieser den Sohn und Erben Karl Augusts und Luisens personificirt, wäre es thöricht, über seine zukünftigen Prüfungen und Kämpfe nachzugrübeln, und wir haben keine Bürgschaft, dass Goethe — wider

---

[43]) Wenn der Sohn des Lykus für die 'Larven verborgner schwarzer Thaten' in Goethes Leben steht, das ist für die dunkle Seite seiner Sturm- und Drangperiode, so dürfen wir vielleicht auch vermuthen, dass der Dichter bei seiner bekannten Abhängigkeit von wirklichen Erfahrungen für die Ausführung seiner Charaktere diesem eine bestimmte dramatische Persönlichkeit zu Grunde gelegt hat. Ich dachte an Lenz, den Goethe 'das kleine Ungeheuer' nennt, als die wahrscheinlichste Personificirung dieser Idee. Lenz erscheint 1776 in Weimar, erhält von Goethe mit einigen Bedenken die Erlaubniss, Shakespeare mit Frau von Stein zu lesen, gesteht sich selbst mit Widerstreben — in einem übrigens schönen Gedichte —, dass er sich nicht zwischen Goethe und seine Freundin drängen kann, zieht sich nach Berka (vergl. 'die Klüfte des Gebirgs') zurück und dichtet unter Schmerzen seine Sturm- und Drangnovelle 'Der Waldbruder'. Diese verblieb unter Goethes Papieren, bis sie im Jahre 1797 mit dem Zusatztitel: 'ein Pendant zu Werthers Leiden' gedruckt wurde. Lenz macht sich in Goethes neuer Welt unmöglich, schreibt ein Pasquill, in dem Goethe und Frau von Stein nicht geschont werden, das Goethe ins lebendige Fleisch schnitt, und — wird fortgeschickt. Lenz ist der unheilbare Vertreter einer Gedanken- und Lebenswelt, welcher Goethe entsagt hatte, aber die ihn noch mit den Heimsuchungen begangnen Unrechts verfolgte. Goethe mag in Lenz, dem gefährlichen 'Kinde', eine genügend lebende Personification dieser Vergangenheit und den Keim des Charakters von Lykus' Sohn gefunden haben. Seuffert hält mit hohem Grade von Wahrscheinlichkeit dafür (Archiv f. Litteraturgesch. 14, 394—395; Vierteljahrschr. 4, 116), dass Elpenor unabsichtlich den Sohn des Lykus hinter der Scene mit dem Bogen, den ihm Antiope gegeben, tödtet.

seine sonstige Art — solche problematischen Dinge zu betonen beabsichtigte. Aber der Elpenor, dessen Sendung es ist, Lykus und Antiope zu vereinigen, hat durch den Dichter sein Horoskop anderswo gestellt. Die Zeilen, die Goethe Fritz von Stein ins Stammbuch geschrieben (17. März 1785), zeigen nicht nur, mit welcher Hoffnung er in die Zukunft des Knaben blickte, sondern werfen auch auf die Probleme willkommnes Licht, die in den drei Hauptcharakteren in dem Spiel sich darbieten.

Unglück bildet den Menschen und zwingt ihn, sich selber zu kennen;
Leiden giebt dem Gemüth doppeltes Streben und Kraft.
Uns lehr' eigener Schmerz, der andern Schmerzen zu theilen,
Eigener Fehler erhält Demuth und billigen Sinn.
Mögest Du, glücklicher Knabe, nicht dieser Schule bedürfen,
Und nur Fröhlichkeit Dich führen die Wege des Rechts.

In Goethes Weissagungen des Bakis, Nr. 23, die im Jahre 1800 erschienen sind, stellt er selbt seine Anhänger und Freunde dar, als ob sie ihn verliessen. Sie sehen in seinen tiefsten Schöpfungen nur 'grillenhafte Gespenster' und verlangen ungeduldig den Glanz und die Frische seiner früheren Gaben. Aber wenn diese Leute sich einbilden, sie hätten ihre Bedingungen in seinen Gedichten erfüllt gefunden, so sind es nach Goethes Erklärung gerade diejenigen, die sich am allerärgsten täuschen und von dem wahren Verständniss seiner Meinung am weitesten entfernt sind[44]:

'Was erschrickst du?' — 'Hinweg, hinweg mit diesen Gespenstern!
Zeige die Blume mir doch, zeig' mir ein Menschengesicht!
Ja, nun seh' ich die Blumen; ich sehe die Menschengesichter'. —
'Aber ich sehe dich nun selbst als betrognes Gespenst'.

Baltimore. Henry Wood.

---

[44]) Vgl. Dr. H. Baumgart, Goethes Weissagungen des Bakis, Halle 1886, S. 43.

Zwei Parabeln von Meistersingern.

I. Die Ringparabel.

Im cod. germ. fol. 22 der kgl. Bibliothek zu Berlin[1]) steht als Nr. 71 ein Meistergesang, welcher die Parabel von den drei Ringen behandelt. Ich gebe ihn hier genau nach der Handschrift wieder, indem ich nur zur Erleichterung des Verständnisses die nöthigste Interpunction, die in der Handschrift völlig fehlt, hinzufüge[2]):

Ihm Langen Regen Bogen
Ein gleichnus Eines Juden der[3]) Religion.

1.

Manchier frumer Christ hat Zw denckhen
Ob er Auch in der Rechten Religion Sey,
Be kumret sich fast dag vnd Nacht,
Aber Vergebens ist Al solches sorgen. . . . . †
O Christ, lass dih solches niht krenckhen,
hat dih got er Leiht[4]) mit seim wort so bleeib dabej,
höre dz selbig mit andacht,
gar Zu hoch ist aller Ver nunfft verborgen; . . . . . ††
wo niht Regiren dut dein herz
der heillig geist vnd dut dz selb auff Rihten
im glauben gegen got auff werz
welcher macht al vnsser Vernunfft Zwnihten,
wo sie Zw hach Steiget, mit Klag.
dan got wil haben doch
Ein feltig glauben vnd niht grinden hach.[5])
dess hort ein exempel hinfort.
Alss Keisser Maximilianus war,
Ein Eiferer in gotes wort,
wer niht gewest Sein gross Pfeffische schar
welche Lagen in Ohren im,

---

[1]) Vgl. Goedeke 2, 250. Die Handschrift schenkte Achim von Arnim der Bibliothek, ebenso wie germ. fol. 23—25.

[2]) a und o, h und ch waren nicht immer zu unterscheiden. In zweifelhaften Fällen bin ich der heutigen Schreibung gefolgt.

[3]) lies: von der.

[4]) erleuchtet.

[5]) laut bellen, Lexers mhd. Wb. 1, 1086.

so hofft man er wer Luterisch worden noch.
Nun war ein glehrter Jud Zu Brag
welcher gar Mancherley schrifften durch Krach.[6]) . . . †††

2.

Dissen det der Keisser hart Zwingen,
er solt im sagen Von ganzen herzen gwiss
welches doch die Rechte Ler wer,
die got gefil, weil weren so vill irung. . . . . †
Jeder daill maint in den dingen[7])
hab den Rechten glauben vnd sich nit Liss
schreckhen Kein Marter Nach beschweren.
Ent schaiden solt er in in[8]) der Verwirrung. . . . . ††
der Jud gedacht erschrockhen gar:
Sag ich mein glauben sey der Recht Eben
so Steh ich in Lebens gefahr;
Tu ich aber Nun den Christen Recht geben
so ist es mir Zw wider Balt.
Sprach er Auss Listig keit:
gross Mechtigster Keisser ich bin Bereit,
wie wol ichs diss putirlich niht
für Bringen Kan; doch ein gleihnus fein
Ich euer Meiestat Beriht.
der Keisser Sprach: so sag her. er sprach: ein
Man Sehr Alt, Reich an gelt vnd gut,
der het drey Sön, die waren im Alzeit
Zu gleich herzlich Lieb. disser alt
het ein schonen Ring in Sunderheit . . . . †††

3.

der war Bewert in Allen sachen.
Nun west der Alt vor seine Ab sterben niht furbas
wem er doch dem[9]) Ring geben solt,
er west wol dz es geb ein grosses Zanckhen . . . . †
Nun Liss der Alt noch Zwen Ring machen
dem kostlihen Ring gleich wie er war Allamas.[10])
Dan gab er dem Jungsten son holt
den ghrechten Ring, Sprach: mach dir kein gedanck,
den Ring heb auff Von wegen mein,
er ist der Recht. dar nach nam er ein schlechten,

[6]) durchkroch?
[7]) 'in den dingen' des Reimes wegen hinzugesetzt.
[8]) 'in' steht zweimal.
[9]) lies: den.
[10]) alle Mass'? [oder: Adamas? oder zu 'alamanden' gehörig, Lexer 1, 33? B. Sfft.]

Sprach Zum Andren son: der ist dein.
Zu dem driten sprach er: du hast den Rechten.
Iden in sonderheit er Bat:
schau, Behalt deinen Ring.
hernach der Alte Balt mit dot Abging.
die Sun hilten Steiff[11]) Ider frey
Wolt, er het den Rechten, der Vater doch
het sie Lieb gehabt Alle drey.
Also get es im glauben Iden noch,
Meint er Allain den Rechten hab.
der Keisser Lachet vnd Zu im Anfing:
dein Vernunfft dich erretet hat,
dan ih mus auch schir glauben disse ding . †††
Ano 1605 den 20 Apprilj.

Der ungenannte Verfasser dieses Gedichts, das formell alle Zeichen des nach Hans Sachs rasch verfallenden Meistergesangs an sich trägt, führt also seine Quelle nicht an, wie dies die Meistersinger doch zu thun pflegten. Und gerade diesmal wäre uns eine solche Angabe recht erwünscht gewesen, denn unter den Fassungen der Ringparabel, die bisher bekannt geworden sind, nimmt unser Gedicht eine Sonderstellung ein. — Es lassen sich diese Fassungen in zwei Hauptgruppen scheiden. Die eine Gruppe umfasst diejenigen Versionen, in denen die Söhne sich von ihrem Vater alle gleich geliebt wissen, und ihr gehören namentlich die Erzählung des Rabbi Salomon Ben Verga in seiner Geschichte des jüdischen Volkes (Ende des 15. Jhs.) sowie die 72. Geschichte der Cento novelle antiche (13./14. Jh.) an, aus der bekanntlich die 3. Erzählung des ersten Tages in Boccaccios Decamerone, die Quelle Lessings für den 3. Act seines Nathan, geflossen ist. In den Versionen der zweiten Gruppe dagegen wird der rechte Ring vom Vater einem Lieblingssohne zugewandt. Als Hauptvertreter dieser Version seien das altfranzösische Gedicht 'von dem rechten Ringe' (12. Jh.)[12]) und das 89. Kapitel der Gesta Romanorum angeführt. Wohl mit Recht erkennt E. Schmidt[13]) in den Fassungen der ersten Gruppe

[11]) 'hilten Steiff' wohl so viel als versteiften sich darauf, blieben dabei.

[12]) Li dis dou vrai aniel, ed. A. Tobler. Leipzig 1871.

[13]) Lessing 2, 491—3.

die ursprünglichere Gestalt der Erzählung. Denn wenn auch das Vorkommen eines Lieblingssohnes ein uraltes Novellen- und Märchenmotiv ist, so erfordert doch der eigentliche Zweck der ganzen Erfindung die äussere Gleichstellung der Söhne. Erst indem sich die Ringparabel mit anderen Fabeln ähnlichen Inhalts[14]) vermischte, ist vermuthlich jener ihr ursprünglich fremde Zug in sie hineingetragen worden.

Unser Gedicht nun hält — keineswegs zu seinem Vortheil — ziemlich genau die Mitte zwischen den beiden soeben kurz charakterisirten Hauptversionen der Parabel. Denn während einerseits, ganz im Sinne der älteren Fassung, betont wird, dass die Söhne dem Vater allzeit gleich lieb gewesen seien (vgl. II, 21. 22. III, 17. 18) und der Umstand, dass es sich nur um zwei Religionen handelt, sogar an die Erzählung des Salomon Ben Verga erinnert, in der E. Schmidt die ursprünglichste Form der Parabel erblicken möchte[15]), so lässt doch auf der anderen Seite die Bevorzugung des jüngsten Sohnes (vgl. III, 7—10) an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Dass wir es dem biederen Meistersinger zutrauen dürften, selbst eine solche Verquickung zweier verschiedener Versionen vorgenommen zu haben, glaube ich nicht, selbst wenn ihm etwa, wie vielen Meistersingern der guten Zeit, Stainhöwels Boccaz-Übersetzung und die Gesta Romanorum bekannt gewesen sein sollten. Wahrscheinlich hat er die Erzählung in der vorliegenden Version, etwa in einer alten Chronik, gefunden und nun im langen Tone Regenbogens wiedergegeben. Eben jener leider unbekannten Quelle wird vermuthlich auch die Verlegung der Rahmenerzählung in die jüngste Vergangenheit zuzuschreiben sein. Hatte der spanische Rabbiner die Unterredung zwischen König Pedro d. ä. von Arragonien und dem Juden Ephraim Sanchus stattfinden lassen, hatte Boccaccio, vielleicht in Erinnerung an eine ähnliche von Saladin umlaufende Fabel[16]), diesen an die

---

[14]) Vgl. E. Schmidt a. a. O. S. 494.

[15]) a. a. O. S. 491. 492.

[16]) Vgl. von der Hagen, Gesammt-Abenteuer 2, Anhang, Nr. 9.

Stelle des einfachen 'soldano' der Cento novelle gesetzt, so spielt sich in unserem Gedicht die kleine Scene zwischen Kaiser Maximilian II. († 1576) und einem gelehrten Prager Juden ab. — Es ist möglich, dass das Betonen des religiösen Eifers Maximilians (I, 18) und seiner Neigung zum Lutherthum (I, 21) eine Zuthat unseres Dichters ist, dem ohne Zweifel auch die Einleitung[17]), sowie natürlich die ganze Diction des Gedichtes, die trotz des unendlichen Abstandes einigemale (II, 19—22. III, 13 und 17. 18) auffällig an Lessing erinnert, angehört. Der ursprüngliche Grundzug der Toleranz war allerdings schon durch die oben angedeutete Verschmelzung der beiden Hauptversionen verwischt worden, und ihn etwa wieder stärker hervortreten zu lassen, lag auch nicht in der Absicht des Dichters. Wie aus der Einleitung deutlich hervorgeht, wollte er vor Zweifelsucht, aber auch — und das war ihm die Hauptsache — vor allen Grübeleien, Scrupeln und Zänkereien über religiöse Dinge warnen. Auch so bleibt das Gedicht, nicht allzu lange vor Ausbruch des schrecklichsten Religionskrieges verfasst, charakteristisch für das gesunde Empfinden des damaligen deutschen Handwerkerstandes, aus dem es, wie wir annehmen müssen, hervorgegangen ist.

II. Rückerts 'Parabel'.

Die in unserm Jahrhundert durch Rückert wieder so bekannt gewordene Parabel von dem 'Mann im Syrerland' findet sich als Meistergesang bearbeitet im cod. berol. germ. fol. 23[18]), einer im wesentlichen von einer Hand überaus sorgsam mit schwarzer und rother Tinte geschriebenen Handschrift, der indessen ebenfalls jede Interpunction mangelt. Die Parabel steht auf Blatt E3a bis E4a als Nr. 41 und lautet:

In der plue weys michel lorentz.
die plöd nattur des menschen.

Inn puch der weysen ich gelesen hab
Wie in Eim walde

[17]) Bei Versen religiösen oder moralischen Inhalts kam auch den geringeren Meistersingern Tradition und grössere Routine zu Hülfe.

[18]) Vgl. Goedeke 2, 249 f.

Ein man gieng, den Ein low Ersach
vnd loff im grimiclichen nach.
der man floch vnnd Zw einem prunen kam,
darein stig Er auff Einen Rund waltzeten stein; †
Hielt sich an Zway Reyslein, vnd sich begab
das kamen palde
vier grausamlicher wilder thir
die wolten in verschlicken schir
mit geduckten haubteren gar grausam.
als nun der mon stund in solcher forcht vnde pein ††
Sach er Zw stunt vnden im grunt
Ein drachen der auff spert sein schlunt,
Inn Zw verschlicken wan er viel Hinab.
auch sach der alde
Zwue meus Eine schwartz Eine weys
die im ab nagten die Zwey Reis
dar an er Hieng, sein angst vnd drubsal war nit clein. †††

2.

In dem sach Er fliessen aus Eim stain preit
Ein hönig Cleine,
daran leckett er vnd vergas
der grosen angst darin er was,
bis er hinab Entlich det einen fal
dem drachen in sein Rachen vnd verdarb darin: †
Den man ich vergleich einem menschen weit,
den Jagt aleine
der löb, sein aigen pös begir,
aus dem walde, der tugend Zir,
Zw der welt, die bedeut des prunen qual;
darein lest sich der mensch mit Hertz, muet vnde sin, ††
Helt sich mit fleis an die Zway Reis
seins lebens, das die schwartz vnd weis
maus abnagt, bedeut tag vnd nacht, die Zeit.
der waltzet steine,
darauff er stet, bedeut dz gluck
das wanckel ist, vnstet vnd fluck;
wen Es auff Hebt den sturtzt es plupfflich vnder hin. †††

3.

So werden bedeut die vier Element
durch die vier thiere,
durch die der mensch Zam ist gesetzt,[19])
prechen sein leben im Zw letzt.

---

[19]) 'aus denen der Mensch zusammen gesetzt ist'.

die Hel bedeuttet vns der ginent drach,
Die sel Zw verschlinden, die offen stet al mal[20]) †
der honig sam[21]) wirt vns alhie benent
Reichtum vnd Zire,
gwalt, pracht vnd wolust, darnach strebt
der mensch weil er auff Erden lebt,
vnd dencket seiner gferlikeit nit nach,
die in doch gentzlich Hat gefangen vberal, ††
pis Entlich got in durch den dot
lest fallen in die letzten not.
So gantz vnd gar ist der mensch Hie verplent
durch sein begire;
wo nit got durch sein milte guet
Im lencket sel, Hertz vnd gemuet
Zw Rew Vnd pues, so verdirbt er in dem vnfal. †††

Wir können uns bei der Besprechung dieser zweiten Parabel, die an poetischem Werth hinter der eben behandelten noch zurücksteht, kürzer fassen, da der Dichter seine Quelle gleich in der ersten Zeile seines Gedichtes nennt, und es auf eine Darstellung der verschiedenen Wandlungen, die auch diese Parabel erfahren hat, hier nicht abgesehen sein kann. Ein Gleichniss aus dem 'puch der weysen', oder, wie man es gewöhnlich nennt, dem 'Buch der Beispiele der alten Weisen' hat ihm als Vorlage gedient, und dieser Vorlage ist er, wie eine Vergleichung mit Hollands Ausgabe[22]) lehrt, oft bis auf den Wortlaut getreu gefolgt. Nur in der Auslegung des Gleichnisses bewegt er sich freier, und den moralisirenden Schluss hat er ganz aus eigenem 'Können' hinzugefügt. Da ich an erstere noch einige Bemerkungen knüpfen möchte, so setze ich zunächst die betreffende Stelle aus des Antonius von Pfore Übersetzung (Holland a. a. O.) hierher. Es heisst da:

Ich glich den brunnen diser welt, die vier tier den vier elementen, von den alle menschen zům tod gefürdert werden, die Zwey rifs das leben der menschen, die wyss mus den tag, die schwartz mus die nacht, die stätes das leben des menschen abnagen, durch den tracken das grab des menschen, das sin alle stund wartet, das wenig honigseym zergengklich wollust diser welt, durch den sich menig mensch in ewig vnrůw versencket.

---

[20]) (die Hölle), 'die immer offen steht, die Seele zu verschlingen'.
[21]) Honigseim.
[22]) Bibl. des Litt. Vereins. Stuttgart 1860, 56, 20.

Man sieht: bei unserem Meistersinger ist die Auslegung reicher. Nicht nur, dass er den Löwen auf die böse Begierde bezieht, auch der runde Stein wird auf das wankelmüthige Glück gedeutet, der Drache, anstatt mit dem Grabe, mit der Hölle verglichen und sogar der Wald als die Zierde der Tugend ausgelegt, aus der die böse Begier den Menschen verjage. Was den ersten Punkt betrifft, so steht der Dichter hier der Fassung, wie sie Rückert bietet, nicht allzu fern, denn bei Rückert verkörpert das von oben drohende Kameel 'Des Lebens Angst und Noth'. Ob er dafür in seiner Vorlage bereits das Muster fand, muss dahin gestellt bleiben. Sicher war dies indessen der Fall mit dem auf das Glück gedeuteten 'waltzeten steine', der auch im 'Buch der Beispiele' dem Mann als Stützpunkt dient, ohne dass er doch in den uns bekannten Handschriften bei der Deutung Berücksichtigung fände. Die zweite und dritte der angeführten Veränderungen dürfen wir jedoch als das Eigenthum des Verfassers betrachten, wenn wir auch eine ähnliche Auffassung von dem Drachen (nämlich als diabolus) schon im 168. Kapitel der Gesta Romanorum finden. Die Lust am Allegorisiren und Deuten wurde bei den Meistersingern durch die beständige, intime Beschäftigung mit der Bibel recht eigentlich gross gezogen und nahm nicht selten die geschmacklosesten Formen an. Ein Meistersinger konnte alles 'deuten', wenn es sein musste, sogar alles auf Christus und die göttlichen Dinge oder auf den Menschen im allgemeinen oder besonderen deuten. Wenn in einem Gedichte unserer Handschrift (Nr. 104) der Opfertod des Königs Codrus auf den Kreuzestod Christi gedeutet wird, so mag das noch hingehen, oder ist doch nicht speciell dem Verfasser dieses Meistergesangs zur Last zu legen, denn jener Gedanke findet sich auch anderwärts und schon früh. Auf eigenem Boden ist dagegen wahrscheinlich eine Geschmacklosigkeit gewachsen, wie sie sich unter Nr. 227 findet, wo der Dichter im Anschluss an Ovid über das traurige Geschick des Aktäon berichtet, das er dann im dritten Gesätz auf das Leben des Waidmanns überhaupt deutet, der allmählich verthieren müsse, und dessen Hab und Gut durch die grossen Ausgaben für Hunde, Vögel und

Jagdrosse verschlungen werde. Einer solchen Liebe zur Allegorie mag die Parabel im 'Buch der Beispiele' willkommene Nahrung geboten haben.

Berlin. Theodor Hampe.

Der Verfasser und der Held des Peter Lew.

Oskar Schade hat in der sorgfältigen und verdienstvollen Ausgabe, die er dem Peter Lew, dem Zwillingsbruder des Kalenbergers, hat angedeihen lassen (Weimar. Jahrbuch 6, 417 ff.), sich auch mit der Frage nach dem Verfasser beschäftigt. Er sagt im Anschluss an eine auf Widmann bezügliche Stelle aus Crusius Annalen: 'Der Verfasser nennt sich auf dem Titel und in den Akrostichen der Schlussrede Achilles Jason Widmann von Hall. Es kann keinen Augenblick zweifelhaft sein, dass die Vornamen Achilles Jason angenommen sind; gegen den Zunamen dagegen und die Bezeichnung seiner Heimat waltet kein Verdacht. Als Grund für die Annahme jener griechischen Heldennamen kann ich mir nichts weiter denken, als dass es ein Witz hat sein sollen'. Darauf wird nach einer Stelle des Crusius die Verfasserschaft dem Georg Widmann zugewiesen, und zwar nicht dem Chronisten, 'der bis 1553 lebte', 'er hätte sich wohl auch ohnedem nicht mit solchen Dingen befasst', sondern seinem Sohn Georg Widmann, der '1596 in seiner Vaterstadt als juristischer Geschäftsführer des benachbarten Stifts Comburg noch lebte und einen damals bereits ausstudirten Sohn hatte'.

Diese Aufstellungen sind den nachfolgenden Forschern überzeugend gewesen; Bobertag (Narrenbuch, Deutsche Nationallitteratur von Kürschner 1882, 46, 90) und K. Pannier (Der Pfarrer von Kalenberg und Peter Lew, Reklams Univ.-Bibliothek 1860, S. 7) folgen Schade unbedenklich. Ihnen sind zwei Veröffentlichungen unbekannt geblieben, aus denen wesentlich neues Material zu gewinnen und der Irrthum in der Hauptsache zu verbessern war, nämlich: J. Hartmann, Eine Haller Schriftstellerfamilie (Widmann) in den Württemb. Vierteljahrsheften für Landes-

geschichte 1880, S. 226 ff., und Bossert, Kleine Beiträge zur Lebensgeschichte von Schriftstellern aus württembergisch Franken in Schnorrs Archiv für Litt.-Gesch. 1881, 11, 317 ff. Zu dem, was sich aus diesen beiden Abhandlungen ergiebt, füge ich noch Angaben hinzu, die ich aus erneuter Durchforschung der hiesigen Kirchenbücher und Haalamtsacten gefunden habe. Daraus ergiebt sich, dass Schades ganze Combination falsch ist.

Die zuversichtliche Behauptung Schades, die Namen Achilles Jason seien angenommen, fordert von vornherein den Widerspruch heraus. Es ist wenig wahrscheinlich, dass, wer einmal zu einem Pseudonym greifen will, auf halbem Wege stehen bleibt und bloss den Vornamen verbirgt, dürfte auch thatsächlich den Gepflogenheiten andrer Schriftsteller, die sich ins Versteck begeben haben, kaum entsprechen. Vollends durch ein Akrostichon der Autoreneitelkeit in so starker Weise Rechnung tragen und durch ein halbes Pseudonym die eigne Absicht wieder durchkreuzen stimmt schlecht zusammen.

Es ist aber weiterhin sehr gewagt, auf dem Gebiet der Namengebung nach dem subjectiven Gefühl etwas für unmöglich erklären zu wollen. Zu allen Zeiten hat hier der individuelle Geschmack, ja die momentane Laune eine grosse Rolle gespielt, wenn auch nicht bei den conservativeren Bauern und Bürgern, so doch bei den gebildeten Ständen; ganz besonders war dies der Fall im Reformations- und Renaissancezeitalter, wo allerlei Elemente bunt durcheinander flutheten und auch in den Taufnamen ihren Ausdruck fanden. Wer würde z. B. an ein öfteres Vorkommen der Namen Praxedis oder Wandelbara in unsern fränkischen Gegenden glauben, wenn es nicht urkundlich bezeugt wäre?

In der Familie des Chronisten Widmann (Pfarrer in Gelbingen und Syndikus des Stifts Comburg, geb. um 1487 † 1560) tritt nun aber der Hang zu fremden, pompös klingenden, den grossen Gestalten der Sage oder Geschichte entlehnten Namen ganz besonders stark hervor; bei seinen Kindern, Enkeln und Urenkeln finden sich (neben dem nachher zu besprechenden Achilles Jason) die Namen

Florentina, Constantina, Samson, Carolus, Erasmus, Albertus, Kunigunde. Wir würden diese (schon von Bossert a. a. O. hervorgehobene) Neigung jetzt romantisch nennen, dazumal war sie ein Ausfluss des Humanismus, von dem der Chronist Widmann offenbar lebhaft berührt war. Im Einklang mit dieser Geistesrichtung steht auch das schöne Renaissanceportal, das der Sohn des Chronisten, Georg Rudolf Widmann, (eben der von Schade als Verfasser in Anspruch Genommene) an dem 1561 auf dem Marktplatz zu Schwäbisch-Hall errichteten Neubau anbringen liess. — So hiess denn der Chronist seinen zweiten Sohn Achilles Jason; bei der Namengebung hat vielleicht auch die Gestalt des Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach eingewirkt, die in Widmanns Haller Chronik einen ziemlich breiten Raum einnimmt. Er muss etwa 1530 geboren sein; 1549 bezog er die Universität und erhielt vom Stift Comburg von da an neun Jahre lang für seine Studien einen Geldbeitrag. 1551 findet er sich in der Heidelberger Matrikel. Später wurde er Vogt zu Neuenstein (bei Öhringen) und starb als solcher vor 1585 mit Hinterlassung mehrerer Kinder, die dann wieder in ihrer Vaterstadt Hall anzutreffen sind. Ein Sohn von ihm heisst Achilles Gottfried.[1])

Die Neigung für Schwänke erbte Achilles Jason von seinem Vater. Der Chronist war Erzählungen nach Art des Peter Lew gar nicht so abgeneigt und fremd, wie Schade glaubt vermuthen zu sollen. Sehr handgreifliche Beweise hiefür liefern die 'trefflichen Possen', 'schimpflichen Historien', 'lächerlichen Possen', welche Georg Rudolf Widmann, der Verfasser des Faustbuchs von 1599, der Enkel des Chronisten, aus der Chronik seines 'Altvaters Jerg Widmann seligen' seinem Werke einverleibt hat (Faustbuch, Hamburg 1599, 2, 27. 52 ff. 68 f. 108 u. s. w.). Achilles Jasons[2])

---

[1]) Neben diesen beiden Achilles tritt noch ein dritter Achilles Widmann um diese Zeit auf, der als 'Dorfmüller' in Hall 1614 starb. Auch in andern Haller Familien kommt der Name Achilles vor, wie die Kirchenbücher ausweisen.

[2]) Sein älterer Bruder, Magister Georg Rudolf Widmann, I. V. D., geb. 1519 † 1582 als Comburgischer und Hohenlohischer Syndikus, scheint der Litteratur ferner gestanden zu haben; er war der Refor-

poetisches Vermögen ist freilich nicht gross; er wird sich — neben dem Kalenberger selbst — wohl besonders Hans Sachsens Schwänke zum Muster genommen haben, die in der Familie beliebt gewesen sein müssen, wie aus G. Rud. Widmanns Faustbuch hervorgeht.

Achilles Jason Widmanns Abenteuer des Peter Lew haben nun auch in die Widmannschen Haller Chroniken, die in einer grossen Zahl von theilweise sehr verschiedenen Bearbeitungen und Erweiterungen handschriftlich verbreitet sind[3]), Eingang gefunden, auffallender Weise aber nicht in ihrer gereimten Gestalt, sondern in einer prosaischen, die in der Reihenfolge der Schwänke, im Ausdruck und vielfach auch in stehengebliebenen Reimen die im Hintergrund befindliche poetische Vorlage, aus welcher sie umgeformt ist, deutlich durchschimmern lässt. In der von Bossert erwähnten Stuttgarter Handschrift der Chronik (Heyd Fol. 669) sind jedoch die letzten drei Abenteuer, von der Predigt in Erlach, der Kirchweihpredigt in Tullau und den zwei Meidlin mit den Schuhen, noch fast durchgehends in Reimen erhalten; sie stimmen mit der Ausgabe Schades so ziemlich überein. Der Bearbeiter der Chronik hat im Grossen und Ganzen die prosaische Form wohl deshalb gewählt, um den Stoff erheblich zu kürzen, und um die Erzählungs-

mation (im Unterschied von seinem Vater) entschieden zugethan und insbesondere ein warmer Freund des Hallischen Reformators Brenz, dem er in den Zeiten des Interim werthvolle Dienste geleistet haben soll. Dass er ein 'vir multae lectionis germanicae' gewesen sei (Crusius a. a. O., nach ihm Schade u. a.), beruht auf einer Verwechslung mit seinem Sohn, welche der alte Crusius selbst verschuldet und von ihm auch Hartmann herüber genommen hat. Das Genauere soll an einem andern Ort nachgewiesen werden.

[3]) s. Heyd, Historische Handschriften der k. öff. Bibliothek in Stuttgart Fol. 8. 147. 607. 662. 669. 688 u. s. w. Fol. 147 ist die älteste (von 1586) und reinste verzeichnet. Die Fol. 669 genannte enthält den Peter Lew. Andre Handschriften der Chronik, deren Herausgabe ich im Auftrage der historischen Commission in Stuttgart seit langem vorbereite, besitzen der historische Verein für württembergisch Franken in mehreren Exemplaren (die Fol. 67 verzeichnete enthält den Peter Lew), die städtische Bibliothek in Hall (diese sogen. 'grüne Chronik' enthält Peter Lew) und Private in und um Hall.

form der seiner Chronik anzugleichen. Eine textkritische Vergleichung ist unter diesen Umständen ohne Werth, zumal da von den Chroniken, in denen sich Peter Lew vorfindet, was die Zeit des Abschreibers oder Compilators betrifft, die einen in die Zeit 1613—40, die andern noch später fallen. Am Schluss hat die Chronik statt des ungenauen Reims bei Schade (gnädig sein: Sünden frei) den reinen und offenbar ursprünglichen: gnädig sein: Sünden rein. — Das akrostichische Gedicht fehlt, dafür hat der Chronist die Bemerkung: Diese Historien sein beschrieben worden durch Achilles Jason Widmann von Schwäbischen Hall.

Von besonderem Interesse ist, dass der Bearbeiter der Chronik als eigentlichen Namen des Helden der Abenteuer Peter Düssenbach nennt. Ein Peter Düsenbach kommt in den Urkunden der Stadt Hall 1486 vor, als 'Priester und Capplan zu Hall', der in diesem Jahre vor dem Schultheiss Friedrich Schwab daselbst sein Haus und Hofrait zu Halle, jenseit Kochens bei St. Katharina 'zwischen desselben Herrn Peters anderm und Katharina Dusenbächin Häusern' um 36 fl. rhein. verkauft hat. Nach Bobertags Ausgabe des Narrenbuchs S. 132 war Peter Lew in der letzten Periode seines Lebens in Hall, versah da einen Altar und half auf dem Lande mit Predigten und Messen aus. In diesen Lebensabschnitt muss jener Hausverkauf fallen. Da der Name Düsenbach, wie ich nach ziemlich genauer Kenntniss des Urkundenmaterials dieser Zeit behaupten darf, äusserst selten ist, da auch, wenn es zu gleicher Zeit zwei Priester gleichen Namens gegeben hätte, der Hausverkäufer irgend eines unterscheidenden Zusatzes bei seinem Namen bedurfte, so ist kaum ein Zweifel möglich, dass der in der Urkunde erwähnte Peter Düsenbach Peter Lew ist. Er muss vermögend gewesen sein, wie sich aus dem Besitze zweier Häuser ergiebt.

Schwäbisch-Hall. Christian Kolb.

Der Herausgeber des Wagnervolksbuches von 1712.

Die im Jahre 1712 zu Berlin erschienene Ausgabe des Volksbuches von Fausts Famulus Wagner (Engel, Bibliotheca Faustiana [2] 306) führt auf dem Titel die Bemerkung: '... nunmehro mit einer Vorrede von dem abschewlichen Laster der Zauberey vermehret von P. J. M. Mg. D. K. P. S. d. W.' Maltzahn (Bücherschatz S. 200 1, 1214) löst die Chiffern auf: Paul Jacob Marperger, Mitglied der Königl. Preussischen Societät der Wissenschaften. Goedeke [2] 2,568,4 und Engel a. a. O. acceptiren die Interpretation. Neuerlich hat J. Franck (Allg. deutsche Biographie 20, 406) die Stichhaltigkeit von Maltzahns Deutung bezweifelt. Gewiss ja erscheint auf den ersten Blick sonderbar, dass ein gelehrter Nationalökonom vom Range Marpergers sich mit der Bevorwortung alter Volksbücher abgebe. Dennoch lässt sich manches für Maltzahns Ansicht anführen. Wörtlich mit seiner Auflösung stimmen etwa die Titelangaben des folgenden Buches von Marperger: 'Paul Jacob Marpergers, Mitglied der Königlich Preussischen Societät der Wissenschaften kurtzgefasste .... Beschreibung Aller derjenigen Länder und Provintzien Welche dem Königlich Preussischen ... Scepter unterworffen ... Berlin, bey Johann Wilhelm Meyern, 1710'. Dieses Werk ist zwei Jahre vor dem Wagnerbuche in Berlin erschienen, wo auch das letztere publicirt wurde. Noch mehr. Das Wagnerbuch wurde von Johann Andreas Rüdiger verlegt; bei Johann Michael Rüdiger veröffentlichte Marperger im Jahre 1701 seine Beschreibung der Krönung Friedrichs des Ersten; sie führt den Titel 'Das mit Cron und Scepter prangende Preussen' (k. k. Hofbibliothek zu Wien 27. O. 27). Sollte J. A. Rüdiger mit Namen und Titel eines Gelehrten gespielt haben, der bei seinem Geschäftsvorgänger Bücher in Druck gegeben hat? Und nicht die äusseren Zeugnisse allein sind bestechend. Das Sonderbare der Thatsache, dass der

gelehrte Marperger ein Volksbuch einleitet, verflüchtigt sich bei näherem Zusehen. Die Einleitung (sie ist bequem zugänglich in Scheibles Kloster 3, 3—17) tritt mit den Ansprüchen einer gelehrten Dissertation auf und verfolgt genau bestimmbare Ziele. Mit allen Mitteln der Rhetorik wettert sie gegen das Zauberwesen. Sie will von rationalistischer Interpretation nichts wissen, sondern sieht allenthalben Zauber und Spuk, wo andre mit natürlichen Erklärungen auskommen. Theophrastus Paracelsus etwa erscheint dem Vorredner mehr als Zauberer, denn als guter Christ. Am köstlichsten zeigt sich die Sucht, überall Zauberspuk und Teufelsbündniss zu wittern, in folgenden Zeilen:

Nun ist zwar wohl wahr, dass durch die vortrefflichen Eigenschafften des Salpeters, Antimonii und Vitriols grosse Dinge können zu Wege gebracht werden, eine solche Lehre aber zu begreiffen ist nicht jedermanns Thun, und weil die meisten vielmehr aus Vorwitz in dergleichen Magischen Künsten arbeiten, so mengt sich der Teuffel gemeiniglich mit ins Spiel, und bringet sie so weit, dass sie endlich seine Hülffe imploriren und folglich unvermuthet seine Leibeigene werden (Kloster a. a. O. S. 9 f.).

Das ist unverhüllte Hexenriecherei! Um seine Ansicht ja nicht zweifelhaft zu lassen, giebt der Vorredner zuletzt ein langes Verzeichniss der gesetzlichen Bestimmungen gegen die Zauberei, er beginnt mit einer Verordnung Constantins aus dem Codex iuris civilis und endigt mit den Bestimmungen des Hessischen Rechts. Der Zweck der ganzen Erörterungen tritt unverkennbar zu Tage, wenn man die Zeitangabe der Vorrede anblickt; sie ist datirt vom 14. Februar 1712. Wir stehen im Zeitalter des Kampfes um die Hexenprocesse. Im Jahre 1712 holt Thomasius zum letzten entscheidenden Schlage gegen die Hexenprocesse aus (vgl. Soldans Geschichte der Hexenprocesse. Neu bearb. v. D. H. Heppe. Stuttgart 1880, 2, 254). Unter seinem Vorsitze disputirt J. P. Ipsen 'de origine et progressu processus contra sagas'. Seine rastlosen Bemühungen werden endlich im Jahre 1714 vom glänzendsten Erfolge gekrönt. Den 13. December 1714 lässt Friedrich Wilhelm I. durch seinen Minister von Plotho das Ende der Hexenprocesse verkündigen (vgl. Soldan S. 266). Die Einleitung

des Wagnerbuches ist einer der letzten Schläge der Hexen- und Zaubergläubigen gegen den siegreich vordringenden Anhang des Thomasius. Eine gelehrte Dissertation zu Gunsten der Hexenprocesse ist aber im Jahre 1712 eine wissenschaftliche Leistung, die des Schweisses eines Marperger wohl werth war. Leider sind mir hier in Wien viel zu wenig Bücher des Vielschreibers zugänglich, um in ihnen nach Spuren des Hexenglaubens zu fahnden. Sehr begreiflich ist mir aber, dass Marperger des Wagnerbuches nicht gedachte, als er im Jahre 1715 in seinem 'Wohl unterwiesenem Kauffmann - Jung' seine Schriften zusammenstellte. Eine wenn auch durchsichtige Anonymität zu lüften, lag kein Anlass vor, als der Kampf um die Hexenprocesse zu ihrem Ungunsten entschieden war.

Will man ermessen, wie rasch der Glaube an Hexen und Zauberei den Bearbeitern der Faustlitteratur geschwunden ist, so werfe man einen Blick in das Büchlein des Christlich Meynenden. Der Christlich Meynende ist Rationalist aus der Schule des Thomasius. Zwar den Teufel giebt er so wenig auf, wie Thomasius; doch wo er kann, interpretirt er rationalistisch. Der Vorredner des Wagnerbuches von 1714 leitet etwa die oracula der Heiden noch auf teuflische Einflüsse zurück (Kloster a. a. O. S. 10); der Christlich Meynende hat für die Prophezeiungen Fausts eine völlig verstandesmässige Erklärung bereit (vgl. Szamatólskis Neudruck, Deutsche Litt.-Denkmale 39, 24, 7). Noch stärker träten seine aufklärenden Tendenzen hervor, wenn er seine Absicht ausgeführt hätte, die Falschheit der Faustgeschichte einer galanten Welt deutlicher vor Augen zu legen, als ers im Volksbüchlein von 1725 gethan hat. Überhaupt, meine ich, kommen die Absichten des Christlich Meynenden in ein helleres Licht, wenn man die Einleitung des Wagnerbuches von 1712 neben sein Büchlein legt. Die intricate Materie, in der nach seiner Überzeugung viele von den Gelehrtesten seiner Zeit Schiffbruch gelitten haben (vgl. Neudruck S. 3, 9), scheint letztlich die Frage zu sein, ob Fausts Leben und Thaten vom Standpunkte des Zauberglaubens zu interpretiren sind oder nicht. Vielleicht ist

Marperger in seinen Augen einer jener verunglückten 'Gelehrtesten'.

Noch eine Folgerung lässt sich aus dem Vergleiche ziehen. Szamatólski, dessen Bemühungen wir den Christlich Meynenden von 1725 danken, hält nicht für ausgeschlossen, dass noch einmal ein älterer Druck sich finden werde. Ich glaube nicht, dass der Christlich Meynende viel früher geschrieben hat als 1725. So aufgeklärt, so sicher konnte man über Zaubersachen erst dann schreiben, als die Kämpfe um die Hexenprocesse lange vorbei waren. Im Jahre 1712 etwa wäre das Büchlein des Christlich Meynenden nicht in der jetzigen Form denkbar.

Der Gegensatz der Anschauungen des Christlich Meynenden und des Vorredners von 1712 verbietet auch bei den Chiffern C. M. des ersteren an Marperger zu denken. Ich habe einen Augenblick diese Combination erwogen, sie aber alsbald fallen lassen. Für sie spräche die Ähnlichkeit der Titelconstruction beider Bücher, die auch Szamatólski (S. XII [2])) nicht entgangen ist; auch an die beiden Kapitel des Wagnerbuches könnte man denken, die im Christlich Meynenden von 1726 Aufnahme gefunden haben.

Zum Schlusse erlaube man noch eine bibliographische Notiz. Wenn ich Goedekes Angaben richtig deute, ist das Göttinger Exemplar des Wagnerbuches von 1714 zusammengebunden mit dem Faustbuche Pfitzers von 1726 (Fab. rom. 1330). Das Exemplar der Wiener k. k. Hofbibliothek, die auch nur die Ausgabe von 1714, nicht die von 1712 besitzt, ist gleichfalls an einen Pfitzer angebunden (S.A. 29 E. 58), und zwar an die weder von Goedeke noch von Engel beschriebene Ausgabe von 1711. Diese stimmt bis ins Kleinste mit der von Engel mit Nr. 224 bezeichneten Edition von 1674 überein. Nur im Titel finden sich einige kleine Abweichungen. Als Verleger nennen sich im Jahre 1674 Wolfgang Moritz Endtners und Johann Andreae Endtners Sel. Erben; 1711 erscheint nur der erste Name. Das separat paginirte Buch des Platzius steht nach Engels Angaben vor dem gleichfalls separat paginirten des Erasmus Francisci; im Wiener Exemplar ist es umgekehrt. Der Vorname des Platzius lautet auf beiden Titeln bei

Engel 'Wolff.', im Wiener Exemplar 'Wolffg.' Der Name des Erasmus Francisci erscheint nur mit dem Initialbuchstaben E. F.; auch alle späteren Ausgaben begnügen sich mit den Chiffern, wenn anders Engels Angabe richtig ist.

Wien. Oskar F. Walzel.

Der fünffüssige Iambus bei Zachariä.

Auf die Bedeutung Zachariäs für die Geschichte des deutschen fünffüssigen Iambus hat zuerst Dannehl hingewiesen[1]); später hat Sauer[2]) dessen Angaben berichtigt und ausser der von Dannehl untersuchten ersten Ausgabe des 'Cortes'[3]) Proben einer Umarbeitung des gleichen Werkes und einige kleinere Gedichte in reimlosen Iamben, beides aus Zachariäs Nachlass[4]), in den Bereich seiner Untersuchung gezogen. Beiden Forschern aber sind zwei Fälle entgangen, in denen Zachariä den fünffüssigen Iambus benutzt: es ist dies einmal in den Proben einer Iamben-Übersetzung von Miltons 'Paradise lost' und sodann in dem kleinen epischen Gedichte 'Tayti'. Zur Bestätigung und Ergänzung der Angaben von Dannehl und Sauer mag die Untersuchung der betreffenden Verse hier ihren Platz finden.

1.

Die Stellen aus Milton liegen mir vor in Zachariäs Vorbericht zum zweiten Theile seiner Hexameter-Übersetzung von Miltons Epos, welche 1763 erschien.[5]) Die

---

[1]) Geschichte und Bedeutung des reimlosen fünffüssigen iambischen Verses in der deutschen Dichtung (Progr. des fürstl. Gymnasiums zu Rudolstadt, 1870) S. 7 ff.

[2]) Über den fünffüssigen Iambus vor Lessings Nathan. (Sitzungsber. der phil.-hist. Klasse des Kaiserl. Akad. d. W., XC. Bd. S. 625 ff. Wien 1878) S. 683 ff.

[3]) Braunschweig 1766.

[4]) hg. v. Eschenburg, Braunschweig 1781.

[5]) Hier sei Folgendes angemerkt: Goedeke [2] 4, 34 giebt an, Zachariäs Übersetzung sei 1760 zu Altona in zwei Bänden erschienen

Vorrede ist vom 12. September 1762 datirt, sie steht auf drei unnummerirten Blättern zwischen dem Titelblatte und dem Texte. — Das von mir benutzte Exemplar befindet sich auf der Königlichen Bibliothek zu Dresden.

Nachdem Zachariä a. a. O. zunächst seine Hexameter-Übersetzung zu rechtfertigen versucht hat, fährt er Bl. 1b fort: 'Einigen meiner Leser ist es vielleicht nicht unangenehm, wenn ich ihnen bei dieser Gelegenheit eine Probe einer Übersetzung vorlege, wie ich solche anfänglich nach Miltons eigenem Sylbenmaasse zu machen entschlossen war. Die erste Stelle fängt sich im fünften Gesange mit dem 564. Vers an'. Es folgt dann Bl. 1b—2a in 48 iambischen Versen die Übersetzung von Milton 5, 577[6]) — 615 und nach kurzem Zwischensatz Bl. 2a — 3b in 98 Versen die von Milton 5, 772—848. Interessant ist auch noch der daran anschliessende Satz (Bl. 3b): 'Hätten nicht Schwierigkeiten, die wenigstens mir unüberwindlich schienen, mich abgehalten, und wäre es möglich gewesen, auch andere schwere Stellen Miltons in dieses Sylbenmaass zu bringen, so hätten die Leser vielleicht das ganze Gedicht in dieser Versart erhalten'.

Es erscheint demnach nicht mehr wunderbar, wenn Zachariä, der Milton in Hexametern übersetzte, kurz darauf in seinem Original-Epos 'Cortes' den iambischen Fünffüssler als epischen Vers annahm: es waren eben lediglich tech-

---

und 1762 wiederholt worden. Soviel ich urtheilen kann, erschien 1760 nur der erste Band (Gesang 1—6), der dann 1762 neu aufgelegt wurde und zu dem erst 1763 der zweite hinzukam. Nach dem Wortlaute der Vorrede zu letzterem ist nämlich nicht zu verkennen, dass in ihm der erste Druck der Gesänge 7—12 vorliegt. Zachariä sagt dort, er lege hiermit seinen Lesern die sechs letzten Gesänge des 'Paradieses' vor (also doch wohl zum ersten Male) und bemerkt, dass der geschwinde Abgang des ersten Theils der Übersetzung den Dichter zur Vollendung seines Werkes ermuntert habe. — Gestützt wird meine Ansicht noch dadurch, dass der zu diesem Bande gehörige erste Band neben dem Vorbericht ausdrücklich noch einen Vorbericht zur zweiten Ausgabe hat, der zweite Band dagegen nicht. Endlich habe ich in Wolfenbüttel nur den ersten Band der Ausgabe von 1760 auftreiben können, der zweite fand sich nicht vor.

[6]) Nicht 564. Vgl. Paradise Lost, ed. Newton, London 1778.



nische Schwierigkeiten, die ihn von der Wiedergabe des 'Paradieses' in den Massen der Urschrift abschreckten; Aufmerksamkeit verdient es aber, wenn wir nach nur einem Jahrzehnt Bürgern in seiner 'Ilias' den umgekehrten Versuch machen sehen, nämlich Hexameter durch fünffüssige Iamben zu ersetzen; denn diese einfache Thatsache wirft ein helles Licht auf die Entwickelungsgeschichte unsres Verses. —

Die mitgetheilten Proben aus dem verlorenen Paradies enthalten die ältesten bekannten Iamben Zachariäs; sie fallen, nach der eben angeführten Vorrede, früher als die Hexameter-Übersetzung, müssen also ein ziemliches Stück vor 1760 entstanden sein, in welchem Jahre die Bearbeitung in Hexametern erschien; es ist daher ganz natürlich, wenn der Iambus hier neben Ähnlichkeiten auch Abweichungen von den Gesetzen zeigt, die im 'Cortes' herrschen.

Wenn sich unter den rund 150 Versen[7]) aus dem 'Paradies' kein einziger von unregelmässiger Länge findet, so stimmt das ganz zum 'Cortes', in dem Sauer auf 2800 Verse nur drei Sechsfüssler gefunden hat. Anders verhält es sich schon mit den Trochäen zu Anfang des Verses; hier weisen unsere Fragmente neun Fälle auf[8]), während Dannehl aus dem mehr als fünfmal längeren ersten Gesang des 'Cortes' nur acht Beispiele beibringen kann. — Die Abweichungen von der Wortbetonung, die sich in der Mitte des Verses finden, sind nach Zahl und Art von denen im 'Cortes' nicht sonderlich verschieden; wirklich auffallend sind nur A 9 án solch eínem Tage; B 5 anmásst; und B 26 niemánd.

Überraschend erscheint die Gestaltung der Vers-Ausgänge in unsern Bruchstücken: während nämlich später Zachariä in seinen sämmtlichen reimlosen Iamben mit peinlichster Sorgfalt nur männlichen Schluss zulässt, finden sich hier weiblicher und männlicher Ausgang gemischt; aller-

---

[7]) Zum Zweck der Citate habe ich in den beiden Übersetzungsproben (A und B) die Verse numerirt.

[8]) A 25 Lichtkláre, 26 Unsíchtbar, 47 Furchtbáre; B 2 Herrscháften, 14 Unbílliger, 15 Demüthgende, 23 Demüthig, 88 Herrscháften, 96 Unschúldge.

dings wiegt der männliche mit fast zwei Drittheilen der Fälle vor (35: 13 und 73: 25).

Für gewöhnlich schliessen die stumpfen Verse mit einer starkbetonten Silbe; daneben findet sich aber auch unbetontes e im Vers-Ausgange, z. B. A 8 Gegenwärtigèn; A 24 flammendè; noch auffallender, wenn zwei tonlose e auf einander folgen: B 4 anderèr; B 6 Gesalbetèn.

Beim klingenden Ausgange wiegen natürlich die Fälle vor, in denen die letzte Silbe ein unbetontes e hat; kaum anders als diese wirken A 32 unwiderruflich; A 42 Gehorsam; während B 69 Freyheit schon einen geringen Doppelaccent trägt. Ganz auffällig sind die Vers-Ausgänge B 33 anmássen; B 39 Anbéthung. —

Der Hiatus wird durchweg vermieden, z. B. A 4 Erd auf. A 48 ohn' Erlösung; A 21 Lieb und; B 24 kann ich; stehen geblieben ist nur B 93 alle Ehre. A 27 Bedeckte. Auf; und B 75 Würde? Ist; sind durch die zwischenstehende Interpunction, B 51/52 verwegene || Und; durch Vers-Schluss entkräftet. — Die Verhältnisse stimmen zu denen des ersten Gesanges von 'Cortes', denn von den zehn Fällen, die Sauer daraus beibringt, fallen acht wegen dazwischenstehender Interpunction ausser Betracht.

Das Vorkommen von Anapästen glaube ich abstreiten zu dürfen. Das zweimal, A 14 und 19, vorkommende Híerarchíen mag der Autor dreisilbig gesprochen haben. Die Handhabung entspricht dem 'Cortes', der auch nur scheinbare Anapäste hat (vgl. Sauer).

Zachariäs Vorliebe für übermässig lange rhythmische Perioden findet sich auch hier, wennschon lange nicht in dem Masse wie im 'Cortes', wo Sauer zahlreiche Perioden von 20 bis fast 40 Versen nachweist. In den Fragmenten hat die umfangreichste Periode 19 Verse (A 30 Hört; bis 48 ohn' Erlösung.), dann folgen 18 Verse (B 81 Du selbst; bis 98 zu besänftigen.), dann 16, 14, und mehrere Abschnitte zu 8. Nur ein einziges Mal (B 80 Und herrschet denn ein Gleicher über Gleiche?) fällt der einzelne Vers mit der Periode zusammen.

Dass die Perioden zu denen Miltons selten stimmen, ersieht man schon daraus, dass 39, bzw. 77 Versen Miltons

48, bzw. 98 Zachariäs entsprechen. Bemerkenswerth ist jedoch, dass Zachariäs lange Perioden nicht auf Milton zurückzuführen sind; z. B. entsprechen der Zachariäschen Periode von 19 Versen (A 30—48) bei Milton die VV. 600 bis 616, mit der Periodenfolge: 3. 4. 2. 7.; der 18 zeiligen Periode (B 81—98) steht Milton 833—848 mit den Abschnitten 11. 5. gegenüber, der 16zeiligen (B 57—72) Milton 813—825 mit 9. 4. —

Die Untersuchung des Enjambements und der Brechung des Rhythmus hat nichts wesentlich anderes ergeben, als was ich unten über die gleichen Erscheinungen aus 'Tayti' mittheile; lässt sich der eine oder andere Fall in den Fragmenten nicht nachweisen, so liegt das an der Kürze der beiden Proben und berechtigt nicht zu weiteren Schlüssen.

Die Cäsur ist ganz unregelmässig behandelt; doch sind Einschnitte nach der vierten Silbe vor andern beliebt.

2.

Die Dichtung 'Tayti oder die glückliche Insel' erschien in Zachariäs Todesjahre 1777 zu Braunschweig. Sie liegt mir in der Original-Ausgabe vor, welche die Wolfenbütteler Bibliothek besitzt. Nach dem 'Vorbericht' des Dichters wurde das Werk schon mehrere Jahre vorher entworfen, aber erst später von Zachariä als Reconvalescenten wieder vorgenommen, ausgebessert und vollendet. Die endgültige Gestaltung erhielten also die Verse sehr spät, und falls nicht etwa Gründe vorhanden sind, die Umarbeitung des 'Cortes' oder die iambischen Gedichte aus dem Nachlasse für gleichzeitig oder später zu halten, so haben wir hier die letzten Iamben Zachariäs vor uns.

Die Handhabung des Verses weicht stellenweise von der in 'Cortes' ab. Ich habe schon bemerkt, dass dieser auf 2800 Verse nur drei, offenbar zufällig eingeschlichene Sechsfüssler hat. In der 'Tayti' finden wir auf einmal unter 468 Versen neun von unregelmässiger Länge, und zwar:

1 Dreifüssler[*]): 104 Von selbst zur Grotte wölbt.

[*]) Die Zahlen bedeuten auch hier den Vers, nicht die Seitenzahl.

3 Vierfüssler: 92 Ein kraftlos Reimgeklingel, doch; 125/126 Zu singen, sagt was tönet euch || Die Leyer? Stets das Einerley.

5 Sechsfüssler: 103 Das auf Entdeckung fern zu andern Welten eilt; 133 Wo Cocos, Bananas, Igramen, Curassol; 305 Im lichten Reigen fortzuschweben, nach dem Takt; 379 Betrachtete sie Aoturu. Kaum bemerkt; 443 Der Europäer wiederkehren! Trug und Mord.

Ich will zugeben, dass die drei letzten Verse durch Zufall oder Nachlässigkeit stehen geblieben sein können; alle drei zeigen doppeltes Enjambement, keiner die Cäsur in der Mitte. Bei sämmtlichen sechs andern Fällen jedoch muss ich Absicht des Dichters annehmen. Es ist unwahrscheinlich, dass zwei Alexandriner, die so leicht kenntlich sind, von denen der eine nur am Schlusse, der andere gar kein Enjambement aufweist, dem sorgfältigen Blicke Zachariäs sollten entgangen sein; noch weniger glaubhaft ist das bei einem Vierfüssler, geradezu unmöglich aber bei zwei unmittelbar auf einander folgenden Vierfüsslern oder einem Dreifüssler. Auch von mangelhafter Feilung seitens des Dichters kann nicht die Rede sein; sowohl die Angaben des Vorberichts wie die sorgfältige Beobachtung anderer Vers-Gesetze schliessen dies aus.

Trochäus im Vers-Anfange finden sich ebenso oft wie im 'Cortes':

38 Einsíedlerisch; 54 Göttínnen; 57 Nachlässíg; 183 Schiffáhrender; 416 Hinstürzender; 431 Strahlschíessend; 442 Unglücklich; 445 Schuldlóse.

Von unregelmässigen Betonungen im Vers-Innern fallen auf:

53 Jungfräuliche; 136 Ankömmlíng; 268 Gástfreyheít; 344 Blutdûrstge.

Leider hat Zachariä die freiere Behandlung dės Iambus, wie sie sich in der Gestaltung der Vers-Länge zeigt, nicht auch auf die Vers-Ausgänge ausgedehnt; die irrige Vorstellung, dass der stumpfe Ausgang 'sehr viel zu einer grössern Pracht und Feyerlichkeit' des Verses beitrage (vgl. Vorbericht zum Cortes, Poet. Schr. Carlsr. 1777/78, IV, S. XXIV) hat ihn auch in 'Tayti' noch beherrscht; die Vers-Endungen sind ausnahmslos männlich. Gewöhnlich

fallen sie auch hier auf starkbetonte Silben, doch auch auf unbetontes e: 6 begeistertè; 24 Göttlichè; ähnlich wirkt 234 und 239 Geniùs. Auch doppeltes unbetontes e kommt vor: 41 schaudervollestè; 342 tönetè; und einmal ein völliger Trochäus: 201 wandt èr. —

Hiatus wird durchweg vermieden:

21 Such ich; 80 Wär ich; 257 Freud' auf; doch sind die Fälle selten, wo Elision überhaupt nöthig ist. Stehen geblieben ist der echte Hiatus 73 himmlische in, sowie die unechten 139 nannte! Er; und 342/43 tönete || Auf.

Es sind also namentlich die Hiaten mit zwischenstehender Interpunction gegen den 'Cortes' bedeutend zurückgegangen.

Alle Anapäste sind mit Sorgfalt vermieden.

Die rhythmischen Perioden sind minder umfangreich als im 'Cortes'; das Mass von 20 Versen wird nur zweimal überschritten. Trotzdem ist ihr Bau noch immer sehr kühn und frei, zum wenigsten gleich kühn als im 'Nathan' Lessings und diesem näherstehend als Bürgers Ilias oder Gotters 'Merope'. Der Fall, dass der Vers innerhalb der Periode seinen selbständigen Charakter bewahrt, ist nicht sehr häufig.

Die längsten Perioden sind folgende: 24 Verse: 291 Sie breiteten — 314 Wagen zog. 22 Verse: 377 So strömten — 398 mich fliehn. 17 Verse: 52 Auf einmal — 68 säuseln liess. 15 Verse: 427 Doch ach — 441 falschen Volks. Ausserdem habe ich sieben Perioden zu 13 Versen und viele kürzere gefunden; dagegen fehlt jeder Fall, in dem ein einzelner Vers in sich geschlossen bleibt, und selbst Perioden zu zwei Versen finden sich nur zweimal: 255 Sogleich — 256 Bewohner ein. und 334 Das schönste — 335 Volk bewohnt! Erst von drei Versen an werden die Perioden häufiger, doch bleibt das Übergewicht der grossen über die kleineren bestehen. —

Dannehls Behauptung, dass vor Lessing das Enjambement nirgends kühner und eleganter angewandt sei als bei Zachariä, hat Sauer mit Recht zurückgewiesen; doch darf nicht übersehen werden, dass an Umfang des Ge-

brauches Zachariä selbst Lessing zu übertreffen scheint [10]), wenn auch die Arten des Enjambements bei ihm weniger zahlreich sind und daher seine Freiheit nicht immer künstlerisch wirkt. — Folgende von Dannehl im Cortes nachgewiesene Fälle habe ich auch in 'Tayti' gefunden:

Trennung des Genetivs vom zugehörigen Casus: 21/22 Schirm || Der Einsamkeit; 54/55 Kreis || Bejahrter Eichen; und unzählige Male sonst. Durchschneidung eines Relativsatzes: 80/81 die ich stets || Um dich geschwebt; 97/98 Die der Pedant der Kanzeley || Allein für Wissen schätzt; gleichfalls nicht selten. — Unter Abtrennung des Fragepronomens gehört vielleicht 70/71 Wer || Rief ich bestürzt, wer du auch immer seyst; der einzige Fall dieser Art. — Ganz gewöhnlich ist die Trennung des Verbs vom Hilfsverb: 179/80 soll || Mit Milch euch sättigen; 178/79 wird || Die Todtenblässe fliehn. — Desgleichen Losreissung der beweglichen Präposition vom Verb: 170/71 liegt || Der weite Horizont des Südmeers da; 235/36 sah ehrfurchtsvoll || Auf ihn herab. — Häufig ist auch Trennung des Subjects vom Verb: 3/4 schläft ganz || Dein Saitenspiel? 60/61 Ihr Gesicht || War reizend blass. — Desgleichen des Objects: 2/3 Heb auf || Aus langer Lethargie dein Haupt; 431/32 dein Glück || Auf ewig zu verwüsten; auch wenn das Object ein Pronomen ist: 5/6 mit der ich dich || Beym ersten Athemzug begeisterte; 394/95 Lass || Mich. — Auch Trennung des Personalpronomens vom Verb kommt vor: 78/79 sie || Entströmen; und ähnlich 13/14 du || Gewiss nur du (scil. bist's.) Gewöhnlich ist wieder die Trennung einer Conjunction oder eines Adverbs von ihrem zugehörigen Satze: 92/93 doch || Auch ich bin Weisheit; 101/2 wo || Ein finstrer Wald dich in die Schatten ruft; 242/43 Zuletzt || Behielt der Sonne Macht den Sieg; 318/19 Wohin || Ihr Auge blickte. — Auch Einschneiden des Vers-Schlusses zwischen zwei durch 'und' verbundene Worte oder zwei coordinirte Adjectiva kommt vor: 130/31 Ruh, || Und Fröhlichkeit; 133/34 Curassol || Und Girauman; 146/47 treueste, || Gefälligste Gefährtin; 82/83 Am klagemurmelnden || Von finstern Tannen überhangnen Bach.

Zwei Fälle erwähnt Dannehl nicht: Trennung des Particips vom Hilfsverb: 24/25 Schon meiner Jugend warst du, Göttliche || Vom Schicksal zugesellt; 277/79 Seyd ihr || — — — || In Frieden angeschwommen; und Trennung des Particips von seiner näheren Bestimmung:

---

[10]) Ganz gewiss übertrifft er hierin Bürger und Gotter, wennschon Sauer mit Recht die Kühnheit des Enjambements bei diesen betont.

27/28 Eingehüllt || Tief in mich selbst; 35/36 versenkt || In ernstere Gedanken. Beide Fälle habe ich auch in 'Cortes' gefunden, vgl. 1. Ges. V. 1233 und 405. — Man vergleiche die von Zarncke[11]) aus dem 'Nathan' und die von mir aus beiden Ausgaben von Gotters 'Merope'[12]) angeführten Beispiele und Fälle, um sich zu überzeugen, dass diese Dichter nicht nur mannigfachere Arten des Enjambements kennen, sondern auch die von Zachariä benutzten Arten freier handhaben, indem sie unmittelbarere Trennungen zusammengehöriger Satztheile vornehmen und gerade die kühnsten Formen häufiger anwenden als Zachariä. —

Dagegen ist die von Zarncke sogenannte 'Brechung des Rhythmus' von Zachariä mit einer Kühnheit und namentlich in einer Ausdehnung gebraucht worden, die unter den Dichtern vor Lessing beispiellos dasteht und vielleicht Lessing selbst beeinflusst hat. Sämmtliche mögliche Fälle der Brechung lassen sich, und zwar häufig, nachweisen: Loslösung einer oder mehrerer Hebungen vom Vers-Ende und Zutheilung zum folgenden Verse; Loslösung einer oder mehrerer Hebungen vom Vers-Anfange und Zutheilung zum vorhergehenden Verse; Vereinigung beider Arten; Häufung solcher Fälle; Verbindung eines zweiten und eines ersten Vers-Theiles zu einem neuen Ganzen. Als Beleg mögen die V. 385—398 hier Platz finden, in denen sich auf nur 14 Zeilen fast alle Fälle vereint finden[13]):

Blass und bestürzt
Warf der betroffne Jüngling wild sein Aug
Auf ihre Reize. Zwischen Lieb und Furcht
Wankt sein Entschluss. Jedoch der Flammentrieb
Nach Ruhm, nach andern Welten, facht aufs neu
Die wogenden Gedanken auf. Bewegt

---

[11]) Über den fünffüssigen Iambus, Leipziger Festschrift 1865, S. 28ff.

[12]) Zur Geschichte und Kritik von Gotters Merope, Leipzig 1890.

[13]) Nicht vertreten sind hier nur die Fälle: Loslösung éiner Hebung zum Vers-Anfang, und dasselbe gehäuft. Als Beispiele hierfür mögen dienen: 239/40 War es der Zauberstab des Genius || Taytis; und 124/26 Und ihr, ihr Edlen, deren Blick mir winkt || Zu singen, sagt was tönet euch || Die Leyer? — Zutheilung eines Vers-Anfanges zum vorhergehenden Verse ist überhaupt verhältnissmässig seltener als die andern Fälle, ebenso wie im 'Nathan' (vgl. Zarncke S. 45).

Riss er zwey stolze Perlen aus dem Ohr,
Gab sie der Weinenden mit einem Kuss,
Und sagte zitternd: Edles Mädchen, lass
Mich diese Fremdlinge begleiten! Lass
Mich, deiner würdiger, mit grösserm Geist,
Mit weiterm Herzen wiederkehren! Dein
Bleib ich auf ewig! Mein bleibt ewig auch
Opoa! Weine nicht, und lass mich fliehn!

Natürlich ist infolge der vielfachen Brechungsarten die Cäsur durchaus unregelmässig.

Die gleiche Behandlung der rhythmischen Brechung wie in 'Tayti' herrscht, so viel ich geprüft habe, auch im 'Cortes'. Diese Thatsache, sowie die ausgedehnte Anwendung des Enjambements und der kühne Periodenbau sichern Zachariä auch für unser Urtheil noch den Ehrenplatz unter den Vorkämpfern des fünffüssigen Iambus, den schon Bürger[14]) ihm angewiesen hat.

Leipzig. Rudolf Schlösser.

Ein angeblich Gleimsches Kriegslied.

Proehle erwähnt in seinem wunderlichen Buche 'Friedrich der Grosse und die deutsche Litteratur' S. 69 eine handschriftliche Fassung von Gleims Siegesliede auf die Schlacht bei Lissa, in der es dem Rossbacher Siegesliede sehr ähnlich sei, und theilt zwei Strophen daraus mit, welche Sauer (Deutsche Litteraturdenkmale 4, XIX) mit dem Wunsche nach vollständiger Veröffentlichung wiederholt. Diese angeblich frühere Fassung ist jedoch ein ganz selbständiges Gedicht, welches bereits in mehreren Drucken vorliegt und gar nicht von Gleim herrührt. Die Stadtbibliothek zu Breslau besitzt nämlich in einem Sammelbande (4. E. 317e) den Einzeldruck: 'Sieges-Lied | der | Preussen, | nach der Schlacht bey Lissa, | und | Wiedereroberung von Bresslau. [Vign.] 1758'. [11 Bl.] 4°.

---

[14]) Homers Ilias. Vertheidigung und Proben einer Übersetzung in Jamben. Sämmtliche Werke. Göttingen 1829, S. 29.

Hier finden wir die von Proehle citirten Verse:

Ja, Prinz, lass heute den Capaun
Am Spiesse langsam drehn,
Es möcht ihn diesmal Du und Daun
Spät auf der Tafel sehn.

Das fürchterliche Hudry hutt
Brüllt heute kein Pandur,
Heut ist er ganz und gar caput,
In Wäldern brumt er nur.

sammt der 'handschriftlichen Anmerkung von Gleim' als 21. und 33. Strophe wieder, das ganze Gedicht aber ist von dem Gleimschen Siegesliede so durchaus verschieden, dass es unbegreiflich erscheint, wie Proehle darin eine frühere Fassung finden konnte. Während Gleim, um Lessings Worte zu gebrauchen, gleich anfangs seinen Gesang anredet und ihm alle die Würde und Erhabenheit vorschreibt, in welcher er erschallen müsse, hierauf Gott redend einführt, wie niemals ein Dichter ihn würdiger hat reden lassen, zeigt das zweite Siegeslied gleich im Eingange eine Nachahmung des Rossbacher Siegesliedes, um dann, wie dieses, ohne weiteres zur historischen Beschreibung überzugehen. Die Anfangsstrophen mögen genügen:

Komt, Brüder! singt zum neuen Jahr
Ein neues Siegeslied!
Da Cürassir, Pandur, Husar,
Und wer nur kan, entflieht.

GOtt, der in Schlachten mit uns ficht,
Und durch ihn Friederich,
Sey hochgepreisst! und wer nicht spricht:
GOtt Lob! der packe sich.

Singt laut, dass es die Königin,
Wenn wir dem Feind nachziehn,
Durch Böhmen, bis nach Östreich hin,
Auch hören kan in Wien.

Dem Rossbacher Siegesliede gleicht es auch sonst in Äusserlichkeiten; die burlesken Schilderungen von der Flucht der Reichstruppen sind in fünf Strophen nachgeahmt, und wenn Gleim singt (Deutsche Litteraturdenkmale 4 Nr. 9, 29—32):

Gott aber wog bey Sternenklang
Der beyden Heere Krieg,
Er wog, und Preussens Schaale sank,
Und Östreichs Schaale stieg

so braucht der Anonymus dasselbe biblische Bild, (über welches zu vergleichen ist M. Koch, H. P. Sturz S. 94) mit anderem Nachsatz (V. 45—48):

Auch hier wog GOtt nach strengstem Recht,
Der Völker Schicksal ab;
Fand Östreichs Sache ungerecht,
Und brach den Richterstab.

Gleims Vers (9, 124) 'Wer kann, der rette sich!' kehrt in demselben Reime auf 'mörderlich' wieder V. 144; die echt Gleimsche Wiederholung 'Wie dumm war er, wie dumm!' (9, 76) oder 'Wie gut wär es, wie gut' (9, 207) findet sich zweimal, V. 56 'Wie hart war das, wie hart!' und V. 116 'Wie schön war das, wie schön'; und wenn Gleim sich in naiver Einfalt herablässt, zu spotten 'Hum! sagte Carl, der kleine Rest Ist unser, morgenfrüh!' (10, 115) so sucht ihn der Anonymus noch zu übertrumpfen durch: 'Dies Frühstück, die geringe Zahl, Die sollte vor uns stehn?' (V. 75.)

Im Übrigen aber ist auch nicht éin Vers in den beiden Liedern derselbe, und wenn nicht schon innere Gründe genügten, das apokryphe Gedicht einem nüchternen Nachahmer zuzuschreiben, der seine Leier auf einen weit tieferen Ton gestimmt hat, so würde dieser Umstand entscheidend sein; denn von einer derartigen Umarbeitung des Lissaer Siegesliedes, die keinen Stein auf dem andern gelassen hätte, verlautet in Gleims Briefwechsel nicht das Geringste, vielmehr zeigen die Bruchstücke der ursprünglichen Fassung, welche Gleim während der Arbeit an Kleist schickt, nur geringfügige Umstellungen und Abweichungen (vgl. Sauer, S. XX). Dass die Verszahl der beiden Gedichte die gleiche ist (56 Strophen), beweist selbstverständlich nichts, denn der Anonymus besingt in den letzten acht Strophen zugleich die Wiedereroberung von Breslau, welche Gleim zum Gegenstande eines besonderen Liedes machte, das Ramler am 14. Januar 1758 an Gleim als gedruckt erwähnt (darnach zu ändern Sauer S. XXI). Demnach dürfen wir ohne Bedenken das zweite Lied für die Arbeit eines unbekannten Nachahmers halten und, wenn Proehle es von Gleims Hand geschrieben besitzt, annehmen, dass der Letztere, wie er gleiches Interesse den Amazonenliedern von Weisse entgegenbrachte, sich eine Abschrift auch von dieser mehrfach verbreiteten Nachahmung seiner Kriegslieder nahm.

Denn nicht nur in einem rechtmässigen Einzeldrucke existirt dieses apokryphe Gedicht, sondern es ist auch — wie bereits Redlich in den Nachträgen zu Lessings Briefen S. 868 bemerkte — in zwei Sammlungen von Nachdrucken aufgenommen, zuerst in die 'Sammlung auserlesener Oden, Gedichte und Lieder, welche bey Gelegenheit des gegenwärtigen Krieges herausgekommen. Erstes Bändgen. Zweite Auflage. Berlin 1758', dann in die 'Kriegs- und Sieges-Lieder der Preussen von einem Preussischen Grenadier. Nebst einem Anhang einiger an des Königs von Preussen Majestät gerichteter Gedichte. Berlin, 1758', wiederholt: Berlin, 1760. [24 Bll.] 8°. In der letzteren Ausgabe, welche ich benutze, steht das Gedicht auf Bl. 20b—24b mit geringen Abweichungen (ich verzeichne nur V. 69 'holter' statt 'halter', 127 'lauft' statt 'läuft', 196 richtig 'ihm' statt 'ihn'), welche den Druck als einen unrechtmässigen kennzeichnen.

Diese Ausgaben sind nun aber, und das ist der Grund näher darauf einzugehen, dieselben, aus welchen Muncker seine Neubearbeitung des Lachmannschen Lessing um mehrere unbekannte Lessingiana bereichern zu können geglaubt hat. Das erste zwar, ein 'Sinngedicht auf Se. Preussische Majestät' (Lessing 1, 49), hat Muncker nach Redlichs bündigem Nachweis (in dieser Vierteljahrschrift 2, 278) aufgeben müssen; dafür aber sind in Bd. 7, 114 ff. zwei prosaische Stücke, eine 'Nachricht' der ersten und eine 'Nachschrift an den Leser' der zweiten Sammlung, als Eigenthum Lessings aufgenommen, weil sie mit den Vorberichten Lessings in der Bibliothek der schönen Wissenschaften 1, 426 und in der Vossischen Zeitung 1758 St. 3 theilweise wörtlich übereinstimmen. Da sie aber deswegen noch nicht von Lessing herzurühren brauchen, sondern plagiirt sein können, so sucht Muncker seine Annahme durch weitere Gründe zu stützen. Wenn er nun (S. VII) einen Beweis aus unserm apokryphen Siegesliede herleitet, welches ausserdem niemals gedruckt sei, das also nur ein vertrauter Freund Gleims kennen konnte, so ist dieser durch den Nachweis eines echten Einzeldrucks hinfällig geworden; und auch dafür, dass die übrigen Gleimschen Lieder einen selbständigen Text repräsentiren, ist Muncker den Beweis schuldig

geblieben. Ferner: wie das pseudo-Lessingische Epigramm aus der Vossischen Zeitung 1758 Stück 11, so ist auch das vorhergehende 'Berlins einmüthiger Wunsch beym Anfange des 1758sten Jahres' aus Stück 1 desselben Jahrgangs entnommen und Ramlers Eigenthum, wie ich bereits in meiner Dissertation über Ramler S. 57 bemerkte; es ist demnach nicht unwahrscheinlich, dass sich auch für die übrigen kleinen Stücke frühere Druckorte finden lassen, und damit die ganze, erst Michaelis 1758 erschienene Sammlung sich als ein Nachdruck bereits bekannter Gedichte erweist. Wer zu diesem Zwecke die Vossische Zeitung plünderte, wird sich der gescheut haben, aus demselben Blatte ein fremdes Vorwort herüberzunehmen oder aus einer weit verbreiteten Zeitschrift, wie die Bibliothek d. sch. Wissenschaften war, eine armselige Nachschrift zusammenzustoppeln, in welcher Lessingsche Ausdrücke neben den erbärmlichsten Phrasen stehen? Oder sollen wir lieber annehmen, dass Lessing zu derselben Zeit, wo er die echte Sammlung der Gleimschen Kriegslieder mit einer begeisterten Vorrede schmückte, sich selbst ausschrieb und — der Feind der Dodsley u. Co. — den Nachdruck begünstigte? — Credat Iudaeus Apella!

Dass das Eigenthumsrecht an den fliegenden Blättern der Kriegslieder, die auch der junge Goethe sich abschrieb, nicht ausdrücklich gewahrt wurde, beweist noch ein anderer in dem oben erwähnten Sammelbande befindlicher Druck, betitelt: 'Kriegslied | und | Schlachtgesang | eines | Preussischen Soldaten, | gesungen im | Lager bey Prag. | 1757.' [4 Bll.] 4°. Dieser enthält an erster Stelle Klopstocks 'Kriegslied' (zur Nachahmung des alten Liedes von der Chevy-Chase Jagd) in der Gestalt des ersten Druckes in der Sammlung vermischter Schriften I, 5, 404 und auf Bl. 4 Gleims Schlachtgesang (Sauer Nr. 4) mit den Varianten V. 14 'unser Waffenspiel'; V. 16 'Th*** und B***?' — Einige weitere, Sauer unbekannt gebliebene Einzeldrucke der Kriegslieder gedenke ich demnächst in einer Bibliographie der Gleimdrucke zu verzeichnen.[1])

Wolfenbüttel. Carl Schüddekopf.

---

[1]) Nachträglich erfahre ich, dass Muncker das unechte Lied unbedenklich als Gleims Eigenthum in der Beilage zur Allg. Zeitung 3. Nov. 1891 Nr. 305 ganz mittheilte. B. Sfft.

Zwei Briefe von J. H. Voss an Gleim.

J. H. Vossens hingebende Freundschaft und Pietät für den Dichter der Grenadierlieder erfuhr, wie bekannt, in der Mitte der siebziger Jahre von Seiten Gleims eine arge Störung. Anlass dazu bot die 1773 publicirte Ode 'An die Herren Franzosen', in der Voss eine Anspielung auf den König der Preussen einfliessen liess, die ihm Gleim sehr übel nahm, und die er mit einem spitzen Epigramm in Dohms Journal beantworten zu müssen glaubte. Das Aufsehen war überdies ein allgemeines, und Vater Gleim schreibt an Dohm, er habe verhindert, dass ein preussischer Officier Vossen darob den Hals gebrochen hätte. Voss selbst äussert darüber an Brückner, dass sein Gedicht an die Franzosen viel Aufsehens gemacht habe, er mache sich auf den Zorn der Journalisten gefasst; aber mit Klopstocks Beifall könne er die ganze Welt verachten. Thatsächlich schien hiemit das nahe Verhältniss Gleims zu Voss mit einem Schlage getrennt zu sein. Für den Herausgeber des Almanachs brachte der Freundschaftsbruch mit dem immer liederfertigen Sänger eine peinliche Situation; gerieth ja um die Zeit sein Almanach bei der gefährlichen Nebenbuhlerschaft Göttingens und der immer mehr sich geltend machenden Unfruchtbarkeit der sonst vertrauensseligen Bundesbrüder in nicht geringe Bedrängniss. Gleims ablehnende Haltung schien dem Almanach den Todesstoss zu geben. Aber das Zerwürfniss fand bald eine feierliche Klärung. Gleim selbst vergass des Streites und schickte im Januar 1776 durch Vossens Halberstädter Freund Hoffmann zwei Beiträge für die Blumenlese, mit denen das alte freundschaftliche Verhältniss wieder in Fluss kam.[1]) Dass der Bund mit Gleim

[1]) Noch im Mai 1776 schreibt Gleim an Voss in dieser Angelegenheit seine Heftigkeit entschuldigend, er habe als freier Mann wohl das Recht, von wem es auch sei, nach seiner Einsicht zu urtheilen, wenn er glauben dürfe, dass sein Urtheil einige gute Wirkungen hervorbringen könne.

schon in den Anfängen der 80er Jahre in voller Wärme wiederhergestellt war, beweisen die folgenden noch ungedruckten Briefe Vossens an Gleim.

Eutin, den 24. Juni 1784.

Sie haben uns mit dem Geschenke Ihrer Episteln eine grosse Freude gemacht, lieber alter Papa. Gelesen hatten wir sie schon alle; denn was Gleim herausgiebt, das muss man haben, so bald es zu haben ist; aber in dem neuen schönen uns geschenkten Exemplare war uns noch alles neu und frisch, es war als sässe Vater Gleim selbst zwischen uns, und läse uns mit seinem Tone, mit seiner Empfindung vor. Herzlichen, herzlichen Dank; und abermals herzlichen Dank für die freundschaftliche (nur ein Freund konnte das sagen) Erwähnung meines Namens. — Als ich Ihre Klage las, dass Sie die Stolberge nicht sehen sollten, da hatten Sie schon ihre Einladung nach Wernigerode. Fritz Stolberg hat mir aus Weimar sehr viel von Ihnen geschrieben, auch dass Sie ihnen nachgereist sind.[2]) Lieber feuriger jugendlicher Greis, der so gerne Freude macht! Wann wird denn mir einmal das Glück, Sie von Angesicht zu kennen?[3]) Meine Kette reicht nicht bis Halberstadt. — Stolberg meldet mir Ihre Nachricht, dass ein Frankfurter Buchhändler meine Gedichte herausgeben will. Wissen Sie genauere Umstände, lieber Gleim, so schreiben Sie mir. — Ich müsste wohl, wenn es Ernst würde, selbst an ein Sammeln denken, und thäte es sehr ungern. Ich möchte vorher noch die Folge von Idillen aus der Familie des Pfarrers von Grünau vollenden, auch wo möglich, einen eigenen Band Idillen geben.[4]) Zwingt mich der Buchhändler, so wird es Flickwerk.

---

[2]) 'In Wernigerode', schreibt er am 2. Juni an Voss, 'fanden wir Gleim, den lieben, herzlichen, feurigen Mann, mit dem wir gleich vom ersten Augenblick an verbunden waren, als kennten wir uns seit Jahrhunderten'.

[3]) Gleim hatte wiederholt Voss zu sich geladen. 1782 sucht er ihn für einen bleibenden Aufenthalt in Halberstadt zu bestimmen. 'Ich würde jezt den Ruf nach Halberstadt nicht annehmen können,' antwortet Voss am 8. December 1782 auf eine diesbezügliche Einladung; 'denn seit 14 Tagen ist meine Stelle so verbessert worden, dass es Undank sein würde, so viel Güte mit Gleichgültigkeit zu erwiedern.'

[4]) Am 24. October 1784 schreibt er an Schulz: 'Ich bin noch mit dem Ausfeilen meiner Gedichte beschäftigt'. Und an Boie schreibt er aus Eutin im Juli 1784: 'Ich feile jezt an den plattdeutschen Idyllen, um sie sprachrichtig zu machen. Ich hatte den Sprachgebrauch, und noch dazu den Hamburgischen, zur Richtschnur angenommen. Jezt frage ich nicht, wie man spreche, sondern wie man sprechen müsste, und wie man in feineren Gesellschaften gesprochen hätte, wenn diese Sprache nicht wäre vernachlässigt worden'.



Ich habe übrigens schon seit einigen Jahren meine Gedichte, die ich zu erhalten wünschte, ausgebessert. Die Oden und einige andere Gedichte sind meiner Empfindung fremd geworden, und werden wegfallen.[5]) Raten Sie mir zu gr. 8, damit die Hexameter nicht überlaufen, oder zu Taschenformat? Ich sammle Stimmen.

Bedenken Sie dies Jahr auch meinen Almanach mit Ihren Beiträgen? Freund Schmidt und Freund Fischer könnten auch wohl wieder etwas hergeben. Was Sie thun wollen, das thun Sie bald; denn die Presse wird bald anfangen zu knarren.

Klopstock hat mir eine Lehrode[6]) (er macht jetzt fast keine anderen) geschickt, die ich selbst mit Mühe verstehen gelernt habe, wo ich sie anders verstehe. — Wir wohnen seit Ostern in Stolbergs Hause mit dem schönen Garten am See. — Im nächsten Monat kömmt Gerstenberg, um hier, bis zu einer andern Versorgung, zu wohnen.[7]) — Wie bald schenken Sie uns nun Ihre Fabeln und Ihre Lieder und Ihre übrigen Werke? Bald, bald, lieber Gleim! Wir umarmen Sie von ganzem Herzen, Ernestine und Ihr

Voss.

Eutin, den 28. April, 1785.

Endlich bekommt Vater Gleim seine Exemplare des neuen Versbüchleins.[8]) Der Buchdrucker, der Buchhändlerbursch und der Buchbindergesell haben alle gesäumt. — Also Entschuldigung, alter lieber Papa. Auch Entschuldigung für das, was Ihnen inwendig nicht ganz gefallen will. Ich habe meine Geisteskindlein mit Schärfe zu bilden gesucht; aber man kennt ja das schwache Vaterherz, und Schärfe allein will's ihm auch nicht thun. Sie mögen nun auswandern, und sehn, wie weit sie auf dem Wege in die schöne Ewigkeit kommen können. Tausendmal habe ich den verwünschten Nachdrucker dem Henker überliefert, der mich schon jetzt zur Herausgabe zwang. Ich hatte zwar das meiste schon geändert, aber zu dem übrigen fehlte mir auch alle Lust in diesem verdriesslichen Winter. Krankheit im Hause und ein

---

[5]) In die Sammlung seiner Gedichte nahm Voss dennoch 28 Oden und Lieder auf. Vgl. 1. Ausgabe, Hamburg 1785.

[6]) Über Stolbergs persönliches Verhältniss zu Voss vgl. W. Herbst, Johann Heinrich Voss 2, 22 ff.

[7]) Gerstenberg kam nach Eutin im Juli d. J. aus Lübeck, wo ihn Voss Ende April 1784 besuchte, zum bleibenden Aufenthalt, übersiedelte aber nach dem Tode seiner Gattin 1786 nach Altona.

[8]) Erste Ausgabe seiner Gedichte. Hamburg bei Benjamin Gottlob Hoffmann. 1785.

paar unbändige Schüler hielten mich fast beständig in Athem. Nun wird ja alles gut werden. Die Nachtigall hat schon angeschlagen, und die Blätter dringen hervor. Wer wollte sich mit Grillen plagen! — Gerstenbergs Gesellschaft ist ein wahrer Trost im Moment. Er lebt hier wieder auf, der vortrefliche Mann, und hat diesen Winter ein Drama mit Chören von neuer Erfindung geschrieben, worauf wir stolz sein können. Es heisst: Minona, oder die Angelsachsen.[9]) Er weiss noch nicht, ob ers eher herausgeben wird, ehe Schulz[10]) die Chöre componirt hat.

Die beiden Gr. Stolberg haben sich auch diesen Winter ins dramatische Fach hinein geworfen. Im eigentlichsten Verstande hineingestürzt. Es ist unglaublich, wie schnell die 3 Schauspiele von Fritz, die ich erst gelesen habe, entstanden sind. Aber ich fürchte, dass man von der Verwunderung über die Kraft des Geistes, der so etwas kann, zu kühlern Fragen übergehen werde. Ich habe ihm mein Urtheil unverholen gesagt, und Festina lente ausgerufen.[11]) Klopstocks Hermann und Segest ist fertig, wie Sie wissen. Andre halten es für das beste der 3 Bardiete; ich habe allerlei dabei im Barte gebrummt. Ausserdem fährt er jetzt fort, abhandelnde Oden über Sätze der Poesie und Verskunst zu schreiben, wofür er nach meinem Urtheil auch was bessres thun könnte. Ich will meinen Kopf verlieren, wo die Ode im letzten Almanach ein Sterblicher verstanden hat. Ich glaubte, der einzige zu sein, der (nicht durch besondre Auslegungskunst, die hilft hier wenig), sondern durch Gespräche mit ihm über den abgehandelten Gegenstand, den Schlüssel dazu erhalten hätte. Aber weit gefehlt!

Wie wird es mit dem künftigen Almanach aussehen? Wo Sie und Freund Schmid und Freund Fischer mich nicht unterstützen, so ist mir sehr bange. Ich selbst bin jetzt so unpoetisch, wie ein Grammatiker. Schreiben Sie mir bald, was ich zu erwarten habe. Könnten Sie mir nicht einige Lieder geben, die Schulz componirte? Leben Sie wohl, lieber Altvater.

Wien. **Jaro Pawel.**

---

[9]) Minona oder die Angelsachsen. Ein Tragisches Melodrama in vier Akten. Hamburg, 1785.

[10]) Johann Abraham Peter Schulz, der zur Zeit gefeierte Liedercomponist (geb. z. Lüneburg 1740, gest. z. Schwedt 1800).

[11]) Im März 1785 schreibt er darüber an Rudolf Boie: 'Stolberg hat mir sein neues Trauerspiel Theseus geschickt, das mit Timoleon gleichen Wert hat. Er verlangt mein Urtheil, und kann doch wohl denken, dass es nicht anders lauten wird, als das über Timoleon, welches ihm wehe that. Ich kann es nicht gut finden, und wenn ich in die Latomen wandern sollte'.

Ein Trauergedicht von C. A. Musäus.

Die Mainzer Stadtbibliothek besitzt eine Sammlung von Schriften und Gedichten zum Andenken an Frau Caroline Friederike Marie Schmid geb. Heimburg (Gedenkschr. 248), die mir Freund Heinrich Heidenheimer wegen des darunter befindlichen Beitrages von Carl August Musäus in die Hand gab. Nach einer Mittheilung von H. Eschke sind diese Trauerschriften weder in der Jenaer noch in der Weimarer Bibliothek erhalten, wo sie doch zunächst gesucht werden müssten. Darnach mag das Musäussche Gedicht recht selten sein, ich finde es auch sonst nicht verzeichnet; und so soll es hier abgedruckt werden, obwohl ihm ein besonderer poetischer Werth nicht zuzusprechen ist, als ein Zeugniss seiner verschollenen Gelegenheitsdichterei.

Frau Schmid war die Gattin des 'Hochfürstl. S. Weimar- und Eisenach. Ober-Vorm. Geheimden Assistenz-Rathes' D. Achatius Ludwig Carl Schmid, der aus der Umgebung Anna Amalias und Carl Augusts, auch als Amtscollege Goethes, bekannt genug ist. Sie war die Tochter des geh. Hofraths und Ordinarius D. Johann Caspar Heimburg in Jena, hatte Schmid 1756 geehelicht und starb am 3. März 1767 in Jena, wenig über 26 Jahre alt. Der Wittwer beschreibt die 'Merkwürdigen Umstände des kurzen Lebens' seiner Gattin, und dieser Nekrolog eröffnet den Sammelband. Ein Drittel der (ohne das Titelblatt) zehn enggedruckten Folioseiten füllt die Krankengeschichte; über das Ganze möchte man schreiben: erbärmlich und beweglich zu lesen, so altmodisch ist die feierliche Nachrede stilisirt. Die Trauer um die tugendhafte Todte, 'seine auserwählte Freundinn, seine getreueste Gehülfin', war so allgemein, heisst es zum Schlusse, dass selbst die Jenenser Studirenden sich bei der Beerdigung auf eine sittsame Art und in der anständigsten Kleidung eingefunden haben, 'welches sonst ... nicht durchgängig wahrzunehmen ist'! Der Wittwer hat ausserdem ein Gedichte auf die Verlorene bei demselben

Conrad Jacob Leonhard Glüsing in Weimar drucken lassen, der die Denkblätter gedruckt hat; es folgt in der Sammlung als zweites Stück. Und nun reihen sich an: 3) eine 'Elegie' der Eltern; 4) 'Thränen der Freundschaft' von der Schwägerin Anna Sophia Jacobina Schmidin; 5) 'Denkmahl der Ehrfurcht und Dankbarkeit' von dem Anverwandten Adam Ludwig Friedrich Schmidt [!] Dd.; 6) ein Gedicht von 'einigen nahen Anverwandten', drei Schmids und einer Schmidin; 7) ein Klagelied 'der sämmtlichen Rumpelischen Verwandten zu Weimar'; 8) Verse der Anne Christine verw. Kotzebuin; 9) ein prosaisches 'Denkmal': 'Die Stärke der Religion in ihren Tröstungen' von D. Johann Ludwig Schmidt und Frau und einer Wunderlichin, vermuthlich ihrer Schwester; 10) 'Schwache Schilderungen der Betrübnisvollen Empfindungen' in Versen von zwei Ungenannten; 11) Denkmaal der vollkommensten Ergebenheit und Liebe', poetisch, 'von einer Freundinn und einem Freunde'; 12) ein Gedicht von vier Herren und Frauen Wiedeburg; 13) ein prosaisches 'Sendschreiben' an den Witwer von Johann Christian Blasche der Weltweisheit Professor in Jena; 14) eine 'Ode' von 'zween dem Heimburg- und Schmidtischen Hause verbundenen Dienern S. und F.'; 15) eine 'Ode' von 'tief verbundensten Verehrern'; und endlich 16) das Trauergedicht von Musäus.

Alle diese Stücke sind in Folio gedruckt, Nr. 1. 2. 7. 16 in Weimar bei Glüsing, die andern in Jena bei Fickelscherr oder Schill oder Heller oder Marggrafs Wittwe; sie sind weder durch einen gemeinsamen Titel noch durch Seitenzählung zusammengehalten, und es ist so die Vollständigkeit der Sammlung nicht zu erweisen.

In welcher Eigenschaft Musäus als Trauerdichter sich einfindet, wird weder aus seinen allgemein gehaltenen Versen, noch aus andern ersichtlich. Sein Oheim mütterlicher Seite war ein Johann Weissenborn, der Schmidin Grossvater mütterlicherseits ein Jesaias Friedrich Weisenborn; so könnte eine Verwandtschaft bestehen, deren aber sein Gedicht wohl Erwähnung gethan hätte. Auch dass Frau Kotzebue unter den Condolenten erscheint, lässt nicht auf verwandtschaftliche Beziehungen für Musäus schliessen;

denn er hatte damals ihre Schwester noch nicht geehelicht; auch giebt sich Frau Kotzebue nur als Freundin. So liegt es nahe, dass Musäus als Dichter bestellt war, wie er ja zur Zeit seines Pagenhofmeisterthums durch Gelegenheitsgedichte seine Einkünfte vermehrte. Sein Verhältniss zu der Verklärten gründet sich auf 'Dankbarkeit' und 'Achtung' (V. 66f.); gekannt muss er sie haben, sie lebten ja an den gleichen Orten Jena und Weimar. Ob er ihr vielleicht 'die ausgesuchtesten französischen und deutschen Schriften', die sie nach dem Zeugnisse ihres Gemahles fleissig gelesen, in die Hand gegeben und sie darum zur Gönnerin gehabt hatte? War er aber nur bezahlter Leichensänger, so ist nicht ausgeschlossen, dass auch andere von diesen Gedichten Musäus zum Autor haben, denn die Widmenden sind gewiss zumeist nicht die Verfasser; und hauptsächlich darum habe ich den ganzen Inhalt der Sammlung verzeichnet. Einen stilistischen Beweis für diese Vermuthung zu versuchen, ist bei solcher conventionellen, an Inhalt und Phrase gleichen Poeterei fruchtlos; so gesucht in den Wendungen wie das in eigenem Namen überreichte Gedicht des Musäus ist allerdings keines der andern, vielleicht aber wollte ers für sich selbst am künstlichsten machen. Die Sammlung giebt ein recht deutliches Bild, wie kläglich es um die Dichtkunst in Weimar vor Wielands Eintritt aussah. Auch in diesem Betracht mögen die Strophen von Musäus etwas Aufmerksamkeit verdienen.

Der frühen Baare | der | Hochwohlgebohrnen | Frau Geheimden Assistenzräthin | Frau | Caroline | Friederike Marie | Schmidin | gebohrnen Heimburgin | widmet | nachfolgendes Trauergedicht | als ein Zeugniss seiner ehrerbietigsten Hochachtung | Johann Carl August Musäus. | Weimar, den 26 März 1767. | Daselbst gedruckt mit Glüsings Schriften.

[2] Du, die mir in den schattenreichen Hayn
Gesellig folgt, mich oft vergnüget,
Wenn durch der güldnen Harfe Klang, in süsse Träumereyn
Mich sanfte Harmonien gewieget;
Jezt, in der Stunde stiller Mitternacht,
Wo alles ruht, nur noch mein thränend Auge wacht,
Durchströhm, o Muse, dein Gefühl
Mein Herz, der Klageton mein Saitenspiel!

Ach, die Verehrungswürdge ist nicht mehr!
Mein Lied wird Ihre Todenklage.
In schwarze Trauer eingehüllt fliehn lange Stunden, leer
An Freuden, leer an Wonne Tage,
Die Ihre Gegenwart froh von uns rief:
Die Hand des Todes eilt, durch Schmerz sie zu entweihn,
Und gräbt in unsre Herzen tief
Den frühen Raub voll von Empfindung ein.

[3] Vertraute Zähre, die mein Auge iezt
Um Sie verliehrt, von meinen Wangen
Eilst du nicht unbemerkt dahin: dies Blatt das du benezt,
Soll nicht verschweigend dich empfangen.
Mein inneres Gefühl bezeichnest du:
Die Wehmuth reisset dich aus der gerührten Brust;
Eil immer den vergossnen zu,
Nicht tausende beweinen den Verlust!

Begleite, Freundin meiner Einsamkeit,
Mich hin zur Gruft, die Sie verschlieset,
Hier mische meine Zähre sich in frommer Eltern Leid,
Die Zähre die so würdig flieset;
Hier, wo um Sie der zärtliche Gemahl
Unfähig Seine Trauer zu verbergen weint:
Wo sich der Freunde edle Zahl
Zu gleicher trauervollen Pflicht vereint.

Vergiss auf einen Augenblick den Schmerz,
Der mich ergreift, mich trauren heisset,
Und schildre ihn, den mächtigern, der eines Gatten Herz;
Ein väterliches Herz zerreisset.
Der Schmerz, das eintrachtsvolle Band getrennt
Und die Geliebte Tochter in der Gruft zu sehn,
Der Schmerz, der keine Schranken kennt,
Lässt sich zwar denken, aber nicht erhöhn.

Wie viel Vollkommenheiten deckt Ihr Grab!
Verewge, Tugend, die Geliebte,
Die allen Reiz, den Göttliche, dein innrer Werth Ihr gab,
Besass, und dein Gesez gern übte.
Ihr Herz zu schildern wär ein Meisterzug,
Zu meinem Schmerz zu gross, mein Leid für ihn zu klein:
Ihr Lob schliesst nicht der Aschenkrug,
So wie den theuren Rest des Körpers ein.

[4] Gleich ewgem Epheu, das Trophäen ziert,
Und sich um Monumente windet,
Schmückt Ihre Gruft mit Hochachtung, die Ihrem Reiz gebührt,
Ein Lob, auf Tugenden gegründet.
Der fernsten Zeit, die festes Erz zerstöhrt,
Und Namen der erschlagnen Helden leicht vergisst,
Bleibt doch die Tugend immer werth,
Die in dem Grab auch unvergesslich ist.

Die Freundschaft, welche köstliche Ideen
Von Ihr in das Gemüthe führet,
Und auch die Wahrheit mahlt Ihr Bild, und zeichnet es so schön,
Dass es die Zukunft nie verliehret.
Ihr rühmliches Gedächtniss wär voll Lust,
Erfüllte neuer Schmerz, erregt durch Zärtlichkeit,
Nicht der gerührten Freunde Brust,
So oft sich dies Gedächtniss uns verneut.

Auch dieses Herz, Verklärte, das in mir
Mit dankbarer Empfindung schläget,
Verehrt Dein Grabmaal achtungsvoll, und heiligt Zähren Dir,
Die Deine Urne mir erreget;
Macht das Geschick, das meine Tage zählt,
Mich einst zum Greiss, sey mir noch Deine Asche werth;
Und wenn sein Schluss mich früh entseelt,
So treff er dieses Herz, das Dich verehrt.

Graz. Bernhard Seuffert.

Wielands Niobetochter.

An dem neckischen Gedicht Wielands, das in wahrhaft Goethischem Geist und Ton Goethes verzückte Bewunderung der jüngsten Niobetochter behandelt (Goethe-Jahrbuch 9, 7 ff.), hat gewiss schon mancher Leser seine stille Freude gehabt, auch ohne Commentar. Möge man es darum einem Archäologen nicht verübeln, wenn er den zarten Duft, der über dem reizenden Gedichte liegt, etwas verwischt durch den Hinweis auf einige archäologische Schwierigkeiten, die selbst dem gründlichen Düntzer in seinen Neuen Beiträgen zur Goethe-Forschung, wo er S. 26—52 diese 'Matinée' Wielands behandelt, merkwürdigerweise entgangen sind.

Wir sind ihm sehr dankbar für seine Bemerkungen über die Antikenkenntniss und den Antikenbesitz des Weimarischen Kreises, namentlich Goethes und Wielands um die Mitte des achten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts. Auch hat er gewiss Recht, wenn er die Scene des Scherzgedichts in Wielands Haus verlegt. Aber wenn er glaubt, Wieland habe wirklich einen Abguss der jüngsten Niobetochter besessen, so übersieht er gänzlich, dass dies rein unmöglich ist. Düntzer sagt selber, S. 35, dass diese mit der Mutter, zu der sie geflüchtet, in éine Gruppe verbunden sei, und druckt dazu den betreffenden Abschnitt aus den Propyläen (2, 1) ab, in welchem Heinrich Meyer diese Gruppe beschreibt. Aus Düntzers Worten S. 36 unten, am Abguss fehle wohl die Hand und der Fuss, geht deutlich hervor, dass er mit Beziehung auf Z. 28: 'das weder Hände hat noch Füsse,' sich unter der jüngsten Niobetochter eine ganze Figur vorgestellt hat. Sollte es sich aber wirklich in dem Gedicht um eine ganze Figur handeln, so müsste Wieland die Gruppe der Mutter und Tochter besessen haben, die ja beide eine unzertrennliche Einheit bilden.[1]) Das ist aber unmöglich, einmal schon wegen der bedeutenden Grösse der Gruppe. Denn in den bescheidenen Räumlichkeiten eines Privathauses wäre diese kaum unterzubringen, würde jedenfalls einen ganz beträchtlichen Raum in Anspruch nehmen; auch würde der Anschaffungspreis doch die Mittel des 'zahlreichen Familienvaters' überstiegen haben. Es ist weiterhin aber auch darum unmöglich, weil von der Niobe selbst im ganzen Gedicht mit keiner Silbe die Rede ist. Da haben wir schon das ganze Nest der Schwierigkeiten.

Nun denkt ferner jeder beim Lesen zunächst, wie auch Düntzer, unwillkürlich an eine Einzelfigur eines Mädchens; man lese z. B. Z. 7f.: 'ich hätt' — in meinen Armen', Z. 28 f.:

---

[1]) Nach Wielands zweiter Unterredung mit dem Pfarrer von *** lud er diesen ein, sich in seinem Zimmer 'mit den Töchtern der Niobe zu unterhalten' (Teutscher Merkur 1775 3, 251). Diese Nachricht spricht gegen das Vorhandensein der Mutter-Statue, der Plural gegen die Möglichkeit, die 'Töchter' hätten als ganze Figuren im Zimmer Platz gefunden. B. Sfft.



— 'das weder Hände hat noch Füsse,' — 'wie er sie drückt', Z. 70: 'wenn er — solch Mägdlein in den Armen hätt',' Z. 79: 'schmiegte so schön sich an meine Brust'. Ist aber dieser Eindruck richtig, so kann es sich nicht um die Statue der jüngsten Niobetochter handeln, denn eine solche Statue giebt es nicht. Der nächstliegende Gedanke ist daher, dass hier eine Verwechslung mit der zweitjüngsten Tochter vorliege. Mancher möchte vielleicht, da mehrmals von einem todten Mädchen die Rede ist, auf die Figur der von ihrem Bruder gestützten, sterbend hinsinkenden Niobide im Vatikan rathen wollen (Friederichs-Wolters, Nr. 1262, Müller-Wieseler, Denkm. d. a. Kunst 1, 33, 142 B k, Overbeck, Gesch. d. griech. Plastik 2 [3], Fig. 104 d); allein dieses Bild ist erst zu Anfang unsers Jahrhunderts als zur Niobegruppe gehörig erkannt worden. Auch ergiebt der Zusammenhang, dass das Attribut 'todt' sich jedesmal nur auf den todten Stoff im Gegensatz zum warmen Leben bezieht. Es würde also nur die zweitjüngste Tochter übrig bleiben (Müller-Wieseler a. a. O. Fig. i, Overbeck Fig. e), auf die in mancher Hinsicht die Andeutungen des Gedichts zu passen scheinen. Denn dies ist eine junge, zarte, aufknospende Schönheit. Allein auch diese Figur kann nicht in Frage kommen. Ich will nicht davon reden, dass der flatternde Mantel einer liebkosenden Umarmung hinderlich und in Gips durch diese bedenklich gefährdet wäre. Aber selbst wenn Wieland wirklich einen Abguss dieser Statue besessen hätte, so war dieselbe doch gewiss auf einem wenn auch noch so niedrigen Sockel aufgestellt. Überlebensgross ist auch sie. Um sie also zu umarmen oder zu küssen, hätte Goethe auf einen Stuhl steigen müssen — und das hätte denn doch eine allzukomische Figur gemacht. Überdies sind an dieser Figur Hände und Füsse ergänzt, während doch die kleine Sophie Wieland von einem Mädchen redet, das weder Hände hat noch Füsse. Die Eifersucht der kleinen Siebenjährigen ist auch viel natürlicher, wenn Goethes Liebkosungen nicht einer erwachsenen Jungfrau, sondern einem jüngeren Mädchen, gelten.

Man wird also nach alledem doch nicht an eine Verwechslung denken dürfen, sondern an der jüngsten Tochter

festhalten müssen. Dann aber ist man, wenn auch mit Widerstreben zu der Annahme gedrängt, dass das von Goethe so feurig geliebte Bild nur eine Büste gewesen sein kann. Es fragt sich nur, ob auch der Wortlaut des Gedichts sich mit dieser Annahme vereinigen lässt. Jene oben angeführten Stellen scheinen zwar eher auf eine Statue hinzuweisen, sind aber doch mit der Vorstellung einer Büste durchaus nicht unvereinbar. Die Worte Sophiens, dass das Mädchen weder Arme noch Füsse habe, die einer Büste gegenüber doch gar zu platt scheinen, verlieren diesen Eindruck einer Binsenwahrheit im Munde eines siebenjährigen Kindes. Das vielfach hervorgehobene Küssen, Streicheln, Schmeicheln aber passt mehr und besser zu einer Büste, an welcher alle diese Liebkosungen sich leichter vollziehen, als an einer überlebensgrossen Statue. Wissen wir ja doch auch von Wieland selbst, dass er die Büsten der Sappho und der Kaiserin Faustina oft in platonischer Inbrunst auf seinem Zimmer geliebkost habe, sowie dass er eine Anzahl antiker Bildwerke in Abgüssen besass. Dass dies Büsten und Werke der Kleinkunst und keine lebens- und überlebensgrossen Statuen waren, versteht sich bei einem Manne, der bei zahlreicher Familie über nicht allzu viel Raum in seinem Hause verfügte, eigentlich von selbst. Und dass er deren keine besass, ersehen wir aus einer Äusserung gegen Böttiger (Litterarische Zustände u. Zeitgenossen 1, 182), wo er sagt: Hätte ich nur recht viel, ich wollte alle meine Zimmer davon anfüllen. Wieland redet hier allerdings nur von nackten Statuen, ich glaube aber, man darf daraus schliessen, dass er überhaupt keine Statuen in seinem Hause hatte.

Betrachten wir zuletzt noch die Worte, die Wieland in unserm Gedichte selber spricht, so tritt aus diesen wohl am deutlichsten zu Tage, dass nur eine Büste der jüngsten Niobetochter gemeint sein kann. Denn hier ist nur vom Kopf des Mädchens die Rede: 'Wenn um diese keuschen Jugendwangen, diese heil'gen Lippen seine Seele spielt.' Hier ist es doch ganz unverkennbar, dass die Verzückung Goethes, dessen Seele 'ganz begierdenfrei sich fühlt, von Bedürfniss und Verlangen ganz entblösst, entkörpert ganz,

wie ein Geist im Himmelsglanz, im Genuss des Schönen-Guten schwebt und wahres Götterleben lebt', eben nur der Schönheit dieses lieblichen leidenden Angesichts, nicht der ganzen Gestalt gelten kann. Ja wir dürfen weiter gehen und sagen, dass es eigentlich einen widrigen Eindruck machen würde, den schönheitstrunkenen Dichter in offener Gesellschaft eine Gipsstatue umarmen zu sehen.

Ob also gern oder ungern, werden wir uns, alles wohl erwogen, dahin entscheiden müssen, dass in der jüngsten Niobetochter nur ein Abguss des Kopfes zu erkennen ist.

Calw. Paul Weizsäcker.

Bibliographisches über Goué.

Die Auffindung von Acten, welche über den Aufenthalt August Siegfried von Goués in Wetzlar neues Licht verbreiten, bot Veranlassung, auch seiner litterarischen Thätigkeit die Beachtung zu schenken, welche der räthselhafte Verfasser des 'Masuren' wohl verdient. Bei näherer Prüfung der Angaben aber, welche die Neubearbeitung von Goedekes Grundriss 4, 303 bringt, ergab sich alsbald, dass wie in vielen anderen Fällen auch hier von den älteren Bibliographen eine lückenhafte und unzuverlässige Überlieferung sich fortgeerbt hat. Der Versuch, an ihre Stelle ein nur auf Autopsie beruhendes Verzeichniss zu setzen, stiess indessen auf grössere Schwierigkeiten, als gemeiniglich Arbeiten über einen Schriftsteller dritten oder vierten Ranges zu begleiten pflegen; fast ein Drittel der nachweislich von Goué verfassten Schriften war auf den grösseren Bibliotheken und bei bekannten Sammlern unauffindbar, die meisten andern sind nur durch Zufall in einem Exemplar erhalten. Ich widerstehe der Versuchung, bei dieser Gelegenheit auf die mannigfachen frommen Wünsche, welche die Litteraturgeschichte speciell des achtzehnten Jahrhunderts noch an die Bibliographie zu richten hat, einzugehen und biete, was ich auf beschränktem Gebiete erreichen konnte, in der Hoffnung und mit der Bitte,

dass ein glücklicherer Finder die Lücken ausfüllen möge. Bekannt wurden mir durch die Unterstützung der Bibliotheken zu Berlin, Dresden, Leipzig, München, Wien, Wolfenbüttel, das Goethe- und Schiller-Archiv, E. Jeeps und G. Weissteins Hilfe folgende Drucke:

1. ODE | auf die hohe Vermählung | des | Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, | HERRN | Carl Wilhelm Ferdinand, | Erbprinzen und Herzogen zu Braunschweig | und Lüneburg etc. etc. | mit der | Durchlauchtigsten Fürstin und Frau, | FRAU | Augusta, | Königl. Prinzessin von Grossbritannien, Herzogin | zu Braunschweig und Lüneburg etc. etc. | Ihro Durchlaucht und Königl. Hoheit, | in tiefster Unterthänigkeit überreicht, | von | August Siegfried von Goue. | Braunschweig, gedruckt im Fürstl. grossen Waysenhause, 1764. [2 Bl. Fractur] 4°. — Wolfenbüttel.

Mit Veränderungen wiederholt in den Vermischten Gedichten 1779 S. 77—80.

2. Ode | auf den Tod | der | weiland Hochwohlgebornen Fräulein | Anna Elisabet von Goue | von Ihren [!] hinterlassenen Bruder. | 1764. [2 Bl. Fractur] 4°. — Wolfenbüttel.

Der Major Georg Gebhard von Goué liess am 5. August 1742 (nicht 1743) einen Sohn August Siegfried, am 12. Januar 1748 eine Tochter Anna Elisabeth in der St. Jakobigemeinde zu Hildesheim privatim taufen; da von einem zweiten Sohne nichts verlautet, so dürfen wir unsern A. S. von Goué als Verfasser der obigen Ode annehmen, obwohl sie in den Vermischten Gedichten fehlt und eine Situation voraussetzt (in Vers 9 heisst es: 'Und ich, durch Meer und Land, getrennt von Dir'), welche sich in dieser Zeit für Goué nicht nachweisen lässt.

Zwei andere Einzeldrucke dagegen, die auf den Exemplaren der Wolfenbüttler Bibliothek handschriftlich als Werke Goués bezeichnet sind, lassen eine bestimmte Entscheidung nicht zu; inhaltlich und formell steht der Annahme nichts entgegen, dass Goué der Verfasser ist. Es sind die folgenden beiden:

3. An den | Herrn | Hauptmann Perenon, | am Tage | Seiner Verbindung | mit der | Demoiselle | Notturff. [Vign.] Wolfenbüttel, gedruckt bey Johann Wilhelm Bindseil. 1765. [2 Bl. Fractur] 2°.

4. Gedanken, | dem Herrn Hof-Raht von Hoym | gewidmet. O. O. u. J. (1765?) [4 Bl. Fractur] 4°. In Prosa.

5. Der | Hochwürdigen gnädigen Frau, | Frau | von Lehrbach, | des Hochadl. Stifts Altenberg | Verehrungswürdige Vorgesetzte, | an | Dero Geburtstag | überreicht | durch | August Siegfried von Goue. [Vign.] Wetzlar, den 13. Sept. 1768. | Gedruckt bey Georg Ernst Winckler. [2 Bl. Fractur] 8°. — Leipzig, Univ.-Bibl. aus G. Kestners Nachlass.

6. Der | hoeere Ruf. [Vign.] Gedruckt bei Georg Ernst Winkler. [32 S. Fractur] 16°. — Goethe- und Schiller-Archiv, aus G. Kestners Nachlass.

Vergleiche Boxberger in Schnorrs Archiv 7, 486.

7. Der | hoeere Ruf. | zweite vermerte Auflage. | *Visu carentem, magna pars veri latet.* | *Seneca.* | Nebst einem | Parallele, | genant: | der feinere Pfif. | Wezlar, 1769. | gedrukt bei Georg Ernst Winkler. [80 S. Fractur] kl. 8°. — Breslau, Stadtbibl.

Verfasser von 'Der feinere Pfiff. Eine Parallele des höhern Rufs. Wetzlar 1769. 24°.' ist nach Meusel, Gel. Teutschland [5] 5, 519 Johann Ferdinand Opitz (1741—1812), seit 1767 Kanzellist des Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg, kaiserl. erster Visitationskommissars in Wetzlar.

8. Donna Diana | ein | Trauerspiel. [Vign.] Wetzlar, | gedruckt bey Georg Ernst Winkler. [72 S. Fractur] 8°. — Goethe- und Schiller-Archiv.

Von Kestners Hand auf dem Titelblatte die Jahreszahl '1769' und auf dem Einbande: 'ab Auctore accepit Kestner.'

9. Iwanette | und | Stormond, | ein | Trauerspiel, in drey Handlungen. | So spricht Iwanette! | *Act. 2.* [Vign.] Wetzlar, | gedruckt bey Georg Ernst Winkler. [62 S. Fractur] 8°. — München, Kgl. Staats.-Bibl.

Die Vorrede des Herausgebers ist datirt 'Wetzlar, den 20. May 1770.' Auf S. 57 folgt 'Ein Götterspiel' in Prosa. Der vorliegende Druck ist wie der von Goedeke verzeichnete, mir unbekannte Augsburger von 1770 ein unrechtmässiger; Goué selbst hat erst 1775 das Trauerspiel umgearbeitet herausgegeben als 'Amalisunde und Gulliver.'

10. Prosaisches | Gedicht | von dem | wahren Glück | der Sterblichen, | in | zwei Gesängen, | von | August Siegfried von Goue. [Vign.] Frankfurt und Leipzig, | 1774. [40 S. Fractur] 8°. — Goethe- und Schiller-Archiv.

11. Elegien. [Vign.] Leipzig | in der Weygandschen Buchhandl. | 1774. [28 S. Antiqua] 8°. — G. Weisstein (früher in Maltzahns Bücherschatz).

Die 'Zweyte Elegie' S. 11—13 ist im Altonaer 'Neuen gelehrten Mercurius' Stück 44 vom 3. Nov. 1774 wiederholt als 'Eine Elegie von Herrn Doct. Göthe' und wieder abgedruckt von R. M. Werner in Schnorrs Archiv 14, 185. Der apokryphe Druck zeigt nur geringe Abweichungen, V. 46 'Lorbeern' statt 'Lorbeer', V. 38 ist der Druckfehler 'der Pomp' statt 'den Pomp' stehen geblieben.

12. Masuren | oder | Der junge Werther. | Ein Trauerspiel | aus dem Illyrischen. {Vign.] Frankfurth und Leipzig, | 1775. [158 S. Fractur] 8⁰. — Berlin, Kgl. Bibl. und öfters.

13. Amalisunde | und | Gulliver. | Ein Trauerspiel | in fünf Handlungen. [Vign.] Braunschweig und Wolfenbüttel, | bey die Gebrüder Meissner. 1775. [96 S. u. 1 Bl. Fractur] 8⁰. — Wien, Hof-Bibl.

Das dem Freih. von Gebler zugeeignete Stück bildet die vierte Nummer von der 'Deutschen Schaubühne 90 Theil.'

14. Gedanken | von | Monarchie | und | Republik. | Erster Theil. [Vign.] Braunschweig und Wolfenbüttel, | bey den Gebrüdern Meissner. | 1775. [4 Bl., 292 S. u. 1 Bl. Fractur] 8⁰. — Schüddekopf.

Von Goué selbst im 'Notuma' 1, 183. 2, 38 als sein Eigenthum bezeichnet.

15. Almanach | der deutschen Musen | auf | das Jahr 1776. [Vign.] Leipzig, | in der Weygandschen Buchhandlung. [9 Bl. u. 292 S. Fractur] 8⁰. — Wolfenbüttel.

S. 264—65: Lied der Kaiserinn Florigunde, gesungen an dem Tage ihrer Krönung, von ihrem Schenk, dem Ritter Siegfried. [G.]

Mit Veränderungen wiederholt in den Vermischten Gedichten 1779 S. 91—94. Vgl. Alm. d. d. Musen 1780 S. 25. Die unter der gleichen Chiffre G. in demselben Almanach S. 138 stehende Romanze Duill dagegen hat nicht Goué, sondern A. T. Grahl zum Verfasser, über welchen Goedeke ² 4, 235 zu vergleichen ist.

16. Sammlung | neuer | Original-Stücke | für das | Deutsche Theater. | Zweyter Band. [Vign.] Berlin und Leipzig, | bey George Jacob Decker, 1778. [4 Bl., 120, 64, 32 u. 23 S. Fractur] 8⁰. — Berlin, Kgl. Bibl.

S. 1—120: Batilde. Ein Trauerspiel von dem Herrn von Goué. 1778.

17. Betrachtungen | über die | Einsichten | der uns bekannten | ältesten Völker, | von | Siegfried von Goue. [Vign.] Berlin

und Leipzig, | bey George Jacob Decker. | 1778. [VI u. 218 S. 2 Tab. Fractur] 8⁰. — Wolfenbüttel.

18. Vermischte | Gedichte. [Vign.] Braunschweig und Wolfenbüttel, | bey Franz Meissner, 1779 [108 S. Fractur] 8⁰. — München, Kgl. Staats-Bibl.

S. 3: Vorbericht.
S. 5: Der Barde Geisfred, am Grabe seines Freundes.
S. 17: Der Einsiedler, ein Trauerspiel in einem Aufzuge.
S. 57: An den leidenden Erlöser.
S. 62: Der Mittler am Oelberge.
S. 66: Die Religion, an Prinz Friedrich Georg von Braunschweig-bevern.
S. 69: Die Nacht.
S. 73: An das Fräulein von — Canonissin Norbertinerordens zu —
S. 77: Auf die Vermählung des Erbprinz von Braunschweig.
S. 81: An Fürst Fridrich zu Solms.
S. 84: Auf Gellerts Tod.
S. 87: Der Frau von — bey ihrer Abreise von —
S. 91: Ritterlied; der Kaiserin Florigunde gesungen, am Tage ihrer Crönung, vom Ritter Siegfried.
S. 97: Amor und der Philosoph.
S. 103: An Amor.
S. 105: Therese.
S. 106: Unter das Bild einer Dame, die ihr Söhngen als Liebesgott neben sich mahlen liess.
S. 107: Im Beysein des Herrn Canonicus Gleim, zu Wezlar, mit einem Diamant in eine Fensterscheibe gegraben.

19. Naamah. | Ein Schauspiel, | in dem Geister erscheinen. | Dialogirte Scenen aus der | Vorwelt. | Leipzig, | in der Weygandschen Buchhandlung. | 1780. [XIV S., 1 Bl. u. 160 S. Fractur] 8⁰. — Berlin, Kgl. Bibl.

20. Ueber das | Ganze der Maurerey. | Aus den Briefen | der Herren von Fürstenstein | und | von Stralenberg, | die sie auf ihren Reisen durch Deutschland, | eines Theils Frankreichs, der Schweiz und | Hungarns gewechselt, gezogen. | Zum Ersatz, | aller bisher von Maurern und Profanen | herausgegebenen unnützen Schriften. | *Visu carentem, magna pars veri latet.* | Leipzig, | in der Weygandschen Buchhandlung. | 1782. [282 S. Fractur] 8⁰. — Schüddekopf.

Mit einem Titelkupfer von Chodowiecki.

21. Ueber das | Ganze der Maurerey. | Aus den Briefen | der Herren von Fürstenstein | und | von Stralenberg, | die sie auf ihren Reisen durch Deutschland, | eines Theils Frankreichs, der Schweiz und | Hungarns gewechselt, gezogen. | Zum Ersatz, aller bisher von Maurern und Profanen | herausgegebenen unnützen

Schriften. | Zweyte verbesserte und mit Zusätzen versehene | Ausgabe. | Leipzig, | in der Weygandschen Buchhandlung. | 1787. [292 S. Fractur] 8⁰. — München, Staats-Bibl.

Das Titelkupfer ist mitgezählt. — Unrechtmässige Ausgabe.

22. Bemerkungen | über | Saint-Nicaise | und | Anti-Saint-Nicaise | nebst einem | Anhang einiger Freymaurer-Reden, | die hierauf Bezug haben. | Von | dem Verfasser | des | Ganzen über die Maurerey, | der zugleich | die Apologie dieses Buchs ankündiget. | Leipzig, | bey Friedrich Gotthold Jacobäer 1788. [X. u. 164 S. 1 Tab. Fractur] 8⁰. — Schüddekopf.

23. Notuma | nicht Ex-Jesuit | über | das Ganze der Maurerey [Vign.] Einzige ächte umgearbeitete Ausgabe | Leipzig | bey Friedr. Gotth. Jacobäer 1788. [2 Bl. XL u. 264 S. Fractur] 8⁰.— Dresden.

— Zweyter Theil. | Leipzig, | bey Friedrich Gotthold Jacobäer 1788. [1 Bl. XII u. 194 S.] 8⁰.

— Dritter und letzter Theil. | Leipzig, bey Friedrich Gotthold Jacobäer 1789. [1 Bl. XXIV u. 264 S.] 8⁰.

Mit einer Silhouette.

Endlich ist noch zu verzeichnen, dass sechs Briefe Goués über seine Heirat, an eine Majorin Schulzen geb. v. Brown gerichtet, abgedruckt sind in:

Der Prozesse der Frau von Goue gegen den Herrn General-Lieutenant von Rhetz. Vierter Theil, welcher die Beylagen zu den drey ersten Theilen von Nummer 1 bis 96 enthält. [Motto.] Braunschweig 1788. [2 Bl. 244 S. Fractur] 2⁰. — S. 47f. — Wolfenbüttel.

Glaubwürdig bezeugt sind ferner folgende Drucke, deren ich nicht habhaft werden konnte:

1. Iwanette und Stormond ein Trauerspiel in drey Aufzügen von August Friedrich von Goué, Augsburg bey Bornstädt. 1770. 8⁰.

Unrechtmässiger Druck, vom Theaterdirector Wahr veranstaltet. Vgl. Almanach d. deutschen Musen 1771 S. 96.

2. Donna Diana, ein Trauerspiel, Wetzlar bey Winkler. (1771?) 8⁰.

Nach dem Almanach d. d. Musen 1772 S. 100 nennt bei dieser Ausgabe der Verleger Goué als Verfasser; demnach wäre sie verschieden von der undatirten Ausgabe von 1769 (oben Nr. 8), welche diesen Zusatz nicht hat.

3. Der Einsiedler und Dido, zwey Duodramata von August Siegfried von Goue, Wetzlar bey Winkler. 1771. 8⁰.

Vgl. Almanach d. d. Musen 1772 S. 101. Der 'Einsiedler' ist wiederholt in den Vermischten Gedichten 1779 S. 17—46 und in dem Theaterwochenblatt für Salzburg 1775—76, welches ich nicht kenne.

Beide Duodramata, die ersten dieser Gattung, sind wiederholt in der Sammlung:

4. Dramatische Erfindungen und Übersetzungen. Wetzlar, bey Winkler 1771. 8⁰.

5. Einige Heilswahrheiten. Offenbach 1774. 8⁰.

Rotermund (Das gelehrte Hannover II, Nachtrag S. XXV) Nr. 6.

6. Geisfred der Barde an dem Grabe seines Freundes. Leipzig 1775. 8⁰.

Vgl. Almanach d. d. Musen 1777 S. 101. Wiederholt in den Vermischten Gedichten 1779 S. 5—16. Bei Goedeke [2] 4, 112 nochmals anonym verzeichnet.

7. Sendschreiben an die Gemeine zu Basel. 1775. O. O. 8⁰.

Rotermund Nr. 12.

8. Franz von Rotenfels, Freie Bestimmung zum Kleinstädter. Zwey Theile. Leipzig, Weygandsche Buchhandlung. 1780. 8⁰.

Rotermund Nr. 18. Von Goué selbst im 'Notuma' 1, 183. 2, 27 als sein Eigenthum bezeichnet.

9. Rede am Johannis-Feste 1787, gehalten in der Loge Ludwig zum flammenden Stern zu Bentheim-Steinfurt, von Siegfried von Goue, M. v. St.

Vgl. Kloss, Bibliographie der Freimaurerei (Frankfurt a. M. 1844) Nr. 1076. — Wiederholt in den 'Bemerkungen über St.-Nicaise' (oben Nr. 22) S. 138 ff.

10. Über Künste und Wissenschaften, entworfen nach griechisch-römischem Kostüm, in einem Schreiben an den regierenden Herrn Grafen zu Bentheim-Steinfurt; vom Verfasser des Ganzen über die Maurerey. 1789. O. O. (Leipzig, Jacobäer?) 8⁰.

Rotermund Nr. 20.

Von den übrigen Ausgaben, welche die Bibliographen von Meusel bis Goedeke verzeichnen, scheint auf einer Verwechslung zu beruhen:

Prosaisches Gedicht von dem wahren Glück der Sterblichen. Frankfurt und Leipzig 1770. 8⁰. — Vgl. oben Nr. 10.

Desgleichen Rotermund Nr. 14:

Elegieen. Leipzig 1776. 8⁰. — Vgl. oben Nr. 11.

Und falsch ist die Angabe von Rotermund (Nr. 13), Ersch u. Gruber 76, 269, der Allg. D. Biogr. 9, 522, dass Goué Verfasser sei von der

Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers. Frankfurt und Leipzig. 1775. 8⁰. — (Öfters wiederholt.)

Zwar schreibt schon Deinet an Nicolai am 25. Februar 1775: 'Von Goué zu Braunschweig soll der Verfasser der Berichtigung der Leyden des j. Werthers seyn' (Goethe-Jahrbuch 13, 121), aber es erscheint ausgeschlossen, dass Goué zu derselben Zeit, da er im 'Masuren' den Werther aufs abentheuerlichste travestirte, diese trockene faktische Berichtigung verfasst hätte. Sie stammt vielmehr von dem kurhannoverschen Lieutenant von Breitenbach (Appel [3] S. 94) oder Breidenbach (Goedeke [2] 4, 653), der damals auf Werbcommando in Wetzlar stand.

Auch das von Boxberger in Schnorrs Archiv 7, 487 mitgetheilte Gedicht auf Kestners Vermählung ist schwerlich Goués Eigenthum, denn zur Zeit von Kestners Heirat (14. April 1773) hatte Goué Wetzlar längst verlassen und reiste in Süddeutschland. Vielleicht verbirgt sich unter der Chiffre 'G' als Verfasser Gotter.

Endlich werden in antiquarischen Katalogen fälschlich anonyme freimaurerische Schriften Goué zugeschrieben, so von Calvary, Kat. 33 Nr. 4383. 85 und 86.

Rossla. Carl Schüddekopf.

Zu Goethes Briefwechsel mit Georg Forster.

Im Archiv für neuere Sprachen 88, 129 habe ich in einem ausführlichen Aufsatze Georg Forsters Beziehungen zu Goethe in den Hauptzügen ihrer Entwicklung dargestellt. Ich habe dort ausgeführt, dass Anfang und Ende des Verhältnisses beider Männer durch widrige Umstände getrübt worden sind, der Anfang durch Goethes jahrelange Spannung mit Fritz Jacobi, für welchen Forster, der mit ihm seit seinem Eintritt in Deutschland 1778 eng befreundet war, ganz und voll Partei ergriff, das Ende durch die Disharmonie der politischen Überzeugungen, welche Goethe

selbst bei Schilderung seines letzten Zusammentreffens mit Forster in Mainz im August 1792 hervorhebt (Campagne in Frankreich, Werke 25, 18 Hempel). Zwischen diesen beiden Epochen lag eine Zeit gegenseitiger reger Theilnahme und gegenseitigen Verständnisses, genährt durch Briefe und Zusendungen von Werken, die immer von neuem fruchtbaren Meinungsaustausch hervorriefen.

Willkommene Bestätigung meiner in dem erwähnten Aufsatze ausgesprochenen Ansichten gewähren uns jetzt zwei inzwischen gefundene Briefe Goethes an Forster. Der eine, datirt vom 25. Juni 1792, fand sich im Concept im Goethe- und Schiller-Archiv und ist in der Weimarischen Ausgabe von Goethes Briefen 9, 311 abgedruckt worden: Goethe übersendet Forstern das zweite Stück seiner optischen Beiträge und dankt für die Zusendung des zweiten Theils von Forsters Ansichten vom Niederrhein, den er wohlwollend und verständnissvoll beurtheilt, dem er das höchste Lob zollt, das man überhaupt einem Buche zollen kann: 'man mag, wenn man geendigt hat, gerne wieder von vorne anfangen' (S. 311).

Einen zweiten Brief Goethes an Forster entdeckte ich in den Osterferien in Wernigerode im Nachlass des bekannten Biographen Victor Aimé Hubers, des Geh. Regierungsraths Rudolf Elvers, dessen Erben ich für die Erlaubniss zum Abdruck zu Danke verpflichtet bin. Es ist ein auf beiden Seiten eigenhändig beschriebenes Quartblatt und lautet:

Für die überschickte Reise nach den Pelew Inseln habe ich noch nicht gedankt, ob mir schon diese Schrift ein ganz besondres Vergnügen gemacht hat. Die Begebenheit ist einfach und doch so reich an Detail, das Ganze macht wie eine kleine Epopee und es kann das Buch unter den canonischen Büchern der Naturreligion einen würdigen Platz einnehmen. Besonders hat mich der Engländer gefreut der Mensch genug war dort zu bleiben. Desto bedenklicher wäre der Zustand des kleinen Prinzen gewesen wenn er auch wieder zurückgekommen wäre.

Sie haben Sich durch diese Übersetzung um viele Menschen verdient gemacht jedermann liesst die Geschichte gern und jederman erbaut sich daraus nach seiner Art.

Leben Sie recht wohl. Ich bin fleissig und hoffe von Zeit zu Zeit meinen Freunden und dem Publiko davon Beweise zu

geben. Grüssen Sie Ihre liebe Gattinn und behalten Sie mich beyderseits in gutem Andenken.

W. d. 16 Nov. 89

Goethe

[Randbemerkung Forsters: erh. d. 20. Nov. rsp — 8 Dec.]

Es handelt sich um Forsters 1789 erschienene Übersetzung der Tagebücher des Capitains Henry Wilson: 'Nachrichten von den Pelew-Inseln in der Westgegend des stillen Oceans'.[1]) Wilson strandete an einer der Inseln und lebte dort mit seiner Mannschaft, bis mit Erlaubniss und Hülfe der Eingebornen ein neues Schiff gebaut worden war: die Eingebornen bewiesen sich alle ohne Ausnahme sehr menschenfreundlich und gut während des etwa viermonatlichen Aufenthalts der Engländer, so dass der Matrose Blanchard den Entschluss fasste, auf den Inseln zurückzubleiben, während der König der Inseln Abba-Thulle seinen Sohn Li-Bu den Engländern mitgab, welcher jedoch schon nach einem Jahre in England starb. In der Vorrede behandelt Forster die Bedeutung dieser Erzählung für die Beurtheilung der reinen unverfälschten Natur des menschlichen Herzens: Goethes mit begeisterten Worten ausgesprochene Zustimmung zeigt klar, wie sehr er in solchen Fundamentalfragen der psychologischen Anthropologie Forstern mit sich eins wusste.

Ich schliesse Nachrichten über Goethes weitere Correspondenz mit Forster hier an. Im Würzburger Kreisarchiv befindet sich ein 'Postbuch' Georg Forsters, worin derselbe seine Correspondenz aus den Jahren 1791 und 1792 verzeichnet hat: in diesem Postbuch finden sich sechs Briefe von Forster an Goethe und sechs von Goethe an Forster notirt. Ich füge der Mittheilung der Daten einige Bemerkungen bei.

1. Forster an Goethe 22. März 1791. Forsters Brief an Jacobi vom gleichen Datum (von mir hg. Zeitschr. f. vgl. Litt.-Gesch. N. F. 5, 400) zeigt, dass die an nähere Freunde gerichteten Briefe dieses Tages den 1. Band der

---

[1]) Vgl. darüber Forster, Briefw. 1, 706. 766. 785. 833. 834. 842; an Soemmerring 515. 522; an Spener Arch. f. neuere Spr. 88, 16. 32.

'Ansichten vom Niederrhein' begleiteten; auch an Karl August ging laut Eintrag im Postbuch ein Exemplar.

2. Goethe an Forster 11. April 1791. Es ist dies wie auch stets bei den folgenden Briefen Goethes das Datum des Empfangs; geschrieben ist der Brief am 5. April laut Goethes eigner Notiz (Briefe 9, 395 Weimarische Ausgabe); er enthielt jedenfalls Goethes Dank für den 1. Band der 'Ansichten'.

3. Forster an Goethe 17. Mai 1791. Mit diesem Schreiben übersandte Forster seine eben erschienene Übersetzung der Sakontala, wie seine Briefe vom gleichen Datum an Herder (Aus Herders Nachl. 2, 416) und Heyne (ungedruckt, im Elversschen Nachlass) zeigen; vgl. auch Forster, Briefw. 2, 71.

4. Goethe an Forster 2. Juni 1791. Dieser Brief muss Goethes Dank für Sakontala und seine Distichen darüber enthalten haben, denn Forster schreibt am 6. August an Jacobi: 'auch mir hat Goethe diese Stanze von Sakontala geschrieben' (Briefw. 2, 84); am 1. Juni lagen sie einem Briefe Goethes an Jacobi bei (Briefe 9, 271).

5. Goethe an Forster 25. August 1791, geschrieben am 22. August nach Goethes Notiz (Briefe 9, 397); dort giebt Goethe als Inhalt seines Briefes an 'Dank für die Reisen, Sakontala pp., Meyer'. Diese 'Reisen', für die Goethe sich bedankt, können nicht die 'Ansichten' sein, wie von der Hellen will (Briefe 9, 378), da der Dankbrief für diese unsre Nr. 2 ist; gemeint ist wohl die Übersetzung von Benjowskys Reisen, welche Forster inzwischen als neu erschienen an Goethe gesandt haben muss; auf diese und auf die 'Ansichten' beziehen sich Goethes Worte an Voigt: 'hier die paar Bände Forsterische Arbeiten' (Briefe 9, 291). Auch kann nicht, wie von der Hellen meint, Dank für Sakontala in dem Briefe enthalten gewesen sein, denn den brachte Forstern unsre Nr. 4; vielmehr gehört die Notiz 'Sakontala pp.' nicht zum vorhergehenden 'Dank', sondern Goethe bat Forstern um leihweise Übersendung des englischen Originals der Sakontala, wie bewiesen wird durch Forsters Eintrag im Postbuch:

6. Forster an Goethe 5. September 1791: 'c. Sacontala Engl.' [c. = cum.]

7. Goethe an Forster 24. October 1791: 'c. Beytr. zur Optik'. Goethes Briefe, mit denen er das erste Stück seiner Beiträge zur Optik an Knebel und Soemmerring versandte, sind vom 12. October (Briefe 9, 287. 288); der Sendung an Soemmerring lag wohl die an Forster bei; am 18. Mai 1792 schreibt Forster an Jacobi: 'auf den zweiten optischen Versuch von Goethe spanne ich nicht minder als Sie' (Briefw. 2, 168).

8. Goethe an Forster 18. November 1791. Inhalt unbekannt.

9. Forster an Goethe 1. December 1791: 'mit Büchern': darunter sind wahrscheinlich zu verstehen die eben erschienenen 'Reisen an der Nordwest- und Nordostküste von America', zu denen Forster umfängliche Einleitungen schrieb (Sämmtl. Schr. 4, 3. 111); vgl. noch Briefw. 2, 128; Sämmtl. Schr. 8, 164; Nicolovius, Schlossers Leben 183.

10. Forster an Goethe 20. Mai 1792. Mit diesem Briefe ging der 2. Band der 'Ansichten': vgl. Briefw. 2, 144. 168.

11. Goethe an Forster 6. Juli 1792. Es ist dies der Briefe 9, 311 nach einem erhaltenen Concept gedruckte Brief, mit dessen Datirung von der Hellen (S. 381) recht haben wird. Die darin enthaltene Bemerkung 'Sakontala kommt auch mit Danke zurück' geht auf das oben Nr. 5 und 6 erwähnte englische Original. Zugleich mit dem Briefe sandte Goethe das 2. Stück seiner optischen Beiträge.

12. Forster an Goethe 31. Juli 1792. Inhalt unbekannt.

Jena. Albert Leitzmann.

Zu Goethes Laokoonaufsatz.

Über Goethes kunstwissenschaftliche Schriften ist noch nicht viel gearbeitet worden; ihre Beziehungen sind noch nicht genügend aufgeklärt; allzusehr hat man sich mit dem Hinweis auf Winckelmann begnügt. Kürzlich habe ich an

anderer Stelle Rafael Mengs und Aloys Hirt herbeigezogen; heute möchte ich auf Chr. Heyne aufmerksam machen, in dessen 'Sammlung antiquarischer Aufsätze' (Leipzig, Weidmanns Erben und Reich 1779) sich die 'Prüfung einiger Nachrichten und Behauptungen vom Laokoon im Belvedere' vorfindet. Goethe schliesst den Laokoonaufsatz (Propyläen I 1, 18) mit folgender Auseinandersetzung:

Und zuletzt nur noch ein Wort über das Verhältniss des Gegenstandes zur Poesie: Man ist höchst ungerecht gegen Virgilen und die Dichtkunst, wenn man das geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerarbeit mit der episodischen Behandlung in der Aeneis, auch nur einen Augenblick vergleicht. Da einmal der unglückliche vertriebene Aeneas selbst erzählen soll, dass er und seine Landsleute die unverzeihliche Thorheit begangen haben, das bekannte Pferd in ihre Stadt zu führen, so muss der Dichter nur darauf denken, wie die Handlung zu entschuldigen sei? Alles ist auch darauf angelegt und die Geschichte des Laokoon's steht hier als ein rhetorisches Argument, bei dem eine Übertreibung, wenn sie nur zweckmässig ist, gar wohl gebilligt werden kann. So kommen ungeheure Schlangen aus dem Meere, mit Kämmen auf dem Haupte, eilen auf die Kinder des Priesters, der das Pferd verletzt hatte, umwikeln sie, beissen sie, begeifern sie; umwinden, umschlingen darauf Brust und Hals des zu Hülfe eilenden Vaters, und ragen mit ihren Köpfen hoch empor, indem der Unglükliche unter ihren Windungen vergebens um Hülfe schreit. Das Volk entsezt sich und flieht beym Anblik, niemand wagt es mehr ein Patriot zu seyn, und der Zuhörer, durch die abentheuerliche und ekelhafte Geschichte erschrekt, giebt denn auch gern zu, dass das Pferd in die Stadt gebracht werde. — So steht also die Geschichte Laokoons im Virgil blos als Mittel zu einem höheren Zweke, und es ist noch eine grosse Frage, ob die Begebenheit an sich ein poetischer Gegenstand sey?

Bei Heyne lesen wir (a. a. O. S. 47):

Virgils Erzählung und die Gruppe im Belvedere haben mehr nicht gemein, als dass beyde einerley Fabel zum Sujet haben . . . [S. 48], worin Dichter und Künstler zusammenstiessen, war der Angriff der Schlangen auf den Vater und Sohn selbst, und dieser ist bey beyden ganz verschieden. Denn beym Virgil umschlingen sie erst die beyden Söhne und tödten sie durch ihre Bisse, und erst dann nachdem sie die Söhne getödtet haben, gehen sie auf den Vater los, da er den Kindern helfen will, umschlingen ihn, und zwar so, dass beyde Schlangen seinen Körper von unten auf zweymal umwinden, und oben über seinen Kopf mit ihren beyden Köpfen emporragen . . . [S. 51] Es wird die ganze Fabel hier in ganz anderer Absicht erzählt und beygebracht; ein Portentum,

ein Schreckwunder sollte da die Begebenheit seyn, welches auf die Gemüther der Trojaner wirkte; diejenigen welche abriethen das Pferd in die Stadt zu bringen, und es der Minerva als ein geheiligtes Geschenk für die vermeynte Befreyung von der Belagerung in ihrem Tempel in der Acropolis aufzustellen, sollten durch das Schicksal des Laokoon abgeschreckt werden; das Schicksal selbst musste also recht schrecklich beschrieben seyn; u. s. w.

So wenig Goethe im Ausdruck sich an Heyne angelehnt hat, so sehr ist doch der Gedankengang übereinstimmend, und lässt auf eine Kenntniss des Heyneschen Aufsatzes schliessen.

Rom. Otto Harnack.

Zu Schillers Gedicht 'Das verschleierte Bild zu Sais.'

In seiner Abhandlung Über naive und sentimentalische Dichtung wendet sich Schiller, obwohl er der freien menschlichen Gesinnung Nathans 'so gewogen wie Einer blieb' (Erich Schmidt, Lessing 2, 579), gegen 'Nathan' als Kunstwerk. Bei seinem wunderlichen, aus einer vorgefassten Meinung erklärlichen Urtheil werden wir an den grossen, aber einseitigen Kritiker des 'Egmont' und der Dichterpersönlichkeit Bürgers gemahnt. Und doch die Worte in dem Gedicht: 'Das verschleierte Bild zu Sais', 1795 entstanden, in demselben Jahre wie jene Abhandlung, sie erinnern an eine berühmte Stelle im 'Nathan'.

'Was hab' ich,
Wenn ich nicht alles habe!' sprach der Jüngling;
'Giebts etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit, wie der Sinne Glück,
Nur eine Summe, die man grösser, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?'

Und Nathan sagt (III, 6):

... er will Wahrheit, Wahrheit!
Und will sie so — so baar, so blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein so neue Münze,

Die nur der Stempel macht, die man aufs Bret
Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, so striche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? . . .

Der Gedanke ist bei Schiller freilich ein anderer: die Wahrheit ist nicht eine Summe, von der man einen Theil besitzen kann; man besitzt sie ganz oder gar nicht. Aber das Vorbild ist unverkennbar, der ganze Ton der Worte führt auf Lessing, wie bei lautem Lesen der dramatischen Iamben Schillers besonders auffällt. Schiller las 1795 den 'Nathan' wohl wieder, um sein Urtheil zu begründen, von dem oben die Rede war.

Berlin. Daniel Jacoby.

Ein Jugendgedicht von Clemens Brentano.

Unter Nachlasspapieren Clemens Brentanos fand ich ein einzelnes gedrucktes Blatt von 4 Seiten 8°, das nachfolgende Gedicht enthaltend. Es ist nicht in die gesammelten Schriften Brentanos übergegangen und scheint sich bisher allgemeinerer Kenntniss entzogen zu haben.

Der Titel lautet auf der ersten Seite:

Ehe du scheidest
Freund Büschler
auch eine Thräne
von
Deinem Brentano.

Frankfurt am Main
den 15ten August 1795.

Auf der zweiten sonst freien Seite stehen als Motto die Worte:

Leb' wohl! Entrissner meinem Auge
Vielleicht auf ewig —
Nie dem Herzen des Freundes! —

Das Gedicht selbst vertheilt sich auf die dritte und vierte Seite:

Sonst schied'st du so friedlich, o Sonne!
Am lichtblauen Berge von mir.
Im Stralengold schwamm dann mit Wonne
Mein Blick und die Thräne ward dir.

Sonst muntertest Mond, du so freundlich
Mit lachendem Antlitz mir's Herz,
Und mahltest die Schatten so schaurig
Ins Zauberlicht hin an die Wand'.

Jezt reizt mich kein Sternleingeflimmer,
Kein Nachtigalllied, keine Sonn',
Und Luna im heiligen Schimmer
Sieht Büschler die Thräne um dich.

Kaum sah' ich mit innigster Freude,
Dass unsere Freundschaft schon grünt,
Da tönt mir so schrecklich das Scheide
Wie König dem Franzmann in's Ohr.

Leb wohl dann und ziehe im Frieden
Die Strasse des Schicksals mit fort;
Du weisst ja wie eckigt hiernieden
Die Wege zum Glücke sich dreh'n.

Erklimmst Du dann einstens die Trümmer
Bei Heidelberg oben im Schloss;
Und schreckt Dich Wehklagengewimmer,
So zoll' eine Thräne dem Freund'.

Singt aber die Meiss' im Gebüsche
Des Hassellnussstrauches am Thurm,
So denk' mein mit Freuden — und wische
Die Thräne vom Auge Dir weg! —

Clemens Brentano war noch nicht volle 17 Jahr alt, als er dies Gedicht schrieb und drucken liess. Freund Büschler ist sonst nicht bekannt. Wenn auch manches in dem Gedichte mit der Jugendlichkeit des Dichters entschuldigt sein will, so bricht doch hier bereits das eigenthümlich Beglänzte der Poesie Brentanos durch.

Berlin. Reinhold Steig.

Nachtrag.

Nachträglich bemerke ich, dass das 5, 598 f. besprochene Weihnachtsspiel in den Mittheilungen des K. S. Alterthumsvereins 24, 23ff. veröffentlicht ist.

Th. Distel.

Zur Litteratur der ironischen Enkomien.

I. Die ironischen Enkomien im 16. Jahrhundert.

Die ironischen Enkomien bilden ein weit verzweigtes und viel bebautes Gebiet der Humanistenlitteratur bei allen Nationen. Meist in lateinischer, zuweilen auch in einer der Landessprachen werden in diesen Enkomien nichtige, werthlose oder schädliche Dinge in ironischer, scherzhafter oder sophistischer Weise gepriesen. Die Verfasser weisen auf griechische und römische Schriftsteller als Vorbilder hin. So hat auch dieses Litteraturgebiet des 16. Jahrhunderts seine Wurzeln im klassischen Alterthum. *Τὸ ἐγκώμιον* war in der griechischen Litteratur eine Lobrede oder ein Lobgedicht zum Preise berühmter Männer. In der späteren Zeit wurde diese Form zu scherzhaften oder ironischen Zwecken verwendet. Die Sophisten, welche ihre Kunst daran setzten, durch Dialektik Falsches und Wahres zu vermengen, über alles einen trügerischen Schein zu verbreiten, eine schlechte Sache durch Spitzfindigkeiten zu vertheidigen und zu retten, verfassten zuerst Lobreden auf nichtige oder verwerfliche Dinge und munterten dadurch auch bedeutendere Schriftsteller zu ähnlichen Versuchen auf. Als ihre Vorgänger in der griechischen Litteratur nennen unsere neueren Enkomiendichter [1]) immer Isokrates, Polykrates, Lukian, Favorinus und Synesius. Der bekannte athenische Redner Isokrates (436—338 v. Chr.) verfasste Enkomien auf zwei berüchtigte Persönlichkeiten, auf die schöne Helena und auf den sagenhaften ägyptischen König Busiris. Durch beide Reden wollte er schlechteren Vorgängern zeigen, wie sie es eigentlich hätten machen sollen. In der ersteren wendet er sich gegen eine uns fälschlich unter dem Namen des Gorgias erhaltene Helenarede, in der

[1]) So Erasmus in der Einleitung seines Enkomium Moriae, Fischart in den Vorreden zu seinem Podagrammischen Trostbüchlein und zum Eulenspiegel und am Schluss seines Flöhhaz, Carnarius, Cardanus, Calcagnigus u. a. in den noch unten zu nennenden Schriften.

zweiten gegen den Busiris seines Zeitgenossen, des athenischen Sophisten Polykrates. Polykrates verfasste ausserdem Lobreden auf die Mäuse, auf irdene Töpfe, auf Brettspielsteine, auf Klytämnestra u. s. w. Lukian (125 n. Chr.) gehört hieher durch seinen Hymnus auf die Fliege, auf die Kunst der Schmarotzerei und seine beiden Reden zur Vertheidigung des argen Agrigenter Tyrannen Phalaris. Favorinus aus Arles (am Beginn des 2. Jhs. n. Chr. lebend) verfasste Enkomien auf Thersites und auf das viertägige Fieber, die beide verloren gegangen sind. Die neueren Schriftsteller aber berufen sich auf die interessante Nachricht, die Aulus Gellius in seinen Noctes Atticae darüber giebt.[2]) Synesius von Kyrene, Bischof zu Ptolemais (Anfang des 5. Jhs.), schrieb eine Lobrede auf die Kahlheit.[3])

Unter ihren klassischen Vorbildern nennen die meisten Enkomiendichter auch das pseudo-vergilische kleine Epos Culex und die pseudo-ovidische Elegie Nux. Beide Gedichte, die kurze Zeit nach Vergils und Ovids Tod entstanden sein müssen[4]), gehören nur im weiteren Sinne zu den Enkomien; nur insofern, als hier geringere Gegenstände, die Mücke und der Nussbaum mit einem grösseren Aufwand poetischer Mittel geschildert, ihre Bedeutung und Nützlichkeit stark hervorgehoben wird. Andere erwähnen Claudius Claudianus (Ende des 4. Jhs. n. Chr. im griechischen Osten gebürtig), der eine lange Reihe kleiner lateinischer Epigramme auf die verschiedensten Thiere, Pflanzen und Gesteine verfasst

---

[2]) Buch 17, 12 Infames materias sive quis mavult 'inopinabiles', quasi Graeci ἀδόξους ὑποθέσεις appellant et veteres adorti sunt, non sophistae solum, sed philosophi quoque, et noster Favorinus oppido quam libens in eas materias se deiciebat, vel ingenio expergificando ratus idoneas vel exercendis argutiis vel edomandis usu difficultatibus, sicuti, cum Thersitae laudes quaesivit et cum febrim quartis diebus recurrentem laudavit, lepida sane multa et non facilia inventu in utramque causam dixit eaque scripta in libris reliquit.

[3]) Neu hg. v. M. J.C. Krabinger, Stuttgart 1834. Vgl. unten S. 177

[4]) Vgl. Teuffel, Geschichte der römischen Litteratur [5] S. 500f. und 574f. — Nux wurde unter andern auch von Erasmus Roterodamus mit einem Commentar herausgegeben. Im gleichen Sinne wird zuweilen die vielleicht von Vergil stammende Idylle Movetum erwähnt, in der ein ländliches Frühstück anmuthig geschildert wird.

hat, oder sie weisen darauf hin, dass Plato die Ungerechtigkeit vertheidigt habe. Auch die Stoiker werden als Gewährsmänner genannt, weil sie leugneten, dass Schmerzen und Armuth ein Übel seien. Johannes Carnarius nennt in seiner Scherzrede auf das Podagra (1552) Cicero als seinen Vorgänger, weil er Alter, Schmerz und Tod als etwas Angenehmes und Gutes zu erweisen suche. Fischart weist in der Vorrede zu seinem Podagrammischen Trostbüchlein in gleichem Zusammenhang auf Sokrates hin und die grosse Enkomiensammlung (auf die wir noch zurückkommen) hat den Titel Amphitheatrum Sapientiae Socraticae.

Die Humanisten in Deutschland entlehnten den heidnischen Schriftstellern vor allem jene didaktischen Elemente, die sie für ihre christlichen Leser verwerthen konnten: Fabeln, philosophische Betrachtungen, Lebensregeln, Beispielsammlungen historischer Heldenthaten. Die Lebensweisheit, die Sitte, die Vaterlandsliebe, die historischen Kenntnisse sollten durch die Vermittlung der antiken Geistesschätze erhöht und gekräftigt werden. Die Humanisten standen aber auch unter dem Eindruck der volksthümlichen Komik ihrer Zeit. Beide Seiten konnten sie in den Enkomien verbinden. Es war das litterarische Ideal des 15. und 16. Jahrhunderts durch Scherz zu belehren, in ironischer oder derb-komischer Einkleidung heilsame Wahrheiten vorzutragen. Wir finden in diesem Zeitabschnitt die Vorliebe für das Verbotene und Unmögliche, für Verkleidung und Maske, für das Spielen in fremden Rollen, für verkehrte Lebensregeln und Recepte, für scherzhafte Disputationen und Vorträge an den Universitäten[5]), für Narrenorden und Schelmenzünfte. In diese Reihe gehören auch die ironischen Enkomien, in denen man mit ernstem Tone, aber mit scherzhaftem Sinn das rühmte, was man tadeln wollte. Das 16. Jahrhundert erzeugte eine grosse Menge solcher Enkomien in Deutschland, Holland, Frankreich und Italien. An der Abfassung dieser ironischen Lobschriften betheiligten sich ausser den Schriftstellern, von denen noch

[5]) Vgl. Zarncke, Die deutschen Universitäten im Mittelalter 1, 232 ff. und Zeitschrift f. deutsches Alterthum und deutsche Litt. 9, 119 ff.

weiter unten die Rede sein wird (darunter klangvolle Namen, wie Erasmus Roterodamus, Ulrich von Hutten, Wilibald Pirkheimer, Philipp Melanchthon, Agrippa von Nettesheim, Daniel Heinsius etc.) mit besonders fruchtbarem Eifer Joachim Camerarius (geb. 1500 zu Bamberg, gest. als Professor in Leipzig 1574) und dessen Sohn Philipp (1537—1624), der Rostocker Professor Nathan Chyträus (1543—1598), der Wittenberger Professor Friedrich Taubmann (1565—1613), endlich Julius Cäsar Scaliger (geb. zu Verona 1484, gest. zu Agen in Frankreich 1558) und dessen Sohn Josef Justus (1540—1609). Diese Enkomien erschienen in Einzelausgaben oder wurden handschriftlich im Freundeskreise verbreitet, das 17. Jahrhundert fasste sie dann zu grossen Sammlungen zusammen. Die umfangreichste darunter ist das

Amphitheatrum Sapientiae Socraticae Ioco-seriae hoc est Encomia et Commentaria Autorum qua veterum qua recentiorum propc omnium, quibus res, aut pro vilibus vulgo aut damnosis habitae, styli patrocinio vindicantur exornantur, opus ad mysteria naturae discenda, ad omnem amoenitatem, sapientiam, virtutem, publice, privatimque utilissimum: in duos tomos partim ex libris editis, partim manuscriptis congestum tributumque a Caspare Dornavio philos. et medico. — — Hanoviae, Typis Wechelianis, Impensis Danielis ac Dauidis Aubriorum, et Clementis Schleichii. MDCXIX.

Der erste Theil Tomus prior, rerum pro vilibus habitarum encomia et commentaria continens, hat 854, der zweite Theil Tomus posterior, rerum pro damnosis etc. continens, (im gleichen Jahr erschienen) 305 Folioseiten.

Beliebt war daneben auch die kleinere Sammlung:

Admiranda rerum admirabilium encomia sive diserta et amoena Pallas disserens seria sub ludicra specie, h. e. dissertationum ludicrarum nec non amoenitatum scriptores varii. Noviomagi Batavorum 1676. 12.

In diesen Enkomien werden im feierlichen Gewande einer akademischen oder forensischen Rede oder in Form eines Gespräches alle möglichen hässlichen, nichtigen, verderblichen Dinge auf den Schild gehoben, berüchtigte Persönlichkeiten, überflüssige oder schädliche Thiere und Pflanzen, Laster und Leidenschaften, Narrheiten und Unsitten, körperliche Mängel und Krankheiten. Alle haben

ähnliche Züge und weisen auf gemeinsame Muster hin. Im Äusserlichen entlehnen sie manches von den Declamationes, die damals über die verschiedensten Themen an allen Universitäten gehalten wurden, von den akademischen Nekrologen und von den ernsten Enkomien, die in dieser Zeit auch sehr beliebt waren.[6]) In den Motiven und dem Gedankengang sind fast alle Enkomiendichter von den klassischen Vorgängern abhängig, die sie nicht nur nennen, sondern auch fleissig unmittelbar oder mittelbar benutzen, und von des Erasmus Enkomium Moriae, der im Jahre 1509 die Reihe der Neueren eröffnet. Im Übrigen schreibt auf diesen, wie auf anderen litterarischen Gebieten des 16. Jahrhunderts jeder jüngere Schriftsteller den älteren aus, ohne dass er seine eigentliche Quelle nennen würde. Und da Erasmus Roterodamus, dessen Lob der Narrheit in zahlreichen Ausgaben (auch in commentirten und illustrirten) und in verschiedensprachigen Übersetzungen (deutsch von Sebastian Franck) verbreitet war, von Brants Narrenschiff deutlich abhängig ist[7]), so hatte auch dieses Werk auf die Enkomienlitteratur einen bestimmenden Einfluss ausgeübt.

In des Erasmus Enkomium verkündet die menschliche Thorheit selbst ihr eigenes Lob, sie rühmt sich ihrer Abstammung von den Göttern und der göttlichen Verehrung, die sie allgemein geniesse. Sie weist nach, dass die thörichten Menschen weit zufriedener und glücklicher seien, als die weisen. Sie führt aus der Geschichte der alten und neuen Zeit eine grosse Zahl fruchtbringender Thaten an, die durch Narrheit hervorgerufen worden seien. Sie citirt zu ihrem Gunsten Aussprüche klassischer Schrift-

---

[6]) Erasmus Roterodamus verfasste ein Encomium Matrimonii und ein Encomium Artis Medicae, Melanchthon ein Eloquentiae encomium, Joh. Vogelius (geb. 1536) ein Enkomion artis Typographicae. Im Anschluss an Horaz wurden zahlreiche Enkomien der Vita rustica verfasst, zahlreiche Lobschriften gab es auf die Frauen und auf den Ehestand u. a. Vgl. unten S. 167 f. Näheres über diese Gattung in der Einleitung zu Hartfelders Ausgabe der Declamationes Melanchthons, Lateinische Litteraturdenkmäler 4.

[7]) Vgl. Radlkofer, Brants Narrenschiff, Murners Narrenbeschwörung und Erasmi Stultitiae laus. Programm 1877.

steller, die Bibel und volksthümliche Redensarten. Sie zeigt, dass alle Berufe und Kreise bis hinauf zu Kaiser und Papst von ihr ergriffen seien, sie deckt die Schwächen einer jeden Wissenschaft auf und scheut nicht die Behauptung, dass auch die Theologie und die Glaubenswahrheiten durch die Spitzfindigkeiten der Scholastiker, durch die Willkür der Priester in Unsinn verwandelt worden seien.

Wie hier Erasmus, so suchen auch die übrigen Enkomiendichter[8]) ihren Gegenstand mit einem grossen Aufwand von Witz, Gelehrsamkeit und rhetorischer Kunst herauszustreichen. Wie hier, so tritt fast überall das zu rühmende Ding als allegorische Figur von göttlicher Abstammung auf. Seine edle Art, seine Vorzüge, seine grosse Nützlichkeit und allgemeine Beliebtheit werden gebührend hervorgehoben. Mythologisches Beiwerk, Citate antiker und moderner Schriftsteller, volksthümliche Anekdoten treten bekräftigend hinzu. Christliche und heidnische Motive werden in der Beweisführung naiv vermengt. Häufig, wie bei Erasmus, singt es sein eigenes Lob. Ferner weisen die Verfasser darauf hin, dass die bisher verbreitete Meinung nur Irrthum, Vorurtheil und Pöbelglaube sei, auf Verleumdungen böswilliger Gegner beruhe, die von feineren Köpfen leicht erkannt und widerlegt werden können. Sie entwerfen eine genaue, natürlich parteiisch gefärbte, zuweilen durch eine scherzhafte Etymologie unterstützte Schilderung des Gegenstandes. Oft wird er durch einen Vergleich mit seinem Gegensatz oder einem schlechtern Dinge gehoben. Dann gehen diese Lobschriften in Streitgespräche über oder sie bilden die Antwort auf ein Enkomium entgegengesetzten Inhalts. So hat z. B. Synesius sein Lob der Kahlheit gegen des Dio Chrysostomus (griechischer Rhetor, lebte unter Nerva und Trajan in Rom) oratio de laudibus comae gerichtet und Hegendorfer in seinem Encomium Sobrietatis sein eigenes Encomium Ebrietatis bekämpft.

---

[8]) Die meisten nennen Erasmus ausdrücklich als ihr Vorbild. Das Lob der Thorheit erscheint auch in anderen satirischen Dichtungen stark benutzt, so in Fischarts Jugenddichtungen, besonders im Eulenspiegel Reimensweiss. Vgl. Näheres in der Einleitung zum 1. Band meiner Fischart-Ausgabe.



Es sind humoristische Schriften mit satirisch-lehrhafter Tendenz, eine Zwittergattung, darum der zutreffende Nebentitel Ioco-seria.[9]) Je nach dem Charakter des Verfassers wird in diesen Enkomien bald der Scherz, bald der Ernst mehr betont. Bei vielen wird die scherzhafte Ausführung zur Hauptsache, komische Beispiele, witzige Erörterungen nehmen einen unverhältnissmässig breiten Raum ein. Die meisten Enkomien wurden darum auch gegen die Absicht der Verfasser mehr zur Belustigung als zur Belehrung gelesen. Es erging den Moralisten des 16. Jahrhunderts wie den Juvenals und Persius.[10])

Einzelne dieser Lobschriften sind kürzere Epigramme oder Elegien, die meisten in Prosa und von breiterem Umfang, in lateinischer, seltener in deutscher Sprache abgefasst. Sie werden als Encomium, daneben noch als laus, declamatio, elogium, apologia oder oratio zubenannt, wenn sie in Gesprächsform abgefasst sind, als dialogus oder disputatio. Zuweilen wurde die Einkleidung eines Nekrologs oder einer Grabschrift gewählt. Dem Inhalt nach findet ein allmählicher Übergang von der Vertheidigung schädlicher und hässlicher Dinge bis zur Verherrlichung gleichgültiger oder guter und schöner Dinge statt. Unter den Lobschriften auf die verschiedensten Thiere, giebt es auch solche auf Ameisen und Bienen, auf Pferde und Hunde, auf Nachtigallen und Adler, die nicht mehr der Gruppe der ironischen Enkomien zugezählt werden können. Auch die zahlreichen Lobreden auf Rosen und Veilchen, auf Obstbäume und Feldfrüchte, auf das Eisen, die Luft u. s. w. sind natürlich ernst gemeint. Im Übrigen ist der Inhalt von der grössten Mannigfaltigkeit. Sogar pronominale Begriffe werden zu Helden von Lobschriften ausersehen. Im Anschluss an Ulrichs von Hutten Nemo 1518, dieser ironi-

---

[9]) Neben dem Amphitheatrum Dornavii haben diese Bezeichnung Sammlungen, wie Facetiae facetiarum, hoc est Ioco-seriorum fasciculus, Lipsiae 1600 u. später, Fasciculus novus, exhibens scripta ioco-seria, Rostochii 1632, ferner Flittners lateinische Übertragung der Schelmenzunft Nebulo Nebulonum sive Iocoseria modernae nequitiae Censura carmine iambico, Francof. 1610 u. a.

[10]) So auch Brants Narrenschiff vgl. Zarnckes Ausgabe S. XCIV.

schen Werthschätzung des Begriffes 'Niemand', entstand eine ganze Reihe verwandter lateinischer Enkomien und ein deutsches 'Niemandt, wie fast jedermann an ihm will Ritter werden' u. s. w. von Henricus Gottingus Witzenhusanus (Heinrich Götting) Erfurt 1585, eine durch mehrere Schwänke verbreiterte Bearbeitung der Huttenschen Distichen.[11]) In ähnlicher Weise werden Aliquid, Nihil, Nullus, Omnia u. a. gepriesen. Aus allen Gebieten der Natur und Kunst werden die zu preisenden Gegenstände gewählt. Spiegel, Axt, Thürschwelle, allerlei Geräthe finden ihre Lobredner; der Käse den seinen an Philipp Melanchthon. Kleine Menschen werden gerühmt, ebenso Gelächter, Possen, Krieg und Feindschaft, Nacht und Schlaf, Winter (u. a. von Hugo Grotius), Armuth, Alter. Ja, Sebastian Franck hat sogar 'ein Lob des Thorechten Göttlichen Wortes' gewagt. Auch die verschiedenen Körpertheile bleiben nicht unbesprochen, selbst für den podex hat Caelius Calcagninus (aus Ferrara 1479—1541), einer der fruchtbarsten Enkomiendichter, die nachdrücklichsten Worte des Lobes gefunden. Die hervorragendsten und interessantesten Enkomien aber, die hier etwas näher betrachtet werden sollen, lassen sich in vier Gruppen zusammenfassen: Berüchtigte Persönlichkeiten, Verachtete Thiere, Sünden und Laster, Körperliche Gebrechen und Krankheiten.

1. Berüchtigte Persönlichkeiten.

Die antiken Vorbilder dieser Gruppe von Enkomien sind schon genannt worden. In erster Linie sind es die Lobreden von Isokrates und Lukian. Isokrates rühmt die grossen Wirkungen der ausserordentlichen Schönheit Helenas — und Schönheit sei doch ein Vorzug —, ihre göttliche Abstammung, die allseitige Verehrung, die sie geniesse. Ihrethalben hätten sich die Griechen vereinigt zu einem gemeinsamen Feldzug gegen die Barbaren und so den

---

[11]) Vgl. Alemannia 16, 193. 17, 151. 18, 131 ff. werden von Bolte lateinische, deutsche und eine niederländische Legende vom heiligen Niemand besprochen. Vgl. Wackernagel, Fischart S. 194 ff. Fränkel, Germania 36, 186 f. — Die oben angeführten Enkomien sind, sofern nicht eine andere Ausgabe genannt ist oder sich von selbst versteht, im Amphitheatrum Dornavii abgedruckt.

ersten Sieg über Asien gefeiert. Ebenso rühmt er die Staatseinrichtungen und die Kunstliebe des als grausam verschrieenen Königs Busiris. Lukian begnügt sich mit einer Vertheidigung der Schreckensthaten von Phalaris nicht. Er behauptet, dass der Tyrann nur aus höheren Staatsrücksichten oder aus Nothwehr dazu gedrängt worden sei. Mit den gleichen Gründen sucht 1601 der Franzose Andreas Arnaudus den Agrigenter Schreckensherrscher in seiner Phalaris Apologia rein zu waschen. Arnaudus verfasste auch Reden zur Vertheidigung des Gauklers Apulejus und Epikurs. Der alte athenische Philosoph, der die Philosophie der irdischen Glückseligkeit begründet hatte, galt dem Mittelalter als verächtlicher Vorkämpfer einer gottlosen niedrigen Sinnenlust. In der Litteratur des 16. Jahrhunderts ist er eine typische Gestalt zur Bezeichnung üppigen Lasters. Der ihm zugelegte Ausspruch 'Edite, bibite post mortem nulla voluptas' wird im 72. Kapitel von Brants Narrenschiff, in der Erfurter Scherzrede De generibus ebriosorum, in Fischarts Trunkenlitanei, in Ayrers Fastnachtspiel vom Ritterorden des podagrischen Flusses u. a. erwähnt, die Moralisten bringen, nach einem horazischen Bilde, seinen Namen in die wenig schmeichelhafte Verbindung mit dem Wort Sau; Faust führt 'ein Säuwisch vnnd Epicurisch leben' (Faustbuch S. 196), Fischart im Podagr. Trostbüchlein 'Epicurische Sawherd' (701, ähnlich 667) u. v. a. Verwandt ist die Verbindung 'Gottloser Atheos vnnd Epicurer' (Geschichtklitterung 7). In einem allegorischen Stücke Virtutis cum voluptate disceptatio von Chelidonius, Wien 1515 wird Epicur als Anwalt der Venus in die Hölle verbannt; auch Luther verlangt, dass die 'Epikurer' wie öffentliche Übelthäter bestraft werden sollen.[12]) Solchen Ansichten gegenüber hatte es Arnaudus nicht schwer, Epikur mit Berufung auf die Mittheilungen Senecas über den Epikuräismus

---

[12]) Vgl. in dieser Vierteljahrschrift 1, 75 die Anmerkungen; 2, 490 und 507, Anzeiger f. deutsches Alterthum und deutsche Litt. 18, 378 Anm. Ayrers Drama in den Publicationen des litterarischen Vereines 79, 2512. Horaz, epist. I 4, 16 Cum videre voles Epicuri de grege porcum. Die Schriften des Arnaudus erschienen unter dem Titel Ioci, Paris 1601 und bei Dornavius.

in ein besseres Licht zu rücken. Eine schwierigere Aufgabe unternahm in seinem Neronis Encomium Hieronymus Cardanus (geb. 1501 zu Pavia, lehrte Medicin und Mathematik an verschiedenen italienischen Hochschulen und lebte später als Arzt in Dänemark und Schottland, † 1576). Es ist eine sicher nicht ernst gemeinte Ehrenrettung Neros. Mit grosser historischer Gelehrsamkeit, auf den Berichten von Tacitus und Sueton fussend, entrollt Cardanus sein Lebensbild, sucht jede nur irgend rühmenswerthe That stark herauszustreichen, jedes Verbrechen aber zu leugnen oder doch die Verantwortung dafür der Umgebung des Kaisers und den Zeitverhältnissen zuzuschieben. Durch Vergleiche mit den Schandthaten der übrigen Cäsaren sucht er Neros Gestalt zu heben. Das Werk erschien in Cardanus' Tractatus varii Basel 1562 und später bei Dornavius.

Auf Julian Apostata verfasste der Holländer Petrus Cunaeus (1586—1638) ein Enkomion; kürzere Lobgedichte galten verschiedenen griechischen Hetären.

2. Verachtete Thiere.

Die neueren Verfasser der Enkomien auf kleinere Thiere ahmen Lukians Lobrede auf die Fliege nach, die sie ausdrücklich als Quelle nennen. Lukian rühmt vorerst die äussere Gestalt der Fliege, den feinen Bau der Glieder, die schimmernde Farbe, den anmuthigen Flug, die Innigkeit ihrer ehelichen Umarmung. Sie ist nach ihm eine ständige Genossin der Menschen. Sie ist klug in der Abwehr der Feinde, muthig und beharrlich im Angriff. Doch ihre Stiche bereiten keine Beschwerden. Sie ist eine Künstlerin im Schmarotzen. Ihre Seele ist unsterblich, denn sobald eine todte Fliege mit Asche bestreut wird, kehrt sie zum Leben wieder. Lukian schliesst die Rede mit Mythen über die Abstammung der Fliege. Ähnliche Ausführungen finden wir in den lateinischen Floh-Enkomien[13]) von Caelius Calcagninus 1519 und von Petrus Gallinardus. Calcagninus wendet sich gegen die Verleumder des Flohes,

---

[13]) Hier spreche ich nur von den Floh-Enkomien, über die scherzhafte Flohlitteratur im allgemeinen versuche ich in der Einleitung zum 1. Bande meiner Fischartausgabe einen Überblick zu geben.

er will ihnen nachweisen, dass dieses Thierchen schön, nützlich und vornehm sei. Lukian nachahmend rühmt Calcagninus die äussere Gestalt des Flohes, seine Vorsicht in Gefahren, seine jugendliche Fröhlichkeit, die Innigkeit seiner Begattung, die Schmerzlosigkeit seiner Bisse. Aus dem letzten Umstand leitet er, kühn etymologisirend, den griechischen Namen des Flohes ab. Der Floh stamme, wie die Menschen, aus Feuchtigkeit und Staub ab. Er errege den Neid der Männer, weil er alle Heimlichkeiten erfahren und die schönsten weiblichen Formen bewundern könne. Gallinardus fügt zu diesen Motiven noch eine Reihe von Fabeln und Anekdoten, wornach der Floh als Held, als Gentleman oder als Lebensretter (durch rechtzeitig weckende Bisse) erscheint, auch weiss Gallinardus durch Vergleiche mit der Laus das Ansehen des Flohes zu heben.

Aus mittelalterlicher Zeit stammt die dem Ovid zugeschriebene von Ofilius Sergianus verfasste Elegie De pulice[14]), in der sich der Dichter mit geiler Einbildungskraft wünscht als Floh seine Auserwählte besuchen zu dürfen. Diese Elegie wurde in vielen neueren Preisgedichten auf den Floh nachgeahmt. Eine Reihe derartiger Gedichte wurde angeregt durch ein galantes Ereigniss, das sich zu Poitiers im 16. Jahrhundert zugetragen hatte.[15]) Der Advocat Pasquier bemerkte eines Tages im Gespräche mit der als Schriftstellerin bekannten schönen Katharina des Roches einen Floh, der in den Busen der Dame hinabsprang. Nachdem sich zwischen beiden über dieses Ereigniss ein witziges Wortgefecht erhoben hatte, kamen sie überein, dass jeder ein Epigramm darauf dichten solle. Dies geschah, und als beide Dichtungen in weiteren Kreisen bekannt wurden, riefen sie eine Fluth von Lobliedern auf diesen beneidenswerthen Floh hervor. Barnabas Brissonius, Jacobus Mangotius, der gelehrte Josef Scaliger besangen in lateinischen Versen den pulex Catharinae Rupellae, priesen ihn glücklich, dass er die Reize des schönen Mädchens

---

[14]) Vgl. Teuffel, Geschichte der römischen Litteratur [4] S. 575.

[15]) Vgl. Floia ed. Sabellicus. Heilbronn 1879 S. XIIff. und Dornavius 1, 27—29.

sehen, die ersten Früchte ihrer Jungfräulichkeit geniessen könne. Noch in Gottfried August Bürgers 'Stutzertändelei' ist ein ähnliches Motiv verwerthet.

Eine Art Floh-Enkomion ist auch der erste Theil von Fischarts Flöhhaz, die Flohklage zu Juppiter, die (wie Paul Koch jüngst gezeigt hat) von Matthias Holzwart herrührt.[16]) Hier vertheidigt und rühmt der Floh sich selbst, indem er dem obersten Gott sein Leid klagt über die grausamen Weiber. Zu der 5. Auflage des Flöhhaz wurde auch ein Streitgedicht zwischen Floh und Laus und eine freie gereimte Übersetzung von Lukians Lob der Fliege von einem ungenannten Verfasser (Koch vermuthet a. a. O. Wolfhart Spangenberg) hinzugefügt.

Auch Enkomien auf die Laus wurden versucht, so unter anderm von dem bekannten Leidener Philologen Daniel Heinsius (1580—1655) eine Laus Pediculi, in der er klassische Mythen, Historien und Aussprüche in scherzhafte Verbindung mit der Laus bringt und die kühnsten Beweisgründe erfindet, z. B. der Mensch sei aus Steinen entstanden, die Laus aber aus dem Menschen, ihre Abstammung sei also die denkbar vornehmste. Ähnlich sind die Lobreden auf Würmer, Käfer u. s. w. Selbst auf die Wanze giebt es ein allerdings winziges Enkomion von Ulysses Aldrovandus (Professor zu Bologna, lebte 1522 bis 1605).[17])

Der Esel war schon in der nachklassischen Zeit durch die Verwandlungsgeschichten von Lucius aus Paträ, Lukian und Apulejus in die Litteratur eingeführt worden. Unter den Neulateinern finden wir eine grössere Reihe von Enkomien auf den Esel, so in Prosa von Heinr. Cornelius Agrippa von

---

[16]) Paul Koch, Der Flöhhaz von Johann Fischart und Matthias Holzwart. Berliner Dissertation 1892.

[17]) Es lautet: 'Etsi cimex tam abominandum sit animal, ut omnes ubique terrarum nullum non lapidem moveant, ut eum domo sua expellant ac occidant; non defuere tamen, qui eum laudarint, non quod medicos usus nobis praebeat (praebet autem plurimos), sed quod noctu nos mordeat, ut Chrysippus, qui, testante Plutarcho, in quinto de Natura dixit, utiliter nos a cimibus e somno excitari et a muribus admoneri ut in rebus locandis curam adhibeamus.'

Nettesheim (aus Köln 1487—1535) und von dem Franzosen Joh. Passeratius. Agrippa weist darauf hin, dass Christus auf einer Eselin in Jerusalem eingezogen sei, er erwähnt mehrere berühmt gewordene Esel aus der alten Geschichte, aus der Mythologie und der Bibel. Aus Eselsknochen mache man die besten Pfeifen. Menschen, die dem Verstande nach dem Grauthier gleichen, hätten in ihrer Einfalt oft mehr erreicht, als die gelehrtesten Köpfe. Agrippas Schrift wurde von Sebastian Franck ins Deutsche übertragen. Auch Passeratius (aus Troyes 1534—1602) führt aus den alten Schriftstellern viele Stellen zu Gunsten des Esels an. Er zeigt, dass der Esel für den Kriegsgebrauch weit geeigneter sei, als das Pferd, dass er weniger Unheil stifte u. s. w. Johannes Lauterbach (geb. zu Löbau 1531, gest. als Rector zu Heilbronn 1593) besingt ihn in lateinischen Distichen und betont vor allem, dass die einzelnen Theile des todten Esels zu verschiedenen Arzneien und mannigfaltigen nothwendigen Gegenständen verwerthet werden können. Von grösserem Umfang und grösserer litterarischer Bedeutung sind zwei deutsche Lobgedichte auf den Esel. Das ältere von Fabro - Miranda (G. F. Messerschmidt aus Strassburg) unter dem Titel 'Von dess Esels Adel vnd der Saw Triumph' 1617, in Prosa mit eingestreuten Versen, bringt einen genauen Vergleich zwischen anderen Thieren und dem Esel, der natürlich dem letzteren zu Gute kommt. Alle in den lateinischen Enkomien verwendeten Motive werden hier vereinigt und vermehrt. Die körperlichen und seelischen Eigenschaften des Grauthiers werden gerühmt, seine Gestalt, die Stimme, die Ohren, seine Geduld und Gutmüthigkeit, die Nützlichkeit seiner Milch, seines Fleisches, seiner Haut. Nach einem gelehrten historischen Theile werden alle Dörfer, Städte, Schlösser, Brücken, Thürme, Brunnen, Feste und Geschlechter genannt, deren Namen eine Verbindung mit dem Wort Esel bilden. Endlich die Sprichwörter und Redensarten über den Esel. An Messerschmidt schliesst Wolfhart Spangenberg 1625 mit seinem 'Eselskönig' [18]) an. Dieses etwas weitschweifige, aber von

[18]) Nach den Untersuchungen von Pniower (vgl. Lorenz und Scherer, Geschichte des Elsasses [2] S. 544) hat Spangenberg als der Verfassers des 'Eselskönig' zu gelten.

reicher dichterischer Erfindung zeugende Prosawerk übertrifft sein Vorbild weit und bildet überhaupt den Gipfelpunkt dieses Theiles der Thierlitteratur. In lebendiger und witziger Weise erzählt der Dichter, wie die Thiere zusammenkommen (jedes einzelne anschaulich charakterisirt) und den Esel, dessen Vorzüge in längerer Rede gerühmt werden, zum König wählen. Es ist nicht bloss Lehre und Satire, (die sich vor allem gegen die Rosenkreuzer richtet), sondern auch dramatische Schilderung. Ähnliche Enkomien giebt es auf das Schwein[19]), das Kalb und die Gans, auf Thiere also, die wegen ihrer geringen Geistesgaben verrufen sind, doch wegen der materiellen Genüsse, die sie darbieten, leicht gepriesen werden konnten. Hieher gehört auch der 'Gänskönig' Wolfhart Spangenbergs 1607, ein umfangreiches Reimgedicht, in dessen erstem Kapitel die Vorzüge der Gans in halbironischem, fein humoristischem Tone gepriesen werden.[20])

3. Laster und Sünden.

Kein Laster hat im 16. Jahrhundert eine so reiche Litteratur als die Trunksucht. Auch auf diesem Gebiete versuchten es die Moralisten, da sie durch eine einfache Belehrung und Warnung nichts erreichten, auf dem umgekehrten Wege, durch scherzhafte, übertreibende Anpreisungen des Übels, durch drastische Schilderung seiner Wirkungen Erfolge zu erziehen. Und so giebt es auch eine grössere Reihe von Enkomien auf die Trunksucht, auf den Wein und das Bier, auf die Schlemmer und Zecher und auf Bacchus.[21]) Christoph Hegendorfer feiert in seinem Encomium Ebrietatis (1519) den Wein als Freudenbringer und

---

19) Noch in neuester Zeit, vgl. Heinrich Seidels Gesammelte Schriften 7, 253ff. ein Hymnus auf das Schwein.

20) Neu hg. v. Ernst Martin in den Elsässischen Litteraturdenkmälern 4. Band 1887.

21) Eine Darstellung der Trinklitteratur habe ich versucht in dieser Vierteljahrschrift 2, 481—516. Was hier oben breiter ausgeführt erscheint, ist Ergänzung dazu. Bei dieser Gelegenheit mag noch Einzelnes zu jenem Aufsatz hinzugefügt werden. Zu S. 489: 'Verordnungen und Bündnisse gegen übermässiges Trinken' vgl. jetzt Denecke in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 2, 180 f. (Karl V. ermahnt

Sorgenbrecher. Aus der Bibel und den griechischen Mythen nimmt er Gründe zur Vertheidigung der Trinklust und entlastet die Trunksucht durch einen Vergleich mit ärgeren Übeln. Der Jesuit Robert Turnerus (in Schottland geb., gestorben als Secretär des Erzherzogs Ferdinand zu Graz 1599) rühmt in seiner Oratio de laude ebrietatis das Wohlleben im allgemeinen. Durch ihr Wohlleben seien die Griechen, die Römer, die Venetianer zu Macht, Ansehen und zu hoher Kunstblüthe gelangt. Der Trun-

die Fürsten öffentlich, sich während der Reichstagsverhandlungen des Zutrinkens zu enthalten. Einzelne süddeutsche Fürsten verbanden sich bei einem Schiessen in Heidelberg 1524 gegen das Trinken.) — Ferner ist erhalten ein 'New verbot des zutrinckens'. 'Wir Casimir vnd Geörg, Regierende gebrüdere Marggraffen zu Brandenburg embieten vnd verordnen des lesterlichen Zutrinkens zu enthalten.' Datum Onoltzbach am Montag nach Egidii 1525, ein Blatt Gross Folio. — Scheible, Schaltjahr 1, 64 erzählt von einem Bund der Trinker aus dem J. 1592. Zwei Ritter, die durch mehrjähriges übermässiges Trinken an Seele und Leib Schaden gelitten haben, schliessen einen Bund, wonach sie sich verpflichten, in den nächsten drei Jahren täglich nicht mehr Wein als drei Flaschen von bestimmter Grösse und Bier auch nur mässig zu trinken. Bei Vermählungen, Kindstaufen u. s. w. sollte diese Vereinbarung auf 3—4 Tage die Kraft verlieren. Wer die Vereinbarung übertritt, zahlt dem andern tausend Gulden Strafe. Vgl. Collegii Posthimelissaei votum. Hoc est Ebrietatis detestatio. 1573. Goedeke 2, 105 Nr. 108. — Zu S. 498 Anm. 51 Streitlieder zwischen Wasser und Wein ist zu vergleichen Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen S. XI—XVI, Lied Nr. 8 und die Anmerkungen dazu, ferner Tobler, Schweizerische Volkslieder Nr. 75 und Anmerkungen, Schlossar, Deutsche Volkslieder aus Steiermark Nr. 317 und Anmerkungen. — Zu S. 505. Das Volksbuch von Bruder Rausch ist in diesem Zusammenhang zu streichen, denn 'Rausch' bedeutet Poltergeist. — Zu S. 508. Die Trunksucht als deutsches Nationalübel vgl. jetzt Kawerau in dieser Vierteljahrschrift 5, 175 f. Vgl. auch Petersen, Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunk, 1782. Das Beispiel eines ausländischen Urtheils in Le Sage's Diable boiteux, chap. 7. Ein Wirth wird verhaftet weil ein Fremder in seiner Kneipe, verschied. Der Wirth entschuldigt sich, der Fremde sei nicht an der Qualität, sondern an der Quantität des getrunkenen Weines verschieden. Das Gericht glaubt ihm, denn der Fremde war ein Deutscher. Viele Nachträge zu diesem Thema bringt jetzt Strauch, Anzeiger f. deutsches Alterthum u. deutsche Litt. 18, 362 Anm. u. 380. Vgl. auch Roethe, Schertlin in der Allg. deutschen Biographie 31, 131 f.

kene ist ein Freier, sagt er, ein Gott. Wird der Nüchterne für jedes Vergehen bestraft, so dient jenem die Trunkenheit als Entschuldigung und Schutz. Der Trunkene macht den Eindruck eines glücklichen, der Nüchterne den Eindruck eines unglücklichen Menschen. Jener ist frei von Sorgen, heiter und fröhlich, die ganze Welt sieht er im rosigsten Lichte. Auch sein äusserer Anblick ist erfreulich: die glänzenden Augen, die roth leuchtende Nase. Sein Geschnarche ist klangreicher als der Gesang der Nachtigall. Die Trunkenheit ist eine Siegerin, niemand wirft kräftige Männer so leicht nieder wie sie. Zu all diesen Motiven fügt Gerardus Bugoldianus in seiner umfangreichen Oratio pro ebrietate noch manchen neuen Gedanken hinzu. Bacchus der Erfinder des Weines werde auch mit Sol identificirt, die Trunksucht sei also von alter, ehrwürdiger Abstammung. Bei allen Völkern gelte der Wein als Erholung von Geist und Körper, er schärfe den Verstand und erfreue das Gemüth. Die angesehensten, tapfersten, weisesten Männer seien dem Trunk ergeben. Die schlechten Thaten, die Bezechte oft ausüben, dürften nicht der Trunkenheit als Schuld angerechnet werden, denn wie viel Böses werde von Nüchternen begangen, wofür die Nüchternheit auch nicht zur Verantwortung gezogen werden könne! Nicht den Wein selbst, sondern den Weingott rühmt Andreas Arnaudus in seiner Apologia Bacchi. Er bespricht die Abstammung und die verschiedenen ehrenden Beinamen des Gottes; die Mythen, die über ihn verbreitet sind, die Art der Verehrung, die er bei den verschiedenen Völkerschaften geniesst, den Segen seiner Erfindungen. Auch auf das Bier wurden Enkomien verfasst; das umfangreichste von Abraham Werner: Oratio de confectione eius potus, qui Germaniae usitatus, veteri vocabulo secundum Plinium cerevisia vocatur. Hier wird genau Bescheid gegeben über die Art der Zubereitung des Bieres, über seine Eigenschaften und Wirkungen und Gott der Dank für diese Himmelsgabe ausgesprochen.

Verwandt mit diesen Enkomien sind Schriften, in denen das Trinken als Kunst bezeichnet wird. Im Jahre 1536 verfasste Obsopöus im Anschluss an Ovids Ars amandi eine umfangreiche Schrift De arte bibendi, die ein Jahr darnach

von Gregor Wickgram ins Deutsche übertragen wurde.[22]) Lukians Gespräch 'Der Parasit oder Beweis, dass Schmarotzen eine Kunst sei' wurde 1569 von Ottenthaler ('Schmarotzer Trost') verdeutscht. Im weiteren Sinne gehören zu diesen Lobreden auch die Streitgespräche zwischen Wasser und Wein, für und wider das Trinken[23]) und die Lobgedichte auf den Herbst, welche dessen reiche Gaben, besonders den Wein feiern und meist förmliche Preislieder des Schlemmerlebens bilden[24]), endlich die verkehrten Tischzuchten und Sittenregeln, welche den Grobianismus und die Unfläthigkeit im gesellschaftlichen Verkehr ironisch preisen.[25])

Wie die Trunksucht, so haben auch die Rohheit und die Ungerechtigkeit, Neid, Lüge, Feindschaft und andere Sünden unter den Neulateinern Lobredner gefunden.

4. Körperliche Gebrechen und Krankheiten.

Die älteste Lobrede dieser Gruppe ist das aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts stammende *Εγκώμιον φαλάκρας* des Bischofs Synesios von Kyrene. Um die Kahlheit zu preisen sucht Synesios die von Dio zum Ruhme des reichen Haarschmuckes vorgebrachten Gründe zu entkräften. Die Thiere sind ganz behaart, so führt er aus, der Mensch nur auf dem Kopfe; der Weise, der einen noch höhern Grad der Vollendung erreicht hat, ist auch auf dem Kopfe unbehaart. Die weisesten Männer, wie Sokrates, Diogenes, Plato waren kahl; Philosophen, Lehrer, Feldherren, Staatsmänner, Priester sind in der Regel kahlköpfig, während Dumme und Ungebildete, Weichlinge und Feiglinge, Räuber und Ehebrecher starkes Haupthaar tragen. Die Fülle des Haupthaares und die Grösse der Weisheit stehen zu einander in umgekehrtem Verhältniss. Homer und Phidias haben Zeus nur deshalb mit reichem Haarschmuck versehen, weil sie dem Vorurtheil der grossen thörichten Menge nachgaben, in deren Augen Kahlheit ein Mangel

---

[22]) Mehr darüber Vierteljahrschrift 2, 495 f.

[23]) Vgl. Vierteljahrschrift 2, 497 ff.

[24]) Vgl. meine Schrift Caspar Scheidt S. 96 f. und 99.

[25]) Ebenda S. 18—89.

ist. Die mit Haaren ausgestatteten Sterne, die Kometen, sind immer Anzeichen von grossem Unglück, während der milde sanfte Mond einem Kahlkopf gleicht u. s. w. Diese Rede wurde im 16. Jahrhundert wiederholt in lateinischer Übersetzung neu gedruckt und vielfach nachgeahmt.[26])

Dass die Blindheit nichts Schreckliches sei, hat Cicero im 5. Buch (Kap. 38f.) seiner Tusculanae disputationes auseinandergesetzt, indem er auf jene Staatsmänner, Philosophen und Dichter hinweist, die trotz ihrer Blindheit Grosses geleistet und ein glückliches Leben geführt haben. Ciceros Gründe hat Johannes Passeratius für seine Oratio de Caecitate verwerthet und mit einigen neuen Zusätzen versehen.

Ulrich von Hutten hat zwei Gespräche mit dem Fieber veröffentlicht (1519 und 1520), in denen dieses Leiden selbst auf Favorinus (vgl. oben S. 162) hinweisend behauptet, dass es seine Kranken fleissig, geduldig, mässig und fromm mache, die Sinne schärfe, die sündhaften Begierden dämpfe; dass es besser sei, wie jede andere Krankheit, dass es niemanden tödte und den Körper von jedem anderen Übel reinige. Ein Encomium febris Quartanae schrieb Gulius Menapius Insulanus. Mit Benutzung älterer medicinischer Schriftsteller zieht er einen Vergleich zwischen dem Fieber und anderen Leiden und behauptet, dass jenes nicht nur die leichteste, sondern auch eine dem Geiste, der Seele und dem Körper zuträgliche Krankheit sei.

Unter den Lobreden auf Krankheiten spielen die Podagra-Enkomien die grösste Rolle.[27]) Die Gicht selbst war am Beginn der neuern Zeit schlimmer als heutzutage. Das ungeregelte ausschweifende Leben und mangelhafte Vorkehrungen gegen die Unbill des Wetters erweckten das Übel häufiger und in stärkerem Grade. Bei den vornehmen

---

[26]) Ausser im Amphitheatrum angehängt an eine Ausgabe des Moriae encomium Basel 1522, u. a. Im 9. Jahrh. verfasste mit Motiven des Synesios der Benediktinermönch Hugbaldus von Tours Karl dem Kahlen zu Ehren eine Ecloga de Calvis in 33 Hexametern, worin jedes Wort mit C anfängt.

[27]) Eine Darstellung der humoristischen Podagralitteratur versuche ich in dem 3. Bande meiner Fischartausgabe, weshalb ich hier kurz darüber hinweggehe.

Ständen war es die regelmässige Plage des Alters und wurde darum als 'der rîchen siechtag' (Brants Narrenschiff 67.70) bezeichnet. Auch die Verfasser der Podagra-Enkomien nennen ein antikes Vorbild, Lukians Tragopodagra. Dieses kleine Drama ist jedoch keine Lobschrift, sondern eine Darstellung der unvergleichlichen, Schmerzen verbreitenden Herrschaft dieser Krankheit. In neuerer Zeit haben dann Erasmus Roterodamus in seinem Podagrae et Calculi ex comparatione utriusque Encomium und der Jesuit Jacobus Pontanus in seiner Schrift Morbidi duo et laus Podagrae durch einen Vergleich mit der Steinkrankheit das Ansehen der Gicht erhöht und eifrig ihr Lob gesungen. Die Podagra-Enkomien deutscher Verfasser sind fast alle von Wilibald Pirkheimers Lob des Podagras abhängig.

II. Die Nachwirkung von Pirkheimers Apologia seu Podagrae laus.

Wilibald Pirkheimer, der berühmte Nürnberger Patrizier fand bei seinem grossen und vielseitigen öffentlichen Wirkungskreis, bei seinen zahlreichen politischen, juridischen und historischen Schriften noch Musse zu kleinen humoristisch-satirischen Dichtungen. Unter den letzteren erzielte den grössten litterarischen Erfolg seine Lobrede auf das Podagra, die er im J. 1521, also im 51. Lebensjahre, selbst am Podagra leidend, sich und Leidensgenossen zum Troste verfasste. In einem nicht datirten (wahrscheinlich aus dem J. 1522 stammenden) Brief, schreibt er an Ulrich von Hutten über seine letzte schriftstellerische Thätigkeit: 'De litteris nihil, nisi podagrans podagrae scripsi laudes, quas si iusseris, ad N. mittam, qui ideo mihi carus est, quia me carum habet.'[28]) Er hat diese Schrift mit einer an Johannes Banissius gerichteten, mit dem Datum vom October 1521 versehenen Widmung zu Nürnberg im J. 1522 unter dem Titel Apologia seu Podagrae laus, Wilibaldo Pirckeymero Authore, (Nurenbergae bei Peypus 4⁰) veröffentlicht. Pirkheimers Apologie ist eine der originellsten und bedeutendsten Schriften in der ganzen Enkomienlitteratur. Pirkheimer

[28]) Abgedruckt in Huttens Schriften hg. v. Böcking 2, 113. Für N. liest Böcking Franz von Sikkingen.

ist von den älteren Podagraschriftstellern ganz unabhängig, er erfand die komischesten, wirksamsten Motive zur Vertheidigung dieses Übels und eine ganz geschlossene Situation: das Podagra von seinen Feinden angeklagt, vertheidigt sich in einer Entlastungsrede vor dem erfundenen Gerichtshof. Diese Einkleidung in eine Gerichtsverhandlung ist bei allegorischen und satirischen Dichtungen der Zeit häufig. Vor allem giebt es eine grössere Reihe von Processstücken.[29]) Durch Pirkheimer ist diese Einkleidung auch in die Podagralitteratur eingeführt worden, später hat Fischart für den zweiten Theil seines Flöhhaz eine ähnliche Einkleidung gewählt. Pirkheimers Rede, für die sich der Verfasser, wie es scheint, im allgemeinen Platos Apologie des Sokrates zum Muster genommen hat, ist mit reichen rhetorischen Mitteln und advocatischen Kniffen ausgestattet. Gleich im Eingang sucht das auf der Anklagebank befindliche Podagra durch eine geschickte captatio benevolentiae die Richter zu gewinnen, in wohlberechneter Steigerung bringt es immer wirksamere Vertheidigungsmittel vor bis es zum Schlusse selbst seinen Richtern den Freispruch förmlich in den Mund legt. Aus eigener Erfahrung heraus schildert Pirkheimer mit naturalistischen Zügen den Zustand der Podagrischen und zeigt mit launiger Ironie, dass sie keinen Grund zur Klage haben. Grosse Ehren werden ihnen zu Theil, man geleitet sie auf allen Wegen, macht ihnen Platz, bietet ihnen bequeme, schwellende Sessel an und bedient sie wie grosse Herren. Freunde besuchen die Kranken, lachen und scherzen über ihr Leiden und führen mit ihnen belehrende und unterhaltende Gespräche. Der Podagrische bleibt zu Hause vor allen Gefahren des Krieges, der stürmischen See, vor allen Beschwerden der öffentlichen Ämter bewahrt. Er hat Musse, sich in allen Wissenschaften und Künsten auszubilden. Aber die Krankheit dient auch dem Körper, denn sie leitet alle schädlichen Säfte und das überflüssige Fett ab. Mit argen Schmerzen plagt sie nur jene, die für ihr schamloses, unmässiges Leben gerechte Strafe

[29]) Vgl. Minor, Speculum vitae humanae S. XXXI, Bolte, De düdesche Schlömer S. *49.

verdienen. Am meisten dient sie der Seele, sie bewahrt den Kranken vor Lastern, sie hält ihn zur Betrachtung des Jenseits, zu christlicher Mildthätigkeit und zur Frömmigkeit an.

Pirkheimers Apologie erlebte nun eine grosse Reihe von Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen, ausserdem wurde sie von zahlreichen Podagraschriftstellern zum Theile ausgeschrieben oder in Einzelheiten unmittelbar oder mittelbar benutzt. Nach der Originalausgabe erschien sie wiederholt mit anderen Werken zusammen. Zuerst: Strassburg 1529 Tragoedia Luciani, cui Titulus est Podagra a quodam graece latineque erudito, versibus reddita. Podagrae laus. Bilibaldo Pirckeymero Autore. (Bei Sybold 8°.) Ferner De Podagrae laudibus doctorum hominum lusus (1. Pirkheimer, 2. Lukian, 3. Christophori Balistae in podagram concertatio)[30]), von dem Strassburger Arzt Michael Toxites herausgegeben. Strassburg 1570 (bei Christian Milius' Erben). Einzelausgaben zu Amberg 1604 und 1611, dann in Goldasts Gesammtausgabe der Werke Pirkheimers (1610 und 1685). Endlich in Sammelwerken: im Amphitheatrum Dornavii (vgl. oben S. 164) 2, 202—208, in Dissertationes ludicrarum et amoenitatum, Leyden 1638 und 1644 S. 1—38 und in Admiranda rerum admirabilium encomia, Noviomagi Batavorum, 1676.[31])

Eine freie Bearbeitung der Rede in lateinischen Distichen erschien zu Prag 1600: Laudes Podagrae versibus comprehensae autore Victorino Rhacotomo Vodniano. Der Gerichtshof, vor dem sich das Podagra hier vertheidigt, ist der Senatus Suticensis (Sušice, Schüttenhofen im südwestlichen Böhmen). Dem poetischen Gewande entsprechend verwerthet Rhacotomus reicher die heidnische Mythologie, im übrigen folgt er genau dem Inhalt der Pirkheimerschen Schrift, ohne diese Quelle zu nennen. Mit Pirkheimers Namen versehen sind diese Verse noch einmal gedruckt im Amphitheatrum 2,208—214.

[30]) Eine mit deutlicher Benutzung Lukians abgefasste scherzhafte Streitschrift gegen die Gicht.

[31]) Einen Neudruck nach der ersten Ausgabe gebe ich in der Einleitung zum 3. Band meiner Fischartausgabe.

Im Jahr 1537 erschien zu Mainz bei Juo Schäffer die anonyme Schrift: 'Eyn verantwortung Podagrae vor dem Richter vber vielfaltige klage der armen podagrischen rott.' Der Verfasser eröffnet die Schrift mit einer freien deutschen Übersetzung der ersten anklagenden Gesänge auf die furchtbare Macht des Podagras in Lukians Tragödie; dann folgt eine Übertragung der ganzen Rede Pirkheimers und hierauf als Ergänzung ein 'Rechtlicher Ausspruch vnd erkandnus des Richters'. Der Richter findet, dass die Klagen der Kranken begründet seien, denn das Podagra plage wahllos brave und schlechte Menschen. Er verurtheilt die Krankheit dazu, von nun an alle mässig lebenden Leute in Ruhe zu lassen. Zum Schlusse folgen noch 'etlich bewerthe Arzney wider den schmertzen Podagre.' Dieselbe Schrift wurde 1601 unter dem veränderten Titel 'Actio oder Anklag der armen podagrischen Rott Vber die Tyranney vnd vnbarmhertzigkeit jhrer Königin Podagrae, derselben nothwendige Defension oder Verantwortung vor dem Richter'[32]) wieder gedruckt.

Eine neue deutsche Übersetzung wurde durch Moritz Maximilian Mayer 'Vertheidigung oder Lob des Podagra' Nürnberg 1831 besorgt, eine englische durch W. Est 'Praise of the gout or the gouts apologie', London 1617, eine französische durch Mercier de Compiègne, Paris 1800.

Für das 'Podagrammisch Trostbüchlein' 1577 hat Fischart bekanntlich neben der akademischen Scherzrede des Paduaner Arztes und Professors Johannes Carnarius (aus dem J. 1552) auch Pirkheimers Apologie verwerthet. Da diese beiden Podagraschriften von einander ziemlich verschieden sind (denn Carnarius fasst mehr die medicinische Seite des Gegenstandes ins Auge und schildert ausserdem die Abstammung und die äussere Erscheinung der erfundenen allegorischen Gestalt der Göttin Podagra), so können sie in einem Werke neben einander stehen, ohne Wesentliches zu wiederholen. Fischart hat in seiner freien Übertragung der Apologie die Podagramotive selbst gar nicht vermehrt,

[32]) Vgl. Goedeke, Grundriss 2, 283 Nr. 51. Zur Berichtigung betone ich, dass Nr. 52 die erste Ausgabe von Nr. 51 ist.

im übrigen es aber in seiner auch sonst geübten Weise bearbeitet. Er hat in lockerem Zusammenhang mit dem Text Zusätze fremden Inhalts reichlich hinzugefügt, in detaillirenden Schilderungen mehrere hübsche, culturhistorisch interessante Bilder der Zeit entworfen, er hat kleinere und grössere gereimte Abschnitte eingefügt, die Zahl der angeführten Beispiele und Citate, Bilder und Vergleiche verdreifacht, den Stil durch kräftige Ausdrücke und volksthümliche Redensarten belebt und die mannigfaltigsten und kühnsten Namen für das Podagra und die Podagrischen erfunden. Wandte sich Carnarius an seine Studenten, Pirkheimer an eine kleine Schaar gelehrter Freunde, so schrieb Fischart für ein grösseres deutsches Publikum. Aber Fischarts Trostbüchlein hat keine nachweisbaren Spuren in der Litteratur der nächsten Zeit gezogen, während Pirkheimers Lobrede, abgesehen von den schon erwähnten Bearbeitungen und Übersetzungen, von zahlreichen Schriftstellern direct oder indirect meist mit stillschweigendem Danke ausgebeutet wurde. So von Hieronymus Cardanus in seinem Podagrae Encomium. Cardanus, der mit Pirkheimer in persönlichem Verkehr stand, hat aus dessen Apologie alle Motive, allerdings in neuer Anordnung verwerthet. Wie Pirkheimer, betont er, dass der Podagrische, der hübsch zu Hause bleiben könne, vor allen Unannehmlichkeiten und Gefahren des öffentlichen Verkehrs behütet bleibe, dass er Gelegenheit habe, ein gelehrter und belesener Mann zu werden und dass seine Seele, durch Krankheit mürbe gemacht, sich der Gottesfurcht erschliesse. Cardanus hat ausserdem die Zahl der Beispiele aus der Geschichte bedeutend vermehrt und eine Reihe neuer Beweggründe ersonnen. Offen und frei greife das Podagra den Menschen an, nicht auf geheimen Wegen, wie andere böse Krankheiten. Wie ein König beherrsche es den ganzen Körper, erfasse alle Glieder, nur jene nicht, zu denen ihm seine Schamhaftigkeit den Zutritt verwehre. Es wolle Alleinherrscher sein und verjage alle andern Übel aus dem Körper. Wenn aber sein Schützling sterben soll, dann rufe es eine andere Krankheit herbei, denn es sei unter seiner Würde, einen Menschen zu tödten. Des Cardanus

Lobschrift wurde von einem unbekannten Schriftsteller in genauem Anschluss ins Deutsche übertragen unter dem Titel:

Podagrischer Messkram, Darinn des Podagrams vrsprung, altes herkommen, hoher vnd nider standt, lob, nutz vnn tugent angzeigt an tag gegeben vnnd statlich aussgefůrt, auch vor etlichen missgůnstigen, neidischen nachreden mit grůndlichem bestendigen gegenbericht verfochten, Wirt nicht allein den gesundten kurtzweilig, sonder auch den Patienten nůtzlich, trôstlich vnd nothwendig zu lesen. Franckfurt am Main 1557 und wiederholt 1567.

Hans Sachs lässt in seinem 'Gesprech der Götter ob der edlen vnd bůrgerlichen Kranckheit des Podagram oder Zipperllein' 1544 verschiedene allegorische Gestalten als Vertreter von Krankheiten auftreten, darunter das Podagra, eine bleiche Person, sitzend mit einer Narrenkappe angethan. Der Dichter beschwert sich darüber, dass man über ein Übel lache, das ihn selbst so arg plage, da zeigt ihm ein 'geyst' die zahlreichen Vorzüge dieser Krankheit, eine lange Reihe, unter denen wieder die meisten mit Pirkheimers Motiven übereinstimmen.

Im Jahre 1594 veröffentlicht Georg Fleissner ein umfängliches deutsches Gedicht in Reimpaaren 'Ritter Orden des Podagrischen Fluss, das ist Kurtze vnd eigentliche Beschreibung Von des zarten Jungfråwleins vnd Gôttin Podagrae herkunfft' u. s. w.[33]) Es zerfällt in zwei Theile. Im ersten Theil (bis V. 658) erzählt Merkur, dass das Podagra von Venus und Mars abstamme, von Vulkan und Bacchus erzogen worden sei. Von Juppiter sei es als Göttin neben seinen Schemel aufgenommen worden, darnach habe es aus seiner Gefolgschaft den Orden des Podagrischen Flusses mit strengen Ceremonien und Satzungen gestiftet. Im zweiten Theil singt Merkur das Lob des Podagras mit Mitteln, die der Reihe nach dem Podagra-Encomium des Cardanus entnommen sind und darum zum grössten Theile auch mit Pirkheimers Apologie übereinstimmen. Fleissner seinerseits wurde wieder stark benutzt von dem Jesuiten

[33]) Neudruck bei Wolkan, Böhmens Antheil an der deutschen Litteratur des 16. Jahrhs. 2, 72—85.



Jakob Balde für das Solatium Podagricorum München 1661, so dass auch in dieser Schrift die meisten Pirkheimerschen Motive wiederkehren.

Dramatisch gestaltet finden wir Pirkheimers Erfindung in Jakob Ayrers Fastnachtstück 'Comedischer Process, Action oder Anklag wider der Königin Podagra Tyranney, mit angehenckter Defension, biss zu Aussgang des Process' 1602.[34]) Der Dichter hat hiefür die erweiterte Übersetzung der Pirkheimerschen Lobschrift, die 'Actio oder Anklag der armen Podagrischen Rott' (vgl. oben S. 182) aus dem J. 1601, ausserdem Lukians Tragopodagra benutzt und eine Menge selbständiger Züge hinzu erfunden. Die Kranken beschliessen, das Podagra bei Juppiter anzuklagen. Zwei Dichter, die über dieses Leiden geschrieben haben, werden herbeigeholt: Hans Sachs[35]) als Procurator der Ankläger, Petrarca[36]) als Vertheidiger des Podagras. Durch Spässe des Narren, der als Quacksalber mit komischen Recepten gegen das Podagra auftritt, wird die Gerichtsverhandlung fortwährend unterbrochen. Der von Juppiter bestellte Richter spricht das Podagra frei, weil es nur als Strafwerkzeug der Götter die üppigen und lasterhaften Menschen peinige.

Mit Ausnahme des Lobes der Thorheit von Erasmus hat kein ironisches Enkomion eine so langanhaltende litterarische Nachwirkung aufzuweisen als Pirkheimers Apologie.

Prag. Adolf Hauffen.

---

[34]) Publication des Stuttgarter Litterar. Vereins 79, 2526—2588. Ayrer hatte auch 'Ein Fassnachtspiel auss dem Ritterorden des Podagrischen Fluss' verfasst nach dem ersten Theil der Dichtung Fleissners ohne Beziehungen zu Pirkheimer.

[35]) Die Anmerkung A. v. Kellers zu S. 2536 Z. 18 ist dahin zu berichtigen, dass hier Ayrer Hans Sachsens Gesprech der Götter ob des podagram u. s. w. (oben S. 184) meine.

[36]) Petrarca erzählt in einem Brief an den Cardinal Columna die Fabel vom Podagra und der Spinne. Näheres über die weite Verbreitung dieser bereits von Paulus Diakonus mitgetheilten Fabel gebe ich a. a. O.

Klopstocks Kenntniss des germanischen Alterthums.

Der Drang nach nationaler Poesie, der Goethe zur Bearbeitung seines Götz geführt, ist auch in Klopstock mächtig gewesen; er hat ihn dazu geführt, in das Märchenland der nordischen oder, wie er meinte, der deutschen Götterlehre einzudringen und damit der antiken Götterwelt der Anakreontiker eine vaterländische, echt deutsche gegenüberzustellen. Gross war die Wirkung, die er damit hervorgebracht hat; doch nicht zu seinem Vortheil. Wie oftmals bedeutende Erzeugnisse nachgeahmt, umgebildet, übertrieben, herabgezogen werden, so sammelten sich um Klopstock jene Dichter, die man mit dem Namen 'Barden' zu bezeichnen pflegt, die ohne Verständniss und vor allem ohne das gewaltige Gestaltungstalent des grossen Meisters in den Bahnen dieser Klopstockischen Dichtungsart zu wandeln vermeinten. So ist es gekommen, dass der Tadel, der sich gegen diese Richtung erhob, auch den traf, der mit Unrecht dafür verantwortlich gemacht wurde, Klopstock. Trotzdem konnte man sich doch nicht verhehlen, dass zwischen diesen 'Barden', deren Dichtung ja bekanntlich als 'Bardengebrüll' bezeichnet wurde, und Klopstock ein gewaltiger Unterschied wäre; so heisst es im Aprilheft des Teutschen Merkurs von 1773 S. 162: 'Genien, wie Klopstock, sind dazu gemacht, sich neue Bahnen zu brechen; ihnen ist kein Weg zum Ruhm versagt, und sie verdienen auch auf ihren Abwegen Ehrfurcht.' Doch zeigt schon der letzte Theil des Satzes, dass man Klopstock und die 'Barden' gleich abfällig beurtheilte; und gerade die Vorwürfe, die man ihnen machte, sie treffen fast nur die 'Barden'. Gewiss war es nicht leicht, sich in der Klopstockischen Walhalla zurechtzufinden; doch muss es uns Wunder nehmen, dass Leute, die sich in die dämmerige Welt Ossians wagten und daran Gefallen fanden, Klopstocks Versuch, die alten 'deutschen' Götter und überhaupt deutsches Alterthum und deutsche Vorzeit wieder zu beleben, missachteten und

schalten. Der Vorwurf der Buntscheckigkeit, des Spielens mit altdeutschen Flicken, die man auf moderne Kleider setze, gilt nur für die 'bardischen' Dichter, keineswegs für Klopstock.[1]) Wir suchen vergebens in seinen Oden und Bardieten das alberne Spielen mit 'bardischen' Requisiten, wie es die östreichischen Dichter Denis, Mastalier, Ratschky, Cornova und andere liebten; bei ihm trägt alles mit Recht sein Gewand, er will uns in unsere Vorzeit zurückleiten, nicht die Gegenwart altdeutsch kostümiren. So ist es ihm auch mit der Einführung der 'teutonischen' Mythologie heiliger Ernst gewesen. Wenn wir uns vergegenwärtigen, was denn Klopstock für Quellen gehabt hat, so werden wir ihn bewundern, mit welcher Gestaltungskraft er aus den Prosaerzählungen der Edda und den dürftigen Nachrichten, die ihm sonst zu Gebote standen, doch so plastische Gestalten wie Braga und Uller, Tialf und Hertha geschaffen hat; wir dürfen freilich diese Götterfiguren nicht mit denen Richard Wagners vergleichen. Die Götterlieder der älteren Edda, die uns so gewaltige grossartige Gestalten wie Odin und Loke schildern, waren zu Klopstocks Zeit nur in Fragmenten bekannt. Was hätte Klopstock z. B. aus der Scene der Lokasenna entnehmen können!

Sehen wir uns dagegen die 'bardischen' Dichter an. Es ist ja genugsam darüber gespottet worden, wie sie in der Nennung einiger Götternamen ihr Genüge[2]) fanden, ohne sich um die Bedeutung derselben zu kümmern. Darüber hat man jedoch Klopstocks Verdienste vergessen und nur wenige, wie z. B. Boie[3]) beschweren sich darüber, dass man Klopstock mit den andern in einem Athem nenne. Allein Kretschmann ist in gewisser Beziehung neben Klopstock zu stellen. Aus den gleichen Quellen schöpfend wie er, hat er ein der Zeit entsprechendes Kostüm zu geben verstanden, und es ist leicht begreiflich, dass er durch

[1]) Hamel, Klopstocks Werke 4, IX (in Kürschners Deutscher National-Litteratur Bd. 48); anders J. Schumacher, Klopstocks patriotische Lyrik (Progr.) 1880 S. 41 ff.

[2]) Vgl. Hamel, Klopstocks Werke 4, XIV und Ehrmann, Die Bardische Lyrik im 18. Jahrhundert, Halle 1892, S. 71 ff. besonders S. 80.

[3]) Hamel S. XVI.

leichte, gefällige Form grosse Wirkung auf seine Zeitgenossen geübt hat. Er ist viel mehr als Klopstock als Vater der 'Barden' zu betrachten; diesen ist jedoch jedes Verständniss für die Gestalten der Klopstockischen und Kretschmannischen Mythologie abzusprechen.[4]) Es ist interessant, zu sehen, wie sie sie gemodelt und verwandelt haben.

Die 'Rettung' Klopstocks durch Boie ist vergessen; auch in neuester Zeit urtheilen Muncker in seiner Biographie des Dichters (Stuttgart 1888, S. 375ff.) und auch Ehrmann (Die Bardische Lyrik S. 71) absprechend über die Einführung der deutschen Götter und überhaupt deutscher Alterthümer in seine Dichtung; besonders letzterer scheint mir das Verhältniss gerade umzukehren, wenn er (S. 71) sagt: 'Die grosse Masse aber ging den Schritten Klopstocks nach, der die Ausdrucksmittel und nicht den Stoff bardisch machte.'

Es wird sich daher verlohnen, einmal genau an der Hand der Quellen festzustellen, wie Klopstock und die 'bardischen' Lyriker das Material benutzt und gemodelt haben; erst dann werden wir ein sicheres Urtheil über das 'Vaterländische' in ihren Werken fällen können.[5])

Bevor ich jedoch die Götter der Reihe nach durchgehe, möchte ich einige Bemerkungen über Klopstocks Beschäftigung mit deutschem Alterthum vor 1766 vorausschicken.

1. Klopstocks altdeutsche Quellen vor 1766.

Gemeinhin nimmt man an, und zwar mit vollem Recht, dass das Erscheinen von Gerstenbergs 'Skalden' Klopstock dazu angeregt hätte, die 'teutonische' Mythologie in seine

---

[4]) Ehrmann S. 71 nennt mit Unrecht die sogenannte deutsche Mythologie das äussere Kennzeichen der Barden; er muss selbst z. B. bei Denis (S. 80 unten) das gänzliche Fehlen derselben anführen.

[5]) Diese Quellen sind wohl im allgemeinen von Muncker in seiner Biographie Klopstocks S. 375ff. und Hamel a. a. O. S. II ff. angegeben; doch sind sie keineswegs vollständig gefunden oder in derselben gründlichen Weise ausgebeutet, wie Pfau es für Gerstenberg in der Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, 161ff. gethan hat.

Dichtungen einzuführen [6]); doch weisen gewisse Anzeichen darauf hin, dass er sich schon vor 1766 nicht nur mit Altdeutschem überhaupt, wie seine Oden über Hermann zeigen, sondern auch mit Mythologie speciell befasst hat. Die Ode 'Der Nachahmer' (Muncker-Pawel 1,167) können wir freilich nicht heranziehen, da hier der 'Hain Braga's' erst 1771 hereingebracht ist; doch weist die Ode 'Sponda' aus demselben Jahre 1764 (Muncker-Pawel 1, 168), von der leider nur die Verse 1—4 in Klopstocks Originalhandschrift erhalten sind, den Namen 'Bragor' auf. Die Quelle für diese Kenntniss ist leicht zu finden. Resenius [7]) sagt in der lateinischen Übersetzung zur jüngeren Edda (Hafniae 1665 Mythol. XXIV): 'De Brago: Bragus unus vocatur ex Asis .... Ab illo res Poetica Bragur dicitur'; dazu bietet die Anmerkung folgende Notiz aus Stephanius: 'Is etiam Bragur vocatur sive fuerit mas sive foemina' .... Sehen wir unsern Dichter schon 1764 mit Resenius bekannt, so werden wir auch die Erwähnung von 'Walhalla' in der Ode 'Thuiskon' (1764 Muncker-Pawel 1, 171) nicht etwa der Druckredaction von 1771 zuweisen; auch Walhalla ist wohl aus Resenius' Myth. XVIII oder auch aus der Übersetzung von Mallet (2, 116) genommen, die dieselbe Form bietet. Wir dürfen also mit Bestimmtheit behaupten, dass Klopstock schon vor 1766, vor dem Erscheinen des Skalden, für 'deutsche' Mythologie Interesse gehabt hat. Resenius ist wohl schon jetzt, wie auch später, seine Quelle gewesen.

Doch wir können noch weitere Beschäftigung mit deutschem Alterthum erkennen.

Seit 1752 beschäftigt ihn die Geschichte Hermanns, den er in den Oden: Hermann und Thusnelda, Fragen, Kaiser Heinrich, Der Nachahmer, Hermann u. a. erwähnt. Hamel hat in der Vorrede zu seiner Ausgabe der 'Her-

---

[6]) Vgl. Denis' Nachlass hg. v. Retzer 1802 2, 117; Muncker S. 385 Pfau, Vierteljahrschrift 2, 174.

[7]) Mallet, dessen Werk Introduction à l'histoire de Dannemarc 1757 zu Kopenhagen erschienen war, kommt hier wohl weniger in Betracht, da 2, 134 die Form Brager nicht für den Gott selbst gebraucht ist, sondern nur für die Dichtkunst. (Im Folgenden ist nach der zweiten Ausgabe Genf 1763 citirt, die mir allein zugänglich war.)

manns-Schlacht' (Klopstocks Werke 4, 4 ff.) zu ergründen versucht, wie Klopstock auf diesen Stoff gerade gekommen sei, und hat ihn auf Wieland zurückführen wollen, dessen Fragmente aus dem Epos 'Hermann' 1751 erschienen waren. Aber wir werden schon durch folgende Erwägungen a priori auf eine andere Quelle geführt.

Die erste Ode, die sich mit diesem Stoff beschäftigt, heisst 'Hermann und Thusnelda' oder wie in *S* steht 'Hermann und Thusnelde'; klingt da nicht jedem sofort der Titel des grossen Lohensteinischen Romans 'Arminius oder Hermann . . Nebst seiner Durchlauchtigen Thussnelda' (1689) in den Ohren? Sollte es Zufall sein, dass der Dichter gerade diese beiden Namen verbindet? Und ferner: Muncker hat in dem Vorwort zur Ausgabe des Wielandischen 'Hermann' nachgewiesen, dass für diesen Lohensteins Werk die Quelle gewesen ist; Muncker giebt ferner in seiner Biographie Klopstocks zu, dass Klopstock den Roman 'in jungen Jahren' gelesen habe (S. 497), und doch kann er sich nicht entschliessen, den einen kleinen Schritt weiter zu gehen und Lohenstein als Quelle Klopstocks in Anspruch zu nehmen, trotzdem er zu ganz ungeheuerlichen Annahmen in Bezug auf die Herkunft der Personen der 'Bardiete' gezwungen wird.

So ist schon von vornherein die Benutzung Lohensteins wahrscheinlich, dessen Roman ja bis in Goethes Zeit gekannt und gelesen wurde, in dem bequem alle Zeugnisse des Alterthums über Hermann gesammelt und dichterisch verwerthet waren.

Ein ganz deutliches Zeugniss bieten jedoch die Personen der drei Bardiete 'Hermanns Schlacht' (Klopstocks Werke[8]) Leipzig 1798—1817 Band 8), 'Hermann und die Fürsten' (Band 9), 'Hermanns Tod' (Band 10). Folgten wir den Ausführungen Munckers (S. 390 f. 400 f.), so müssten wir annehmen, dass Klopstock nur die Namen aus Tacitus geschöpft, aber sonst die Personen ganz frei behandelt hätte. Dann müsste er jede noch so geringfügige Andeu-

[8]) Im Folgenden bedeutet bei Citaten dieser Ausgabe die römische Ziffer den Auftritt, die arabische die Seitenzahl des betr. Bandes.

tung bei den antiken Autoren aufgefasst und benutzt haben. Nun finden sich jedoch zwischen den Klopstockischen Personen und Lohenstein mehrfach Übereinstimmungen. Der chattische Häuptling Arpe zum Beispiel, von dem im Tacitus (Ann. II, 7)[9]) nur mit wenigen Worten gesprochen wird, räth bei Lohenstein (1, 380[b]) zum Kriege gegen Rom; er erstürmt (2, 1079[a.b]) das römische Lager. Bei Klopstock (Herm. u. d. Fürsten) giebt er den Rath, das Lager zu stürmen. Für den Oberdruiden der Chatten führt Muncker (S. 401) die Stelle des Strabo (VII, 1) an: 'ἐπόμπευσε δὲ καὶ Λίβης τῶν Χάττων ἱερεύς' . . . Gewiss, gekannt hat Klopstock diese Stelle, wenn nicht aus Strabo selbst, so doch aus des Cluverius Germania antiqua 1, 178 (der kleinen Ausgabe), aber die specielle Quelle ist auch hier Lohenstein gewesen. Klopstock hat die Gestalt des Libusch getheilt; er brauchte für die beiden mächtigen deutschen Völker je einen Oberpriester; den chattischen behielt er bei; zum Oberdruiden der Cherusker machte er Brenno, dessen Name wohl, wie Muncker S. 401 angiebt, in der That aus Livius genommen ist; doch übertrug er auf diesen alle die Züge, die im Lohenstein auf Libys zusammengehäuft sind (vgl. Lohenstein 1, 10[b]. 2, 999. 1035. 1502[a]). Brenno wird, wie Libys bei Lohenstein, gefangen genommen und hält eine Drohrede gegen die Römer, die, wie ich behaupten möchte, sogar wörtlich anzuklingen scheint. Wenn Brenno am Schlusse von Herm. u. d. Fürsten ausruft: 'Römerjüngling . . . höre des alten deutschen Druiden Wort, und du und deiner Enkel Ursöhne erfahrt ihr es durch Erfahrung, jetzo aber sag' es Cäcina und Germanikus' . . . so klingt ganz ähnlich die Anrede bei Lohenstein: 'Saget eurem Germanicus, dass er mit dieser Flamme seinen Glücks-Stern verdüstere' . . . . Auch kleinere Figuren, wie Bojokal[10]) und Bojorich[11]) konnte Klopstock im Lohenstein finden. Über Bojorich, den er nicht in sein Personen-

[9]) 'neque Silio . . . . aliud actum quam ut modicam praedam et Arpi principis Chattorum coniugem filiamque raperet . . .'

[10]) Vgl. Lohenstein 2, 1017[b]. 1549[a.b].

[11]) Vgl. Lohenstein 1, 858[b]. 919[a].

verzeichniss aufgenommen hat, fand er nur bei Florus III, 3 eine Notiz; Lohenstein aber erzählt an verschiedenen Stellen dessen Thaten und lässt sogar durch die Gegner seine Tapferkeit und seinen Heldentod preisen; so rühmen auch bei Klopstock (Herm.-Schlacht VI, 134) die Krieger den Löwenmuth des jungen Helden, der tapfer kämpfend gefallen ist.

Auch Ingomars Gestalt verdankt Klopstock Lohenstein. Tacitus (Ann. I, 60) nennt ihn nur 'vetere apud Romanos auctoritate'; bei Lohenstein (2, 1583^{b}) bringt er, wie in Herm. u. d. Fürsten und in Herm.-Tod, die Fürsten gegen Hermann auf; er will 2, 1590 selbst Fürst und Führer der Cherusker werden, bei Klopstock hat er den Vorsitz im Gericht gegen Hermann. Der Name freilich scheint nach dem Schlegelschen 'Sigmar' gebildet zu sein; Tacitus und Lohenstein nennen ihn Inguiomerus.

Bei Siegmar (Segimer) schwankt ja Muncker S. 391 selbst schon, ob nicht doch Einfluss Lohensteins anzunehmen sei; mit Lohenstein übereinstimmend fasst Klopstock Thusnelda als Hermanns Frau, nicht wie Schlegel als seine Braut; hier stimmt allerdings auch Lohenstein mit Tacitus (Ann. I, 57) überein, doch hat wohl die grossartige Schilderung der Hochzeitsfeierlichkeiten bei Lohenstein (1, 1176^{a}ff.) sicher grösseren Einfluss geübt als die fünf Worte des Tacitus 'uxor Arminii eademque filia Segestis'. Gewiss hat Klopstock auch aus den antiken Autoren geschöpft[12]), das beweisen ja die vorgedruckten Berichte der Alten über die Hermannsschlacht (er folgte hierin Schlegel), aber eine Bekanntschaft und Benutzung des Lohensteinischen Romans lässt sich schon nach den angeführten Parallelen nicht ableugnen. Einen ganz eclatanten Beweis bietet der Gebrauch des nur bei Tacitus belegten Namens 'Tanfana'. Man weiss heute noch nicht, ob es des Tempels oder der Gottheit Name ist. So schwankt auch Klopstock zwischen beiden Erklärungen. Er bemerkt zur Ode 'An meine Freunde' (Muncker-Pawel 1,233): 'Tanfana. Ein Tempel der Deutschen'.

---

[12]) Vgl. die Anm. zu den Bardieten z. B. zu Herm.-Schlacht I (1769) in Kürschners Deutscher Nationallitteratur 48, 53.

In Herm. u. d. Fürsten XIII 377 jedoch lässt er Herminone sagen: 'Das, ihr himmlischen Mächte, Thorr! und Wodan! und du, o Tanfana, dess Tempel durch sie in .. Asche sank . . .' Er fasst also Tanfana als Gottheit und zwar als männliche Gottheit. Die antiken Quellen schweigen, wie gesagt, darüber. Auch Cluverius sagt im Index: 'Tanfana dea quae', im Text 1, 191 der kleinen Ausgabe schwankt er zwischen 'dei sive deae vocabulum'; allein Lohenstein nennt Tanfana geradezu einen Gott und sagt im Index: 'Tanfana, was es für ein Gott sey'. Im Text 2, 172[a] stellt er dann die Gottheit als allumfassenden, durchdringenden Geist dar, 'welcher in die gantze Welt, jedoch in jedes Theil auf besondere Weise einfleusst: also: dass der Himmel gleichsam eine Männliche, die Erde eine weibliche Würckung bekommt, welche erstere wir Tanfana, die andere Hertha heissen'. Klopstock muss also hier von Lohenstein abhängig sein. Doch damit sind wir schon in eine spätere Zeit gekommen.

Es finden sich auch in den Oden vor 1766 mancherlei Spuren der Beschäftigung mit deutschem Alterthum, die ebenfalls nur auf Lohenstein zurückzuführen sind.

Barden und Thuiskon finden sich in den Oden seit 1747: vgl. An meine Freunde 1747 Muncker-Pawel 1, 12; An Gleim 1752 S. 102; Die beiden Musen 1752 S. 108; Der Rheinwein 1753 S. 117; Thuiskon 1764 S. 171; Aganippe und Phiala 1764 S. 158; Kaiser Heinrich 1764 S. 161. Nun könnte ja der Verdacht auftauchen, dass all diese Erwähnungen erst bei der Drucklegung hineingekommen wären[13]); doch sprechen wenigstens zwei Zeugnisse sicher dagegen. Wir haben nur zwei von den genannten Oden, und von diesen auch nur Bruchstücke, in Originalniederschrift Klopstocks oder gleichzeitiger Abschrift Gleims erhalten, die wir heranziehen können. Es sind dies die Oden 'An meine Freunde' und 'Aganippe und Phiala'. Sie genügen aber, uns erkennen zu lassen, dass Klopstock bereits seit 1747 sich für deutsches Alterthum interessirt und sich damit be-

---

[13]) Wie z. B. in der That in der Ode 'An Gleim' (Muncker-Pawel 1, 103) die 'Barden' nicht in *O* und *Gl.*, sogar noch nicht in *D* vorhanden sind.

schäftigt hat, und dass er lange vor dem Erscheinen Ossians die Barden zu Sängern deutscher Vorzeit erhoben hat. Kannte Klopstock aber sicher schon 1747 (Muncker-Pawel 1, 12) die Barden und ihre Functionen, so werden wir auch in den übrigen Oden die Erwähnung der Barden und natürlich auch Thuiskons ohne Schwierigkeit als Originalfassung Klopstocks[14]) ansetzen können; denn für beides fand er die Vorlage im Lohenstein.

Bei Lohenstein, wie bei Klopstock singen die Barden die Thaten der Helden und vermitteln sie der Nachwelt (Lohenstein 1, 977); sie singen in Schlacht und Kampf, um die Krieger zu ermuthigen (2, 1194) und zur Hochzeit Hermanns (1, 1174[b], vgl. die Stellung der Barden in Herm.-Schlacht); aber sie sind auch die weisen Lehrer und Erzieher (Lohenstein 2, 745), sie wohnen in einem schönen Garten und erziehen die Kinder der Vornehmen (2, 749[a]). Sollte nicht diese Vorstellung in den 'Beiden Musen' durchklingen: 'Ja bey Barden Wuchs ich mit dir in dem Eichenhain auf'! Auch dieser Eichenhain und die Heiligkeit der Eiche überhaupt haben ihre Parallele im Lohenstein.[15]) 2, 531 sitzen die Druiden unter drei gewaltigen Eichen; 2, 263[a] und [b] spielt die heilige Eiche eine grosse Rolle.[16]) Auch später in den Bardieten finden wir Ähnliches. Herm.-Schlacht II 92 singen die Barden nicht eher das gewaltige Vaterlandslied, als bis Siegmar mit heiligem Laube bekränzt ist. Doch mag dort schon Ossian eingewirkt haben; sicher ist, dass Klopstock lange vor dessen Erscheinen, in dem Drange, sich in die alte Zeit zurückzuversetzen, unabhängig von ihm, durch Lohenstein angeregt, fast dasselbe Colorit getroffen hat, wie er es nach 1762 (1764) uns malt. Dass er auch später Lohenstein benutzt hat, werden wir unten zu besprechen haben.

---

[14]) Thuisko kann allerdings auch nur aus Tacitus, Germania Cap. 2 geschöpft sein; denn Lohenstein 1, 1119[a] bietet auch nicht mehr über ihn als Tacitus.

[15]) Lohenstein schöpft wohl seinerseits aus Cluverius, den Klopstock gewiss auch öfter zu Rathe gezogen hat, wie die Anmerkung zu Herm. - Schlacht (1769) I (Kürschners National - Litteratur 48, 53) verräth.

[16]) Vgl. Lohenstein 1, 970[b].

2. Die deutsche Mythologie Klopstocks seit 1766.

Mit dem Erscheinen von Mallets Buch und Gerstenbergs 'Skalden' beginnt die Periode der weiteren Vertiefung Klopstocks besonders in die Mythologie. Doch blieben auch die Quellen der früheren Jahre: Resenius, Cluverius und Lohenstein nicht vergessen. So bekommt auch der Brief Klopstocks an Denis (Denis' Nachlass 2, 117) vom Jahre 1767 (vgl. Muncker S. 385; Pfau S. 173) erst die richtige Auslegung: 'Wenn Sie nur Mallets Edda kennen, so kennen Sie die Edda nicht genug' ... Er erweiterte seine Kenntnisse also nicht jetzt erst über Mallet hinaus, sondern Mallet und besonders Gerstenberg erweckten die Beschäftigung mit deutschem Alterthum zu neuer Blüthe.

Der Eifer, den Klopstock nun entfaltete, war gross. Er nahm in der ersten Begeisterung eine Reihe von Namen und Anspielungen auf, die er nachher fallen liess, um dem Verständniss des Publikums entgegenzukommen. So wurde die 'Mundstringa' des Druckes *H* (Gerstenbergs Hypochondrist 1771 1, 340) in die 'Telyn' verwandelt (Ode 'Braga' Muncker-Pawel 1, 189), 'Oendurdis Bogen' (Ode 'Die Kunst Tialfs' Muncker-Pawel 1, 215 Druck *HD*) in 'der Jünglinge Bogen' verändert; in derselben Ode haben *HD* auch die Riesenschlange 'Midgars' (!), was später fehlt.

Ebenso hat auch Kretschmann[17]) im 'Gesang Rhingulphs' (1784, Sämtliche Werke 1, 94) den Namen des Ebers Gullinbust getilgt gegenüber der Fassung des Gesanges von 1769 (IV 62).

Wir kommen nun zur Betrachtung der einzelnen Götter.

Wodan. In den Oden erscheint der Gott nicht oft; öfter in den Bardieten. Er ist der Höchste der Götter (Anmerkung zu Herm.-Schlacht 1769 I Anfang, vgl. Hamel, Klopstocks Werke 4, 59): 'Weil sie den Krieg über alles liebten, so stand ihnen der oberste Gott vornämlich auch

[17]) Im Folgenden ist 'Rhingulphs Gesang' nach der Ausgabe von 1769 citirt, 'Die Klage Rhingulphs des Barden' nach der von Leipzig 1771 und auch hier bedeutet die römische Ziffer den Abschnitt, die arabische die Seitenzahl des Druckes; die übrigen Gedichte nach den 'Sämtl. Werken' 1784—99. 6 Bde.

im Kriege bey. Aber er war ihnen nicht Mars. Thor oder Thur war es auch nicht . . . Der eigentliche Kriegsgott war der Untergott Tyr.' Es ist dies eine für Klopstocks Zeit überraschend richtige Deutung des Verhältnisses der drei Götter. Sie repräsentiren ihm die heldenhafte Seite des nordischen Götterstaates:

Nossa . . . . führe voran die blutigen Wodan,
Thorr, und Tyr in den Hain!

(Muncker-Pawel 2, 93). Diese Seite Wodans fand unser Dichter im Mallet 1, 77: 'C'est .. le Dieu terrible et sévère, le pére du carnage ... celui qui donne la victoire' .... doch derselbe Gott 'ne laissoit pas ... d'en être le Créateur et le Pére ... (il) vit et gouverne pendant les siécles'. Das letztere benützt Klopstock in der Ode 'Der Hügel, und der Hain' (Muncker-Pawel 1, 205, 99—104):

. . . und That
Des Friedens auch, und Gerechtigkeit lehr' euch Wodan!

Wenn nicht mehr in Walhalla die Helden Waffenspiel
Tanzen, nicht mehr von Braga's Lied' in der Freude
Süsse Träume gesungen, halten Siegesmahl,
Dann richtet auch die Helden Wodan!

Die Freuden der Helden in Walhalla fand der Dichter im Resenius, Myth. XXXIII—XXXV und Mallet 2, 159, aber woher stammt Wodans Richteramt in diesem Zusammenhange? Es ist doch mit den letzten Worten der Weltuntergang gemeint 'le crépuscule des Dieux' (Mallet 2, 208); aber dort geht auch Odin in dem allgemeinen Kampfe unter; als die neue Erde aus den Fluthen hervortaucht. sind es andere Götter (Mallet 2, 215), die da herrschen, Es kann nur eine falsch gedeutete Stelle (Mallet 1, 102f.) in Betracht kommen, wo es in einem Fragment aus der Voluspa heisst: 'un palais y est élevé ... C'est là que les Justes habiteront . . . Alors le Puissant, le Vaillant, celui qui gouverne tout sort des demeures d'enhaut pour rendre la justice divine'. Dieselben Worte sind von Mallet (1, 78) für Odin gebraucht, so dass Klopstock sie leicht auf ihn beziehen konnte.

In den Bardieten ist Odin vornehmlich Kriegsgott. Ihn rufen die Krieger an (Herm.-Schlacht VII 148. XI

203. 210. 213. Herm. u. d. Fürsten II 227. IX 353. Herm.-Tod XIX 136). Selten erheben Frauen ihre Stimme zu ihm (Herm.-Tod XIV 79). Ihm singen die Bardenchöre den Schlachtruf (Herm.-Schlacht VII 148). Er leitet die Schlacht und fährt mit seinem Wagen über das Feld (Herm.-Schlacht XI 177. Herm.-Tod XV 88). Das Klirren seiner Waffen verkündet Glück und Unglück (Herm.-Tod XV 88); im Schilde hält er die Loose der Schlacht (Herm.-Tod V 25. XIX 146).

Doch nicht allein die Schlacht, auch die ganze kriegerische Erziehung leitet er; bei der Schwertleite wird er zusammen mit Mana und Thuiskon angerufen (Herm. u. d. Fürsten III 246). Zu ihm ziehen die gefallenen Krieger ein (Herm.-Schlacht VIII 155). Unzählbar sind die Stellen, an denen Odins Figur vorkommt; doch ist eine einzige Stelle Mallets (1, 79) für alle seine Functionen Vorlage gewesen: 'Ainsi cette intime persuasion où ils étoient que le Dieu suprême se montroit lui-même dans les batailles, qu'il soutenoit ceux qui se défendoient avec courage, qu'il combattoit pour eux, qu'il les emportoit dans le ciel, et que ce séjour de délices n'étoit ouvert qu'à ceux qui périssoient en Héros.'

Die Späteren verflachten, wie alles Übrige, so auch diesen Gott; er ist der 'Allvater' ganz im allgemeinen; Denis hat diese Bezeichnung christlich gewandt, er nennt die Kirche 'Allvaters Halle' und den Himmel 'Allvaters Himmel' (vgl. Hofmann-Wellenhof, Mich. Denis, Innsbruck 1881, S. 204—230). Daneben stehen aber ganz heidnische Vorstellungen, wie in dem Gedicht 'Das Donnerwetter' (Denis, Ossians und Sineds Lieder, Wien 1784, 4, 141 f.).

Klopstock nennt den Gott 'Wodan'; nur einmal erscheint die Form 'Odin' (in der Ode 'Thusnelda' Muncker-Pawel 1, 207). Er konnte die Form Wodan aus Mallet 2, 85 entnehmen; sie stammt jedoch wohl aus des Cluverius Germania antiqua, wie uns die Anmerkung zu Herm.-Schlacht 1769 I Anfang (Dtsche. National-Litt. 48,59) lehrt. Übrigens nennt auch Lohenstein im Index den Gott Wothan, im Text (1,69[b]) Woden, (2, 877[b]) Wodan und Othin.

Geringeren Raum nehmen Thor und Tyr ein. Nach Klopstocks Meinung (Anmerkung zu Herm.-Schlacht 1769 I Nat.-Litteratur 48, 59) ist Thor kriegerisch, ein Beschützer der Untergötter, hauptsächlich aber Gott des Wetters und der Fruchtbarkeit; der eigentliche Kriegsgott ist Tyr. Aus Gerstenberg war nicht viel zu entnehmen; er erwähnt Thor im Litteraturbrief 21 und in den Vermischten Schriften 2, 109; Tyr gar nicht. So war Klopstock auf Mallet (Resenius) angewiesen, der ja verhältnissmässig viel von Thor erzählt: seine Fahrt zu Utgardaloki und zu Hymer (Mallet 2, 119. 171—192, bes. 180 ff.). Trotzdem ist die Figur des Gottes recht stiefmütterlich behandelt worden.

In den Oden ist Thor neben Wodan der Kriegsgott (Ode 'Hermann' Muncker - Pawel 1, 210. Ode 'Hermann aus Walhalla' 2, 93). Ebenso in den Bardieten: Herm.-Tod XIX 147; Herm. u. d. Fürsten I 201; öfters wird er mit Wodan zusammengenannt: Herm. u. d. Fürsten XIII 377 u. a.

Die Späteren haben seine eigentliche Function ganz vergessen; er ist ihnen meist nur eine allgemeine Gottesbezeichnung (Gesang Rhingulphs II 42. III 49. 52. 54. Klage Rhingulphs II 25. 36. III 51. IV 71); er wird oft mit Mannus und Teut verbunden und zeigt dadurch schon, wie verblasst seine einstige Bedeutung ist; so z. B. bei Hartmann, Ode an Rhingulph (S. 146):

Als Dein erhabnes Lied nach Walhalla scholl,
Erstanden Thor und Mannus und fragten sich,
Ob einer von Walhallas Barden
Deine volltönende Harf' besaitet?

Vgl. Denis' Nachlass 2, 129 (Gleim an Denis) und Göttinger Musen-Almanach 1770 S. 86.

Nur selten ist Thor noch der mächtige Gewittergott: Gesang Rhingulphs IV 76. V 91. Klage Rhingulphs I 22. III 50. Kretschmann, Trinklied bey Hermanns Siegesschmaus (2, 226). Gott des Krieges ist er nur noch bei Alxinger im Doolin VIII Str. 26, der auch seinen Hammer Miolner kennt, Kenntnisse, die wohl aus Denis stammen.

Merkwürdig ist die Klopstockische Form des Namens 'Thorr' (Gen. Sing. 'Thorrs'. Anmerkung zu 'Braga' Muncker-Pawel 1,237. Vgl. 2, 93. Herm. u. d. Fürsten XIII 377; Herm.-Tod XIX 147). Nur in der Anmerkung zu Herm.-Schlacht I (1769, Nat.-Litteratur 48, 59) steht 'Thor', die sonst auch bei Mallet und Resenius übliche Form. An eine altnordische Nominativbildung mit —r, wie wir sie heute ansetzen würden 'þórr', ist natürlich nicht zu denken, da sowohl die isländische wie die dänische Fassung der Edda 'Thor' schreibt (vgl. auch Gerstenberg, Verm. Schriften 2, 109). Eine ebenso seltsame Form ist das bei Kretschmann auftauchende 'Tohro', 'Thoro', das meist in der zweiten Bearbeitung getilgt ist. Schon bei Saxo Grammaticus finden sich Namen auf —o häufig: Alvo, Aggo, Ako, Blacco, Ebbo, Eppo, Frotho . . .; merkwürdigerweise auch Thoro (Müllers Ausgabe S. 324. 372f. 644f.). Dazu kommt die Vorliebe des Macphersonschen Ossian für Namen auf —o: Arno, Artho, Corlo, Cratheno, Curtho, Dorgo, Ratho, Ryno . . . . . Beides hat wohl jene Bildung hervorgebracht.

Noch schlechter als Thor kommt Tyr fort. Er wird in der Ode 'Hermann aus Walhalla' (Muncker-Pawel 2, 93) zusammen mit Wodan und Thor genannt; Herm. u. d. Fürsten I 201 und Herm.-Tod XIX 155 erscheint er; dann hat ihn nur der Östreicher Ratschky (Gedichte, neue verm. und verb. Aufl. 1791 S. 31) in seinem 'Wettgesang zwischen Bergelfuss und Niethard' erwähnt:

Mich lüstets ha! nach Armyrs Blute,
Den Tyr den Schiffweg hergesandt,

in einem Gedicht, das deshalb noch besonders interessant ist, weil es die erste Erwähnung Lokis enthält:

Da soll in Nastronds Mördertiefen
Wo Lok der Göttertäuscher heult
Ihm Drachengift ins Antlitz triefen,
Bis Skoll einst Imers Licht ereilt.

Ganz conventionell stellt Dusch im Göttinger Musen-Almanach 1773 S. 188 Tyr mit Bragar zusammen:

Ein Bragar und ein Tyr, mit Brust an Brust gelehnet,
Held Joseph und Held Friederich.

Im Resenius (Myth. XXIII. XXVII) ist freilich sowohl über Tyr wie Loki das Nöthige berichtet (vgl. Mallet 1, 88. 2, 133. 139); doch fehlen, wie schon erwähnt, die grossen Götterlieder, in denen gerade diese Gestalten so plastisch hervortreten.

Ebenso wie Tyr erging es Balder. Er wird nur in der Anmerkung zur Ode 'Unsere Sprache an uns' (Muncker-Pawel 2, 173) als der 'gute und unglückliche Gott' erwähnt; trotzdem aber der Dichter von einem skaldischen Fragmente spricht, scheint er doch seine Kenntniss, wie die Bezeichnung 'Der Gute' beweist, aus Resenius, Mythol. XLIII 'De Baldro cognomento Bono' (Mallet 2, 192 'De Balder le Bon') und Mallet 1, 85. 2, 124 geschöpft zu haben.

Die Hauptgestalt des ganzen Klopstockischen Götterhimmels ist Braga, der Gott der Dichtung und des Gesanges, auf den der Dichter mit grosser Liebe viele kleine Züge zusammengehäuft hat, den er im Gegensatz zu den übrigen Göttern genau schildert:

Sing, es umkränzete die Schläfen ihm der Eiche Laub!
Sings, o Bardenlied, schimmernder bereifet war ihm
Der beschattende glasorische Kranz!
Golden sein Haar, und wie der Kranz bereift!

Feurig beseelet' er die Saiten, und der Felsen lernts,
Denn die Telyn scholl! Tapfere belohnte sein Lied,
Und den Weisen! von den Ehren Walhalls
Rauscht' es in freudigerem Strophengang.
(Ode 'Braga' Muncker-Pawel 1, 189.)

Er singt in Walhalla zum Mahle der Helden 'umdränget von Enherion' (Ode 'Braga' Muncker-Pawel 1, 190); er ist der 'Begeistrer' der Barden und Skalden, mit denen er im Chor Reigentänze singt ('Unsre Fürsten' Muncker-Pawel 1, 186 f.); er lehrt auch gottbegnadete Menschen ('Stintenburg' Muncker-Pawel 1, 198). Oft wird seine Telyn erwähnt, doch gehe ich hierauf nicht ein, da Ehrmann a. a. O. S. 14 ff. hierfür aus den bardischen Dichtern eine Fülle von Belegen gegeben hat. Dazu ist Braga auch der Gott der Weisheit, der 'aus dem Quell Der Begeistrung, und der Weisheit' getrunken hat ('Unsre Fürsten' Muncker-Pawel 1, 187).

Leicht erklärlich ist es, dass er für Klopstock auch zum Gott der 'Deutschen' Dichtung geworden ist:

. . . selbst Hesperien schläft!
O sie wecke nie die Sait' und das Horn
Braga's auf! Flögen sie einst deinen Flug,
Schwan des Glasoor [18]); neidet' ich sie!
(Ode 'Der Bach' Muncker-Pawel 1, 184.)

Doch neben den Liedern, mit denen man nicht 'Rufe der Schlacht' mischen soll ('Stintenburg' Muncker-Pawel 1, 198), singt Braga auch das Kriegslied, das nach ihm, dem weisen Sänger und Helden, ('Der Hügel, und der Hain' Muncker-Pawel 1, 206) genannt ist:

Ich sang's in der Öde des Hains, und mir allein,
Das Bragalied . . .
('Die Krieger' Muncker-Pawel 2, 12.)

Mit allem diesem folgt Klopstock im allgemeinen der Schilderung Mallets (2, 134); doch hat er vieles, wie die kriegerische Seite Bragas, sein Horn, das auch seine Barden führen [19]), hinzugethan.

Ganz freie Erdichtung ist es auch, den Gott zum Erfinder des Eislaufs zu machen, den der Sänger mit des Liedes Rhythmen vergleicht:

Ich, der Begeisterer des Barden und des Skalden, ich,
Tön' es, Telyn, laut! hör' es du am Hebrus! erfand,
Vor der Lanze, und dem Sturme vorbey
Siegend zu schweben! Und den schönen Sohn

Siphia's lehrt' ich es! Wie blinken ihm sein Fuss und Pfeil!
Lehrts Tialf, dem nie einer in dem Laufe voran, ...
('Braga' Muncker-Pawel 1, 190; vgl. 'Die Kunst Tialfs' 1, 215.)

Tialf ist ebenfalls ganz frei zum Gott des Eislaufs geworden; er ist in der Edda ein Diener Thors (vgl. Anmerkung zur Ode 'Braga' Muncker-Pawel 1, 237), der bei Utgardaloki mit dem Diener Hugi um die Wette läuft.

---

[18]) Vgl. dazu die Anmerkung bei Muncker-Pawel 1, 233 sub voce 'Glasor' und S. 237; die Form ist wohl nach Gerstenbergs (Vermischte Schriften 2, 109) 'Glasur' gebildet.

[19]) Vielleicht hat Heimdalls Horn (Mallet 2, 136) den Vorwurf abgegeben.

Mallet erzählt 2, 179f. die Fahrt zu Utgardaloki, eine der wenigen Partien, die ausführlicheren Bericht über die Thaten eines Gottes geben; er überschreibt auch das Kapitel 'De l'art de Tialfe' (vgl. Resenius, Mythol. XL). Sicher hat Klopstock daher die Bezeichnung des Eislaufs als 'Kunst Tialfs' genommen. Die zweite Figur ist Uller, der ja schon in der nordischen Mythologie ein Wintergott ist; 'Schönheit, Pfeile, und Schrittschuhe unterscheiden ihn von den andern Göttern' (Anmerkung zu 'Wingolf' Muncker-Pawel 1, 233); Mallet 2, 137 (Resenius, Myth. XXVI) bot das Nöthige.

Doch kehren wir zu Braga zurück. In den 'Bardieten' erscheint er selten (Herm.-Schlacht III 111), öfter bei den Späteren, denen er aber nur Gott des Gesanges und der Dichtkunst, specieller der deutschen Dichtkunst ist: Gött. Musen-Almanach 1773 S. 188; 1774 S. 190. 210; 1775 S. 87. Kretschmann, Epicedion in Denis' Nachlass 2, 110; Denis an Hartmann, Nachlass 2,63; Alxinger, Gedichte (1780) S. 76; Joh. F. Hahn[20]), Brief 1, S. 253; Hölty 'Bardengesang' (Ausg. von Halm S. 208) und 'An Teuthard' (S. 85). Die Namensform ist bei den einzelnen Dichtern sehr verschieden. Schon Klopstock gebraucht, wie früher nachgewiesen, nach Resenius, Myth. XXIV die Form 'Bragor', später gehen 'Braga' und 'Bragar' nebeneinander her, doch überwiegt bei weitem die erstere Form, wohl weil Klopstock die Bildung mit a für echt Deutsch hielt, wie man aus einer Anmerkung zu Herm.-Schlacht 1769 V (National-Litteratur 48, 90) ersehen kann, wo er die von ihm gebrauchte Form 'Mana' gegenüber dem Taciteischen 'Mannus' folgendermassen vertheidigt: 'Mana: So hiess in der Sprache unsrer Vorfahren der vergötterte Held, der Mannus von Tacitus genannt wird.' Auch Gerstenberg nennt den Gott 'Braga' oder 'Bragur' (Vermischte Schriften 2, 109). Bei den Späteren stehen die Formen 'Braga', 'Bragur' und 'Bragar' nebeneinander.

Über die Sänger Bragas, die Barden und Skalden, hat

---

[20]) Gedichte und Briefe. Gesammelt von Carl Redlich in den Beitr. z. Deutschen Philologie. Julius Zacher dargebracht.. Halle 1880.

sich Klopstock selbst in einer Anmerkung zu Herm.-Schlacht 1769 I ausgesprochen (National-Litteratur 48, 53.63). Wie Braga der Gott des Dichtens und Gesanges ist, aber auch in die Schlacht zieht und den Kriegsgesang anstimmt, so singen auch die Barden neben ihren Liedern zum Preise der Helden Kriegslieder. In den Oden sind ihre Gesänge mehr jener, in den Bardieten mehr dieser Natur.[21]) In Herm.-Schlacht haben sie sich hinter dem Kampfplatze aufgestellt und begleiten die Wendungen des Kampfes mit ihren Liedern, sie feuern die Krieger an, richten die Verzagten auf und flehen zu den Göttern um guten Ausgang. Sie scheinen sogar in wildester Begeisterung mit in den Kampf gegangen zu sein, wo sie durch kühne Jünglinge geschützt wurden (National-Litteratur 48, 64). Die Druiden sind streng von ihnen geschieden; sie sind nur Priester (Herm.-Schlacht III 105).

Die Quelle für diese Kenntnisse ist schon früher besprochen worden: Lohenstein.[22]) In der Folgezeit sind die Barden nur noch deutsche Sänger und Dichter; sie sind es ja, die der ganzen Richtung den Namen gegeben haben.[23])

Auch die alten westgermanischen Stammväter des Tacitus (Germania cap. 2) sind in den nordischen Olymp versetzt, der dadurch allerdings ein etwas buntes Aussehen erhält. Es ist ja natürlich, dass diese Gestalten nicht plastisch sein konnten; sie werden im allgemeinen als Gottesbezeichnung gebraucht und erhalten nur durch Zusammenstellung mit andern Göttern einiges Leben.

Thuiskon[24]) ist meist in der Bedeutung Stammvater gebraucht: Herm.-Schlacht I 78. III 114; Denis 4, 160.210 u. ö.

---

[21]) Doch vergl. 'Wingolf' Muncker-Pawel 1, 25, 11.

[22]) Freilich zeigt die Anmerkung zu Herm.-Schlacht I (National-Litteratur 48, 53), dass Klopstock auch die antiken Autoren in dieser Zeit zu Rathe gezogen hat; alle die dort angeführten Stellen fand er jedoch in des Cluverius Germania antiqua (I cap. 51 S. 351 der kleinen Ausgabe). Auch Bartholins Buch 'De causis contemptae a Danis . . . mortis' S. 171 ff.) kann hier eingewirkt haben.

[23]) Vgl. Ehrmann S. 77.

[24]) Neben Tacitus mag wohl auch Lohenstein 1, 1119a Quelle gewesen sein; auf der Abbildung zu 1, 81 sieht man in einer Halle

Joh. F. Hahn 1, 245. Gött. Musen-Almanach 1772 S. 206 u. ö. (vgl. für Denis Hofmann-Wellenhof S. 221). Man schwört bei ihm als einem hohen Gott: Herm.-Schlacht XI 180; Herm. u. d. Fürsten II 237; ihm wird im Frühling ein Kriegstanz gehalten Herm.-Tod XIV 69; im Opferhain wird ihm geopfert Gesang Rhingulphs IV 66.

Ähnlich wird auch der Name des Mannus (Mana) angewandt (Herm.-Schlacht VII S. 148); doch werden auf ihn auch Züge von andern Göttern übertragen: es schwören bei ihm die Krieger Herm.-Schlacht II 91. XI 198. XIV 237; man singt von ihm Lieder XI 207. Reizend ist das kleine Idyll XI 207

Auf Moos', am luftigen Bach,
Sass Mana mit seinen ersten Waffen ....

Er erscheint in der Reihe der andern Götter, aber ohne deutliche Function in der Ode 'Thuiskon' (Muncker-Pawel 1, 171); ebenso im Gesang Rhingulphs III 56:

Schwüle Gewitter schleichen umher;
Und Tohros laute Stimme ruft,
Und Mannus' Schwert blinkt in der Luft;
Hertha hat schon das Feld geweiht:
Das, das, Veleda ist die Zeit!

Ganz verblasst gebrauchen ihn die übrigen bardischen Dichter; es ist nur eine Umschreibung für 'Deutsch', wenn von Barden Manas (Denis 5, 174) und Enkeln Manas (Denis 4, 125; Hartmann, Vaterlandslied, Werke S. 128) gesprochen wird; ähnlich redet im Gött. Musen-Almanach 1774 S. 209 Chr. von Stolberg von der Zunge, 'Die Thuiskon und Mana sprach!'

Noch farbloser ist die Gestalt Teuts, die sich die 'Barden' selbst geschaffen haben: Teuts Kinder, Enkel, Geschlecht sind die Schlagwörter, die Leute wie Hartmann, Mastalier und Ratschky und besonders Denis (vgl. dazu Hofmann-Wellenhof S. 214. 221) gebrauchen. Solche Anwendung entfernt sich natürlich weit von den Bemühungen Gerstenbergs und Klopstocks; diese Dichter sind es gewesen,

---

Thuiskons Bild an der Wand; sollte dies vielleicht auf Joh. E. Schlegel gewirkt haben, der Bilder im Hain Thuiskons erwähnt?

die im Anfang der ganzen Richtung den Spott der Zeitgenossen zugezogen haben.

Aus Tacitus (Germania cap. 43) stammen endlich auch die Alzes; sie sind für Klopstock die Götter der Freundschaft ('Der Hügel, und der Hain' Muncker-Pawel 1, 238; Herm.-Tod S. 167 Anmerkung) und des Friedens (Herm. u. d. Fürsten S. 406 Anm.). Mit Hertha zusammen nennt sie Arpe (Herm. u. d. Fürsten VII 301); sie treten in Gegensatz zu Tyr (Herm.-Tod XIX 138). Klopstockische Phantasie hat sie mit goldenem Apfel und fliegendem Mondglanzhaar begabt (Herm. u. d. Fürsten VII 303).

Von den oberen Göttinnen ist nicht viel zu sagen. Selten erwähnt Klopstock die Freya ('Hermann aus Walhalla' Muncker-Pawel 2, 93). Die Anmerkung nennt sie 'die Göttin .. der Liebe, und zugleich die erste der Göttinnen' (vgl. Anm. zu 'Wingolf' 1, 233 und Herm.-Tod III 20. XVIII 107). Hier scheint eine Vermischung und Verwechslung von Frigga und Freya vorzuliegen. Mallet (1,88) kennt beide Göttinnen: 'Nous venons de voir que la Mythologie Islandoise compte douze Déesses, en y comprenant Fréa ou Frygga épouse d'Odin la premiére de toutes.' Von Freya heisst es (2, 150f.): 'Freya est la plus illustre des Déesses après Frigga.' Auch Gerstenberg nennt (Vermischte Schriften 2, 112) Frigga die Gemahlin Odins, kennt jedoch auch die Freya ('Iduna' Vermischte Schriften 2,144). Klopstock scheint Freya für die Gattin Odins gehalten zu haben: wir werden sehen, wie der Irrthum entstanden ist.

Göttin der Liebe bleibt Freya auch bei den Späteren:

Selig, selig ist, wem Fråe,
Unter uns sein Weib der Ehe
Auserlesen hat!

Gesang Rhingulphs I 19; vgl. I 22. II 33. Kretschmann, Lied eines nordischen Wilden (2, 216). Ihr werden, wie bei Klopstock, Gespielinnen, Dienerinnen beigesellt, 'der Freya Mädchen': Gesang Rhingulphs I 18. 21; Klage Rhingulphs IV 64; Hartmann, Mein Bardenfest (S. 168). Kretschmann liebt gerade diese Göttin sehr; bei ihm steht auch die merkwürdige Form 'Fråe', die allem Anschein nach auf Mallets 'Fréa' zurückgeht; vielleicht hat diese Namens-

ähnlichkeit auch für Klopstock die Veranlassung gegeben, die Gestalten der beiden Gottheiten zu vermischen. Hinzu kommt jedoch, dass auch bei Saxo Grammaticus, wie überhaupt in den späteren Überlieferungen, Freya und Frigga verwechselt werden. Saxo erzählt z. B. S. 42f. (der Ausgabe von P. E. Müller, Havniae 1839, die mir allein zugänglich war) die Erwerbung des Halsbandes der Frigga, nicht der Freya. Bei ihm treffen wir auch die Form 'Frea' wieder, jedoch diesmal neben 'Freja' 'Freya' als Namen der Freya, nicht der Frigga, wie bei Mallet. Endlich kann auch Lohenstein die Vermischung begünstigt haben, der 2, 878 'Frigga oder Freja' die Gattin Othins nennt: 'Sie wird für Othins Gemahlin, für die mitternächtige Venus, und eine Vorsteherin der Liebe gehalten.'

Um Freya gruppirt sich eine ganze Anzahl kleinerer Gottheiten: Löbna, Wara, Gna, Nossa und Hlyn (Hlyna).

Die beiden ersten erscheinen nur in der Ode 'Der Hügel, und der Hain' (Muncker-Pawel 1, 205). In der Anmerkung (1, 238) heisst es: 'Die erste söhnet die Liebenden aus, die zweyte bestraft die Ungetreuen.' Vorlage ist Mallet 1, 88f. 2, 152 und Resenius, Myth. XXX gewesen: 'Lôfna raccommode les amans et les époux les plus désunis. Vara reçoit leurs sermens, et punit ceux qui les violent.' Auch die Figur der Gna ist den genannten Quellen entnommen. Wieder hat Klopstock seine Anmerkung (zu 'Wingolf' Muncker-Pawel 1, 233) fast wörtlich aus Mallet (2, 152) übersetzt: 'Gna est la messagère que Frigga dépêche dans les divers mondes pour faire ses commissions'. . . Ebendaher stammt auch Nossa, die schönste der Asinnen ('Braga' Muncker-Pawel 1, 190; 'Hermann aus Walhalla' 2, 93; Herm. u. d. Fürsten VII 317). Hlyn endlich trägt die Züge ihrer Herrin; sie empfängt mit Freya zusammen die Kriegsgötter ('Hermann aus Walhalla' Muncker-Pawel 2, 93); in der Ode 'Wingolf' (vgl. 1, 233) nennt sie Klopstock die Göttin der Freundschaft (auch in der Anm. zu Herm. u. d. Fürsten S. 405); sie ist von Balder in eine Eiche verwandelt worden ('Unsre Sprache an uns' Muncker-Pawel 2, 173). Die Bardiete nennen sie nur (Herm. u. d. Fürsten VII 323) als Göttin

der Freundschaft; so kennt sie noch Dusch (Gött. Musen-Almanach 1773 S. 187); scherzhaft nennt sie mit Klopstock und Hermann zusammen Joh. F. Hahn in den Briefen S. 251.

Die Namensformen sind Mallet entnommen. Nur die Hlyn des Resenius ist beibehalten worden, wenigstens in den Oden; in den Bardieten heisst die Göttin nach Mallet (2, 151) Hlyna. Alle diese Namen endigen auf -a; Klopstock hat sich selbst in dem zweiten Bande der Ausgaben *Gg* (Muncker-Pawel 1, 237: Anmerkung zu 'Teutone') darüber ausgesprochen: 'Diess ist nicht die lateinische Endigung. Wir endeten in der Mitte des vierten Jahrhunderts . . . und noch lange nachher nicht wenig Worte mit a. Man braucht, um sich hiervon zu überzeugen, nur ein wenig im Ulphilas zu blättern . . .' Dennoch möchte ich glauben, dass die lateinische Form des Namens, wie er meistens in der lateinischen Fassung des Resenius stand, auch Einfluss auf die Bildung gehabt hat. Das sehen wir deutlich bei der Iduna. Diese Form stand schon im Resenius (Mythol. XXIV); daraus haben sie Mallet und auch Gerstenberg entnommen, der jedoch daneben 'Idun' hat; und zwar zeigt sein Gedicht 'Iduna'[25]) nur in der Überschrift die Form auf -a; im Gedicht selbst heisst die Göttin 'Idun'. Sollten hier metrische und rhythmische Gründe vorliegen?

Bei Klopstock ist Iduna (Idun) gewöhnlich nach Mallet 1,86 die Göttin der ewigen Jugend, die sie durch ihre goldenen Äpfel verleiht ('Wingolf' Muncker-Pawel 1, 9; 'Bardale' 1, 57). So kennt sie auch Gerstenberg im 'Skalden' und dem Gedicht 'Iduna'; auch Hölty im 'Bardengesang' lässt seine Kenntniss von ihr durchblicken. Nur einmal tritt sie als Bragas 'geschäftige Hausfrau' auf (Anmerkung zur Ode 'Wingolf' Muncker-Pawel 1, 233); als seine Gattin ist sie in der Ode selbst (1, 13) Göttin der Poesie.

Aus Tacitus (Germania cap. 40; Anmerkungen zu Herm.-Schlacht 1769 VII; National-Litteratur 48, 104) schöpfte Klopstock die Gestalt der Hertha. Sie ist ihm die Göttin des Friedens:

---

[25]) Vermischte Schriften 2, 144.

Unter des weissen Teppichs Hülle ruh auf dem Friedenswagen
Hertha! Im blumenbestreuten Hain walle der Wagen hin,
Und bringe die Göttin zum Bade des einsamen Sees.
('Der Hügel, und der Hain' Muncker-Pawel 1, 205.)

Ähnlich singen die Jungfrauen in Herm.-Schlacht XI 198 (vgl. Herm. u. d. Fürsten V 274. VII 303). Doch schon in der Ode 'Stintenburg' (Muncker-Pawel 1, 197) erscheint sie als Göttin des Lenzes; in den Bardieten ist sie die 'terra mater' des Tacitus (Germania cap. 40):

Hinter Alzes führt den Friedenswagen Hertha's
Sein Zwillingsbruder Alzes!
Die Göttin mehret die Erndte,
Und die Lese der Götter!

(Herm. u. d. Fürsten VII 311; vgl. Herm.-Schlacht X 170. Herm.-Tod XIII 61.)

Auch Wieland und seine Quelle Lohenstein (2, 171 ff.) fassen Hertha als Göttin der Erde und des Ackerbaus. Zwar hat auch Mallet (1, 81) die Tacitusstelle ausgebeutet, aber er bringt die Göttin 'Herthus, c. d. la Terre' mit Frigga zusammen; Klopstock scheidet jedoch gerade scharf zwischen seiner Freya und Hertha. Die Erzählung von der Tödtung der Sklaven bei Tacitus giebt Klopstock Gelegenheit, die Göttin auch in die kriegerische Sphäre hineinzuziehen: Herm.-Schlacht XII 224:

Einst seh ich, dass diese Purpurblumen sich röthen
Von meinem Todesblute!
Dann steh ich an Hertha's geweihtem Wagen, und sehe die Göttinn
Im Bade des einsamen Sees.

(Vgl. Herm.-Schlacht VII 152.) Sie lost merkwürdiger Weise die Todeslose (Herm.-Schlacht XI 212) und tritt einmal sogar selbst in den Kampf ein (Herm.-Schlacht VIII 158). Doch steht dies vereinzelt da. Neben ihrer eigentlichen Bedeutung steht noch eine ganz allgemeine: sie ist Schützerin und Göttin der Frauen (Herm. u. d. Fürsten VII 293. Herm.-Tod XIII 61. XXIII 162), sie wird gerade von ihnen angerufen.

Bei den Späteren ist sie die Göttin der Fruchtbarkeit. So singt Kretschmann im Gedicht 'Ermunterung' (1769 S. 11):

Zwar sang ich oft . . .
Der Göttin Fråa Frühlingslust,
Und warm von Herthas Honigwein
Sang ich den bunten Herbst im Hain.
Da strömte durch den Säulengang
Der Eichen fröhlicher Gesang,
Dann gab der Wiederhall zurück
Der Hertha Lust, der Fråa Glück.

Ja sie ist geradezu die Göttin des Sommers, 'deren Freuden alle fliehn' (Klage Rhingulphs III 45), wenn der Winter kommt. Sie hat die ersten Rosen in den deutschen Wäldern gepflanzt (Kretschmann, 'Abschied von Venus und Bacchus.' Sämmtl. Werke 2, 220); sie pflanzte auch den ersten Weinstock (Kretschmann, 'An den ersten Weinstock' 2, 229). Dusch erwähnt sie (Gött. Musen-Almanach 1773 S. 189) als Tellus; deutlicher sagt Denis (4, 129):

Er weis, der Busen Herthen, der er baut
Der nähret ihn und seine Kinder.

Ganz verblasst ist jedoch ihre Bedeutung in Claudius' Vaterlandslied (Gött. Musen-Almanach 1772 S. 205; ähnlich in einem anonymen Gedicht desselben Almanachs 1770 S. 56):

Ich weiss ein deutsches Mädchen!
Ihr Aug ist blau, und sanft ihr Blick,
Und gut ihr Herz,
Und blau, o Hertha, blau ihr Aug!

Diesen lichten Gestalten steht die finstre Hela gegenüber, zu der nach germanischem Glauben alle die kommen, die nicht im Kampf ihren Tod gefunden haben. Ganz deutlich zeigt uns diese Vorstellung eine Stelle aus Herm.-Tod XIX 143 . . . 'Oder weis ich etwa nicht, dass du hofst, ich werde zu Hela hinuntergehn? Die Ursache nicht, warum du es hofst? diese nämlich: Weil ich nicht in der Schlacht sterbe, sondern durch Mörder.' (Vgl. 'Hermann' Muncker-Pawel 1, 209 und 238 Anm. Herm. u. d. Fürsten XIV 385. S. 402. Herm.-Tod VI 36. XIX 119). Stracks dieser Vorstellung zuwider läuft eine Stelle aus der Ode 'Der Hügel, und der Hain' (Muncker-Pawel 1, 206):

B. Ach Wurdi, dein Dolch! Sie ruft, sie ruft
Mich in ihre Tiefe zurück, hinunter, wo unbeweinbar

Auch die Edlen schweben, die für das Vaterland
Auf des Schildes blutige Blume sanken!

Hier scheint die antike Vorstellung eingewirkt zu haben, wie umgekehrt die germanische Vorstellung vom Mahle der Einherjar bei Odin in Herm. u. d. Fürsten II 233 ein 'Mahl bey Pluto' hervorgebracht hat. Interessant ist es, wie sorgsam Klopstock Römer und Deutsche auch noch nach ihrem Tode scheidet. Flavius, der abtrünnige Deutsche, soll in Herm.-Schlacht VII 154 zu Minos hinunter; er soll Walhalla selbst nicht von fern sehn. Diese innige Bekanntschaft der Deutschen mit den Culten und Riten anderer Völker erklärt Klopstock in einer Anmerkung zu Herm.-Schlacht 1769 I (National-Litteratur 48, 63): 'Die alten Völker verehrten die Götter der andern auch, ob sie gleich nur ihre eignen anbeteten.'

Bei den übrigen mischt sich die Vorstellung der christlichen Hölle ein (Gesang Rhingulphs IV 71. V 85 u. ö.). Kretschmann hat sich eine ganz eigne Vorstellung von einer Grotte Helas gebildet, hinter der nach Walhalla hin ein dichter Wald liegt (Kretschmann bei Denis 5, 177 'An Sined, den Harfendruiden' und Gött. Musen-Almanach 1771 S. 150). Nur Ratschky (Gedichte 1791 S. 31) kennt, jedenfalls durch Denis' Studien angeregt, das Schlangenreich Helas.

Die Namensform 'Hela' stammt sicher nicht aus Gerstenberg (Vermischte Schriften 2, 111), der den altnordischen Genetiv 'Heliar' zum Nominativ gemacht hat.[26]) Mallet nennt sie 'Hela' 2, 140. 200 (1, 107). Die nordische Form 'Hel' kommt gar nicht vor; es scheint wie bei Iduna und zum Theil auch den Namen der übrigen Asinnen die lateinische Fassung des Resenius Quelle gewesen zu sein, die die Göttin Hela nennt (Myth. XXVIII).

Der Hela nahe stehen die Nornen, jene Richterinnen über alles was war, ist und sein wird. Auch Gerstenberg (Verm. Schriften 2, 110) kennt sie und scheidet drei Personen, jedoch ohne Namen. Die Namen Werandi und Skulda stammen aus Mallet (2, 105); Wurdi jedoch ist, wie

[26]) Vgl. Pfau, Vierteljahrschrift 2, 193.

Klopstock selbst in der Anmerkung zur Ode 'Unsre Sprache' (Muncker-Pawel 1, 237) angiebt, aus dem Heljand geschöpft.

Wurdi ist als Göttin der Vergangenheit 'die Norne Vertilgerin' ('Der Hügel, und der Hain' Muncker-Pawel 1, 203); sie wird von Klopstock mit einem Dolche begabt ('Unsre Sprache', 'Der Hügel, und der Hain' 1, 201. 206), und insofern sie über Tod und Leben entscheidet, fliesst sie Klopstock mit Hela zusammen, wie die citirte Stelle aus 'Hügel und Hain' zeigt: '... Sie ruft, sie ruft Mich in ihre Tiefe zurück ...' Gerstenberg andererseits wirft Disen, Nornen und Walkyriur zusammen, in denen er rächende Gottheiten erkennt (Vermischte Schriften 2, 110). Er folgt darin Mallet (2, 152), der unter den Walkyrien Skulda ('l'avenir') nennt. Auch die beiden anderen Nornen[27]) hat Klopstock mit Beigaben versehen, die er nicht in seinen Quellen fand; so heisst es in der Ode 'Skulda' (Muncker-Pawel 1, 181):

Ah Norne! .. Sie hub sich im Flug,
Schwebt', und wies mit dem ernsten Stab'
In das Thal!

In den Bardieten finden sich die Nornen nicht; und ganz natürlich! Da tobt Kampf und Schlacht; wo Wodan Sieg oder Tod verleiht, da haben sie keine Stelle. Auch die Späteren nennen sie wenig (Hartmann, Vaterlandslied S. 129. Gött. Musen-Almanach 1773 S. 186. 187).

In den Bardieten wählen die Walkyrien die Helden und führen sie hinauf zur Halle Wodans, nach Walhalla (Herm. u. d. Fürsten XIV 385. S. 406. Herm.-Tod XIX 154. S. 173), um dort als Einherjar ein herrliches Leben zu führen (vgl. 'Braga' Muncker-Pawel 1, 190; 'Hermann' 1, 211; 'Der Hügel, und der Hain' 1, 205). Schon Gerstenberg hatte so die Freude der 'Einherium' geschildert. Dort in Walhalla tönen herrliche Lieder zum Preise der Helden, die Braga und seine Barden singen (Herm.-Schlacht I 76 u. ö.); so kommt das 'Walhallalied' zur übertragenen Bedeutung 'herrliche Botschaft'; wer dies Lied hört, der siegt in der Schlacht (Herm.-Schlacht VI 137); aber es ist auch oft der Ruf nach Walhalla, für den, der es hört (Gött. Musen-Almanach

[27]) Anmerkung zu 'Skulda' Muncker-Pawel 1, 236.

1772 S. 65). Unter Denis' Hand erhält auch diese Vorstellung christliche Färbung: Allvaters Halle wird zur christlichen Kirche, Allvaters Walhalla zum christlichen Himmel (vgl. Hofmann-Wellenhof S. 213ff.).

Wir sind am Ende unserer Betrachtung angelangt. Das jedenfalls sehen wir, dass zwischen Klopstock, dem man allenfalls noch Kretschmann zugesellen kann, und den übrigen sogenannten bardischen Dichtern ein gewaltiger Unterschied in Bezug auf die Kenntniss deutscher Mythologie und überhaupt deutschen Alterthums besteht. Was die letzteren für Mythologie unserer Vorfahren ausgeben, sind Brocken, die von Klopstocks und Kretschmanns Tische gefallen sind; dass die Unzulänglichkeit ihres Verfahrens den Einsichtigeren selbst einleuchtete, geht aus der bei Ehrmann S. 80 aus Denis' Einleitung angeführten Stelle hervor. Die 'teutonische' Mythologie ist jedenfalls also kein Zeichen der 'bardischen' Dichter, wohl aber wenigstens zum Theil für Kretschmann und ganz besonders für unsern Klopstock. Zwischen Mythologischem und Bardischem ist streng zu scheiden; dies charakterisirt die Dichter, die davon ihren Namen bekommen haben, jenes Klopstock.

Marburg i. H. Willy Scheel.

Briefe Heinses an Wieland.

1. Der Brief mit den Stanzen.

H. Rudolf Brockhaus in Leipzig, dem die Wissenschaft die Hebung so manches kostbaren Schatzes verdankt, hat in seiner bekannten liberalen Gesinnung die Veröffentlichung des folgenden bisher ungedruckten Briefes W. Heinses an Wieland, dessen Original in seiner Sammlung sich befindet, gestattet.[1]) Diese Veröffentlichung schien mir angezeigt,

[1]) Herr Brockhaus hat das Autograph — mit den 42 Stanzen, die 14 Seiten füllen, zusammen 20 SS. 8° in Heinses zierlicher Handschrift — vor kurzem von einem Leipziger Sammler zu einigen bereits in seiner Sammlung befindlichen Handschriften Heinses erworben, da er bei der Durchsicht der Handschrift gleich das Vorhandensein der im

einmal weil wir bisher nur éinen Brief Heinses an Wieland und zwar den vom 2. Januar 1774 (s. Briefe zwischen Gleim, Heinse und Joh. v. Müller hg. v. W. Körte 1806 1, 136) kennen, zweitens weil der Brief für Wieland und Heinse sowohl als Menschen wie als Dichter von Bedeutung ist, und endlich weil ihm 42 Stanzen vorangehen, deren Handschrift vollständiger ist als der Druck (im Anhang zur Laidion) und diesem gegenüber zahlreiche nicht unwichtige Varianten enthält.

Ich gebe zuerst die Stanzen, natürlich nur die Abweichungen von der ersten Ausgabe, Lemgo 1774. Die Abweichungen der Laube'schen Ausgabe sind gering. Da der Druck mit Strophe 7 beginnt ist die Bezeichnung der einzelnen Stanzen der Ausgabe der des Manuscriptes immer um 6 voraus. I—XXXXII des Manuscriptes sind gleich 7—48 in der Ausgabe; im Drucke folgen dann noch 8 Stanzen, die erst später hinzugefügt worden sind.

Handschrift.	Erste Ausgabe 1774.
V	XI
4 jezt	4 nun
7 das	7 das (Laube: des [Druckfehler])
VII	XIII
1 Schassmin	1 Schassmin (Laube: Jasmin)
2 nach ihr	2 zu ihr
VIII	
3 Charitinnenmine (dabei von Wielands Hand: mine nicht minne)	
VIII	XIV
5 Zum	5 Zu
IX	XV
7 womit	7 mit dem
XIII	XIX
1 Urplötzlich sah ich eine Wolke schweben	1 Ich sah nach ihr, und aus den Lüften schweben

ersten Druck und auch in Laubes Ausgabe theilweise fehlenden Stanzen (XX u. XXI) bemerkte. Das Manuscript ist von jenem Sammler vor langer Zeit in Halberstadt gekauft worden und stammt vermuthlich aus Körtes Nachlass, denn es ist in einen Umschlag von Kanzleipapier geheftet, auf dem von Körtes Hand die Worte geschrieben stehen: 'Gedicht von Herrn Heinse aus Düsseldorf an Gleim' (!), dazu das Siegel 'W. K.'

Handschrift.	Erste Ausgabe 1774.
2 Voll Glanz herab, und eine ganze Schaar	2 Ein Wölkchen, und urplötzlich eine Schaar
3 Von Kindern war's	3 Von Kindern, schön,
4 schön	4 schlau
XIIII	XX
2 Strumpf	2 Hut
5 listigster	5 schlauesten
6 Das Hemd im Arm — aus meiner süssen Ruh	6 An seiner Brust das Hemd' — Aus süsser Ruh'
8 und jenes zog an Füssen	8 und das zog an den Füssen
XVI	XXII
5 Vom Bad verführt, entfernet	5 Im Wellenspiel verirret,
XVII	XXIII
1 daurete	1 währete
XVIII	XXIV
6 wonnetrunknen	6 wonnevollem
XX	XXVI
5 dass alle Nerven girrten,	5 dass — —
6 Verwundet schon mit süssem Blut befleckt —	6—8 fehlt
7 Und endlich brach, nach hundert Donnerschlägen,	
8 Im Sturm hervor entzückend süsser Regen.	
XXI	XXVII
2 Auf jede Stille folgt ein Donnerschlag —	2—5 fehlt. Zu 8 die Anmerkung: Das Ausgelassene ist zu lyrisch, zu brennend für das sanfte Gefühl der unschuldigen Deutschen.
3 Es spritzt das Blut der tollen Liebesbisse —	
4 Die Trunkenheit von Wonne raubt den Tag	
5 den Augen, macht, dass Hände, Leib und Füsse —	
6 Ein jedes voll	6 Dass alles voll
8 die	8 die (Laube: den)
XXII	XXVIII
7 Herabgestürzt vom Himmel muss ich trauren	7 Schon lässt sie mich dafür in bangen Mauren
8 Für diese Gunst nun hier in langen Mauren	8 Herabgestürzt vom schönsten Himmel, trauren (Laube: Mauern: trauern)
XXV	XXXI
2 Busen	2 Herzen



Handschrift.	Erste Ausgabe 1774.
XXVI	XXXII
1 Auf	1 Um
8 schwung	8 schwung (Laube: schwang)
XXVII	XXXIII
5 Silberwolken	5 Purpurwolken
6 der noch sich zu uns brach	6 der sich durch Blühten brach
8 Er sank	8 Er stieg
XXVIIII	XXXV
2 mit	2 Mit
3 Reiz	3 Schooss
4. 5 zu — wie zärtlich sie ihn an Sich drückt — und (8 Verse)	4. 5 wie — drückt] fehlt (nur 7 Verse)
XXXI	XXXVII
1 Und wollt ihr nicht, so lasst ich bitt, euch stellen	1 Beliebt euch auf die Probe selbst zu stellen
2 Es schadet nichts! — nur auf die Prob einmahl. —	2 Wenn sie gefehlt — und gehet in ein Thal
3 Wir gehen hin	3 Voll Schatten hin
4 Darüber sollt ihr halten einen	4 Versuchet hier, darüber einen
5 Der zappelnd lechzt und schnappt nach frischen	5 Der, stark sich windend, nach den frischen
6 Ihn halten stark sich windend nun einmahl	6 Zu schlüpfen kämpft, so mächtiglich einmal
7 So mächtiglich —	7 Mit zarter Hand —
8 Mit zarter Hand, dass er nicht schlüpft in	8 Zu halten, dass er euch nicht schlüpft in's
XXXV	XLI
1 Und Kleon schwieg, und seiner süssen Laute	1 So klagte Kleon hier in seiner Laute
2 Wollüstige, betrübte	2 Wollüstig bange süsse
4 war wenn in	4 bliebe, wenn
5 zerfloss die	5 verzehrte
7 Die zauberte den Kerker ihm zu Haynen	7 Die ihm den Kerker zauberte zu Haynen
XXXVIII	XLIV
1 Er sank nunmehr in die gewünschten Träume.	1 Vor Kleons Blicken flattern schon die Träume,
2 Der Gott des Schlafs, ein Knabe	2 Das Vorgespann des Knaben
3 Entführt ihn nun	3 Jetzt führt er ihn
4 Wo die Natur der Himmel auf	4 Worinnen Zevs Elysium
5 O sey auch oft so gnädig	5 O sey so gnädig doch auch
XXXVIIII	XLV
2 er verliebt an deine Brust sich	2 er sich zärtlich an die Brust dir
5 zurück in seine finstre Höhle	5 gewichen ist in seine Höhle

Handschrift.	Erste Ausgabe 1774.
6 Gewichen ist, und angefesselt liegt	6 Voll Nacht zurück, und da gefangen liegt
XXXX	XLVI
1 Jetzt fuhr er schon in seinem	1 Den Kleon fuhr er jetzt im
2 Den Kleon durch die ganze weite Welt	2 In Labyrinthen durch die weite Welt
3 Er wurde durch die Luft im Pfiff getragen	3 Es gieng dahin, wo tausend Sonnen Tagen (Laube: Sonnentagen)
4 Den Sirius vorbey, in's Sternenfeld	4 Vorbey den Sirius
6 das Rohr sich vor das	6 die Gläser sich vor's
7 das Galilä' einst zu Florenz geschaffen,	7 Die Galiläi, von der Dummheit Pfaffen
8 Wofür zum Lohn ihn kerkerten die Pfaffen	8 Zum Lohn gestäupet, zu Florenz erschaffen
XXXXI	XLVII
1 Kurz; Kleon stieg beynah in's	1 Durch alle Sonnen bis in's
2 So hoch hinauf	2 Hinauf geblitzt
3 Bis endlich er auf eine heitre	3 Erblickt er endlich eine heitre
4 Gezaubert sank, da ihm das	4 So schön, als ob der Liebe
5 Der Liebe schien — so hört' er singen Chöre	5 Den höchsten Göttern hier bereitet wäre
6 Voll Zärtlichkeit	6 Von Grazien
XXXXII	XLVIII
1 Es wallte Duft von Rosen, blühnden	1 Von Bluhmen wallte Duft, und
2 süss	2 stark
3 darüber	3 Darinnen
4 Dem Amor gleich erschien ihm	4 So schön, wie Amor, war hier
5 dem Gotte gleich	5 ein junger Gott
6 Weib, wie die	6 Mädchen, wie
7 So voll von Reiz von aussen,	7 Von aussen, voll von Reizen,
8 Sah aus dem Blick das Herz	8 Blickt' aus dem Auge Huld

Nun werden Sie Dinge hören, mein geliebter Meister, worüber Sie nach diesen wollüstigen Stanzen erstaunen sollen, obgleich Ihr herrlicher Grundsatz das Nil admirari ist. Ich werde die ganze unermessliche Masse von Wesen mit meiner Phantasie, wie eine Nuss mit der Hand, umfassen, und ihre Flügel sogar an der verzehrenden Sonne der Gottheit vorbeyschlagen. — In diesem Tone soll es noch etliche 20 Gesänge weiter fortgehen, wenn Sultan Tod es erlaubt, und die gutherzigen Deutschen mich unbekümmerten Anhänger des Quid sit futurum cras nicht Hungers sterben lassen.

Was sagen Sie dazu? Haben Sie die Gnade, sich als ein alter Meister der Kunst, der schon die Ruhe eines Phidias und Praxiteles eingeärndtet hat, mit einem jungen Artisten darüber zu besprechen. — Schon sitze ich zu Ihren Füssen und hange mit meiner Seele an Ihren Lippen. Ich will anfangen — der Bau der Stanze.

Ich las, nachdem ich meinen Brief an Sie schon auf die Post gegeben, in dem Vorwort zu Ihrem Idris: 'Die Schwierigkeiten würden unendlich geworden seyn, wenn ich mir in der Länge und Kürze der Zeilen nicht eine Freyheit erlaubt hätte, welche die Natur unserer Sprache zu erfordern schien.'

Ich antworte hierauf: Richtig ist es, dass die regelmässige Italienische Stanze wenigstens hundertmahl schwerer ist, als die freye Stanze im Idris; ob diese aber die Natur unserer Sprache zu erfordern scheint — müsste wahrscheinlicher Weise durch die geringere Anzahl unserer weiblichen dreyfachen Reime entschieden werden, dann an Wörtern fehlt's uns nicht hauptsächlich. Nun wollt' ich aber behaupten, dass sich der weiblichen Reime selbst im Idris wenigstens eine Anzahl zu zehn Gesängen finden, ohne dass dadurch die geringste Monotonie entstehen sollte. Warum konnte Ariost und Tasso so vielmahl die Reime aie, ano, ante, Ente, Etto, Otto, ore, ura, ita, ia und andere wiederhohlen, ohne dass man die geringste Monotonie in ihren göttlichen Gedichten bemerkt? Diejenigen, die damit nicht zufrieden sind, gleichen beynah denen, die die höchste Schönheit der Musik in einen Schwall von Dissonanzen setzen; der reine wohlklingende Vers des Ariosto Virgils und Homers ist mir unendlich angenehmer, als alle die donnernden Beywörter Klopstocks sammt dessen holpernden Metris; die Vollkommenheit eines Wagens kann wohl nicht in dem brausenden Rasseln bestehen.

Ferner sagen Sie, dass diese Freyheit eine Quelle von musikalischer Schönheit geworden sey. Ich gebe es zu, Ihrem transscendentalischen Genius in Ihrem bezaubernden Idris; aber lassen Sie uns andere Erdensöhne uns eben dieser Freyheit bedienen, was wird da herauskommen? Ich habe schon oft in der gleichen freyen Stanze mein Heil versucht, und mir noch dazu die Freyheit angemasst, gar die dreifüssigen Iamben zu gebrauchen; aber mein Ohr, dem ich von Kindheit an ein musikalisches Gehör angewöhnt habe, hat diese Stanzen nicht ausstehen können; immer habe ich sie mit Zittern gelesen, damit ich nicht stolpern möge, ich habe gar keinen Takt finden können, es schwebte immer eine so verwirrte Melodie vor meinem Geiste, dass meine Phantasie den Schwindel darüber bekam; ich schien einen Strom zu sehen, der diesen Schritt eine Meile, jenen eine Viertel — und diesen eine halbe Meile breit war, und in einem Zickzack sich so forthöckerte. — Ich habe also in meiner Stanze lauter fünffüssige Iamben genommen; und damit sie meine Enkel singen

mögen, wie die Gondelieri die Stanzen des Ariosto — lächeln Sie nur immer über meine närrische Grille! sie kann mir doch mehr nützen als schaden — immer die Reime auf einerley Art abwechseln lassen; und weil ferner unseren Worten der Wohlklang des Italiänischen fehlt, die so glatt aus der Kehle schlüpfen — eine ausgemachte Sache für den, der nur Ohren hat, und Italiänisch aussprechen kann — habe ich allemahl der Zunge einen Ruhepunkt auf die vierte Sylbe gemacht, ob mir gleich die Italiänische Stanze dieses Gesetz nicht auferlegte. Die Einwendung wegen der Monotonie ist schon beantwortet.

Was die Maschinerie betrift, so werde ich mir meine eigene anschaffen, die aber nicht so unausstehlich wunderbar seyn soll, dass den Herzen alle Rührung, alles Interesse für die Helden, alle Täuschung dadurch benommen werde.

Une merveille absurde est pour moi sans appas
L'esprit n'est point emu de ce qu'il ne croit pas.

Ficta, voluptatis causa, sint proxima veris. Dabey werde ich mir es zum Gesetz machen, keine einzige Stelle wissentlich, aus allen epischen Dichtern nachzuahmen, geschweige zu übersetzen; warum sollte ich das noch einmahl sagen, was schon vor mir vortrefflich gesagt wurde? warum sollte ich von hundert Stanzen des Ariosto eines für mich abzunagen mir die beschwerliche Mühe nehmen, da ich leichter zehn andere während der Zeit ersinnen kann, die vielleicht eben so gut sind?

Die Diction in den Stanzen, die ich Ihnen zu übersenden mir die Freyheit nehme, ist mehr lyrisch, als episch, weil ich einen meiner Helden in der Begeisterung nicht erzählen lassen konnte, wie ich selbst erzählt haben würde; die Bradamante des Ariosto und Armida des Tasso und die Dido des Virgils sprechen fast immer lyrisch.

Wenn Sie diese Stanzen für eine zu gefährliche Kost für das Publikum Ihres Merkurs halten, so bitte ich, mir es nur zu melden, damit ich sie meinem Verleger übersende; denn ich möchte gerne auf Ostern meinen Gesang dem Urtheile der Kenner ausstellen. Über diese ist noch nicht die erste Feile gestrichen worden, Sie erhalten sie ganz heiss aus der Seele.

Übrigens haben mich diese 40 Stanzen nicht zu viel Mühe gekostet, in zwei Nächten, ich betheur' es Ihnen beym Apoll und den Musen! habe ich sie an meinem Klavier aus der Seele gesungen, um die Abwesenheit meiner Grazie von Massow mir zu erleichtern — seit dem sie entfernt ist, sitze ich in Halberstadt wie in einem Gebeinhause. Retten Sie mich doch aus dieser Qual, und wenden Sie Ihr Angesicht nicht mehr von mir! Hab ich Sünde begangen, so lieg' ich hier vor Ihnen auf den Knieen in einem Cilicio mit einer langen Wachskerze in der Hand und bete: O Du guter weiser Oberpriester der Grazien und des Apollo,

Vergieb mir meine Jugendsünden und erlöse mich von dem Übel!

Der vermaledeite Enkolp ist mir schon lange ein Wurm in der Seele gewesen; er ist ein Sohn der Hölle; in ihm hat mich der Satanas des Tasso in Gestalt des preussischen Hauptmanns von Liebenstein, — von Gott und Menschen verlassen, und vielleicht wär ich zu Grunde gegangen, wenn sich Gleims gutes Herz nicht über mich erbarmt hätte — mit der entsetzlichsten Tortur gezwungen, ihn und seinen Kameraden mit der Amme des seeligen Burmanns zusammen zu zeugen, und die Furien haben dieses Gesindel mit den Wassern des Erebus getauft. Das Abscheuliche in den Anmerkungen ist nicht von meinem Genius, und meine Vorrede haben die Harpyen so zerfressen, dass an vielen Stellen kein Verstand ist. Ich gutherziger armer Junge bin an allem unschuldig, und weine helle Zähren darüber, dass ich wider mein Verschulden so gestäupt werde. Die Lobeserhebungen, die mir die gepriesensten Kunstrichter zb.: die Frankfurter, deswegen gemacht haben, sind mir eben die schärfsten Ruthenschläge. Ich verdiene Mitleiden.

Da lieg ich vor Ihnen auf den Knieen, mit einer langen schönen Wachskerze, und bitte: O guter, weiser Oberpriester der Grazien und des Apollo, vergieb doch die Jugendsünden und erlöse von dem Übel einen ihrer auf einige Augenblicke entführten Anbeter, der Busse thut und die ganze Nacht dem Schlaf den Eingang mit einer Sündfluth von Thränen verwehrt.

Er beschwört es, ihnen nunmehr ewig getreu zu bleiben, und jedem Winke ihres Oberpriesters zu gehorchen.

Heinse.
Der um des leidigen Enkolps willen
in Halberstadt wieder getauft wurde und hier
den Namen: Rost empfieng.

Einige Erläuterungen mögen folgen.

Das französische Citat stammt aus Boileau Art poétique III V. 47f. und lautet dort

Un merveilleux absurde est pour moi sans appas
L'esprit n'est point ému de ce qu'il ne croit pas.

Das lateinische: Ficta voluptatis etc. ist aus Horazens Ars poetica V. 338 entnommen.

Das Citat aus der Einleitung zu Wielands Idris und Zenide ist ungenau. Es lautet (i. d. ersten Ausgabe) 'Die Schwierigkeiten würden unüberwindlich gewesen sein, wenn ich mir in der Länge und Kürze der Zeilen und in der Vermischung derselben nicht eine Freyheit erlaubt hätte' u. s. w.

Die Grazie von Massow ist die Gattin des Mannes, in dessen Hause im October 1772 Heinse eine Hauslehrerstelle übernommen hatte.

Mit 'dem seligen Burmann' ist der Herausgeber des von Heinse übersetzten Petron gemeint. 'Cilicium' ist das Büssergewand.

Zum Verständniss der in dem Briefe berührten metrischen Fragen lese man die Vorrede Wielands zu seinem Gedichte: Idris und Zenide[2]) und die Einleitung Heinses zu seiner Ausgabe der Stanzen als Anhang zur Laidion. Was Wieland für unmöglich gehalten, hatte Heinse in seinen Stanzen durchgeführt.

Der Brief lässt sich ziemlich genau datiren. Dem bei Pröhle (Lessing Wieland Heinse. Berlin 1877 S. 263 f.) abgedruckten Briefe Wielands an Gleim vom 22. December 1773 hatte Wieland einen Brief Heinses an ihn nebst Stanzen beigelegt. Man braucht nur einen Blick in diesen Brief zu werfen, um zu erkennen, dass der beigelegte eben der Brief ist, den ich oben veröffentlicht habe. Er ist offenbar geschrieben als Antwort auf die Anklage Wielands in dem Briefe an Gleim vom 6. December 1773 (a. a. O.), er ist also zwischen dem 8. etwa und 20. December 1773 entstanden.

Zwischen Wieland und seinem getreuen Schüler Heinse waren Misshelligkeiten ausgebrochen; Wieland war empört über die Einleitung und die Anmerkungen, die Heinse seiner Übersetzung des Petronius Arbiter beigefügt hatte. Diese war 1773 erschienen unter dem Titel: Begebenheiten des Enkolp: Aus dem Satyrikon des Petron übersetzt, Erster Band Rom 1773.

In der an Leserinnen und Leser gerichteten Einleitung sucht Heinse in sehr lasciver Weise sich zu entschuldigen, verwies auf Boccaccio, La Fontaine und Crebillon, und vertheidigt die geschlechtlichen Verirrungen der Griechen und Römer, sogar die Knabenliebe. Er fordert, dass man an den Dichter einen andern moralischen Masstab lege als an andere Menschen. Die Anmerkungen suchen den

---

[2]) Auch Teutscher Merkur 1774 2, 290 f. B. Sfft.

Schmutz, den das Original hat, noch zu überbieten oder werden durch Heranziehung der Gegenwart pikant gestaltet; es stehen ganz abscheuliche Dinge, die kaum unsere modernen Naturalisten zu sagen wagen, in diesen Anmerkungen. Daneben enthalten sie wiederholt Beziehungen auf Wieland, der als der Meister und der Oberpriester der Grazien gepriesen wird.

Darüber war Wieland empört, er schrieb den oben erwähnten geharnischten Brief vom 6. December 1773 (Pröhle S. 263), aus dem ich die Worte citire: 'Hätte der Unglückliche nur das von Petron übersetzt, was ehrliche Leute lesen können, und hätte dies desto besser gemacht und polirt, so hätte er ein gutes Werk gethan! Aber nun — und seine unausstehlichen Noten!! seine öffentlich profitirte Asotie! Der Elende!' Unser Brief ist die Antwort Heinses auf diesen Brief, den Gleim dem damals bei ihm wohnenden Dichter nicht vorenthalten hatte. Er schiebt die Hauptschuld auf den Hauptmann Herrn von Liebenstein; es war dies jener Abenteurer, der ursprünglich Barbier, dann preussischer Hauptmann, zuletzt Generalinspector bei der dänischen Zahlenlotterie war. In letzter Stellung hatte er Heinse als Secretair engagirt. Dass dieser teuflische Beirath Heinsens nicht der Hauptmann von der Goltz war, wie man früher behauptete, wird durch unsere Stelle bewiesen (s. auch Archiv f. Litteraturgeschichte 10, 426 f.).

Das Urtheil der Frankfurter Anzeigen, das Heinse citirt, lautet:

Nr. LXXXIV 19. Octob. 1773. S. 696 f.[3])

Begebenheiten des Enkolp . . . .

Selbst der Eiferer Juvenal hat dem Schicksal nicht entgehen können in usum Delphini kastrirt zu werden, weil er die Laster, die er bestrafen wollte, bey Namen nennen musste . . . . . . (folgt eine Seite über die Berechtigung der Übersetzung Petrons überhaupt) . . . . In den Breslauer Beyträgen zur Philosophie und den schönen Wissenschaften war das Gastmal des Trimalchions sehr steif gedollmetscht worden. Hier erscheint plötzlich ein Übersetzer, welcher Biegsamkeit der Sprache genug hat um alle characteristischen Züge, und auch alle Bizarrerien der Petronischen Sprache nachzu-

---

[3]) Schober, Heinse S. 201 liest: 'in den 84 Städten der Frankfurter Zeitung', die Handschrift des Briefes hat natürlich: 'in dem 84. Stücke der F. Z.' B. Sfft.



bilden, der seine Feinheit unverdorben darstellt, der sich durch die verdunkelnde Kommentare der empfindungslosen Ausleger nicht hat irre machen lassen, den die gehäuften Anspielungen auf Alterthümer nicht ermüdet haben, der die Niedlichkeit der eingestreuten Verschen glücklich ausgedrückt hat. — Was sollen wir ihn über einige Stellen schikanieren? Lieber wollen wir unsern Lesern eine Probe seiner Verse geben, wenn wir nur noch erst gesagt haben, dass er Rost heisst, und seinen Namen Ehre macht:

Der edle Ahorn goss hier Sommerschatten nieder
Und ihr beschornes Haupt hebt dort die Ficht' empor u. s. w.

Wielands ausführliches, sehr absprechendes Urtheil über Heinses Stanzen und den von mir veröffentlichten Brief Heinses an ihn enthält eben der Brief an Gleim vom 22. December 1773, dem unser Brief beigelegt war. Wieland ist besonders über die Stanzen 15. 20 und 21 empört, von denen Heinse dann auch die beiden letzten nur lückenweise veröffentlicht hat; er fügt die bezeichnenden Worte hinzu: 'Wenn Heinse, um solche Unflätereyen zu recht-rechtfertigen, sich auf meine komischen Erzählungen beruft, so muss er gar kein Discernement haben; und so ist es auch.'

Auf die von Heinse angeregten metrischen Fragen hat er nur die Antwort 'Ich bin gewiss, dass ... [Heinse] uns alle als kleine Geister ansieht und sich erstaunlich viel auf sein Feuer und sein musikalisches Ohr zu gut thut, wiewohl ich ihm sehr gute Gründe geben könnte, dass man auch zu viel Feuer haben kann, und dass seine Stanzen, mit dem ewigen Abschnitt nach der vierten Sylbe, für jedes andre Ohr als seines, in die Länge, eine höchst ermüdende Monotonie haben müssen.'

Gleims Antwort, in der Heinse vertheidigt wird, ist ebenfalls von Pröhle a. a. O. S. 265 abgedruckt worden.

Am 1. Januar 1774 theilte Gleim den Wielandschen Brief Heinse mit. Am Tage darauf schrieb Heinse eine Vertheidigung, die in den Briefen zwischen Gleim, Heinse und Johann v. Müller, hg. von W. Körte 1,136—148, abgedruckt ist. Durch unsern Brief wird es klar, welche drei Stanzen es sind, deren Vertheidigung und Entschuldigung einen grossen Theil des Briefes an Wieland ausmacht. Die Stanzen, die

er nach einer Stelle des Briefes vom 2. Januar 1774 neu beigefügt hat, sind offenbar dieselben, um die die gedruckte Ausgabe der Stanzen reicher ist, als das oben mitgetheilte Manuscript. Wielands endgültiges Urtheil über die Stanzen erschien im Merkur 1774 am Schluss der Recension der Laidion: jetzt bequem zur Hand in der Pröhleschen Ausgabe Wielands in Kürschners Nationallitteratur 1, 343.

Leipzig. Karl Heinemann.

2. Wieland und Heinse.

Die vorstehende Einsendung giebt mir den Anlass, aus meiner Sammlung Wielandischer Correspondenz drei Briefe Heinses auszuheben; die Originale sind mit andern Stücken aus Wielands Nachlass durch C. A. Böttigers Sohn in den Besitz des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg gekommen. —

Das Verhältniss zwischen Wieland und Heinse ist seit Gruber mehrfach behandelt worden, besonders von Pröhle und Schober[1]), ohne dass die Betrachtung irgend genügend wäre. Auch hier wird nur ein biographischer Beitrag geliefert; die dankbare Aufgabe, die litterarische Einwirkung des Lehrers auf den Schüler zu zeigen, bleibt unberührt.

Es ist bekannt, dass Heinse durch Riedel, der ihn schon von Jena her kannte, mit Wieland in Erfurt in Verbindung trat, seine Lehre und seine pecuniäre Hilfe genoss und von ihm an Gleim und andere empfohlen, auch als Mitarbeiter am Teutschen Merkur beschäftigt wurde.[2]) Wielands Gesinnung und Benehmen gegenüber Heinse blieben sich im wesentlichen gleich, obwohl er ihn bald lobte bald schalt, bald unterstützte bald abschüttelte. Die Art, wie

---

[1]) Gruber, Wielands Leben 3, 118ff. — Pröhle, Lessing Wieland Heinse S. 129ff. 263ff. Einleitung zu Wielands Werken, Nationallitteratur 51, LVff. — Schober, Heinse S. 14ff. — Ich zeige nicht an, wo ich mit diesen Vorgängern in Widerspruch gerathe, es müsste zu oft geschehen.

[2]) Ausgewählte Briefe von Wieland (hg. v. H. Gessner) = A. Brfe. 3, 180. 17.

er sich zu ihm stellte, ist richtig nur dann zu beurtheilen, wenn man Goethes Beobachtung fest im Auge behält: Wieland habe gerne mit seinen Meinungen gespielt, aber niemals mit seinen Gesinnungen.

Heinses Person war Wieland allzeit unsympathisch; seine Lebensart war ihm zu roh, pöbelhaft; er traute seinem Charakter nicht. Ich glaube, dass Wieland in all diesem richtig urtheilte; es ist nicht zu erwarten, dass Heinse nach dürftigster Vorbildung unter eines Riedels 'geist- und leiblicher Vorsorge', die er drei Jahre lang genoss[3]), sehr manierlich geworden war; es ist nicht zu erwarten, dass jener Liebenstein, auf den Heinse dann so viel Schuld abládt, ihn zu seiner Creatur erkoren und gewonnen hätte, wenn dieser lauter und fein gewesen wäre. Auch deckt sich mit Wielands Ansicht das Zeugniss F. H. Jacobis, der einmal schreibt: 'Niemand vermag Heinse die Zeit über, welche er hier [in Düsseldorf] zugebracht hat, einer eigentlichen Sünde zu zeihen, und dennoch konnte niemand von uns je ein rechtes Vertrauen zu ihm fassen'; er findet sein Herz 'ächter reiner Liebe unfähig'. Freilich fügt er dieser Äusserung bei, er schätze seinen Charakter, Heinse habe weit mehr Gutes als Böses und wirklich viel Edles in der Anlage; aber es bleibt doch in Jacobi das üble Gefühl, dass es diesem Menschen nicht gegeben sei, 'irgend etwas aus der Fülle zu thun'. Man halte dazu, was Jacobi an Goethe schrieb: 'Der arme Rost hat kein Herz'.[4]) Ihm und Wieland ist doch sicher mehr Menschenkenntniss zuzutrauen als Gleim; der allerdings hat Heinse nur gerühmt; er war so glücklich, einen dichterisch begabten jungen Mann zu fördern, dass er über alles andere hinwegsah. Wieland aber, gerade er der so viel auf das Herz gab, so viel Herz besass, seinem Herzen so viel Einfluss auf sich gewährte, wie hätte er einen Jüngling lieben können, der kein Herz hatte?

Trotzdem hat Wieland Heinse empfohlen. Es mag ein

---

[3]) Briefe zwischen Gleim, Heinse und J. v. Müller hg. von Körte = Körte 1, 63.

[4]) F. H. Jacobis Auserlesener Briefwechsel 1, 231 f. 280. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi S. 42.

bischen Absicht, den ungenehmen Anhänger 'wegzuloben' dabei im Spiele gewesen sein; denn er, der unbemittelte Familienvater war nicht in der Lage des Halberstadter Junggesellen, einem seiner Zuhörer Geld zu schenken, geliehenes nicht zurückzufordern. Wieland war aber ebenso von Heinses Talent überzeugt wie dann Gleim und die Jacobi. Und dies bildete die Grundlage, eine berechtigte Grundlage für seine Empfehlung. Sollte er dieses 'ingenium luxurians' in Erfurt oder sonstwo sich selbst überlassen? musste er es nicht gerade den üblen Einflüssen des damaligen Erfurter Studentenlebens entrücken wollen, wenn er es gut mit ihm meinte? Und er hat die Adressaten seiner Empfehlungsbriefe nicht getäuscht, er hat über seine Meinung von der Lebensart und dem Charakter seines Schützlings kein Hehl gemacht. Er hat Gleim gegenüber sofort klar ausgesprochen, dass Heinses Moral 'zuweilen nicht die beste' sei, dass es ihm an 'gutem Ton' fehle (A. Brfe. 3, 18); er hat dem Freunde gleich darnach den in Gessners Sammlung unterdrückten Satz geschrieben: 'C'est qu'entre nous il est un tant soit peu fripon etc.' (nach A. Brfe. 3, 28 Z. 7). Er hat auch J. G. Jacobi nicht vorenthalten, dass Heinses Herz 'zuweilen ein wenig zweydeutig' sei (A. Brfe. 3, 68), nachdem er schon am Schlusse des Briefes vom 25. Januar 1771 (A. Brfe. 3, 24) die ebenfalls von Gessner beseitigte Äusserung gethan: 'Heinse ist ein schönes Genie, aber durch schlechte Erziehung in seinen Sitten nicht so, wie er seyn müsste pour etre presentable dans la bonne compagnie. Er verdient Aufmunterung; aber man muss gleichwohl ein wenig gegen ihn zurückhalten; sein Herz ist nicht ganz so gut als sein Kopf.' Das Gewicht dieser Worte steigt, wenn man einen andern Empfehlungsbrief vergleicht, den Wieland in eben dem Jahre auch über einen Erfurter Schüler demselben Gleim schrieb: für Werthes' 'Herz und seine Sitten glaube ich respondiren zu können' (A. Brfe. 3, 82, nach der Handschrift ergänzt). Und nicht nur gegen seine Freunde sprach Wieland offen über Heinses Charakter, dieser selbst war über Wielands Misstrauen 'oft' unterrichtet worden (Körte 1, 143; vgl. A. Brfe. 3, 176).

Auch über die schriftstellerische Art Heinses hat sich Wieland rückhaltlos ausgesprochen und bei allen Erwartungen, die das 'vorzügliche' Talent erweckte, nicht verkannt noch verschwiegen, dass die Leistungen ihm weder in Sache und Auffassung, noch in der Sprache und Form völlig zusagten. Dass er darin Recht hatte, darin waren alle Freunde einig, das beweisen uns die älteren Dichtungen, auf die allein sich Wielands Urtheil stützte, das auch die jüngeren. Ja eine Scene wie der Überfall Lockmann-Heinses auf die badende Hildegard beweist überdies noch, dass nicht nur Heinses Kunstgeschmack priapisch war.

An diesen 'Gesinnungen' hielt Wieland fest, wenn er auch aus Freundschaft für Heinses Freunde, aus immer wieder erwachender Theilnahme an seinem Genie, aus Mitleid mit dem mittellosen Talente, und auch aus dem Bedürfnisse seiner Zeitschrift Anlass nahm und suchte, über den Mann gut zu sprechen, ihn nicht völlig bei Seite zu schieben, ja ihn heranzuziehen. Die persönliche Antipathie gegen ihn ward er nicht los, das Misstrauen blieb immer rege und lenkte sich bald dahin, dass Wieland zu erkennen glaubte und gewiss richtig erkannte, dass der Schüler, der ihn als den Göttlichen so oft anredete und von dem Protectionsfähigen Protection zu erschmeicheln suchte, im Innern sich grösser dünke als der Meister. Hierin war Wieland empfindlich, wie so leicht jeder Lehrer gegen den sich emancipirenden Schüler. Hierin war er mit Recht empfindlich, weil er sich sagen durfte, dass Heinse noch viel zu lernen hatte, bis er seinen Geschmack und seine Formkunst erreichte.

Noch Eines kommt dazu. Entwuchs ihm der Jüngling, entzog er sich seinem Rathe, trug er seine Cynismen und Asotien — Wieland gebraucht die Ausdrücke — frei zu Markte, so war's für Wieland übel genug. Er konnte nicht gelassen bleiben, wenn einer seiner akademischen Hörer sich brüstete ein Wielandianer zu sein und weder sachlich noch formal die Grenzen des guten Tones einzuhalten verstand.[5]) Die Stellung des aufgeklärten Protestanten an der

[5]) Es gab nicht viele Kritiker, die wie Schirach in seinem Magazin 1773 2, 327 erkannten, Wieland sei anständiger als Heinse und

katholischen Universität Erfurt war heikel genug; hitzig wehrte er darum den Freiherrn von der Goltz ab, der sich mit Gedichten im Geschmacke des Grécourt an ihn herangedrängt hatte; hitzig las er aus ähnlicher Rücksicht Michaelis den Text. Und auch als er vor den lauernden Erfurter Collegen sich nicht mehr hüten musste, ja als er auch seine freiere Stellung als Prinzenerzieher nicht mehr zu wahren brauchte: er wollte sich nicht in seinen Schülern prostituirt sehen, wollte nicht, dass sie gewisse künstlerische und moralische Gesetze ausser Acht liessen, die er sich und ihnen gesetzt hatte. Missgunst war dabei so wenig wie Neid; es ist schändlich, dass man eine solche Verdächtigung überhaupt abwehren muss. Wieland war viel zu fest von der Richtigkeit seiner Kunstgesetze überzeugt, als dass er einen andern, der in seinem Geleise nachtappen wollte, um ihre Missachtung hätte beargwöhnen oder beneiden können.

Wenn Wielands Äusserungen über Heinses Leistungen schwanken, so erklärt sich das sehr leicht: zum Lob trieb ihn immer wieder die Anerkennung des ungewöhnlichen Talentes, und zum stärksten Lob dann, wann er eine vorhergegangene Härte gut machen zu sollen meinte, oder gelegentlich die vielleicht zu weit gehende Rücksicht auf gemeinsame Freunde; zum Tadel trieb ihn die üble Haltung seiner Schriften in Form und Stoff, zu schroffem Tadel wohl gerade die Überzeugung von Heinses vielvermögender Begabung. Es ist wahr, Wieland 'spielte hier mit seinen Meinungen'. Es sieht zweideutig aus, dass er privat und öffentlich beides spendete: Lob und Tadel und nicht nur so, dass er einmal dieses, ein andermal jenes verschwiegen hätte und die Urtheile doch zusammenstehen könnten; in éinem Falle wenigstens widersprach der Reizbare und doch Friedens- und Freundschaftsbedürftige sich zweifellos selbst. Es ist anstössig, dass er den Tadel auch in verletzender, unsachlicher Form gab. Mag sein, dass er Heinse für unverbesserlich hielt, er hatte 'nie keine Gewalt über ihn gehabt' (Jacobis Auserl. Brfe. 1, 167 f.). Aber es war dies auch sonst

---

mache auch nie Ausfälle auf die Religion, wie dieser in den 'Kirschen'.

seine Art oder Unart. Er unterlag auch gegenüber andern Mitarbeitern des Merkurs der Versuchung des Herausgebers, seine Meinung geradezu beizufügen und seine Beiträger blosszustellen; er betrachtete sie nicht als die Gäste in seinem Hause, sondern als die Kunstgenossen, die mit ihm dem Publikum aufzuspielen hatten; er übte nicht die schwere Anstandspflicht des Redacteurs, seine Helfer mit seinem Namen zu decken; er hielt es über ihre Köpfe hinweg mit dem lieben Leser. Damit erregte er manchen Verdruss und liess doch nicht davon ab. Waren doch von vornherein auch 'Revisionen' anderer Kritiken im Programme des Merkur enthalten gewesen — eine Rubrik, die dann aus Rücksicht auf die Recensiranstalten leerblieb, obgleich Manuscript dafür da lag (und sich erhalten hat). So 'revidirte' Wieland wenigstens die Kritik seiner Merkurkritiker, immer mit Grund, und revidirte gewissermassen seine eigene Kritik, die er doch bei der Aufnahme der Einsendungen hätte üben sollen, wenn er eben nicht auf Freundschaften und Parteicliquen und auf Füllstoff für die Monatshefte mehr hätte sehen müssen, als sich oft mit seinem Geschmacksurtheil vertrug.

Und zum Füllen des Merkur bediente er sich auch der Feder Heinses, der über die schroffen 'Revisionen' seiner Beiträge sich empörte und doch wieder bereit war. Man braucht dabei nicht an die stete Geldnoth des armen Menschen allein zu denken, er bewunderte den Dichter Wieland wirklich, es schmeichelte seiner Eitelkeit, in dessen Gefolge aufzutreten. Und wenn er oder seine Berather in ruhiger Stunde beachteten, wie Wieland auch an anderen seine Redactionsmacht ausliess, so musste das Kränkende minder persönlich erscheinen. Es wäre für Heinse gewiss vortheilhafter und auch anständiger gewesen, Wielands Winken und Widersprüchen dankbares Ohr zu leihen, so wie sein Freund und Erfurter Mitschüler Werthes die recht scharfen Anmerkungen zur Probe seiner Ariostübersetzung dankbarst hinnahm und um weitere Belehrung bat (in einem ungedruckten Briefe).

Diese allgemeine Übersicht über das Verhältniss zwischen Wieland und Heinse vorauszuschicken schien mir

nützlich, um die richtige Beurtheilung für die einzelnen Vorgänge zu gewinnen, welche der vorstehende und die nachfolgenden Briefe berichten. —

Den ersten starken Stoss erlitt die Beziehung der beiden durch den Enkolp. Heinse zeigte seine Absicht, das Petronische Satyrikon zu übersetzen, Gleim mit dem Beifügen an, er werde es so thun, 'dass die Grazien, nach dem Befehle des göttlichen Wieland, nicht nöthig haben, ihre Händchen dabey vors Gesicht zu halten'. (Körte 1, 56). Damit ist nicht deutlich gesagt, dass Wieland um die Ausführung des Planes gewusst und ihr diese Richtschnur gesteckt habe; aber wenn man seine Worte dazu nimmt: 'Hätte . . . [Heinse] nur das vom Petron übersetzt, was ehrliche Leute lesen können . . . . so hätte er ein gutes Werk gethan' (A. Brfe. 3, 171), so ist zu vermuthen, dass Wieland zu dem Vorsatze seine Zustimmung und jenen 'Befehl' gab, wenn auch Heinse sich später nie damit vertheidigt. Gleims Abmahnung (Körte 1, 59) hinderte die Übertragung nicht. Es steht ausser Frage, dass Heinse die Arbeit 'con amore' machte, obwohl er dies nachher leugnete (Körte 1, 140); man braucht nur zu lesen, wie er vom nahen Drucke des Buches Kunde giebt, um seine helle Freude daran zweifellos zu spüren (Körte 1, 71). Gerne vertrieb er sich damit seine Langeweile und hatte noch den Stolz dabei, 'den schwersten römischen Autor vortrefflich zu übersetzen' wie er sagt (Körte 1, 139). Ausser dem eignen Geschmacke an diesem Werk war für Heinse ein wichtiger Grund zum Übersetzen die Erwägung, dass diese Schrift guten Absatz haben und deshalb jedem Buchhändler angenehm sein müsse (Körte 1, 78). Erst nach Gleims Abmahnen redete sich Heinse auf die Bitten des Hauptmanns von Liebenstein und seiner Freunde als den Anlass dieser Schriftstellerei aus (Körte 1, 63), wie er auch gegen Wieland sich dann mit deren Beeinflussung entschuldigt. Gewiss hat diese Gesellschaft Heinse bestärkt, wohl die Übersetzung vergröbert, aber dass sie auch die erste Anregung dazu gegeben hätte, hat Heinse nicht früher behauptet, als bis er sich gegen Vorwürfe darüber zu verwahren in die Lage kam. Wieland äussert sich über das Ostern 1773 erschienene

Buch (Körte 1, 125. 140) erst im December, einundeinhalb Monate, nachdem die Frankfurter gelehrten Anzeigen es schon besprochen hatten. Dies zeigt, dass er eine enge Verbindung oder ein reges Interesse für Heinse damals nicht besass; sonst hätte er auch seine zornige Ablehnung nicht nur in ein Postscriptum zu einem Briefe an Gleim gehängt (A. Brfe. 3, 171); sonst hätte er auch die wenig günstige Bemerkung über Heinses 'Kirschen' im Merkur (1773 4, 265) kaum ohne 'Revision' durchgehen lassen. Seine Verurtheilung des Enkolp erklärt sich aus der Sache zur Genüge. Vielleicht waren ihm überdies aus Leipzig, wo er Anlehnung suchte und nicht recht fand, wohin er Heinse empfohlen hatte (A. Brfe. 3, 19. 65), Vorwürfe gekommen, da man ja dort Kanter die Drucklegung widerrathen hatte (Körte 1, 71. 84).[6])

Ehe dieses 'P. S.' vom 6. December 1773 bei Gleim eintraf, hatte Heinse den folgenden Brief an Wieland gesandt, dessen bewundernde Zuneigung, dessen vertrauensvolles Zudrängen — 'äusserst petulant' durfte ihn Wieland nennen (A. Brfe. 3, 181) — sich nun wunderlich mit Wielands knapper Absage kreuzte. Der Brief lautet:

Halberstadt den 8 December 1773 (8 SS. 8°)

Ich schreibe iezt Briefe über die Italiänischen Dichter, mein alter Sokrates, und will Sie hiermit fragen, ob Sie ihnen eine Stelle in Ihrem Merkur gönnen wollen. Die ersten davon sind über das Leben des Tasso und sein befreytes Jerusalem, enthalten einen Auszug aus diesem, und das ganze Gemählde der bezaubernden, wunderbaren Armida; die andern Vergleichungen des Ariosto und Tasso, das charakteristische ihrer Genieen; Vergleichungen der Genieen Homers, Virgils, des Tasso, Ariosts, Wielands, Klopstocks, Miltons und des Sängers der Henriade.

Ich bin iezt so in Italien zu Hause, als wenn ich in diesem Tempe der Erde gebohren und erzogen worden wäre; ich habe dieses Jahr zu wiederhohlten mahlen den Orlando, das befreyte Jerusalem, die schönsten Klagelieder des Petrarca und der Opern des Metastasio mit meiner Frau von Massow durchgelesen; einer Dame, die, an Geist und Leib der jüngsten der Charitinnen gleich, die Verfasserin der Sternheim und die Gräfin von Hatzfeld[7]) in

[6]) Vgl. Gruber 3, 125f. über die Widersprüche Heinses betreffs der Drucklegung.

[7]) Sophie La Roche und Philaide Louise Gräfin von Hatzfeld. Vgl. Martin, J. G. Jacobi S. 24f.

ihre herzlichste Freundschaft aufnehmen würden; die von Jugend an in den besten Gesellschaften gelebt und an den geschmakvollsten Höfen erzogen worden ist. Ich habe in den [!] täglichen Umgange mit ihr mein Herz, meinen Geist und meine Sitten so sehr gebildet, dass ich es ihr nie genug werde verdanken können. Sie hat alle das rohe, wilde meines Genius mit der holdseeligsten, weiblichen Güte, Feuer und Sanftmuth, mit den bezauberndsten Grazien ihres Geschlechts, als ob ich ihr Bruder wäre, gemildert. Ich erröthe, und das Herz zittert in mir, wenn ich an die Geduld, an die wahrhaftig sokratische Gutherzigkeit denke, die Sie, göttlicher Man, gegen meinen wilden, ungesitteten Geist, gegen mich Erdensohn vorher gehabt haben; ich werde, so lange Sie noch der Schutzgeist des Guten und Schönen hier unten sind, mich eifrigst bestreben, dass Sie die besten und schönsten Früchte an mir dafür sehen.

Ich werde diese Briefe nicht nach dem Plane bearbeiten, den Meinhardt beym Orlando beobachtet hat, dessen Grenzen für meinen Geist viel zu enge und ängstlich sind; sie sollen keine Fortsetzung seiner Versuche, sondern ein ganz eignes Werk über die Italiänischen Dichter seyn, davon der erste Theil die epische Dichtkunst begreift. Die Briefe über das merkwürdige Leben des Tasso und dessen bezaubernde Armida werd' ich an die Frau von Massow richten, um den Fürsten und Damen in Deutschland einige sehr heilsame, aber doch angenehme, Wahrheiten zu schreiben, zu deren Überbringer sich Niemand besser schickt, als der Bothe der Götter [d. i. Wielands Merkur].

Ich werde nun bald Musse genug dazu haben, sie in einem so guten Tone zu sagen, dass sie mir Ehre und dem Herausgeber des Merkurs keinen Nachtheil bringen sollen. Noch diesen Monath bin ich Hofmeister bey dem Herrn von Massow, und dann bin ich wieder frey, aber wider die heissen Wünsche meines Herzens frey. Die ganze Familie, in deren Schooss ich ein Jahr lang das schönste Glück meines Lebens genoss, wo ich als der beste Freund geliebet wurde, wird nun auf einmahl zerstreut. Der Herr von Massow, der Sohn des ersten Ministers des Königs, reist in das rauheste Pommern auf seine Güter, von einem betrübten Schicksale dahin gezogen; meine von ganz Halberstadt, und am innigsten von Ihrem und meinem Jakobi und Gleim angebetete Grazie von Massow nach Westphalen auf die Güter ihrer Ältern, und die Erziehung des Amors, ihres Sohns, dessen Kindheit schon den grössten Dichter von Teutschland nach Ihnen verspricht, will der Minister in Berlin besorgen, wo schon die Tochter, das Ebenbild ihrer Mutter, erzogen wird. Wir müssen also Abschied von einander nehmen und schon wird mir das Herz aus der Brust davon gerissen. In dem Elysium Italiens werden mich ihre Reize noch nach sich ziehen.

Es sind besondere Umstände bey dieser Familienbegebenheit, die sich in einem Briefe nicht erzählen lassen.

Wissen Sie keine Stelle mit mir zu besetzen? Kann ich nicht die Pflichten eines Verlegers bey Ihrem Merkur über mich nehmen? ich will Druck und Versendung und Correspondenzen, alles aufs genaueste besorgen, und Ihnen zu jedem Stücke selbst einen Bogen liefern. Die Last dieser Besorgung will ich Ihnen abnehmen, und ich hoffe, hinlängliche Kräfte zu haben, sie bequemlich ertragen zu können. Mit dem grössten Verdruss hab' ich mit Buchhändlern zu thun; ich habe einem Mitgliede von diesem betrügerischen Orden wider meinen Willen, weil ich es nicht besser zu machen wusste, ein Paar Schriften von mir zu verlegen gegeben, weil ich eben ein Paar hundert Thaler nöthig hatte, und weil er mir versprach, Druck und Papier sollte auf Ostern mit Klopstocks Republik welteifern: Und dann mag ich kein Amt annehmen, das mich auf Lebenszeit fesseln könnte. Es ist mir nicht möglich, die heftige Leidenschaft, die Schönheiten Italiens zu empfinden, in dem Herzen zu ersticken, und sollt' ich auch bey Wasser und Brod, und zu Fusse nach Rom wandern, und bey dem Anblicke des Winkelmannischen Apollo Buttlers Tod sterben.

Noch vor Ostern will ich Ihnen einen Gesang zur Probe aus meinem angefangenen Heldengedichte übersenden, und zwar den, welcher am wenigsten von [!] Ganzen verräth, und nur eine Episode ist. Es soll ganz in fünffüssigen Jamben in ottave rime geschrieben werden. Der Gesang, den ich Ihnen zu Ihrem Merkur übersenden will, fängt sich mit folgender Stanze an den Gott des Schlafs an:

O schwebe doch nun auch zu mir hernieder
Du schönstes Kind der sternenvollen Nacht!
Zum drittenmahl hab' ich voll Feuer wieder
Den Morgenstern mit mattem Blick erwacht.
Es locken dich der Nachtigallen Lieder,
Der Blüthenduft, von Lunen angelacht
So süss, als ob im Schatten dieser Bäume
Endymion von ihrer Liebe träume u. s. w.

Nicht eher als nach zehn Jahren soll das Publikum das Ganze sehen, wenn ich von Italien zurückgekommen bin. Wegen der Versification und den [!] falschen Reimen befürchten Sie nichts; diese Kapitel der teutschen Dichtkunst hab' ich dieses Jahr ziemlich fleissig durchstudiert.

Wenn ich die Glückseeligkeit nicht haben soll, einige Zeit wieder bey Ihnen in Weimar zu seyn, wüssten Sie mir keine Hofmeisterstelle am Rhein auszumachen? Ihr Werthes und ich, wir beyde haben so schon einen Plan dazu ausgesonnen, der, wenn er in Erfüllung gebracht würde, erspriesslich für uns und

für die ganze Gegend, wo wir ihn ausführten, seyn müsste; wir bauten nämlich auf die Grundpfeiler von drey oder vier Hofmeisterstellen binnen ein Paar Jahren eine Ritterakademie, eine Platonische, eine Akademie der Kinder der Natur; und dazu möchten wir freylich eine schöne Gegend, Mannheim, Mainz oder Düsseldorf haben.

Verzeyhen Sie mir diesen langen Brief! ich habe Ihnen ja so lange nicht geschrieben; und antworten Sie doch ein Paar Worte darauf, lieber Vater Wieland,

Ihrem unterthänigsten
Heinse.

Hiezu ein paar Bemerkungen. Der Brief zeigt, was allerdings schon bekannt war, aber doch noch vergessen wird (z. B. Goedeke 4, 340 noch nach Schober S. 42), dass Heinses Aufenthalt bei Massows nicht schon im März 1773 zu Ende ging. Die Schilderung seines Gefühles für Frau von Massow ist feuriger als jede andere und bestätigt ältere Vermuthungen. Über den Plan, den Heinse am Schlusse andeutete, hatte Werthes schon am 27. Juli 1773 an Wieland geschrieben.[8]) Das Project kam nicht zur Ausführung. Ob Wieland dazu Stellung genommen hat, weiss ich nicht; es erinnert mich an den dunkeln Plan, den er ein Jahr zuvor mit Jacobi überlegte (Vierteljahrschrift 1, 383). —

[8]) 'Und nun erlauben Sie gütig, dass ich Ihnen (Sub rosa) ein Project vortrage, welches ich mit meinem Collegen [einem Ex-Jesuiten] ausgebrütet habe ...... Wir wollten nehmlich er und ich, und vielleicht Heinse, eine Art von Ritteracademie irgendwo zu errichten suchen, wie z. E. auch Haltenstein in der Schweiz errichtet worden ist. Mein College .... würde neben der französischen Sprache, auch die lateinische und auch vielleicht die Mathematik dociren. Heinse die Philosophie und Historie — ich Geographie, schöne Wissenschaften, deutsche Sprache und dergleichen. Zuvor müsste natürlicherweise die ganze Einrichtung so vortheilhaft als möglich bekannt gemacht; es müsste eine Idee von der Ausführung des besten, was Rousseau, Helvetius, Wieland und andre bey der Erziehung fordern, concentriert und dem Publicum vorgestellt werden. Es müsste etwas erfunden werden, das unserm Institut ganz eigen, und sehr interessant wäre, u. s. w. Unser Aufenthalt müsste vielleicht wegen denen cörperlichen Exercitien in irgend einer grossen Stadt gewählt werden, wo wir ohne Zweifel überall Schuz erhalten könnten, u. s. w. Glauben Sie nun, weisester Schuzgott, dass wir so etwas versuchen könnten? und wollten Sie uns in zwey Linien sagen wie und wo die Sache vielleicht am besten auszuführen wäre .... Sie sind so voll, göttlicher Wieland, von neuen Ideen und Vorschlägen —'



Auf die italienische Litteratur, die in Wieland seit dem Verkehre mit Bodmer, stärker aber erst seit dem Erscheinen von Meinhards Versuchen über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter wirkte, hat er Werthes wie Heinse hingeführt; so wetteiferten sie in der Übersetzung Ariosts.[9]) Heinse hatte er für den Bearbeiter des Petrarca ausersehen, wogegen jener sich zuerst sträubte, worauf er aber dann doch einige Zeit einging (Körte 1, 19. 114. 122). Heinses Betheiligung am Merkur, von Gleim gewünscht, hatte Wieland kurz abgelehnt: 'Rost ist zum Recensiren noch zu leicht, dünkt mich' (A. Brfe. 3, 143). Auch was er jetzt selbst anbot, wurde in Wielands gereizter Stimmung nicht angenommen; darum erschienen das Leben des Tasso und der Auszug aus dem Befreiten Jerusalem in Jacobis Iris 1774. Etwas von der Vergleichung zwischen Wieland und Ariost mag in Heinses Sammlung 'Erzählungen für junge Damen und Dichter' 1, 63 ff. übergegangen sein, wenn auch der Commentar zur Aurora hiefür 'ganz neu' geschrieben wurde (Körte 1, 201).

Der Gesang eines Heldengedichtes, von dem Heinse hier eine Stanze mittheilte, ist eben der, welchen der von Heinemann oben vorgelegte anmassende Brief begleitete. Heinse entschloss sich schneller zur Überreichung des Manuscriptes, als sein Brief vom 8. December vorgesehen hatte. Der undatirte Brief (oben S. 216 ff.) bezieht sich offenbar auf diesen eben mitgetheilten in seinen Worten: 'nachdem ich meinen Brief an Sie schon auf die Post gegeben hatte'; der undatirte ist also sicher bald nach dem 8. December von Halberstadt abgegangen, aber wegen Heinses darin vorgebrachter Entschuldigung seines Enkolp doch erst nach dem Eintreffen des Wielandischen Briefes vom 6. December, also etwa den 10. oder 11. December 1773.[10]) So traf er

---

[9]) Werthes' Versuch einer Übersetzung des Orlando Furioso, Teutscher Merkur 1774 2, 288 ff. fehlt bei Goedeke. Wielands Einleitung dazu behandelt die Form der Stanze in demselben Sinne, wie er's Heinses gleichen Versuchen gegenüber that. Heinse lehnte den Rivalen ab (Körte 1, 166).

[10]) Die Posten zwischen Weimar und Halberstadt mögen etwa vier Tage gelaufen sein (A. Brfe. 3, 214). Zwischen dem Eintreffen des

Wieland noch in voller Verstimmung über den Enkolp. Die Stanzen, deren vollen Wortlaut wir jetzt erst aus Heinemanns Veröffentlichung kennen, konnten den Ärger nicht heben. Es ist bekannt, dass Wieland sie und den Begleitbrief durch Gleim Heinse zurücksandte und am 22. December 1773 den bitterbösen Brief dazu schrieb, der von Gessner (A. Brfe. 3, 172 ff.) verkürzt, von Pröhle (S. 263 ff.) vollständig mitgetheilt ist. Dass Wieland die 20. und 21. Strophe, die im Drucke (Anhang zu Laidion) verstümmelt erschienen, als besonders anstössige auszeichnete, ist nun nach Heinemanns Publication voll begreiflich; auch die Entrüstung über die 15. Strophe, die Heinse unbeschnitten drucken liess, ist wegen der Z. 6 gerechtfertigt. Der Druck beziffert anders; er fingirt sechs vorausliegende Stanzen; der Brief vom 8. December bezeugt aber, dass die Druckstrophe 7 die erste des Gesanges im handschriftlichen Entwurfe war. Auch sagt Heinse im Drucke, der Gesang sei der fünfte von zwanzig; im Briefe vom 10. oder 11. December aber heisst es: 'in diesem Tone soll es noch etliche [also mehr als] 20 Gesänge weiter fortgehen', was wir mit Wieland so verstehen müssen, als ob jene Stanzen dem ersten Gesange angehörten. Ich glaube, Heinse hat von dem ganzen Gedichte nichts vollendet als diese Stanzenreihe nebst 'ein Paar der folgenden', die er am 2. Januar Wieland übersandte und als Strophe 49 ff. drucken liess; auch der Plan des ganzen Gedichtes schwebte ihm nur ungeordnet vor; bei der Drucklegung setzte er dann willkürlich feste Ziffern ein, die ja für ihn unverbindlich waren, da er die Vollendung aufgegeben hatte und, so viel ich weiss, trotz Gleims häufiger Zusprache nicht wieder aufnahm.

Gleims und Heinses Antworten auf Wielands Brief vom 22. December (Pröhle S. 265 ff. Körte 1, 136 ff., vollständiger Schober S. 199 ff.) suchen sowohl den Enkolp als die Stanzen zu vertheidigen oder doch entschuldigend zu

Briefes vom 22. December und dem Abgange seiner Antwort vom 2. Januar wartete Gleim zwei Posttage ab (Pröhle S. 266). Allerdings aber macht das Präsens 'erhalte' zu Beginn von Wielands Brief vom 9. Januar den Eindruck, als ob er soeben erst, also nach sieben Tagen die Briefe vom 2. erhalten habe.

erklären. Wieland erwiderte Gleim sieben Tage darnach, den 9. Januar 1774, ruhiger, aber nicht versöhnt (A. Brfe. 3, 176 ff.), und er durfte durch Gleims Andeutung über gewisse Vorfälle seines Erfurter Lebens, wegen deren ihn Heinse zur Rechenschaft ziehen wolle, gereizt sein, musste um so mehr hierüber Aufklärung fordern, als Heinse sich zur gleichen Stunde brüstete, ihm könne niemand eine einzige boshafte schändliche That nachweisen. Ob dies heikle Thema weiter erörtert wurde, muss dahingestellt bleiben. Dem Freunde Gleim trug Wieland die ehrenrührige Klatscherei nicht nach, er schrieb ihm im Februar herzlich wie sonst. Aber mit Heinse blieb eine berechtigte Spannung da, auf beiden Seiten war man verdrossen.

Heinse trotzte, wie denn sein Vertheidigungsbrief schon etwas 'Beleidigendes' an sich gehabt hatte. Er hat ein Jahr darnach selbst bekannt (s. u.), dass er gegen Wieland eingenommen gewesen sei. Die gegen diesen gerichteten Gedichte, die in die Halberstädter Büchse gesteckt wurden (Pröhle S. 269 ff.), müssen nicht alle aus Heinses Feder stammen; doch beweisen sie jedenfalls eine Parteinahme gegen Wieland in Heinses Umgebung, die ohne dessen Beifall keinen Halt gehabt hätte. Im Briefe an Gleim vom 2. Mai 1774 sagt er (Körte hat die Stelle unterdrückt): er habe Laidion drucken lassen, um zu zeigen, dass er nicht verdiene, von Wieland ohne Trost und Hilfe in die Welt hinausgestossen zu werden, Wieland selbst habe ihn seiner Zeit sehr um die Dichtung gelobt. Und zum deutlichsten Beweise seines Widerstandes gegen Wielands Urtheil hängte er der Laidion die verpönten Stanzen an, die 15. sogar ohne Änderung oder Kürzung, und behauptete in jenem Briefe an Gleim und noch später (Körte 1, 163. 215) ihre Vortrefflichkeit, eine Selbstüberschätzung, wie wir heute sagen dürfen.

Wieland hielt mehr an sich. Er sprach im Sommer mit Gleim herzlich gut über Heinse und liess 'nur ein klein bischen von übler Laune' dabei blicken (Körte 1, 203). Er versicherte Heinse nach der Lektüre der gedruckten Laidion seiner Liebe und ertheilte sogar den Stanzen grosse Lob-

sprüche; so wenigstens rühmte sich Heinse (Körte 1, 171. 203f.). Ich gestehe, dass ich seinen Bericht nicht ganz glaubwürdig finde. Gleim bezeugt aus seinem mündlichen Verkehre mit Wieland lediglich das Lob der Laidion, und sein eigenes Anpreisen der Stanzen im Gespräche mit dem Weimarer Freunde (Körte 1, 204) beweist doch eher, dass er sie gegen Wieland nach wie vor zu vertheidigen hatte. Es würde auch überraschen, dass dieser das Eposfragment so lebhaft gebilligt habe. Wahrscheinlich beruht Heinses Bericht doch nur auf Wielands Brief an F. H. Jacobi (Jacobis Auserl. Brfw. 1, 167 f.), wo wenigstens Heinses Äusserung, Wieland schreibe: 'ich muss ihn wider meinen Willen lieben' ihre Vorlage haben kann in den Worten: 'Im Grunde kann ich mich nicht entbrechen, dem wilden Knaben gut zu seyn' und: 'Sagen Sie ihm, dass ich ihn mit allen seinen Unarten lieb habe.' Sonst ist aber in jenem Briefe das Lob der Laidion recht eingeschränkt und von den Stanzen keine Rede, falls der Brief vollständig publicirt ist. Es wäre nur möglich, dass Heinse aus Wielands Wunsch: 'Werthes möge von ihm Verse machen lernen' (Jacobis Auserl. Brfw. 1, 169) das Lob seiner Stanzen herausgehört hätte; denn gewiss sagte Wieland dies mit Rücksicht auf Werthes' Ariost-Stanzen, die er metrisch schlechter finden musste als Heinses Stanzen.

Zu einer Versöhnung, wie sie Gleim nach Heinses Worten annehmen durfte (Körte 1, 173), kam es nicht. Die öffentliche Anzeige, die Wieland — ich zweifle nicht, dass Heinse Recht hatte, ihn selbst für den Recensenten zu halten (Körte 1, 203) — von Laidion und dem Anhang in den Merkur (1774 3, 349ff.) einrückte, ist nicht wesentlich von der einzigen authentischen Äusserung Wielands gegen Jacobi verschieden, und bei aller Anerkennung schulmeisternd: die Jugend des Verfassers wird immer wieder als Entschuldigung hervorgehoben. Wir begreifen, dass Wieland über den Druck der Stanzen ärgerlich war; wir wissen ausserdem, dass er überhaupt im Gegensatze zu Gleim der Meinung anhing, man müsse junge Dichter mehr abschrecken als aufmuntern (A. Brfe. 3, 78). Vor der Welt hielt er sein Urtheil, wenn auch in offenbar schonender

Stilisirung, nicht zurück, und es war nur nachgiebige Schwäche, wenn er wirklich sich vorher um des lieben Friedens willen privatim beifälliger geäussert haben sollte. Dass Heinse mit der Anzeige nicht zufrieden war, zumal er vorher ein günstigeres Urtheil aus Briefen herausgelesen oder in sie hineingelesen hatte, versteht sich. Er beklagte sich gegen Schmidt und Gleim darüber (Körte 1, 203 f. 202); er meinte ja jetzt sogar, Wielands Dankbarkeit zu verdienen, weil er in seine Erzählungen für Damen zwei von dessen Comischen Erzählungen aufgenommen und im Commentar den Dichter gefeiert hatte (Körte 1, 201).

Diese Sammlung hatte Heinse schon im Vertheidigungsbriefe vom 2. Januar 1774 Wieland angekündigt (Körte 1, 146) und hat ihm dann seine Anmerkungen zur Aurora wohl handschriftlich vorgelegt; denn er schreibt am 5. Juli 1774 an Gleim (die Stelle fehlt bei Körte): 'Die Sammlung der Comischen Erzählungen ist nun mehr revidiert. Wieland ist mit den Anmerkungen zu seiner Aurora, worinnen er und Ovid und la Fontaine und mein göttlicher Ariosto verglichen sind, so sehr zufrieden, dass er seine Freude darüber nicht genug bezeugen kann. Er will mir für jeden Bogen in seinen Merkur 3 Pistolen geben.' Die Sammlung, die ausser Aurora und Endymion noch Wielands Nadine enthält, ist also sicher mit Wielands Zulassung erschienen. So schmeichelhaft ihm der Commentar zur Aurora und der Zusatz zur Nadine sein mussten, so konnte ihn doch auch das Schlusswort zum Endymion etwas 'stechen'. Aber ein anderes war es, ob er die Meinung aufkommen lassen wollte, Heinse empfehle diese Stücke mit seiner Zustimmung als Lektüre für junge Damen. Es ist keineswegs ausgemacht, dass er von der Absicht Heinses, die Sammlung diesen zu widmen, unterrichtet war. Er legte bald darnach in den 'Unterredungen mit einem Pfarrer', hauptsächlich wegen der Angriffe des Göttinger Haines, die Moral seiner Gesinnungen dem Publikum dar, wie er ja auch Heinses und anderer Lascivitäten schroff verurtheilt hatte. Und in diesen Unterredungen, die durch 'viele ... zum Theil höchstniederträchtige Angriffe' herausgefordert, durch Voss' Epigramme unmittelbar veranlasst waren, sagte

er, mit zweifelloser Beziehung auf Heinses Publication rund heraus, er werde seinen Töchtern seine Comischen Erzählungen nicht zu lesen geben (Teutscher Merkur 1775 2, 245). Für die Richtigkeit dieses Zusammenhanges sehe ich darin eine Bestätigung, dass in Wielands Merkur Heinses Buch nicht besprochen wurde.

Doch, bevor die Erzählungen erschienen waren, mag Wieland sich an Heinses Unternehmen gefreut haben, und aus Dankbarkeit lud er ihn Ende Mai 1774 durch Jacobi zur Mitarbeit am Merkur ein. Früher hatte er ihn als Recensenten abgelehnt, wie wir wissen. Trotzdem hatten im Februar 1773 die Jacobis Heinse die 'Revision der Musik in dem Merkur' übertragen (Körte 1, 124), die Rubrik entfiel jedoch überhaupt. Gegen den Schluss des Jahres bot dann Heinse selbst seine Hilfe und Beiträge an, da hinderten Enkolp und die Stanzen eine Verbindung. Jetzt obwohl eine Aussöhnung nicht geschehen, obwohl Heinses seinen Charakter verdächtigende Äusserung kaum zurückgenommen, obwohl die sein Kunsturtheil missachtende Veröffentlichung der Stanzen erfolgt war, jetzt wünschte Wieland von dem unsympathischen, revoltirenden Brausekopf vierteljährlich etliche Bogen, acht bis zehn im ganzen, Prosa oder Verse, und versprach für den Bogen drei Louisd'or (Jacobis Auserl. Brfw. 1, 168). Das sieht ungemein gutmüthig aus, erweckt den Schein, als ob er reuig Sühne bieten wolle für die bösen Briefe; aber ich halte es nur für einen Schachzug, den Wieland zur Abwehr grösseren Unheils versuchte. Heinse hatte sich inzwischen mit J. G. Jacobi zur Iris verbunden; indem Wieland ihn für den Merkur beschäftigte, dachte er die Rivalin lahm zu legen. Der Plan misslang. Um so anerkennenswerther ist die sachliche Haltung der nun erst publicirten Laidionanzeige, um so anerkennenswerther, dass bei allem was persönlich und sachlich zwischen ihnen lag, Wieland es sich gefallen liess, dass Heinse im Novemberhefte des Merkurs (1774 4, 195) als sein Nachahmer bezeichnet wurde. Auch spendete er Anfang December der in der Iris erschienenen Armida Heinses volles Lob in einem Briefe an Jacobi (Auserl. Brfw. 1, 196) und fügte bei: 'Balde werde ich Ihrem Heinse

wieder von Herzen gut werden' — das beweist wieder, dass eine volle Verständigung im Sommer des Jahres 1774 nicht stattgefunden hatte — 'wiewohl auch er mich zu necken und zu stechen anfängt'. Hat Wieland etwa durch Gleims Klatschlust Stachelverse aus der Büchse zu lesen erhalten? Oder denkt er an den Zusatz zum Endymion in den soeben zur Michaelismesse 1774 (Körte 1, 201), aber mit der Jahrzahl 1775 erschienenen Erzählungen? Zuversichtlicher beziehe ich seine Äusserung über Neckereien und Stiche Heinses auf eine Stelle der Iris, die allerdings nicht in dem 3. Stücke steht, über welches er in jenem Briefe vom 9. December sich auslässt, an die er jedoch durch den Eingang der Heinseschen Armida in diesem 3. Stücke erinnert wurde. Im Octoberhefte der Iris 1774 nämlich, am Schlusse des ersten Theiles vom Leben des Torquato Tasso hatte Heinse geschrieben (1, 61): 'Armes, unglückliches Genie ..., das unter Gelehrten leben muss, die misstrauisch gegen ihr eigen Herz, gegen ihre Empfindung, eine himmlische Venus aus den blauen Fluthen steigen sehn, blödsinnig sie heimlich anblinzen, und nicht wissen, was es bedeute; ob sie das Ding schön oder hässlich nennen sollen.' Ich bezweifle nicht, dass Heinse hiebei an sich und Wieland dachte, dass er mit der aus den Fluthen steigenden Venus die aus dem See flüchtende Heldin seiner Stanzen meinte, über die Wieland ungünstig und günstig geurtheilt hatte. Und Wieland wird diesen Bezug, der ans Ende des Artikels gesetzt wie ein Schachbieten wirkte, wohlverstanden, wird gemerkt haben, wie sich das 'Genie' Heinse über den 'Gelehrten' Wieland erhob. Das war ein 'Necken und Stechen'. Trotzdem schrieb er so versöhnlich über ihn an Jacobi, wie wir hörten.

Und diesmal schlägt Heinse in die dargebotene Hand ein, vielleicht weil er nun auch etwas gut zu machen hatte. Er bezieht sich in einem Briefe an Gleim Ende März 1775 auf Wielands Lob der Armida und fügt bei, es sei noch vor ihrer 'Aussöhnung' gespendet (Körte 1, 215). Diese Aussöhnung hatte im Januar stattgefunden, wie der folgende Brief Heinses an Wieland zeigt:

Düsseldorf 27. Jenner 1775 (3 SS. 8°.).

Sie vergeben mir Wieland, Sie lieben mich wieder? ich kan nicht mehr daran zweifeln; Sie sagen es mir so lauter, so wahr, so gutherzig, als ob der ganze griechische Sokrates ein Theil von Ihrem Wesen wäre. Könnt' ich Ihnen doch meine Freude, meine Dankbarkeit so darüber bezeugen, als ich wollte! aber ich bin schwach und krank und alles ist in meinem Kopfe zerrissen. Doch hoff' ich, bald wieder gesund zu werden; denn das Feuer scheint mein Element zu seyn, wenn es mich verzehrt, so belebt es mich auch wieder.

Wie wird mein lieber guter Vater Gleim, der Genius der Freude, sich freuen, wenn er hört, dass Sie wieder mein alter Wieland sind. Wär ich doch bey ihm in Halberstadt, wenn Sie künftigen Sommer ihn besuchten, damit ich Ihnen den ehemaligen wilden Knaben Heinse in einer andern Gestalt zeigen könnte.

Ich betheure Ihnen, wahrhaftig guter Wieland, dass ich Sie von ganzem Herzen liebe und hochschätze, und gestehe aufrichtig, Sie einige Zeit verkannt zu haben. Gedenken Sie meiner jugendlichen Sünden nicht! Die besten Menschen fehlen am meisten, wenigstens wenn sie jung sind, und nur die gewöhnlichen gehen den geraden Gang. Ich bin völlig davon überzeugt, dass ich unter die guten gehöre, und Ihres Wohlwollens werth bin, und es hat mich im Innern gekränkt, dass auch Sie mich verkannt haben.

Sagen Sie mir es in Zukunft, als väterlicher Freund, wen [!] Sie sehen, dass ich fehle; ich gelob' Ihnen hier als meinem ersten Lehrer an, Ihnen am liebsten vor [!] allen meinen Freunden zu folgen, und meine Fehler, so bald ich sie erkenne, wieder gut zu machen. Ich bin wild und ausschweifend, aber auch gut und folgsam, wie ein Kind, wenn ich die Stimme der Wahrheit höre.

Mehr kann ich Ihnen heute nicht sagen, und schreiben musst' ich Ihnen. Leben Sie wohl, und immer glücklich, als Vater, Freund, und Dichter und Weiser.

Rost.

Der Ton des Schreibens macht einen sehr guten Eindruck; es zeigt Heinse von seiner besten Seite, und auch Wieland wird Stimme des Herzens darin gehört haben. Eine Frucht der Versöhnung war, dass nun Heinse trotz der Fortdauer seiner Beschäftigung bei der Iris auch für den Merkur arbeitete. Am 12. März 1775 schrieb F. H. Jacobi an Wieland (ungedruckt): 'Die Briefe über Ricciardetto sollen Sie nächstens erhalten; ich hätte Sie Ihnen schon von Mannheim aus senden können, aber ein paar Stellen

darinnen waren mir nicht so ganz recht. Ob Sie beykommendes extemporiertes Gesundheits-Lied einrücken wollen, steht bey Ihnen.' Und am 18. März 1775 (ungedruckt): 'Einliegend Heinsens zween erste Briefe an mich über Ricciardetto. Mit ein und anderm drinnen werden Sie nicht ganz zufrieden seyn, aber das mehrste ist schön, und vieles vortrefflich. Wenn nur Heinse in der Zeichnung und in der Composition so viel vermöchte als im Colorit: welch ein Mann!' Wieland nahm die vom 6. und 7. Februar datirten 'Briefe über das italienische Gedicht, Ricciardetto, an Herrn H[einrich] J[acobi]' ins Aprilheft des Merkur auf (1775 2, 15 ff.) und schickte Heinse einen Dankbrief, den dieser mit folgendem Schreiben beantwortete[11]):

Düsseldorf 12. April 1775 (3 SS. 4°.).

Ihr Briefchen, Vater Wieland, hat mir wohl gethan, hat mein Wesen mit frischem Leben erquickt. Mein Herz zieht sich nach Ihnen, und verlangt Sie zum Genius meines in der Irre umherschweifenden jungen ungewissen Geistes.

Froh bin ich, dass Sie mit den Briefen über den Ricciardetto mehr zufrieden zu seyn scheinen, als ich es selbst bin; und traurig, dass ich Ihnen, die Hand aufs Herz, bey den Seelen Homers, Ariosts und Shakespears betheuren soll, ob ich Agathon und Musarion in einem Anstoss von Gutherzigkeit oder in wirklichem innerlichem Gefühl unter den Platonischen Sokrates, Cyrus, Grandison u. s. w. gestellt habe. Ihre Bescheidenheit rührt mich, und Ihr Misstrauen in meine Aufrichtigkeit quält mich.

Wenn man je in einer Schrift die Würde und Grösse der menschlichen Natur, und deren Gebrechen und Schwachheiten fühlen und erkennen kann, so gehört gewiss Agathon unter die ersten dieser Art. Grandison und Clarisse — sind für mich nur untere Schulen, öffentliche Schulen gegen ihn; bey ihm erfährt der scharfsinnige Jüngling was ein Mensch in dieser Welt fühlen, geniessen und ergründen kann, ohne vorher in Pythagorischer fünfjähriger Prüfung zum geheimen Unterricht seine besten Kräfte

---

[11]) Aus dem Eingange dieses und doch wohl auch aus dem des Briefes vom 27. Jenner 1775 geht hervor, dass Wieland unmittelbar an Heinse geschrieben. Ich merke das an, weil Schober S. 61 behauptet, Wieland habe das nie gethan. Auch aus Körte 1, 143 und A. Brfe. 3, 180 liess sich schon das Gegentheil vermuthen. Die letzte Stelle, wonach Wieland viele Briefe Heinses unbeantwortet liess, beweist zugleich, dass die fünf nun bekannten Briefe Heinses an Wieland nur ein karger Rest der Correspondenz sind.

verderben zu müssen. Agathon ist das Werk, worinn sich Ihr Herz in seiner stärksten Fülle ergossen, und Ihr Geist in seinem höchsten Glanze gezeigt, und Ihre Phantasie am meisten gezaubert hat; ein Werk, das immer unter den ersten seinen Rang behaupten wird, die die vollkommenste Composition von Mensch hervorzubringen fähig ist: und Musarion — Vater Wieland, Sie setzen mich in Gefahr, etwas unanständiges zu beginnen — Sie ins Angesicht zu loben; Meister dürfen diess allein bey jungen Künstlern thun, um sie zum Vollkommnern zu reizen; diesen ist nur vergönnt, zu studieren, zu zweifeln, und anzubeten. Vergeben Sie mir, dass ich Ihnen auf Ihre Frage weiter nichts antworte, als dass ich Agathon und Musarion mit der innigsten Empfindung in jene Götterversammlung hineingestellt habe, und dass ich überzeugt davon sey, der strengste Aristarch könne beyden diese Stelle nicht versagen.

An Ihrem Danischmende hab' ich wie ein Kind an der Brust einer Hebe gesaugt.

Mehr kann ich Ihnen itzt nicht sagen; ich habe so eben meinen langen Tag im Dienste der Göttin Iris — bin von Expedieren ganz abgemattet. Wenn die Blumen im jungen Grüne sich freuen, die Bäume blühen, und die Nachtigallen schlagen, etwas bessers.

Ein Herz voll jugendlicher Feuerliebe für Ihre väterliche Umarmung!

Heinse.

Mit seinen Ricciardetto-Briefen war Heinse zufriedener, als er hier sagt; Gleim hatte er einen halben Monat früher geschrieben, er halte sie für das Beste, was er nach seinen Stanzen gemacht habe (Körte 1, 215). — Die Stelle, über die Wieland Aufklärung erbat und im vorstehenden Briefe erhielt, findet sich im zweiten der Briefe (Teutscher Merkur 1775 2, 35). Heinse nennt da hervorragende Beispiele der künstlerischen Darstellung: den vaticanischen Apollo, die mediceische Venus, den Torso des Herkules und fährt dann in der Aufzählung also fort: 'Der Xenophontische Cyrus: der Platonische Sokrates: Agathon: Charmides: Grandison: Musarion: Clarissa: Emilia Galotti: die neue Heloise!' Wielands Argwohn witterte in dieser weder chronologisch noch nach Gattungen geordneten Reihe eine Werthabstufung; und wer beachtet, dass Grandison und Clarissa aus einander gerissen sind, mag das nicht so unbegründet finden; nun dachte aber Wieland damals vom Grandison viel weniger gut als früher (Teut-

scher Merkur 1775 3, 252), und ausserdem war ihm, glaube ich, auch die Zurücksetzung der Musarion hinter J. G. Jacobis Charmides empfindlich, obwohl er dies nicht bekannt zu haben scheint. Heinses Antwort wusste den trotz der 'Aussöhnung' also misstrauischen zu beruhigen und das gute Verhältniss währt fort; sein Brief an Gleim vom Ende Mai 1775 (Körte 1, 217) bezeugt es.

Ja Wieland gab ihm eine Genugthuung für alles Vergangene, die grösser war, als sie Heinse erwarten durfte. Er brachte auf dem Umschlage des Augustheftes 1775 — dem damals üblichen Platze für solche Anzeigen im Merkur — Heinses Ankündigung seiner Übersetzung des Befreiten Jerusalem und fügte eine Bemerkung bei, die ich hier abdrucken will, weil sie wohl in vielen gebundenen Exemplaren der Zeitschrift fehlt:

Wir können mit Zuversicht hoffen, das Publikum werde diess Anerbieten des Herrn Heinse mit Freuden annehmen, da nicht allein seine in der Iris bereits gelieferten Proben, sondern auch die, seiner Laidion angehängten, Stanzen, genugsam für die Verdienste des Mannes sprechen der diess, gewiss nicht leichte, Unternehmen wagt.

Die Empfehlung enthält einen vollständigen Widerruf seines Urtheiles über die sachlich verworfenen und auch metrisch nicht voll gebilligten Stanzen. Wieland, der durch eine Anmerkung im Octoberhefte (Merkur 1775 4, 33) auf diese Ankündigung nochmals aufmerksam machte und sich dabei mittelbar als Verfasser der nicht unterzeichneten Nachschrift auch bekannte, brachte damit ein Opfer der Überzeugung. Zuvörderst mag ihn dazu die wirklich verdiente Anerkennung der Armida veranlasst haben; dem in Düsseldorf zweifellos fortschreitenden, sich ausbildenden Poeten wollte er den versperrten Weg öffnen; dann wirkte die Versöhnung und das Friedensbedürfniss mit und abermals vielleicht die Absicht, Heinse von der Iris loszulösen. Der Mann, der inzwischen auch mit seinen Widersachern Goethe und Klopstock[12]) Fühlung bekommen hatte (Körte 1, 213. 215), musste ihm des Werbens werther scheinen.

---

[12]) Vgl. Wielands Briefe an Sophie La Roche S. 172.

Aber wenn Wieland wirklich auf den Ruin der Iris es absah, ging er irre; bald konnte er sich überzeugen, dass die Iris noch im Aufschwung begriffen war: der vierte Band 'glänzte ausserordentlich'; seine nächsten Freunde Sophie La Roche und F. H. Jacobi hatten beigesteuert; dass dessen Allwill seinem Merkur entgangen war, war ihm besonders leid (Jacobis Auserl. Brfw. 1, 227f.). Ich muss aber annehmen, dass schon vor dieser betrüblichen Erfahrung eine Verstimmung gegen den Kreis, in dem Heinse lebte und wirkte, vorhanden war, denn schon Anfang October begütigt F. H. Jacobi seinen Freund in einem ungedruckten Briefe.[13]) Irgendwie war Heinse selbst in diese Verstimmungen verwickelt.

Ins Novemberheft des Merkur nahm Wieland ein 'Schreiben an einen Freund. Als der Verfasser nach einer gefährlichen Krankheit das erstemal aufs Land fuhr' auf. Der Stil legt die Vermuthung nahe, dass Heinse der Verfasser ist. Ich erinnere an die oben mitgetheilte Briefstelle Jacobis, wonach er Wieland ein 'Gesundheits-Lied' übersendet; die Äusserung steht in der nächsten Nachbarschaft eines Satzes über Heinses Merkurbeiträge. Nun ist ein 'Gesundheits-Lied' im Merkur nicht erschienen; ausserdem schreibt Heinse an Gleim, den 8. September 1775: 'Ein einziges Syrenenlied; das ist alles, was ich in Düsseldorf gesungen habe'; man darf also Jacobis Ausdruck 'Lied' nicht genau fassen. Ferner war Heinse im Januar und Februar 1775 krank (vgl. den zweiten der hier veröffentlichten Briefe und Körte 1, 206), so dass er also eine Gesundungsrhapsodie zu schreiben Anlass hatte. Das zurückgelegte Stückchen mag Wieland wieder ins Gedächtniss gekommen sein, als Heinse im September abermals schwer erkrankte (Körte 1, 219).[14]) Das 'Gut der Madame H.', welches das 'Schreiben' erwähnt, ist wohl der Besitz der Gräfin Hatzfeld in dem Düsseldorf nahen Gerresheim, und

[13]) In eben diesem steht auch folgende mir nicht verständliche Bemerkung: 'Heinse hatte die prol. [? Wort in Antiquaschrift] über's Pasquill reine vergessen, will sie aber doch noch schreiben.'

[14]) Oder ist das Schreiben erst nach dieser Krankheit entstanden, weil die Situation an den bei Körte 1, 219 mitgetheilten Brief anklingt?

sie muss auch unter Chloe verstanden werden.[15]) Mit ihr war er ja, wie der erste der hier mitgetheilten Briefe zeigt, bekannt. Nach alledem ist mir Heinses Autorschaft für dieses Schreiben recht wahrscheinlich. Und nun steht am Schlusse seines Abdruckes im Merkur (1775 4, 114) als Anmerkung zu den Worten des Briefes: 'und ungezogen bin ich noch wie ehmals auf Erden!': 'Weiss der Himmel, dass Sie es sind! Und weil Sie weder die Kunst einzulenken noch aufzuhören besitzen, so bleibt mir kein ander Mittel übrig als — die Scheere. H.' Dass hinter diesem 'H.' Heinse selbst stecken, dass er sich selbst verspottet haben sollte. ist bei seiner Überzeugung von seiner Bedeutung unmöglich. 'H.' ist der Herausgeber des Merkur, Wieland, der allerdings zumeist mit 'd. H.', aber doch gelegentlich auch mit 'H.' Anmerkungen u. dgl. zeichnete.

Da sprach nun wieder die alte 'Gesinnung' Wielands gegen Heinse sich aus. Wer das radotirende Schreiben liest, wird das Eingreifen der Redactionsscheere sachlich berechtigt finden, aber die Wendung war verletzend.

Auch dass die Fortsetzung der Briefe über Ricciardetto ausblieb, mochte Wieland verdriessen. Klopstock hatte die 'mehreren', die den ersten zwei folgen sollten, schon im Manuscript gelesen und zwar 'mit Beifall' (Körte 1, 215). Sie werden, wie der zweite Brief, Kunsttheoretisches enthalten haben, denn an dem 'Auszug aus dem Ricciardetto', der dann im Merkur als Ersatz erschien (1775 4, 33ff. 242ff.), konnte Klopstock keinerlei Interesse finden. Enthielten nun eben diese ferneren Briefe vielleicht zu viel, was Klopstocks, des neu gewonnenen Geniefreundes, Ansichten entsprach und gerade darum Wieland widerstrebte? Lehnte dieser den Druck der Fortsetzung ab, weil etwa Klopstock, der ihn in der Gelehrtenrepublik gezaust hatte und vom Hain als sein Gegenkaiser ausgerufen war, darin gefeiert wurde? Daher könnte jene Verstimmung rühren, die, im September 1775 etwa, die zu Beginn des Jahres hochgeschraubte Freundschaft aufs neue störte. Trotzdem brach Wieland

[15]) Freilich lässt Heinse im December d. J. 'Chloe Jacobi', d. i. Caroline, der Erkorenen J. G. Jacobis, seine Anbetung versichern (Martin, J. G. Jacobi S. 69), aber diese Chloe passt nicht hieher.

nicht ab; er liess an Stelle jener allgemein interessanten Briefe Heinses wirren und unbefriedigenden Auszug aus dem Ricciardetto drucken, dessen Länge und Formlosigkeit ihn aber wieder zu einer Anmerkung am Schlusse verlockte: 'Hier bricht der Auszug plötzlich ab; desto besser!' Diesmal ist die Anmerkung nicht unterzeichnet, sie stammt aber gewiss nicht aus Heinses Manuscript.

Ich weiss nicht, ob diese Stiche Heinse reizten. Tief ging die Verletzung jedenfalls nicht, denn er gab ins Februarheft des Merkur 1776 (1, 197 f.) noch einmal seine Ankündigung der Tassoübersetzung, und Wieland fügte eine starke Aufforderung zur Subscription abermals bei, als ob er den Autor so hoch schätzte wie zuvor. Auch die Erklärung Heinses, er werde statt des Tasso Ariost übersetzen, erschien im Merkur (1776 2, 305 f.). Und im 4. Bande des Jahrganges begannen Heinses Briefe an Gleim Über einige Gemählde der Düsseldorfer Gallerie (4, 3 ff. — hiezu verzeichnet Heinse Druckfehler Körte 1, 308 f., wobei er gegen Wieland ziemlich empfindlich ist — und 4, 106 ff.), die im Jahre 1777 fortgesetzt wurden (2, 117 ff. 3, 60 ff.).

Dieser Jahrgang des Merkur brachte auch eine Probe von Heinses Übersetzung des wüthenden Roland (2, 39 ff.), aus dem vierzehnten Gesang, nachdem der erste Gesang schon 1776 in der Iris (8, 893 ff.) veröffentlicht war; und zum dritten Male schloss Wieland einen Beitrag dieses Mitarbeiters mit einem Tadel: 'Aber ohe! iam satis est'. Freilich konnte der Leser hier weniger als in den früheren Anmerkungen Wieland für den Epilogus halten, da jene Worte sich im Drucke an Heinses Schluss 'u. s. w.' ohne Absatz anschliessen, wie denn auch Gleim Heinse selbst für den Unterbrecher hielt (Schober S. 220). Nun aber war Heinse verwundet. Die Vor- und Nachgeschichte dieses Ärgers liegt in seinem Brief vom 18. Januar 1778 an Gleim vor (Pröhle S. 290 ff., eine Berichtigung Schober S. 215). Wieland soll unaufgefordert, eine Verstimmung ahnend, den übeln Zusatz entschuldigt haben: er missbillige es überhaupt, den Ariost in Prosa zu übersetzen, und finde in dieser Prosa überdies tadelnswerthe Freiheiten. F. H. Jacobi soll durch Heinse abgehalten worden sein, die Sache des

Freundes so hitzig zu führen, als er wollte. Es liegen aus dieser Zeit vom April 1777 bis Januar 1778 je fünf Briefe der Wieland-Jacobischen Correspondenz vor, keiner erwähnt den Zank. Die betreffenden Stellen und andere Briefe könnten unterdrückt sein; aber es ist doch auffällig, dass der Ton Jacobis in den bekannten Schreiben so warm und rückhaltslos als je ist gegen den 'Herzensbruder' Wieland, und noch auffälliger, dass Wieland sich bei einer nothgedrungenen Bitte um Heinses Beisteuer zum Merkur (Mitte October 1777 Jacobis Auserl. Brfw. 1, 277 f.) über dessen 'Verhältniss' zu Jacobi, seine 'Ab- und Aussichten' erkundigt, dass dann Jacobi in seiner Antwort keinerlei Schwierigkeit erwähnt, ihn wieder zur Mitarbeiterschaft zu bereden (1, 279 f.), und eigentlich recht kühl über seine schriftstellerischen Fähigkeiten urtheilt: Heinses Herz sei ächter, reiner Liebe unfähig, es sei nicht in dem Menschen, irgend etwas aus der Fülle zu thun, er glaube nicht, dass Heinse je ein Ganzes von wahrhafter lebendiger Schönheit hervorbringen werde. Konnte Jacobi so schreiben, wenn er so heftig in Zorn über Wielands 'Ohe! iam satis est' gerathen war, als Heinse Gleim vorredet? Ich gestehe, dass ich wieder einige Übertreibung Heinses annehmen und aus seiner eitlen Heissblütigkeit erklären möchte.

Jedenfalls ward die Sache beigelegt. Es erschienen noch nachher zwei Fortsetzungen der Gallerie-Briefe Heinses im Merkur und auch seine persifflirende Anzeige über Mauvillons Übersetzung des Orlando (1777 4, 145 ff.). Wohl war ihm gerade wegen dieser unbequemen Concurrenz die Missbilligung seiner Probe durch Wieland so empfindlich gewesen. Nachdem sein Iris-Vertrag mit Jacobi schon im Februar 1776 gelöst war und er schon damals keine Lust mehr hatte für diese Zeitschrift zu schreiben (Körte 1, 224. 231), die ja auch mit dem Jahrgange 1776 endigte, war er wegen der ihm nöthigen, 'sehr reichlichen' Bezahlung auf den Merkur angewiesen.

Wieland hielt ihm seine Monatsschrift offen, aber er beharrte bei seiner 'Gesinnung'. Dies bezeugt seine Äusserung gegen Merck vom 2. August 1778 (Wagner, Merckbriefe 1, 131): 'Was Du bellissimo modo dem apokalyp-

tischen Thiere, Heinse, aufs Ohr gegeben hast, konnte nicht besser gegeben werden.' Dieser schadenfrohe Beifall bezieht sich auf folgende Worte in Mercks Bericht über die Düsseldorfer Gallerie: 'Ich könnte Ihnen zwar, nach unsrer Quinquenniums-Manier, ein Feuerwerk von Gefühl und Kunstsprache abbrennen, das lustig genug ablaufen sollte, und wo die Leute mit ihrer gewohnten Achtung für Genie und dessen Prätension die Mäuler aufsperren würden — allein es würde sich mit Gestank für uns beyde endigen.' Dass Merck damit auf Heinse zielte, bestätigt ein späterer Satz im gleichen Artikel: 'Über den poetischen Werth der besten historischen und grössten Kompositionen dieses Saals hat Hr. Heinse im vorigen Jahr mit solcher Ariostischen Wärme poetisirt — dass ich ihm mit meiner gewöhnlichen Kälte hier sehr ungeschickt nachtreten würde' (Teutscher Merkur 1778 3, 120 f. 125). Es trifft Mercks Urtheil mit dem zusammen, was Wieland vor Jahren über Heinses Prosabeiträge zur Iris an F. H. Jacobi geschrieben hatte: 'Mit dieser Mode ... nichts für wahr gelten lassen wollen, als was den Sinnen und einer erhitzten Imagination so vorkommt, wird man in kurzer Zeit allen Menschenverstand aus Deutschland wegdichten und wegschwärmen' (Jacobis Auserl. Brfw. 1, 196 f.). Wieland musste sich des ungesuchten Bundesgenossen zu seiner Ansicht über Heinse freuen, denn er hielt mit Recht viel auf Mercks Urtheil.

Mit dieser neuen Bestätigung für Wielands andauernde Abneigung gegen Heinse, die nur auf kurze Frist nach der feierlichen Versöhnung vom Anfang 1775 äusserlich unterbrochen war, endige ich. 'Desto besser!'

Ja: 'ohe iam satis est!' Aber die Sache, die hier dargelegt wurde, ist doch nicht gleichgültig. Sie wirft auf den Charakter der beiden litterarischen Mächte, deren Kraftverhältniss die Geschichte abgeschätzt hat, helles Licht; das ist für die Auffassung ihrer Schriftstellerei durchaus wichtig. Ich glaube auch, ein paar bisher unbeachtete Merkurbeiträge Wielands und Heinses ermittelt zu haben. Und noch mehr:

Gleim hat zur Zeit des höchsten Verdrusses zwischen Wieland und Heinse die 'Büchse' aufgestellt, deren Inhalt

zuvörderst das Genie gegen die Kritiker vertheidigen sollte. Unter diesen Kritikern war neben Wieland Nicolai der hauptsächlich befehdete der Büchsenspender. Und um Nicolais willen hatte sich Wieland mit den Jacobis zertragen, mit den Verbündeten vom Agathon und Merkur. Freilich rettete er sich die Freundschaft Fritz Jacobis, aber mit Georg kam es zum Bruch; Georg glaubte sich auch pecuniär beim Merkur übervortheilt (Pröhle S. 308). Die Folge davon war eben die Gründung der Iris, einer Concurrenz-Zeitschrift zum Merkur, die diesem erheblich schadete. Gleim, der mit Wieland in Freundschaft geblieben war, wurde bei Seite geschoben; ohne seine Zustimmung und anders als er wollte, kam der Plan zur Reife; er fühlte sehr gut heraus, dass er damit entthront wurde, und in der That ist er von da an nicht mehr der Mittelpunkt eines Dichterkreises: seine Lyrik wurde altmodisch.

Georg Jacobi entführte sich für seine Zwecke Heinse. Ohne ihn wäre er zu schwach zu dem Unternehmen gewesen, die ersten drei Stücke sind fast allein von den beiden verfasst; ohne Heinses Zerwürfniss mit Wieland aber hätte er sich diesen Gesellen nie wählen können. Denn im Grunde taugte Heinse, wie Jacobi wohl wusste — darum fesselte er ihm im Irisvertrage die Hände —, ganz und gar nicht für eine Damenzeitschrift, für die 'das Unschuldigste was Wieland geschrieben hat, Jacobi zu frey' war (Körte 1, 161). Nur unter dem Drucke der gemeinsamen Abneigung gegen Wieland konnte diese Verbindung geschehen, nur daraus ist sie innerlich verständlich. Und zu den beiden Gekränkten gesellten sich Goethe und Lenz in ihrer Abneigung gegen denselben Wieland. Dass in einer productiven, nicht kritischen Zeitschrift auch andere wirkten, die den gleichen Grund des Zusammenschlusses nicht hatten, kann nicht verwundern, änderte auch am Charakter der Gründung nichts. Wielands Name wird bis zum Juli 1776 nicht genannt, so wie Wieland im Merkur die Iris mit Schweigen übergeht.

Als aber Goethe und Wieland sich Auge in Auge sahen, von Mund zu Mund sprachen, verfloss der Nebel, der sich zwischen sie gelagert. Mit dieser Versöhnung war

die Gegnerschaft auch der andern gebrochen. Im Julihefte der Iris 1776 (7, 524 ff.) veröffentlichte J. G. Jacobi Lenz' reuiges Gedicht 'An Wieland. Auf dem Lande unweit W[eimar]' und fügte folgende Anmerkung bei: 'Dieses Gedicht ist bereits im deutschen Museum abgedruckt worden; indessen hat der Hr. Verfasser auch mir eine Abschrift davon mitgetheilt, und solche der Iris bestimmt. Ohne der vortreflichen Stellen, die es hat, zu gedenken, würde ich ihm schon deswegen hier mit Vergnügen ein Plätzchen einräumen, weil es an einen Mann gerichtet ist, der als Dichter und Freund mir so manche Tage verschönerte. Diejenigen von meinen Leserinnen, welchen der Himmel Sinn und Herz für die Grazien, für Musarion, Psyche, Glycerion und andre liebenswürdige Geschöpfe des Wielandischen Geistes gab, werden gleichfalls unter diesen für Sie geschriebenen Blättern es gern aufbewahren Der Herausgeber.' Damit lenkte Jacobi öffentlich ein. Zweimal verweist er im 8. Bande (S. 800. 839 f.) auf den Merkur. Und in der Vorrede zu diesem Bande kündigt er das Ende der Iris an und zugleich, dass er künftig wieder am Teutschen Merkur mitarbeiten werde.

Die Götterbotin musste dem Götterboten weichen. Iris verflog, Merkur aber regte die Schwingen mit neuem Leben, die alten Gegner alle gossen ihr Blut in seine Adern.

Graz. Bernhard Seuffert.

Graf Reinhard als deutscher Dichter.

In den neueren Schillerbiographien haben auch die Versuche des Poetenhäufleins, aus dessen Mitte der grosse Marbacher jählings in die Höhe schoss, die Genossen weit hinter sich zurücklassend, eingehende Würdigung gefunden. Die Schwaben brannten damals vor Begierde, es endlich denen an der Elbe und am Rhein gleich zu thun; sie wollten zeigen, dass die Pflege des Genies auch unter ihrem als böotisch verschrieenen Himmel gedeihen könne, dass die Musen auch am Neckar aufgewacht seien. Bisher waren wohl einzelne von dem Wehen des neuen Geistes erfasst

worden, jetzt aber thaten sich Freundschaftsbündnisse zusammen, die auf die Pflege der schönen Wissenschaften sich gründeten. Zur gleichen Zeit erlebten die hohe Karlsschule in Stuttgart und das Tübinger Stift ihre 'Poesie- und Genieperiode'. Hier wie dort beförderte das enge Zusammenleben in den Jahren der Freundschaftsempfindung solch gemeinschaftlichen Geniusflug: man übte sich im Wetteifer der Kräfte und unternahm gemeinsam die ersten Versuche, auszuschwärmen.

Bekanntlich schwang sich Gotthold Friedrich Stäudlin, der im Jahre 1780 nach absolvirtem Rechtsstudium von Tübingen nach Stuttgart zurückgekehrt war, zum Anführer des Tübinger Dichterkreises auf, er machte gleichzeitig den Mittelsmann zwischen den Tübingern und Stuttgartern und in dieser Eigenschaft pflanzte er selbstbewusst die Fahne auf, unter der er die poetischen Talente der schwäbischen Jugend um sich sammelte. In demselben Jahre, in dem Schiller die Räuber veröffentlicht hatte, liess Stäudlin den ersten Schwäbischen Musenalmanach ausgehen. Die Tübinger Stiftler hatten das meiste dazu geleistet. Sie traten alle zum erstenmal in die Öffentlichkeit; unter ihnen Karl Friedrich Reinhard (ursprünglich Reinhardt), der Pfarrersohn aus Schorndorf, derselbe, der durch seine Theilnahme an der französischen Revolution in die wunderbarsten Lebensverhältnisse gerieth, unter dem fremden Volke Diplomat und Minister wurde, als Graf und Pair von Frankreich sein Leben beschloss.

Geboren am 2. October 1761, also zwei Jahre jünger als Schiller, hatte er den ersten Unterricht in der Lateinschule zu Schorndorf erhalten. Hier schloss er mit einem seiner Mitschüler eine Herzensfreundschaft, welche die Jugendjahre überdauerte. Mit Karl Philipp Conz, der 1762 in dem nahen Lorch am Fusse des Hohenstaufen geboren war, theilte er wie die Schulstunden, so die Empfindungen der erwachenden Knabenseele. Conz, der als Kind mit dem Knaben Schiller gespielt, der im Kloster Lorch mit seiner uralten Linde und seinen Hohenstaufengräbern frühzeitig poetische Anregungen empfangen hatte, war es auch, durch den Reinhard zuerst den Namen Klopstock hörte, denn in

seinem Elternhause ward nichts von schöner Litteratur geduldet, das der Phantasie des Knaben Nahrung gegeben hätte. Die Freunde wurden vorübergehend getrennt, als Reinhard, während Conz noch in Schorndorf zurückblieb, im Herbst 1774 in die Klosterschule zu Denkendorf aufgenommen wurde. Die Jahre 1774—1778 brachte er in den Klosterschulen, die Jahre 1778—1783 im Tübinger Stifte zu. Die frühesten Dichtungen Reinhards sind zwei Elegien vom Jahre 1778.

In der Vorrede zu seiner Tibullübersetzung hat Reinhard erzählt, dass es ihm wie eine Offenbarung war, als ihm Klopstocks Elegie 'Rothschilds Gräber' in die Hände fiel. 'Es ist unglaublich, welchen Eindruck besonders auch die mir im Deutschen noch ganz ungewohnte Versart auf mich machte'. Durch den Inhalt und mehr noch durch den Wohlklang von Klopstocks Elegien ward er selbst zu der elegischen Versart hingezogen, die ihm ein bescheidnes Gewand, zugeschnitten für sanfte Klagen, schien. In elegischem Mass sind denn auch seine frühesten eigenen Gedichte, aber es war inzwischen ein neuer mächtiger Einfluss hinzugekommen: die Elegien des Siebzehnjährigen aus dem Jahre 1778 heissen: 'Lotte bei Werthers Grab' und 'Sigwart'. Beide Gedichte sind ein unmittelbarer Ausdruck der Wertherstimmung, und wir erfahren aus ihnen zugleich, dass Goethes Werther auch das Haus des Schorndorfer Diaconus, das 'keine Romane und schlechte Bücher' duldete, siegreich erobert hatte: nicht bloss die Schwestern empfinden mit Werther, leiden mit Werther und verzeihen dem Unglücklichen seine That, sondern auch der Vater trotz dem silbernen Haar, trotz der amtlichen Würde und der gravitätischen Miene giebt der Empfindung ihr volles Recht und fleht für den geopferten Jüngling an seinem Grabe um Vergebung.

Auch als Jünger der Wissenschaft im Tübinger Stift ergriff Reinhard mit Vorliebe das, was seinen poetischen Neigungen entgegenkam. Unter den römischen Schriftstellern zogen ihn wiederum die Elegiker am meisten an, und er begann frühzeitig, sich in Übersetzungen aus Tibull und Properz zu versuchen. Unter dem gelehrten Ephorus

Schnurrer wurde damals eifrig das Studium des Arabischen betrieben; Reinhard finden wir unter seinen vorgeschrittensten Schülern, und noch in späten Jahren hat Reinhard gegen Goethe den grossen Einfluss anerkannt, den dieser Lehrer auf ihn ausgeübt.[1]) Aber auch dieses Studium regte ihn zu eigenen Versuchen an. Zur Erwerbung der Magisterwürde, 1780, schrieb er eine Probeschrift über die arabische Dichtkunst, der metrische Übersetzungen ins Deutsche eingestreut waren. In derselben Zeit aber, im Herbst 1780, wurde er nun wieder mit Conz vereinigt, der jetzt gleichfalls in das Stift eintrat und der inzwischen seinerseits die ersten dichterischen Flüge gewagt hatte, und alsbald begann die gemeinschaftliche Übung, der dichterische Wetteifer, zugleich im Bund mit anderen Freunden im Stift, mit Karl Friedrich Stäudlin, dem Bruder des Barden, mit Bührer, Bardili, Duttenhofer u. A.

Vom März 1781 ist das bekannte Gedicht, das Conz im Bardenton an Schiller richtete, treuherzig den Lorcher Spielkameraden auffordernd, mit ihm und Reinhard zugleich nach der Unsterblichkeit zu fliegen, wohin ihnen Stäudlin vorausgeeilt sei! Durch Conz, der wohl schon früher die Bekanntschaft des älteren Stäudlin gemacht hatte, schickte Reinhard gleichfalls im März 1781 dem Sänger Hallers und Bodmers, dem Übersetzer Virgils,

An dessen Herz mich Vaterlandsgefühl
Unwiderstehlich zöge, hätten nicht
Um uns ein sympathetisch Bruderband
Die Musen schon geschlungen,

seinen ersten poetischen Gruss. Sich selbst stellt er dabei als 'der Liebe sanftern Sänger' vor, der auch neben dem Helden besingenden Barden nach dem Kranze greifen darf und selbstbewusst nach dem Kranze greift —

Denn das Herz
Schlägt höher bei dem grossen Namen Ruhm
Und höher auch bei deinem Namen: denn
Du bist ein Dichter meines Wirtembergs.

[1]) Reinhard an Goethe 1. Februar 1820. Schumann statt Schnurrer ist einer der vielen Druckfehler, durch die der Goethe-Reinhardsche Briefwechsel entstellt ist.

In den Herbstferien, September 1781, pilgerten Reinhard und Conz von Tübingen nach Stuttgart, theils in Sachen des Musenalmanachs, den Stäudlin eben herauszugeben im Begriff war, theils um Schillers Bekanntschaft zu machen oder zu erneuern, der mit seinen Räubern plötzlich weit über die Genossen emporgestiegen war und mit dem eigenen Ruhme nun zugleich die Heimat bestrahlte. Von Conz sowohl als von Reinhard hat man Berichte über diese Begegnung, die wiederholt abgedruckt worden sind.[2]) Obwohl unmittelbar zuvor das Zerwürfniss zwischen Schiller und Stäudlin eingetreten war, empfing der Dichter der Räuber doch die beiden Schützlinge Stäudlins aufs freundlichste. Er liess sich von Reinhard metrische Übersetzungen aus Tibull[3]) und aus dem Arabischen vorlesen, Liebeselegien und andere Gedichte, war namentlich von den arabischen Gesängen — nach Conzens Zeugniss — überrascht und hingerissen und ermunterte den Übersetzer auf dieser Laufbahn fortzufahren, auf der er gewiss, wie auf der dichterischen, Lorbeeren pflücken werde. Wie günstig der Eindruck war, den er von Reinhards Persönlichkeit empfing, ist auch aus seinem Urtheil über die Mitarbeiter des Musenalmanachs (Wirtemb. Repertorium 1782, 1) zu erkennen. Während er die ganze Sammlung spöttisch und wegwerfend behandelte, hat er doch die Beiträge Reinhards besonders herausgehoben und anerkannt: 'sie verrathen die zärtlichste Empfindung und den liebenswürdigsten Charakter ihres Verfassers'.

Reinhard hatte zu diesem ersten Schwäbischen Musenalmanach neun Gedichte mit seinem Namen beigesteuert. 'Die Rhythmen und Weisen der Göttinger klingen überall wieder', mit diesen Worten hat Weltrich den allgemeinen

---

[2]) Conz in der Zeitung für die elegante Welt 1825, Nr. 206. Reinhard bei Guhrauer, Hist. Taschenbuch, Neue Folge 7, 195.

[3]) Unrichtig ist Minors Angabe (1, 378 u. 379), dass Reinhard Proben aus seiner Tibullübersetzung und Conz seine Tyrtäusübersetzungen in Stäudlins Almanach veröffentlicht habe. Weltrich (1, 491) irrt, wenn er Conz damals schon Magister sein lässt. Conz war Novize und empfing erst 1783, als Reinhard Tübingen verliess, 'den Kranz käuflicher Ehre'.

Charakter der Sammlung treffend bezeichnet. Also das bardische Pathos und der hausbackene Ton der volksmässigen Ballade, die Naturempfindung und die elegischen Liebesgefühle, Freundschaft und Vaterlandsstolz, Preis der Sitteneinfalt und Verachtung französischer Mode. Das lange Versäumte endlich gleichsam nachholend knüpfen die Schwaben genau an die Göttinger an. Dass ein Jahrzehnt seit der Stiftung des 'Hainbundes' verflossen ist, kann man gleichwohl spüren. Die schwäbische Muse, die zudem gleich eine locale und localpatriotische Färbung annimmt, ist immerhin freier vom übermächtigen Einflusse Klopstocks, sie theilt auch nicht den leidenschaftlichen Hass gegen Wieland. Reinhard zumal hält sich in einer gewissen verständigen Mitte und unterscheidet sich dadurch auch von den Genossen: er stimmt nicht in das verstiegene Bardenpathos ein, zu dem sich Stäudlin anstrengt und anfangs auch Conz; ebenso ist ihm der niedrig burleske Ton fremd, der bei Stäudlin als das andere Extrem erscheint. Aber innerhalb der Grenzen, die er sich selbst steckt, finden wir dennoch eine grosse Mannigfaltigkeit von Tönen, zwischen hochgespannter Empfindung und dem derben Realismus der Bürgerschen Balladen. Ganz in dem Volkston der letzteren ist die der Überlieferung nur allzubreit nacherzählte grausige Gespenstergeschichte 'Johann' gehalten, und unmittelbar an Bürgers Lied von den Weibern von Weinsberg knüpfen Reinhards 'Weiber von Schorndorf' an. Er, der geborene Schorndorfer, singt ein anderes, noch schöneres Schwabenstädtchen

Und seine Weiber — deutschen Bluts
Und deutscher Treu' und deutschen Muths.

Und zweifle mir ein Spötter noch,
   Ob dem wohl auch so wäre:
Mein Schorndorf ists! und wer mirs doch
   Nicht glauben will, der höre,
Was schon vor hundert Jahren da
Durch Weibertapferkeit geschah.

In diesem Tone wird, wiederum breit und redselig, die ganze Geschichte erzählt bis zu Melacs schmählicher Flucht —

Da legt' er alle Segel bei
Und floh mit Schimpf und Schande.
Die Deutschen rüstig hinten drein,
Verjagten ihn bis hin zum Rhein.

In dem Gedicht 'Der Zauber' wird eine Scene gezeichnet, zu der sich Reinhard den Griffel der Anakreontiker borgt. 'Der Wollüstige' ist ein phantastisches Gemälde, wie sie damals besonders beliebt waren. Ähnlich wie ein Ungenannter im Almanach die Wirkungen des Zorns, Stäudlin die der Eifersucht geschildert hat, so versucht sich Reinhard in einer Schilderung der Gewissensqualen eines Verworfenen. Selbst Conz hat den gleichen Gegenstand behandelt und ähnliche Vorwürfe kehren in Schillers Gedichten der Anthologie wieder[4]): rhetorische Übungen oder Ausschweifungen einer ungeheuerlichen Phantasie, die, selbst mit einem starken Zusatz lüsterner Sinnlichkeit behaftet, gegen die Sinnlichkeit poltert. Auch zur Schilderung des 'Fanatismus' bietet Reinhard die stärksten Mittel auf: den Erebus, höllische Mitternächte und Indiens grimmigste Tiger, um zuletzt an das aufregende, durch Voltaire der gebildeten Welt ins Gewissen gedrückte Ereigniss zu erinnern:

Ha! da rissen sie Calas zum Tod, da zerschmettert' ein Rad ihn
Und — die Menschheit verstummt!

In allen diesen Stücken ist Reinhard doch nur Nachahmer. Weit erfreulicher ist, was er in der eigentlichen Lyrik leistet. Einfache Herzenstöne findet er in den Strophen 'An die kleine Christiane St.', und dass seine Stärke allerdings die schmelzenden Empfindungen sind, zeigt die beredt strömende Elegie 'Das Mädchen am Grab ihrer Schwester' und die alkäische Ode 'Die Erscheinung', worin der Nachklang einer anmuthigen Begegnung bei einem Schorndorfer Herbstfeste in zartester Weise zu einer Vision verklärt erscheint. Hier zeigt sich ein ächter Dichter,

---

[4]) Auf sehr schwachen Füssen steht die Vermuthung Weltrichs (1, 513), dass Reinhard der Verfasser der mit X gezeichneten Gedichte in der Anthologie sei.

nicht minder in dem 'Liebesblick', wo er die Wonne erwiederter Neigung in leicht fliessenden Versen feiert.

Der Stolz der Schwaben auf ihre Heimat, der schon in der Absicht dieses ersten schwäbischen Musenalmanachs lag, fand noch besonders in einer Anzahl von Gedichten desselben Ausdruck. Conz sang ein 'Schwabenlied' voll heimatlichen Eigenlobs, und Stäudlin rief die Jünglinge des Vaterlandes schwungvoll auf, den Hohn der Sachsen zu entwaffnen. Doch diese Jünglinge, die in Klopstock ihr Vorbild verehrten, wollten auch gute Deutsche sein, und nicht ohne Absicht war ein Lied des verstorbenen J. J. Thill 'An Deutschland' der Sammlung vorangestellt. Beides aber, die Liebe zur Heimat und zum grossen Vaterland floss zusammen, wenn es Thaten zu feiern gab, die der Geschichte der Heimat und des Vaterlandes zugleich angehörten. So wenn Reinhard die muthigen Weiber seiner Vaterstadt pries oder Conz den Staufenberg als Heldenvater grüsste und Barbarossas Schatten beschwor. Für Conz und Reinhard war der ihrer Heimat benachbarte Hohenstaufen mit den frühesten Jugendeindrücken verknüpft, und es ist aller Grund, zu vermuthen, dass kein anderer als Reinhard der Verfasser der mit —t. gezeichneten Strophen 'An F. L. Graf zu Stolberg' ist, die gleichfalls die staufische Heldenzeit und den Rothbart, 'Schwabens Abstamm, Deutschlands Kaiser' mit begeistertem Schwunge feiern. Eine der Strophen hebt an: 'Wenn ich oft auf — Wällen Staufens hohen Gipfel sah, fühlt' ich Friedrich mir so nah' u. s. w.; ohne Zweifel ist hier zu ergänzen: 'Wenn ich oft auf Schorndorfs Wällen' u. s. w. Demselben Stolberg, den er hier stürmisch als Bruder begrüsst, hat Reinhard kurz nachher seine Tibullübersetzung gewidmet. Und wenn der Dichter den Rothbart besonders deswegen preist, weil er den Papst und dessen feiges Heer seine Feuerrache fühlen liess, so ist hier eine Saite angeschlagen, die auch später noch stark in Reinhards Leier erklingt. — Ist die Vermuthung richtig, so ist auch das andere mit —t. (dem Buchstaben, den Reinhard erst später von seinem Familiennamen Reinhardt abwarf) gezeichnete Gedicht 'Der Tanz' ihm zuzuschreiben. Der Tanz, der geflügelte deutsche Rundtanz, regt die 'philo-

sophische Muse' des Dichters zu Gedankenreihen an, zu Bildern dem Sphärentanz entlehnt, die entschiedene Verwandtschaft mit späteren Gedichten Reinhards zeigen, wie denn auch der Hinweis auf Buffon ganz in Reinhards Art ist, der es liebte, gelehrte Andeutungen und entlegene Beispiele in seine Gedichte einzustreuen. Hienach sind es elf Gedichte, die Reinhard zum ersten Musenalmanach beisteuerte. Zum erstenmal hatte er die Freude, Verse von sich gedruckt zu sehen. Mit Ehren konnte er sich damit unter den Genossen blicken lassen. Es waren, wie er selbst sagte, nicht die schlechtesten unter den mittelmässigen.

In der Blumenlese auf das Jahr 1783 (so nannte Stäudlin diesmal den Almanach) suchen wir Reinhards Namen vergebens. Dass er wegen der Fehde zwischen Schiller und Stäudlin sich zurückgehalten habe, ist nicht wohl anzunehmen: er hat die Freundschaft mit Stäudlin nie verleugnet. Und unter den mit Chiffern gezeichneten Beiträgen finden wir jedenfalls einen, den wir mit Sicherheit Reinhard zuschreiben dürfen. Es ist die mit — h — gezeichnete empfindsame Ode 'An Luisen. An ihrem Geburtstag'. Conzens Gedicht an Reinhard (Episteln S. 45), das den Geburtstag derselben Freundin besingt, nimmt ausdrücklich Bezug auf Reinhards Ode. Und ebenso ist die Strophe der letzteren: 'Welcher Sterbliche hob kühn noch den Vorhang auf, der die Schickungen hüllt?' in Conzens Abschiedslied auf Reinhard (Episteln S. 143) aufgegriffen und wiederholt. Dass Reinhard seinen Namen nicht nannte, lässt sich aus der persönlichen Beziehung dieses Gedichts erklären.

Reichlicher steuerte er wieder bei, als Stäudlin im Frühjahr 1783 für den dritten Musenalmanach warb. Einmal ein Stammbuchblatt für Charlotte Stäudlin, die Schwester seiner Freunde; eine Todtenklage 'Die Mutter am Grab ihres Kindes'; dann eine Romanze 'Schloss Beiern', in der die Neigung für mittelalterliche Ritterromantik sich gütlich thut. Man spürt, wie Goethes Götz noch in den Köpfen der Jugend wirkte. Die 'Weissagung' ist durch das vernichtende Erdbeben von Messina im Jahre 1783 veranlasst.

Der Dichter versetzt sich in die Rolle eines Sehers, der dem sorglos dahinträumenden Volk die stete Gefahr plötzlicher zerstörender Erdumwälzungen, als himmlischer Strafgerichte, vorhält. Endlich aber wagt sich der Übersetzer römischer und arabischer Poesien — er der erste — an Dantes mächtige Terzinen. Er giebt die grausige Ugolino-Scene (Hölle 32, 124—33, 75) in einer metrischen reimlosen Übertragung, die für jene Zeit, ein Jahrzehnt vor A. W. Schlegel, gar nicht uneben ist.[5])

Nach Zürich, nach den Reizen des Sees, den Klopstock besungen, nach Bodmers und Lavaters Umarmung verlangte es die Herzen aller schwäbischen Jünglinge. Die im Jahre 1782 gedichtete Elegie 'An H . . .' versetzt uns lebhaft in die Empfindungen, die in Reinhard durch die Erzählung eines von dort kommenden Freundes geweckt wurden. Er durfte erfahren, dass Bodmer seine Gedichte gelobt, ihn Freund genannt habe. Aber noch ist er fern vom Ziele seiner Sehnsucht; das Schicksal, die körperlichen Schranken stellen sich seinem glühenden Wunsch entgegen. Der Dichter empfindet die drückenden Fesseln des Stifts, unter denen sein Geist verkümmert. Einstweilen trägt ihn die Phantasie hinüber zu den Weisen der Limmatstadt, zu Lavater, Pfenninger, Gessner, hinüber in das Land, wo die Natur ihn ebenso anlockt, als der freie Schweizergeist und die Einfalt des Volks, die von französischem Wesen noch unberührt ist. 'Es lebe die Freiheit! Es lebe Natur!' — zum erstenmal in Reinhards Leben begegnen wir in dieser Elegie dem Einflusse Rousseaus, zum erstenmal verkündigen diese Töne das Ideal, das ihm in wenigen Jahren so sehr den Busen füllen wird, dass sein ganzes Leben dadurch seine schicksalvolle Wendung nimmt.

Die Befürchtung, die Reinhard in dieser Elegie aussprach, dass er Bodmer nicht mehr am Leben treffen werde, sollte sich erfüllen. Am 2. Januar 1783 entschlummerte, 85 Jahre alt, der 'Lehrer Germanias'. Wie die Nachricht

---

[5]) Die erste Übersetzung der Göttlichen Comödie von Bachenschwanz (1767—1769) war in Prosa. C. L. Jagemann gab 1780—1782 die Übersetzung der Hölle in freien Iamben. Für die Übertragung in Terzinen hatte Reinhard keinen Vorgänger.

von seinem Hingang auf den Tübinger Freundes- und Dichterkreis gewirkt hat, spricht die Todtenklage Reinhards aus: 'Auf Bodmers Tod'. Erst in den Osterferien 1783 versagte der Vater nicht länger die Erlaubniss zu der ersehnten Reise. Drei Tage verlebte Reinhard in Zürich. Sie waren ihm, als er am vierten sich losreissen musste, wie ein Augenblick, wie ein einziger blitzschneller Pulsschlag gewesen. Auch ihm hatte es Lavater, der 'gute, fromme Lavater' angethan, und der künftige Diener des göttlichen Wortes schied, wie er in dem Gedicht 'An Lavater 27. April 1783' dem neugewonnenen Freunde nachrief, mit dem Gelöbniss, ähnlich ihm zu werden 'an Geduld und Ernst und Güte und tiefem gottgelenktem Forschungsgeist'.

Wie er sich vorgesetzt hatte, ist er auch zu Bodmers Grab gewallt, 'ein unbesuchtes, denkmalloses Grab, und nicht ein Röschen blüht auf seinem Hügel, dass ein frommer Wanderer es etwa brächte zur Reliquie'. So berichtet er, nach Tübingen zurückgekehrt, an Stäudlin[6]), den er auffordert, jetzt ein Lied zum Preise Bodmers zu singen und seinen wahren Ruhm zu verkündigen, 'nicht den, womit der gute, biedre Greis in seinen grauen Tagen tändelte, wie mit der Gliederpuppe spielt das Kind'. So frei steht er doch jetzt dem verehrten Jugendlehrer gegenüber, und frei auch gegenüber Stäudlin, dem 'Barden', den er mit unverkennbarer Ironie behandelt, unbeschadet aller Freundschaft. Die launigen Verse bezeugen es, wie er in den letzten zwei Jahren gewachsen ist, Täuschungen abgestreift, seine Empfindsamkeit inzwischen mit einer starken Dosis Satire versetzt hat. Sie sind eine Probe der neuen Gattung, in der sich Reinhard, wetteifernd mit Conz, in dieser Zeit mit Vorliebe übte, der horazischen Epistel. Das nächste Vorbild war Göckingk, der im Juni 1781 selbst in Tübingen gewesen war und das Stift besucht hatte. Überall ist aber eigenes Erlebniss, eigene Empfindung sichtbar. Der Ton wechselt zwischen elegischen Gefühlen, heiterer Laune, satirischer Schärfe. Nirgends ist Reinhard glücklicher als

[6]) In den Anmerkungen, mit denen er jenes ältere Gedicht an Stäudlin vom März 1781 nachträglich, im Mai 1783, belud. Episteln S. 59.

in diesen Spielen des Witzes, sei es, dass er das eigene Pathos ironisirt, oder dass er den Barden Stäudlin zeichnet: 'trägt einen grauen Hut mit goldner Schnur und einen grünen kurzgeschnittnen Frack', oder dass er die tiefgelehrten Freunde Conz und Fritz Stäudlin belauscht, wie sie magische Formeln murmelnd zimmerauf und zimmerab rennen, in der Faltenstirn ein Repertorium von Entwürfen für Jahrhunderte, oder acherontischen Blicks am Pulte sitzen, vergraben unter einem Berg von Folianten. Die Klopstock-Ossianischen Stimmungen sind überwunden: Lukian und Swift haben es dem empfindsamen Jüngling angethan.

Reinhard hat im Stift unter seinen Mitschülern einen der ersten Plätze behauptet und stets die besten Zeugnisse erhalten. Gleichwohl wissen wir, dass er mit äusserstem Unmuth den Zwang der veralteten klösterlichen Einrichtungen ertragen hat. An Schiller schrieb er im Jahre 1792 geradezu: 'ich danke dem Stift, in dem ich fünf Jahre verloren habe, nichts als durch peinliche Entbehrung auf einen hohen Grad gespanntes Freiheitsbedürfniss'. Seine Gedichte aus dem Stift sind voll von Stellen, die diesen Zustand bezeugen. Prometheische Trotzworte legt er dem Enceladus in den Mund, der der Foltern spottet, aber mehr noch als den Sieger Jupiter die Menschen hasst, dass sie geduldig die Knechtschaft ertragen. Er selber fühlt sich an den öden Felsen geschmiedet. In der Halle des Elends, so klagt er, schwinden ihm die Tage öde und freudenlos hin, und oft, wenn Luna ihm winkt, verwünscht er die düstere Zelle: könnt' ich sie fliehen, und, o, hätt' ich die Flügel des Sturms! Hypochondrische Gedanken rauben ihm den Schlaf, ja mit Wollust schwelgt er im Gedanken an das frühe Grab, wohin ihm Hölty, der Jüngling mit fühlender Seele vorausgegangen, und wie Tibullus, sein Lieblingsdichter, gefällt er sich darin, sein eigenes Leichenbegängniss auszumalen. Freiheit! ruft er, eng ist das Grab, aber noch enger die Welt! Wie für seinen Despotenhass ist Reinhard unter den Freunden auch dafür bekannt, dass ein Winter von Gram ihm den Geist in Nebel hüllt. Schon jetzt fühlt der Dichter wie Saul einen schwarzen Geist

auf seinen Nacken sich niedersenken — der finstre Geist, der durch die späteren Lebensschicksale immer wieder aufgeweckt, niemals völlig von ihm gewichen ist.

Auf eine so gestimmte Seele hat das Evangelium Rousseaus einen mächtigen Eindruck ausüben müssen. Natur hatte Reinhard bei Tibull, bei Theokrit und Gessner und in den unerreichten Gesängen Homers gefunden. Doch diese Dichter sangen entschwundene Zeiten. Rousseau zuerst weckte in der Mitwelt den Glauben, dass eine Wiederkehr des goldenen Alters möglich sei. Wenn vollends — fern von dem entnervten Europa — ein Ort wäre, wo Paradiesesunschuld noch herrschte, wie würde ihm die Sehnsucht unwiderstehlich zufliegen! Und ein solcher Ort war vorhanden, die glücklichen Inseln waren gefunden, seitdem der Weltumsegler Cook aus der Südsee zurückgekehrt war und sein Gefährte Forster mit Rousseauischen Farben ein Bild von den dortigen Inseln entworfen hatte. Als im Jahr 1783 einer seiner Brüder, der zum Kaufmann bestimmt war, in die Fremde ging, sang ihm Reinhard eine Abschiedselegie, eine seiner ideenreichsten Dichtungen, die, nachdem die Phantasie den Dichter durch die Reiche des Alterthums und durch die Prunksäle des heutigen Versailles geführt, in den begeisterten Preis Taheitis und Rousseaus ausklingt.

Der Sehnsucht nach glücklicheren, kulturlosen Ländern, die bei Reinhard auch später in Augenblicken schmerzlicher Täuschung ab und zu durchbrach, war vorläufig ein Dämpfer aufgesetzt: er hatte im Sommer 1783 die theologische Prüfung zu bestehen. Sie fiel glänzend aus und gab die Anwartschaft auf die höchsten Ehren in der württembergischen Hierarchie. Die wenigen Wochen, die er nachher noch in Tübingen zubrachte, benützte er dazu, die letzte Hand an seine Übersetzung des Tibull zu legen, die, das Werk dreijährigen Fleisses, noch in diesem Jahre in Zürich erschien.[7] Die Übersetzung ist mit Verständniss und Em-

[7]) Alb. Tibullus. Nebst einer Probe aus dem Properz und den Kriegsliedern des Tyrtaeus. In der Versart der Urschrift übersetzt. Mit einem Anhang von eigenen Elegien. Zürich, bey Orell, Gessner, Füssli und Comp. 1783.

pfindung durchgeführt, übrigens ungleich, die Verse sind bald angenehm fliessend, an die besseren der vorklassischen Zeit erinnernd, bald lahm und ungelenk. Das Büchlein, das Fritz Stolberg zugeeignet war, übrigens den Namen des Verfassers verschwieg, enthielt im Anhang noch achtzehn eigene Elegien Reinhards. Der 22jährige trat damit als ausgesprochener Schüler des römischen Elegikers in die Öffentlichkeit, doch der Kreis seiner Motive war in dem Bekenntniss zu Tibull nicht erschöpft. Die jugendlichen Versuche des Sechzehnjährigen waren hier mit seinen jüngsten und reifsten Hervorbringungen vereinigt. Neben Klängen einer noch gestaltlosen verschwommenen Wehmuth jene Elegie an H., welche die Sehnsucht des Gefangenen nach der Schweiz aussprach, die Todtenklage auf Bodmer, der gedankenvolle Gesang an den Bruder, die Elegie an Conz, die von derselben düsteren Schwermuth und Todessehnsucht eingegeben ist, wie die 'Winternacht'. Und überall lagen, wie ihm Conz ausdrücklich bezeugt, eigene Herzenserfahrungen zu Grunde. Die Schmerzen des ächten lyrischen Dichters waren ihm nicht erspart. Frühzeitig hatte er in die dunklen Seiten des menschlichen Lebens Blicke gethan. Dichten war ihm Bekenntniss, Aussprache des unmittelbar Erlebten. Daher auch das vielfach Dunkle in diesen Gedichten, sei es, dass die Empfindung sich noch nicht losgelöst hat zum freien Spiel der Einbildungskraft, sei es, dass wir auf Andeutungen stossen, die uns nicht mehr verständlich sind. Dass wir häufig den Spuren einer vielseitigen und gelehrten Lektüre begegnen, ist bereits erwähnt; erklärende Anmerkungen hat Reinhard selber nicht selten hinzuzufügen für nöthig erachtet. Im ganzen hat er jetzt schon den Grad von Vollkommenheit erreicht, den er nicht mehr überschreiten wird. Eine gewisse Härte und Ungelenkigkeit hat er nie überwunden. Er reicht zuweilen nahe an die Stufe der Vollendung, die unsere grossen Dichter zu betreten im Begriffe sind, im ganzen aber können diese Gedichte den vorgoetheschen Charakter nicht verleugnen.

Die nächsten 2½ Jahre, bis zum Frühjahr 1786, brachte Reinhard als Vicar in Balingen zu, in welche Stadt sein

Vater inzwischen als Superintendent befördert worden war. Wir wissen wenig von seinem Leben in dieser Zeit. Das wissen wir: der geistliche Beruf hat weder seinen Geist befriedigt, noch seine Zeit ausgefüllt. Für das Dichten blieb Musse genug, wenn auch wenig äussere Anregung. Auffallen muss es nun doch, dass er nach dem Anlauf, den er genommen, und nach den Aufmunterungen, die seinem Genius zu Theil geworden waren, jetzt nicht den Drang zu einer grösseren Dichtung in sich spürt. Als ob er der Grenzen seines Talents sich genau bewusst wäre, schränkt er sich auf das Gelegenheitsgedicht ein. Wie er schon in Tübingen gethan, bediente er sich dazu auch in dieser Zeit vorzugsweise der Epistel, und es gelingen ihm hier, gerade wenn er sich an unmittelbare Erlebnisse seines bescheidenen einförmigen Lebens hält, so vortreffliche Stücke, wie die Epistel an H. V. P., einen uns unbekannten Freund, der in der Nähe von Balingen droben auf der Alb seinen Sitz hatte, und dessen harmlose, glückliche Zufriedenheit dem Dichter um so anziehender und beneidenswerther erschien, als ihm selbst diese Tugend fehlte.

Ausserdem entstand in dieser Zeit der Cyklus der Gedichte an Mira. Sie deuten auf ein Liebesverhältniss, das den 'biedern zärtlichen Vicar' (Stäudlins Ausdruck) damals beschäftigte, und wir wissen aus Reinhards Äusserungen aus viel späterer Zeit, dass es ein wirklicher kleiner Herzensroman war. Man liest aus diesen Gedichten, die leidenschaftlich beginnen und ironisch endigen, heraus, dass es sich um die Schöne eines benachbarten Dorfes handelte, die dem Dichter ihr Herz geschenkt hatte. Freiwillige Entsagung einem ernsthafteren Bewerber gegenüber, Schmerz der Trennung, dann die Qualen der Eifersucht und beim Wiedersehen erneuter Ausbruch der Liebesflammen, endlich die Heilung durch die Erkenntniss, dass er nur ein Phantasiegebilde geliebt hat, das ist der Inhalt dieser Gedichte, die er zuletzt mit einer Epistel dem beglückten Nebenbuhler zuschickt. Eigen ist auch hier wieder die peinliche Selbstquälerei, mit der der Dichter seine Empfindungen zergliedert, dann aber münden sie in nüchterne Selbstbesinnung aus, die den Dichter von diesem Erlebniss be-

freit. An einer Stelle spricht sich deutlich die Ahnung aus, er sei noch zu anderen Dingen bestimmt und dürfe sich hier nicht durch flüchtige Leidenschaft an die Scholle binden lassen. Dasselbe Gedicht, das diese Stelle enthält: 'Abschied an Mira', ist das feurigste und empfindungsvollste des ganzen Cyklus und die Anklänge an Goethes Friederikenlied 'Willkommen und Abschied' werden jedem Leser sich aufdrängen.

Im Jahre 1785 sammelte Reinhard die Episteln, die in Tübingen und in Balingen entstanden waren, dazu diese Mira-Gedichte und vereinigte sie mit einer ungefähr gleich grossen Anzahl Episteln des Freundes Conz zu einem Bändchen, das gleichfalls in Zürich erschien.[8]) Die Widmung an die beiden Halberstädter kennzeichnet am besten die neue Sammlung, die nach einem Ausdruck, den Klamer Schmidt selbst von seinen und seiner Freunde Poesien gebrauchte, den 'Geist der Bagatelle' nicht verleugnete. Spiele des Witzes, Freundes- und Liebesscherze, eine heitere, lässige Lebensphilosophie, Auflehnung gegen den Zwang der Convenienz, dabei eine in Wielands Art hinüberspielende Neigung zur Satire nehmen den breitesten Raum in dieser Gattung ein. Bei Reinhard kommen aber doch Züge hinzu, die ihm eigenthümlich sind und seinen Dichtungen ein besonderes, durch die fremden Muster hindurchscheinendes Gepräge geben: das grausame Zerpflücken der eigenen Empfindungen, ein beständiges Schwanken zwischen wühlendem Weltschmerz und ironischer Kälte, und die häufigen Ausbrüche einer Misslaune, die er selbst bald auf sein verkümmertes Leben in dem weltentlegenen Orte, bald auf seinen leidenschaftlichen Hass des Despotismus zurückführt.

In diesen Episteln ist Reinhard zum letztenmal so zu sagen als Dichter von Beruf aufgetreten. Was er noch weiter veröffentlichte, sind Beiträge in Taschenbüchern und Zeitschriften, die ihn kaum mehr von einer neuen Seite zeigen, in denen er nur ausnahmsweise die bisher erstiegene Höhe behauptete oder überholte. Für die Schwäbische

---

[8]) Episteln. K. F. Göckingk und Klamer Schmidt gewidmet von K. R. u. K. Zürich. Orell, Gessner, Füssli und Comp. 1785.

Blumenlese von 1785, wie Stäudlin diesen und den folgenden Musenalmanach taufte, gab Reinhard das 'Lied einer Mutter, die viele Kinder hat', das uns einen Einblick in das kinderreiche Elternhaus in Schorndorf gewährt, eine alkäische Ode an F. L., die das Glück einer kurzen Begegnung schildert, das sanft elegische Gedicht 'In einer Mondnacht', das am Schluss die beruhigende Gewissheit des göttlichen Trostes ausspricht, und die Todtenklage 'Um einen verstorbenen Freund', die nichts ist als eine gereimte Leichenpredigt. Weit besser war er in der Blumenlese für 1786 vertreten, nämlich durch jene Epistel an H. V. P. und durch eine zwar nur mit —r— gezeichnete, aber nach untrüglichen Merkmalen von ihm herrührende Elegie: 'An Minna', die zu seinen besten lyrischen Stücken gehört, und deren Anmuth und beredter Wohllaut anzeigt, dass kein weiter Weg mehr zurückzulegen war bis zu der Vollendung der Goetheschen Elegien.

Am 28. Februar 1786 fand in Schorndorf die Hochzeit des Professors J. F. Abel an der Karlsschule mit Röschen Schmid, der Tochter des dortigen Stadt- und Amtsschreibers statt. Reinhard, der beiden nahestand, stellte sich mit einem poetischen Glückwunsch ein, der seinen Inhalt daraus empfing, dass es ein Professor der Philosophie war, der sich in Hymens Fesseln schlagen liess. Das Gedicht, das die Liebe als Grundkraft des Weltalls, als die Begründerin von Familie, Staat und Gesittung feierte, veröffentlichte er im Musenalmanach für 1787. — Das Erscheinen des Musenalmanachs erlitt nun eine mehrjährige Unterbrechung. Bald nach jenem Hochzeitfeste hatte Reinhard die Heimat verlassen, und dies gab Stäudlins ganzem Unternehmen einen Stoss. Als er im Jahre 1792 den Musenalmanach wieder aufnahm, bemerkte er im Vorwort, die lange Pause sei 'hauptsächlich dadurch veranlasst, dass einige vorzügliche Mitarbeiter, wie z. B. unser vortrefflicher Reinhardt, durch weite Entfernung aus dem Vaterland und Veränderung ihrer Lage ausser Verbindung mit den schwäbischen Musen kamen und schwiegen'.

Wie man weiss, ist der sehnliche Wunsch Reinhards, aus der Enge des schwäbischen Pfarrhauses befreit zu

werden und die weite Welt zu sehen, endlich dadurch erfüllt worden, dass er einen Aufsatz über das Tübinger Stift veröffentlichte, wovon er üble Folgen für sein künftiges Fortkommen im Kirchendienst befürchten musste. Auch der Vater war nun nicht länger dagegen, dass er eine Hauslehrerstelle im Ausland suchte. Jener Aufsatz erschien in Armbrusters Schwäbischem Museum von 1785. Armbruster, in der Karlsschule als Gärtnerlehrling erzogen, gehörte zu Reinhards Stuttgarter Freunden. Er war seit 1782 bei Lavater in Zürich als litterarischer Gehilfe beschäftigt und gab schon im Jahre 1784 ein Poetisches Portefeuille (Sanct Gallen bei Reutiner) heraus, zu dem auch Reinhard sechs Gedichte beigesteuert hatte, meist leichte Waare, noch in Tübingen entstanden; von einiger Bedeutung ist nur das Bruchstück in Hexametern 'Heilbronn', die Schilderung einer schwäbischen Weinlese, die mit zahlreichen Abschweifungen und Episoden ausgestattet ist, auch mit lüstern ausgemalten Scenen im Geschmack der Zeit. Auch im Schwäbischen Museum (Kempten 1785 und 1786) stehen von Reinhard noch einige poetische Beiträge: ein in Wielands Art nacherzähltes, aber viel zu breit gerathenes Märchen 'Zobeide', und Übersetzungen aus lateinischen Dichtern des 14. und 15. Jahrhunderts. Viel wichtiger aber sind seine prosaischen Beiträge im Museum: der 'Brief an den Herausgeber', der die Zeitschrift eröffnet, die Beschreibung einer Fahrt zum Hohenzollern und eben jener Aufsatz über das Stift. Sie zeigen Reinhard von einer ganz neuen Seite: er ist ein Schüler Schlözers geworden, Publicität ist seine Losung, er will wirken, will seine Landsleute aufrütteln, kleine und grosse Tyrannen einschüchtern, zur Aufklärung, zur Beseitigung verrotteter Zustände beitragen. Das leitet dann unmittelbar zu seiner Betheiligung an der französischen Revolution über, und es erklärt, warum seine dichterische Muse immer schweigsamer geworden ist. Er hat sich ganz anderen Anliegen zugewandt, die ihm wichtiger sind, als Versemachen.

Der Muse hat er darum keineswegs ganz den Rücken gekehrt: sie ist ihm bis in seine späten Jahre eine treue

Begleiterin geblieben. Er verzichtete darauf ein Dichter zu sein, aber er hat das Dichten nicht lassen können; sei es, dass er politischen Gedanken und Erfahrungen, die ihn bewegten, ein poetisches Gewand verlieh, sei es, dass gemüthliche Bezüge den in fremde Länder und wunderbare Schicksale Verschlagenen veranlassten, wieder in die Saiten zu greifen. Häusliche Ereignisse, Familientage sind es besonders, an denen auch der französische Diplomat wieder zum deutschen Dichter wird. Er übt dann die Kunst, so wie er sie in jungen Jahren getrieben. Neue Anläufe, grosse Fortschritte in der Technik werden wir nicht erwarten dürfen.

Während Reinhard Hauslehrer in der Schweiz war (1786—1787), starb seine Mutter. Der in der Ferne weilende Sohn kleidete seine Empfindungen bei der Todesnachricht in eine Elegie, die in Stäudlins Almanach für 1792 erschien. — Von seinem Aufenthalt in Bordeaux (1787—1791), wo er die Anfänge der französischen Revolution erlebte, wissen wir, dass er zwei französische Gedichte niederschrieb: eine an den freisinnigen Abbé Raynal gerichtete Epistel über die religiöse Freiheit und eine Ode an die Freiheit. Die letztere war durch die Provinzialversammlung in Pau (1788) veranlasst, in der Reinhard prophetisch das Vorspiel der Revolution sah:

Ich sang
Wie Kassandra, von keinem geglaubt, mir selber nicht glaubend,
Ein weissagendes Lied, eh' die Bastille noch fiel.

Höchst charakteristisch für Reinhard ist das nächste Gedicht, das wir von ihm besitzen. Inmitten der Stürme der Revolution, an der er leidenschaftlichen Antheil nimmt, besingt er ein Schwabenmädchen, das in Paris als Sängerin gefeiert ist, die in Stuttgart geborene und erzogene Helena Balletti, und zwar ist es nicht ihre vielgepriesene Kunst, sondern die schlichte Einfalt und sanfte Sitte des 'deutschen Mädchens', die der Landsmann in seinen Versen feiert. Das Gedicht 'An Aline die Sängerin. Paris im März 1792' erschien in Stäudlins Poetischer Blumenlese für 1793. — In Reimversen, wie das eben genannte, ist auch das von politischer Leidenschaft erfüllte Gedicht 'Bassevilles Schatten',

das zur Zeit der diplomatischen Anfänge Reinhards gedichtet ist. Zum Gesandtschaftssekretär in Neapel ernannt (1793), gedachte er auf der Hinreise Rom zu sehen — die Erfüllung eines Jugendtraumes. Aber der Papst versagte ihm den Aufenthalt in der ewigen Stadt, und Reinhard rächte sich durch eine zornvolle Ode, die den künftigen Triumph der Freiheit über den morschen Stuhl Petri verkündigt. Das Gedicht erschien zuerst in Usteris Beyträgen zur Geschichte der französischen Revolution 1795 I, 185 (wieder abgedruckt in W. Lang, Von und aus Schwaben, Heft 4 S. 17).

Im Sommer 1792, als Reinhard eben seine diplomatische Laufbahn in London begonnen hatte, machte sein Freund Conz eine Reise nach Norddeutschland; er schwärmte im Parke von Weimar, sah in Jena Schiller wieder und brachte in Hamburg Klopstock persönlich seine Huldigung dar. Beim Abschied von dort sprach er in einer überschwänglichen Ode aus, was der Messiassänger seiner Jugend gewesen war; Voss und Stolberg im nahen Eutin wurden wenigstens poetisch von ihm begrüsst. Drei Jahre später kam auch Reinhard nach Hamburg, aber nicht als wandernder Poet, um den Sängerkreis aufzusuchen, von dem er selbst einst so starke Anregungen empfangen hatte, sondern als Abgesandter der französischen Republik, als Vertreter der Politik des Directoriums. Klopstocks Begeisterung für die gallische Freiheit war längst in ihr Gegentheil umgeschlagen; doch hat Reinhard schon in den ersten Tagen seines Hamburger Aufenthaltes (September 1795) Klopstocks Bekanntschaft gemacht und ihn öfters im Reimarus-Sievekingschen Kreise gesehen, wo Männer der verschiedensten Denkart aus- und eingingen. Mit Stolberg aber, den er einst so stürmisch als Bruder begrüsst, und dem er vor zwölf Jahren seine Tibullübersetzung gewidmet hatte, ergab sich keine Möglichkeit persönlichen Verkehrs. Stolberg war inzwischen auch Diplomat geworden, in Hofdienste getreten, und der einstige Tyrannenhasser war, mit Claudius, ein schroffer Gegner der Revolution geworden. Reinhard veröffentlichte während seines Hamburger Aufenthalts (1795—1798) in der von A. Hennings herausgegebenen

Zeitschrift 'Genius der Zeit' (1796, 1. Heft, S. 116) die Übersetzung einer schwülstigen Freiheitshymne des Franzosen Desorgues. Aber hier in Hamburg, wo er im Hause Reimarus eine neue Heimat, sein 'drittes Vaterland', und in der Tochter des Hauses Christine seine Frau fand, stellte sich auch die deutsche Muse mit reichlichen Gaben ein. Die Elegie: 'Am Tage meiner Trauung, den 12. October 1796' bezeichnet vielleicht den Höhepunkt von Reinhards dichterischem Vermögen. Der Dichter wirft darin einen bewegten Rückblick auf sein Schicksal und spricht dankbar das Glück des Augenblicks aus, gedankenvoll Hoffnungen an die Erinnerungen knüpfend. Das Gedicht wurde zuerst veröffentlicht in J. L. Ewald, Phantasien auf einer Reise durch Gegenden des Friedens 1799 S. 131, und in Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer 1800. — Auf den Wunsch seiner Schwiegermutter Reimarus, der 'Doctorin', liess sich Reinhard bewegen, nach Campoformio ein Lied 'auf den Frieden' zu singen, das zugleich zu einem Geburtstagslied für den alten Reimarus wurde und in Schillerschen Weisen dahinströmend im Ausblick auf die Erfüllung des allgemeinen Friedens- und Freiheitsideales gipfelt (W. Lang, Von und aus Schwaben 3. Heft S. 123). Den Abschied von Hamburg aber feierte Reinhard in der Elegie: 'Meiner Christine am 22. Februar 1798', dem Geburtstag der Gattin, die mit ihm neuen Schicksalen entgegen die Heimat verlassen musste. Veröffentlicht ist das Gedicht bei Ewald a. a. O. S. 140 und in Neuffers Taschenbuch für Frauenzimmer 1799.

Von Hamburg war Reinhard an den Hof von Florenz geschickt worden. Als nach den Siegen der Österreicher im Sommer 1799 die Franzosen aus Toscana vertrieben wurden und Reinhard als Flüchtling nach Frankreich zurückkehrte, sang er wieder im Stile von 'Bassevilles Schatten' ein zornvolles Lied: 'Italien', von dem sich einige Strophen in einem späteren (ungedruckten) Briefe Reinhards an den Constanzer Bisthumsverweser Wessenberg erhalten haben. Es wird wohl im Nachlass des Grafen vorhanden sein. Wäre der letztere zugänglich, was er leider nicht ist, so besässen wir vermuthlich noch eine viel grössere Anzahl

von Gedichten, die Reinhards poetische Thätigkeit auch in der späteren Zeit bezeugten. So sind nur noch vereinzelte Gelegenheitsgedichte bekannt, die er selber nicht mehr zur Veröffentlichung gebracht hat.

Im Herbst 1800, als Reinhard Gesandter in Bern war, kam ihm ein poetischer Gruss aus der Heimat zu, der ihn an das verlorene Paradies der Jugend mit seinen Herzensfreundschaften und Dichterträumen erinnerte: Freund Conz, der inzwischen die geistliche Laufbahn betreten hatte, richtete an ihn drei Sonette, die in herzlichen Worten den Gegensatz in den Geschicken beider Freunde aussprachen. Reinhard antwortete in einem warm empfundenen und wohlgebauten Sonett, das mit denen Conzens veröffentlicht ist (Conz, Gedichte, Neue Sammlung. Ulm 1824 S. 130).

Aus der Zeit seines zweiten Hamburger Aufenthalts (1802—1805) wird noch einmal ein französisches Gedicht genannt, das er zum 1. Januar 1805 niederschrieb: Les trois emblèmes. Sonst stand seine Muse jetzt ausschliesslich im Dienste des häuslichen Kreises. Schon aus Florenz, wo ihn die stets ungeduldig erwarteten Sendungen Cottas mit den litterarischen Neuigkeiten aus Deutschland versorgten, hatte er, 5. März 1799, an diesen Tübinger Freund geschrieben: 'Es ist möglich, dass ich einst wieder an den Genüssen der Schriftstellerei Geschmack finde; Dichter werd' ich schwerlich anders sein als für das vertraute Gefühl eines Familienkreises.' Der 12. October, der Tag der Vermählung mit Christine Reimarus, war es insbesondere, an dem Reinhard seiner Frau eine poetische Spende zu bringen liebte. Es sind handschriftlich solche dichterische Begrüssungen aus den Jahren 1808 und 1813 vorhanden, beidemal in Form der Octave, und beidemal mit Anspielungen auf die Zeitereignisse, in deren Stürmen Reinhard sich des häuslichen Glücks doppelt bewusst wurde. Dieses Glück zerbrach, als Christine im März 1815 zu Paris den Nervenkrämpfen erlag, von denen sie schon seit Jahren heimgesucht war. Als die deutschgesinnte Frau in einem Freundeskreise Schillers 'Cassandra' vortrug, wurde sie bei den Worten: 'Soll ich mein Geschick vollenden, fallen in dem fremden Land' von einem schweren Anfall getroffen,

von dem sie sich nicht wieder erholte. Conz hat der Gattin seines Freundes ein poetisches Denkmal gesetzt in den Octaven: 'An Graf Reinhard bei dem Tode seiner Gattin. 1815' (Conz, Gedichte, Tübingen 1818. 2, 30).

Seit dem Jahre 1817 befand sich Reinhard als Gesandter beim Bundestag in Frankfurt a. M. An Ostern 1819 bekam er Besuch von Conz, der im Jahre 1804 Professor der Beredtsamkeit in Tübingen geworden war, und machte mit ihm eine Main- und Rheinfahrt nach dem Apollinarisberg, den damals Reinhard gemeinschaftlich mit Sulpiz Boisserée besass (vgl. Reinhard an Goethe 19. April 1819). Auf der Fahrt ergötzten sich die Jugendfreunde nicht bloss an den Erinnerungen vergangener Tage, sondern sie übten sich, wie zu alten Zeiten, in wetteifernden Liederspielen. Doch sind uns nur einige Gedichte Conzens erhalten, dem aus dieser Rheinfahrt ein wahrer Sonettenfrühling entspross (Conz, Gedichte. Neue Sammlung. 1824 S. 131 bis 133 und 309).

Am vertrautesten blieb Reinhard doch die Form der Elegie. Als Goethe, mit dem bekanntlich im Jahre 1807 in Karlsbad Freundschaft geschlossen worden war, im Februar 1823 von schwerer Krankheit sich wieder erholte und allerwärts die Freude über seine Rettung sich kundgab, wollte auch Reinhard die Wiederkehr des Freundes von den Ufern des Acheron durch ein fröhliches Mahl feiern, zu dem etliche bundestägliche Collegen, darunter der württembergische Gesandte Frhr. v. Wangenheim, geladen wurden. Wangenheim hat über dieses Mahl seinem Freunde A. Hartmann in Stuttgart berichtet, und in diesem (ungedruckten) Briefe auch die Elegie: 'Auf Goethes Genesung' mitgetheilt, die Reinhard seinen Tischgästen vorsetzte und die auch darum von Interesse ist, weil Reinhard aus Weimar genaue Berichte über die in Goethes Befinden eingetretene Krisis erhalten hatte und in der Elegie auf diese Vorgänge angespielt ist. Die Verse[9]) lauten:

[9]) Zur Erläuterung der Distichen theilte Wangenheim dem Stuttgarter Freunde Folgendes mit: 'Goethe sah im Moment, wo die Krisis eintrat, in jeder Ecke des Zimmers den Tod lauschen. Da rief er, auf einmal sich im Bette emporrichtend, aus: "Was will mir der? Er

Auf Goethes Genesung.

Wahrlich! Er kommt von den Schatten zurück —! Schon schwebten dem Auge
Diese, die Wasser des Styx rauschten vorüber dem Ohr.
Minos sah Er von fern und Aeakos und wie der Pöbel
Schultern an Schultern gedrängt, trank das alkäische Lied.
Sträubend nahte der Fuss bereits dem Nachen, da blickte
Charon, der schiffende Greis, scheu und verwundernd ihn an.
'Wer ist's', rief er, 'der hier, unähnlich den bleichen Gestalten,
Noch nicht der Oberwelt fremd, diese Gestade betritt?
Orpheus scheint er zu gleichen, ihm schmücken die Kränze die Leyer,
Aber Jahrtausende sind's, seit er — Euridice! — sang;
Oder kommt Er, den Freund zu befrein, wie den seinen Herakles
Los mit gewaltiger Faust riss von dem ewigen Sitz?'
Also der Alte. Da taucht er die Hand in den heilenden Lethe
Und dem Nahenden sprengt er entgegen die Fluth —
Plötzlich ermannt sich im Kranken der Geist, vor dem kräftigen Willen
Schwindet das wirre Gesicht, wallet besänftigt das Blut.
'Reicht mir', ruft Er, 'vom heilenden Trank aus Böhmens Gefilden',
Athmet dann tiefer und trinkt — und die Genesung ist da!
Aber wir opfern den duftenden Hahn dem Asklepios, fordernd
Nicht von der Elbe den Trank, sondern vom sonnigen Rhein.

Goethe hat in 'Kunst und Alterthum' (Bd. 4, 2) für die allgemeine Theilnahme nach der überstandenen Krankheit seinen Dank ausgedrückt und dabei besonders der Frankfurter Feier gedacht: 'Ich vernehme von freundlichen Gastmahlen, bei welchen man festlich dem Äsculap einen Hahn geopfert . . . herzliche Lieder, geistreich poetische Darstellungen erquickten mich' u. s. w.

Festlichkeiten in seinem Hause würzte Reinhard überhaupt gerne mit poetischen Gaben. Als im Mai 1825 König Karl X. in Rheims sich krönen und salben liess, gab der

---

komme! aber er soll mich sterbend nicht anders finden als ich lebend war. Ich will geniessen was mich freut und Niemand betrübt. Man hole mir einen Krug voll Kreutz-Brunnen, der mich immer gelabt und gestärkt hat". Man that wie er befahl, er leerte ihn langsam; mit dem letzten Glase des Gesundbrunnens waren die Schmerzen verschwunden; die Krisis war glücklich überstanden und sein Leben ihm und den Freunden gerettet!'

französische Bundestagsgesandte ein Ballfest, bei dem von ihm gedichtete Strophen 'Zum Krönungsfest den 29. Mai 1825' durch ein deutsches Männerquartett vorgetragen wurden, Strophen, die ihm selbst so wohl gefielen, dass er sie an Goethe und an Wessenberg sandte (Reinhard an Goethe 2. Juni 1825).

Anhänglich an seine Familie und an die alten Freunde hat Reinhard, seitdem er in Frankfurt war, wiederholt die schwäbische Heimat aufgesucht. Das erstemal im Herbst 1821, wo er im Hartmannschen Hause die Überbleibsel des alten Freundeskreises traf, und die einstigen Liedgenossen nicht müde wurden, ihn aus seinem bewegten Leben erzählen zu hören. Friedrich Haug, der Epigrammendichter, hatte sich mit Versen eingestellt (wenn er sie nicht improvisirte, worin er Meister war), mit Versen, in denen Apollo und Fama um den Dichter-Diplomaten sich stritten und deren Schluss die biedere Hoffnung ausdrückte, dass der Vielerfahrene und Ruhmgekrönte seine letzten Tage unter den Freunden der Heimat verleben möge —

Drum wünschen wir und hoffen, nicht vergebens,
Dass, wenn er satt der Lorbeern ist,
Ihm einst der Winter seines Lebens
In Württemberg verfliesst.

Im Jahre 1825 schloss Reinhard, jetzt 64jährig, einen neuen Ehebund mit Virginie von Wimpffen, eine Ehe, die trotz des beträchtlichen Abstands der Jahre eine höchst glückliche werden und dem Alternden die angenehmste Häuslichkeit für seine letzten Jahre schaffen sollte. Es ist bezeugt, dass er auch zu Virginiens Geburtstag poetische Spenden darzubringen pflegte. Die letzten Verse aber, die wir von ihm kennen, sind einige Distichen, die er im October 1826 auf dem Lindich bei Hechingen der Princessin Julia, Schwester des regierenden Fürsten von Hohenzollern-Hechingen ins Album schrieb. Reinhard machte damals auf der Rückreise von den italienischen Seen mit seiner jungen Frau wieder einen Besuch in der schwäbischen Heimat und schwelgte namentlich in der Gegend des Hohenzollern, nahe der Stadt Balingen, wo er im Elternhaus die

Jahre vor seinem Gang in die Welt zugebracht hatte, in den Erinnerungen an seine Jugend. Diesen Gefühlen gab er auch in den Distichen an Princessin Julia Ausdruck, deren Anfang lautet:

Scheltet mich nicht, dass im Alter ich suche der Jugendgefühle
Eindruck im lieblichen Thal oder auch drüben am Berg.
Irr im Gedränge der Zeit und müde vom nichtigen Tagwerk
Samml' ich aus früherer Welt mir die Reliquien auf.
Was den Knaben die Mutter gelehrt, erkenn' ich nun wieder
Und die Erinnerung steigt bis an die Wiege hinan ...

Es scheint, dass Reinhard selbst noch in späteren Jahren den Gedanken hatte, eine Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten oder wenigstens vorzubereiten, wie er auch die Urkunden seiner amtlichen Thätigkeit, biographische Aufzeichnungen, Briefe und Tagebücher sammelte. Nach seinem Tode (Paris 26. December 1837) theilte der Sohn seinem Vetter Karl Sieveking mit, dass auch der Anfang einer Sammlung von des Vaters Gedichten vorhanden sei, 'welche er zu verschiedenen Zeiten herauszugeben beabsichtigt, und geordnet hatte.' — 'Zu bedauern ist, dass der Freund so früh von den Musen Abschied nahm: ein ausgezeichneter Dichter ist in ihm untergegangen' — so schrieb über den verstorbenen Collegen der holländische Diplomat J. G. Reinhold, der selbst reichlich den Musen opferte[10]), an Wessenberg. Es ist ein Freundesurtheil, von dem aber auch die unparteiische Betrachtung nicht viel abzuziehen hat. Unter den Genossen des jugendlichen Schiller war er ohne Frage das begabteste poetische Talent. Seine Erstlinge waren verheissungsvoll, Schiller selbst weissagte ihm dichterische Lorbeeren; doch mitten im Reifeprocess hat er die Laufbahn des Dichters abgebrochen und so ist er über die damals erreichte Stufe nicht hinausgestiegen. Schlanke, durchsichtige Gebilde zu schaffen, ist ihm nicht gegeben; eine gewisse Schwerfälligkeit ist er, wie in seinem Wesen so in seinem Dichten nicht los geworden. Und sein Talent hatte enge Grenzen, es bewegte sich in den kleinen Gattungen,

[10]) Seinen dichterischen Nachlass hat Varnhagen herausgegeben 2 Bände Leipzig, Brockhaus 1853.

von denen ihm die Epistel und die Elegie am besten gelangen. In seinen glücklichsten Hervorbringungen fehlt dem Zögling Klopstocks und der Alten wenig mehr zur klassischen Reife. Wenn er in Reimstrophen der politischen Leidenschaft Ausdruck giebt, erinnert er an Schillers sittliches Pathos. Über die Göttinger, an die er zunächst anknüpft, ist er doch merklich hinausgeschritten. Er besitzt weiche Töne und herbe Töne, die ihm eigenthümlich sind. Dieselbe Mischung von Enthusiasmus und Weltverstand, von grübelnder Schwermuth und von Selbstironie, von Freiheitsdrang, Ehrgeiz und idyllischer Selbstbescheidung kennzeichnet den Menschen und den Dichter. Er verbrachte sein Leben in einem Beruf, der ihn zwang die Empfindungen des Herzens zurückzudrängen, dennoch ist ihm die Aussprache derselben in gebundener Form bis ins Alter Bedürfniss geblieben. Die Treue für sein Adoptivvaterland hat nicht verhindert, dass er ein guter Deutscher blieb, und der Diplomat hat den Dichter nicht zu ersticken vermocht.

Stuttgart. Wilhelm Lang.

Zur Lebensgeschichte Steinhöwels.[1]

Dass der in Weil der Stadt geborene Heinrich Steinhöwel[2]) der Esslinger Familie gleichen Namens angehört, ist zweifellos, allein es lässt sich aus dem bisher ermittelten

---

[1]) Die folgenden Ausführungen wollen meinen für die Allg. Deutsche Biographie geschriebenen Artikel ergänzen, indem sie die urkundlichen Belege zu Steinhöwels Leben, dessen äussere Umstände nur kurz in jenem Aufsatz berührt werden konnten, zusammenstellen. Auch für diese Mittheilungen hat sich mein Dank an dieselben Adressen zu richten, denen ich mich bei der früheren Arbeit verpflichtet fühlte. Auf Steinhöwels schriftstellerische Thätigkeit und seine litterarhistorische Bedeutung gedenke ich in einem besonderen Aufsatze zurückzukommen.

[2]) Zum Namen Steinhöwel, jetzt Steinheil vgl. Keller, Decameron S. 673; Germania 16, 78; Lexer 2, 1165 f.; Schmeller 1², 1023. Der Name begegnet im 15. Jh. in folgenden Schreibungen: Steinhauwel, Stainhawell, Steinhovel, Stainhewel, Stainhöwel, Stainhöwell, Stainhåwl, Steinhehel, Steinhübel (16. Jh.), Stainhawer, Steinheuwer, Steinheywer, Stainhöwer, Steinheher.

genealogischen Material nicht bestimmen, wann und durch wen die Abzweigung nach der im jetzigen Oberamt Leonberg liegenden Reichsstadt, die wir wiederholt mit Esslingen und Reutlingen in Verträgen mit dem Hause Württemberg verbunden sehen (s. Gehres, Weils der Stadt kleine Chronik 1808 S. 81), stattgefunden hat. Im Esslinger Steuerregister vom Jahre 1300 kommen (nach einer Mittheilung des Conrectors Pfaff an Pfarrer M. F. Steinheil, vgl. Pfaffs Geschichte von Esslingen S. 49) Werner, Hans und Heinrich Steinhöwel und die Wittwe des Heinrich Steinhöwel vor. Ein anderer Heinrich Steinhöwel, 1383 Richter in Esslingen, war 1392 bereits verstorben (Act. urch. Württemb.). Am 14. September 1419 vermachten Hans Steinhöwel, Rathsherr in Esslingen und seine Frau Adelheid Hundin[3]) dem Barfüsser-, Prediger-, Augustiner- und Carmeliterkloster in Esslingen und der dortigen Pfarr- und Frauenkirche gewisse Einkünfte (Pfaff), woraus auf Wohlhabenheit zu schliessen sein wird. 1427 begegnet derselbe Hans Steinhöwel, der möglicherweise der Sohn des oben genannten Heinrich war, als Richter (Act. urch. Württemb.). Ob wir in dem von Pfaff zum Jahre 1436 nachgewiesenen Hans Steinhöwel, Bürger in Weil, den Vater des Schriftstellers erblicken dürfen, bleibt einstweilen eine offene Frage; auf jeden Fall wird man ihn nicht voreilig mit dem Esslinger Rathsherrn und Richter identificiren dürfen. Heinrich Steinhöwel, der spätere Arzt, ist zu Weil der Stadt geborn, zu 'Wyl an der wirm' (Würm), wie er in seiner Verdeutschung von Boccaccios De claris mulieribus sagt, und zwar im Jahre 1412. Sein Geburtsjahr ergiebt sich aus dem bereits von Bartsch[4]) richtig interpretirten Akrostichon im

[3]) Den Namen Adelheid trägt auch Dr. Heinrich Steinhöwels Tochter. Was den Familiennamen Hund betrifft, so begegnet im Fürstl. württemb. Dienerbuch hg. von Georgii-Georgenau S. 353 als Mutter im Kloster Weyler bei Blaubeuren zum Jahre 1502 Euphrosyna Hundin von Ulm † 1531, S. 354 als Priorin des Klosters Weyler bei Esslingen zum Jahre 1482 Margareta Hundin von Stauffenberg.

[4]) Germanistische Studien 2, 305 ff. Germania 23, 381. Scherers Datirungsversuch (Quellen u. Forschungen 21, 76. Zeitschr. f. deutsches Alterthum u. deutsche Litt. 22, 319 f.) ist entschieden abzulehnen. Auch ich möchte wegen der Schreibart 'Cristo' statt des so wichtigen 'Xristo

Apollonius. Auf eine direct nach Weil der Stadt gerichtete Anfrage theilte mir H. Stadtpfarrer Stein mit, das Weiler Pfarrarchiv sei 1648 total niedergebrannt, könne also keine Ausbeute gewähren. Erfolgreicher war das Ergebniss der Nachforschungen über Steinhöwels Studiengang. Da ein Amtsvorgänger Steinhöwels in Ulm, Joh. Resch[5]), gleichfalls aus Weil der Stadt stammte und in Wien studirt hatte, so lag es nahe ein Gleiches für Steinhöwel zu vermuthen. Auf meine Bitte hat durch gütige Vermittelung Prof. Minors H. Hof- und Staatsarchivar Dr. Karl Schrauf die Wiener Universitätsacten einer eingehenden Durchsicht unterzogen. Darnach wurde Steinhöwel 1429 als Scholar an der Wiener

---

(Xp̄o)' mit Bartsch glauben, dass der Apolloniusdruck von 1471 nicht der älteste ist. Auch die Hs. 4119 der Wiener Hofbibliothek sowie die Donaueschinger Hs. 86 lesen 'Cristo', die Donaueschinger zwei Zeilen vorher 'Kan' statt 'Chan', die Wolfenbüttler Hs. 75. 10 Aug. fol. im gleichfalls akrostichischen Epilog 'Billich' statt 'Pillich'; die Schreiber erkannten eben die Akrosticha nicht.

[5]) Nach den Acten der medicinischen Facultät wurde nach freundlicher Mittheilung von Prof. Minor Johannes Resch de Wila am 20. Juli 1416 zum Doctor promovirt. Er könnte mit dem 1413 zum Baccalarius beförderten, 1418 Magister betitelten Iohannes de Bila identisch sein, doch mahnt ein am 28. December 1413 zum Magister ernannter Iohannes de Wila zur Vorsicht. 1418 wurde Meister Hans Resch aus Weil von Wien nach Ulm als Arzt berufen, zunächst auf zehn Jahre. 1428 wurde seine Bestallung unter gleichen Bedingungen erneuert, doch begegnet seit 1436 neben ihm mit besonderen Functionen ein weiterer städtischer Arzt, Hans Würker, gleichfalls für zehn Jahre bestellt (C. Jäger, Ulm im Mittelalter S. 442ff.). Die Heidelberger Matrikel weist zum Jahre 1440 einen 'Lucas Resch de Wila baccal. Wienensis' auf (Toepke 1, 229), auf den unmittelbar folgt 'Andreas Steinhöwer de Wila baccal. Wienensis'; von diesem wird weiter unten die Rede sein. Auch sonst finden sich in dieser Zeit engere Landsleute Steinhöwels an der Wiener Universität als magistri regentes der Artistenfacultät wirkend: 1408 Albertus de Wila (Aschbach 1, 596), Iohannes de Weil (Wila, 1, 613), 1431 Werner Löblin de Wila, Theol. doctor (1, 626), 1452 Joh. Kümmlin de Weil (1, 613). H. Dr. Schrauf verzeichnet mir noch innerhalb der Jahre 1428—1438 Johannes de Wila, sodann einen Wernherus de Wila mag. regens seit 1439ff. Die Heidelberger Matrikel weist zum Jahre 1432 einen Eberhardus Schmid de Wila cler. dyoc. Spir. (bacc. in art. Winens.) auf (Toepke 1, 192). Vgl. auch Giefel und Pfitzer, Schwaben und die Wiener Hochschule, Bes. Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1890 S. 35ff. 73.

Universität 'intituliert' und erwarb sich in der dortigen Artistenfacultät 1432 das Baccalariat, 1436 die Magisterwürde. Ich gebe im folgenden die urkundlichen Belege.

In der Hauptmatrikel (rheinische Nation) ist für das Sommersemester 1429 unter dem Rectorate des Joh. Angrer von Müldorf als Scholar intituliert: 'Henricus Stainhåwl de Wyla . . . 4 grossos', in der Rheinischen Matrikel für das Wintersemester 1429 unter dem Rector Thomas Ebendorfer von Haselbach: 'Henricus Stainhawer de Weyla'.

Acta facultatis art. II fol. 111. 112: 'Item facta est congregacio facultatis sabbato ante trinitatis [14. Juni 1432] super articulis deliberatura infrapositis 1 . . . . . 2 . . . . . pro 3° articulo presentauerunt se XXI scolares. 1 . . ., 2 . . ., tercius Henricus de Wila, 4 . . . etc. etc. et dispensatum fuit cum eis super defectibus eorum omnesque fuerunt admissi ad examen [baccalariatus]'.

'Item ipso die S. Margarethe [13. Juli 1432] congregata fuit facultas ad deliberandum super articulis infrapositis per iuramentum. primus ad recipiendum scolares nuper pro gradu baccalariatus in artibus examinatos et ad dispensandum cum certis eorum super habendis habitibus proprijs ac eciam cum aliquibus super florenum soluendis si videtur expedire et fuerunt presentati et per facultatem recepti decem et novem scolares hoc ordine 1us. 2us. etc. 8us Henricus de Bila etc. etc.' Vgl. im Receptorienbuch, Sommersemester 1432 in receptoria M. Iodoci de Hailprunna (s. Aschbach, Gesch. der Wiener Universität 1, 475): — 'Heinricus Steinhauwel de Wila [solvit unum florenum pro baccalariatu]'.

Rhein. Matrikel fol. 58, 1435: 'M. Henricus Stainhawell de Wila. Baccalarius Henricus Stainhawell de Wila' [offenbar identisch mit dem Vorhergehenden].

Acta facultatis art. II fol. 125 [Wintersemester 1435]: 'Item duodecima die februarij [1436] facta fuit congregacio facultatis super articulis subscriptis. primus ad audiendum supplicacionem dominorum proxime licenciatorum volencium petere ut ad incipiendum et regendum in artibus admittantur ac ad dispensandum cum aliquibus eorum super habitibus proprijs habendis et florenis facultati soluendis aut altero tamen prout videtur expedire, et comparuerunt 15 licenciati coram facultate locati hoc ordine: primus . . . etc. XIus Heinricus de Wila . . . . etc. quorum supplicacio pro incepcione et regencia fuit exaudita iuxta modum alias obseruandum etc.'

Acta facultatis art. II fol. 126. 'Item ipsa die sanctorum Tiburcij et Valeriani [14. April 1436] statim post electionem noui rectoris [Conrad von Hallstat] fuit congregata facultas ad deliberandum super istis articulis, primus . . . . alius articulus fuit pro supplicacionibus et tunc petiuit magister Nicolaus Auln [de Aulon?]

magistro Nicolao Melzlin de Gamundia et Magistro Hainrico de Wila licenciam absencie secundum communem formam . . . . etc. et omnes ille supplicaciones exaudite sunt secundum quod sunt porrecte'. Vgl. im Receptorienbuch: 1436. 'In receptoria secunda magistri Iohannis Sachs de Nurenberg subscripti magistri soluerunt: magister Heinricus Stainhewel de Wila . . . . dedit 2 flor.' Cod. 360, niederösterr. Landesarchiv [Schier]: '1436 Magister Henricus de Wila'.

Acta facultatis art. II fol. 129^{ab}: 'In die S. Egidij [1. September 1437] fuit congregata facultas etc. ad prouidendum . . . . 2us articulus ad distribuendos libros ordinarie legendos. Receperunt autem magistri hos ordinarios . . . M. Heinricus de Wila algorismum.'

Gemeint ist mit letzterem des Joh. Halifax de Sacro Bosco über die vier Species und die Regula de Tri handelnder Algorismus (Aschbach 1, 93 f.; auch einen Algorithmus de integris schrieb derselbe Verfasser). Zur Sache vgl. Kink, Gesch. der kaiserl. Universität Wien I, 1, 175 Note 212. I, 2, 10 ff. Artistischer magister regens war Steinhöwel seit 1437; s. Aschbach 1, 604 sub Henricus de Wila, vgl. ebenda 1, 77. 97.

Acta facultatis art. II fol. 131. 1437 Wintersemester: 'Septima die marcij [1438] . . . jtem quidam magister petiuit dispensari super tempore et actibus complendis per magistrum Heinricum de Wyla et licenciam absencie secundum communem formam Iohanni de Wyla baccalario et fuit exauditus quo ad ambas supplicaciones . . . .' am Rande von gleichzeitiger Hand aber mit schwärzerer Tinte: 'Hainricus de Weila'.

Sollte, so fragt H. Dr. Schrauf, diese Marginaleinzeichnung etwa die Zeit des Abganges Steinhöwels markiren? Sonst erscheint keine Randbemerkung bei Steinhöwels Namen. Jedenfalls begegnet derselbe seit dem 7. März 1438 nicht wieder in den Artistenacten der Wiener Universität.

Es war hergebrachte Art, dass einer erst nach Absolvirung der artistischen Vorlesungen in die medicinische Facultät als Scholar aufgenommen wurde. Mindestens musste er es bis zum Baccalarius in artibus gebracht haben, gewöhnlich aber besass er darin schon den Magistergrad (Aschbach 1, 97). So auch Steinhöwel, den wir 1442 in Padua wiederfinden, wo neben den rechtswissenschaftlichen Studien im 15. und 16. Jahrhundert auch die Heilkunde zu besonderer Blüthe gelangte (Puschmann, Geschichte des medi-

cinischen Unterrichts S. 187). Das medicinische Studium umfasste vier oder fünf Jahre, die um ein halbes oder ganzes Jahr abgekürzt werden konnten, wenn der Studirende einen akademischen Grad in der philosophischen Facultät besass. Im zweiten oder dritten Studienjahre ward er Baccalarius, nach zwei weiteren erhielt er dann die Licenz zur Praxis (Puschmann S. 200). Über Steinhöwels medicinischen Studiengang im einzelnen fehlt es an Nachweisen: das Paduaner Universitätsarchiv besitzt für die in Betracht kommenden Jahre so gut wie nichts, wie mir H. Prof. A. Baragiola auf meine Anfrage mittheilte. Übrigens können wir uns an dem einen seit längerem bekannten Eintrag genügen lassen, wonach Steinhöwel im Jahre 1442 Rector[6]) der Artisten war und um die gleiche Zeit seine medicinischen Studien zum Abschluss brachte.

Vgl. Facciolati, Fasti gymnasii Patavini 2, 82: 'MCCCCXLII VII Kal. jul. Henricus Stenhanwel (lies Steinhauwel) de Willa Wirmè Rector, qui proximo ineunte januario Medicae facultatis Lauream cepit, cum iam antea in Artibus probatus'.

Im Jahre 1444 hielt sich Steinhöwel in Heidelberg auf. Die dortige Universitätsmatrikel verzeichnet seinen Namen unter dem 19. December 1444, als Mag. Joh. Wenck von Herrenberg, sacre theologie professor, Rector war: 'Mag. Heinricus Stainhôwel de Wila, medicine doctor' (Toepke 1, 244).

Aus dem Jahre 1449, in dem Steinhöwel als Arzt in Esslingen lebte, stehen drei urkundliche Belege zur Verfügung. Dass er dort als Stadtarzt fungirt hätte, ist unerwiesen, auch unwahrscheinlich. Am 27. Juni 1449 begegnen wir ihm als Zeugen in einem Pergamentvidimus zweier vom Feuer zerstörter Documente des Klosters Adelberg aus den Jahren 1248 und 1287,

'als die Stadt Esslingen dessen Güter daselbst und im Aichschies von aller Steuer und Abgabe gefreit etc.': '— praesentibus ibidem [Adelberg] egregio [lies: egregiis] spectabilibus atque providis viris magistro Henrico Stainhôwer doctore in medicinis et Heinrico Spått de Tůnnôw armigero' (Vgl. Haus- und Staatsarch. zu Stuttgart, vgl. Wirtemb. Urkundenbuch 4, 451 f.).

---

[6]) Über das Amt s. Aschbach 1, 77.

Interessant ist folgender Eintrag im Esslinger Missivenbuch unter dem 25. Juli 1449, ein Schreiben der Stadt Esslingen an Ulm 'geben illends hora septima post meridiem VI^a magdalenae', beginnend:

'Lieben frúnd, Maister hainrich stainhôwel doctor In der artzenie by vns wonende ist von geschicht zů wyle gewesen, als man das belegert hàt vnd vf hútt spàtt In der fúnften stund nach mittag verstolen vnd In ainer gestalt ains priesters von dannen her haim zů vns komen, fúr wàr sagende, daz sy vff hútt zů mittag zyt daselbs zů wyl beder syt (nämlich zwischen Weil der Stadt und Markgraf Jacob von Baden) ainen friden berůfft haben'.

Jakob von Baden belagerte im grossen Städtekrieg von 1449 die Stadt Weil am 21. Juli und den beiden folgenden Tagen und verheerte die Umgegend, vgl. Stälin, Wirtemb. Gesch. 3, 477. Dass Steinhöwel mit zu denen in Esslingen gehörte, die 1449 im Kriege zwischen Württemberg und Esslingen dem benachbarten Adel, der es mit Württemberg hielt, entsagten, war längst bekannt (Keller, Decameron S. 675); erst neuerdings aber ist der von ihm und dem Stadtschreiber Nicolaus von Wyle ausgestellte Fehdebrief vom 3. September 1449, an den Grafen Ulrich von Württemberg gerichtet, seinem Wortlaute nach veröffentlicht worden (Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit 1879 S. 3). Wenn es in dem Schreiben heisst: 'mit vnsern wesen vnd diensten by den selben von Esselingen, vnsern lieben herrn, vff difs màl begriffen', so möchte ich daraus noch nicht auf ein städtisches Amt für Steinhöwel schliessen. Beiläufig sei bemerkt, dass, abgesehen von dem Vorkommen beider Namen nebeneinander in dem obigen Briefe, sonst nichts von persönlichen Beziehungen zwischen Steinhöwel und Nicolaus von Wyle verlautet (s. meine Pfalzgräfin Mechthild S. 48 Anm. 60): Nicolaus weilte jedenfalls noch nicht lange in Esslingen, Steinhöwel aber ging bereits um die Mitte des Jahres 1450 nach Ulm; auch scheint es, als ob die sich einander so nahe berührenden litterarischen Interessen beider Männer erst in späterer Zeit zu sichtbarem Ausdruck gelangt sind.

Am Samstag vor Maria Magdalena (18. Juli, nicht 13. Juli, wie Keller nach Anderer Vorgang angiebt) 1450 wurde Steinhöwel als Stadtarzt nach Ulm berufen. Die früher im Ulmer

Archiv aufbewahrte Bestallungsurkunde ist jetzt nicht mehr auffindbar, doch wissen wir, dass Steinhöwel zunächst nur auf sechs Jahre angenommen wurde und sich verbindlich machte, mit innerer und äusserer Arznei den Leuten zu dienen. Sein Sold betrug 100 Gulden, wobei daran erinnert sein mag, dass Kaiser Sigmund auf der Basler Kirchenversammlung 1426 verordnet hatte, dass in jeder deutschen Reichsstadt ein Meisterarzt besoldet werden solle 'mit hundert Gulden Gelds, die mag er niessen von einer Kirchen und soll männiglichen arzneien umsonst, denn die hohen Meister in Physica dienen niemand umsonst, darum fahren sie in die Höll'. Auch durfte Steinhöwel sechs Tage ohne Erlaubniss abwesend sein. Aus dem Jahre 1453 erfahren wir noch, dass Steinhöwel das Führen einer eigenen Apotheke, aber nur für seine eigenen Siechen, gestattet war, eine Vergünstigung, die in der Nachfolgezeit eingeschränkt wurde. Steinhöwel hat das angesehene Amt, das ihn dem Ritterstand gleichstellte, bis zu seinem Tode 1482 oder 1483 bekleidet, was nicht ausschliesst, dass zeitweilig neben ihm auch andere Ärzte im Dienste der Stadt standen, wie er selbst vorübergehend auswärts thätig war. Sein directer Nachfolger wird Johann Stocker gewesen sein, der 1483 auf zehn (nach Prof. Veesenmeyers handschriftlichen Notizen auf acht) Jahre bestellt wurde. Vgl. Jäger, Ulm im Mittelalter S. 445 f., Haeser, Lehrbuch der Gesch. der Medicin 1[3], 844 f. 836. Mit seinem vollen Titel nennt sich Steinhöwel in der Verdeutschung von Boccaccios De claris mulieribus 'doctor in erczny, maister der súben kúnst, geschworner arczt ze vlm'. Steinhöwels Bildniss, das der zweiten von Jakob Köbel besorgten Ausgabe seiner Chronik vorangestellt ist, trägt die Umschrift 'Henricus Steinhowel Vtriusque Medici(ne) ac phi(sic)e doctor'.

Im Jahre 1454 war Steinhöwel in Freiburg im Breisgau. In Veesenmeyers Besitz befand sich ein nun verlorener, eigenhändiger Brief Steinhöwels, vom 3. nach Udalrici d. h. 7. Juli 1454 aus Freiburg datirt und an den Ulmer Magistrat gerichtet. Steinhöwel soll dem Markgrafen von Röteln geliehen worden sein, doch lässt sich näheres darüber nicht feststellen. Dass die Stadt Freiburg sich die

Hülfe des Ulmer Stadtarztes erbeten haben sollte, wie Keller (Decam. S. 676) anzunehmen scheint, ist wenig wahrscheinlich, da gerade in eben jenem Jahre der Freiburger Stadtrath für einen besonderen Fall den Stadtarzt von Basel kommen liess, wie mir H. Hauptmann und Stadtarchivar Poinsignon freundlichst mittheilt.

Um diese Zeit war Steinhöwel bereits mit Anastasia Egen (von Argon), die aus angesehenem Augsburger Geschlechte stammte (vgl. v. Stetten, Geschichte der adligen Geschlechter in Augsburg 1762 S. 57), vermählt. Am Samstag vor dem h. Palmsonntag (29. März) 1455 verkaufte er mit seiner Schwiegermutter Ursula Egnin Wittib, Bürgerin zu Augsburg, und deren übrigen Kindern einen Wald bei Leitershofen an das Kloster S. Ulrich in Augsburg (Mon. boica 23, 499; Jäger a. a. O. S. 445[47]). In demselben Jahre 1455 'kauft der würdige wolgelerte Maister Hainrich steinhöwel, der Stadtarzt, für 690 fl. das Haus, welches iezt die Reichardtsche Apotheke (Mohren-Apotheke) auf dem Platz ist, und verkauft es 1458 für 700 fl. an den Erbern weysen Diepold Rüll, Berchtold Ofner u. Ulrich Rotengater' (Aus den Hausbriefen; handschriftliche Notiz Veesenmeyers). Im Lagerbuch von Wiesensteig vom J. 1753 P. I fol. 392 ist ein Kauf über Witterstall eingetragen, in welchen 'Heinrich Steinheil, Lehrer der Arznei in Ulm' zum vierten Theil 1471 eintrat; 1479 verkaufte einer der Miteigenthümer Martin Gregg seinen vierten Theil der Witterstallschen Gerechtigkeiten (Witterstall war 1477 der Gemeinde Merklingen zum Erblehen gegeben worden) an Magirus Krafft den Jüngeren in Ulm, 'welcher bereits den andern vierten Theil von Steinheil durch Erbschaft an sich gebracht hat' (Steinheilsche Familienchronik). Die jetzt nicht mehr auffindbare Urkunde, in der Bürgermeister und Rath zu Ulm in Steinhöwels Namen bei dem Abte Johannes von Ursperg, von welchem er Güter gekauft hatte, Beschwerde vorbringen, datirt aus dem Jahre 1473, nicht 1443; schon Keller hatte Decam. S. 674 die letztere Jahreszahl mit Recht beanstandet. Ursperg war eine Prämonstratenserabtei im jetzigen bayr. Bezirksamt Krumbach.

Gelegentlich wurde Steinhöwel auch als Leibarzt vom

gräfl. Württembergischen Hofe zu Rathe gezogen. Aus dem Jahre 1474 besitzen wir ein Schreiben Steinhöwels an Margareta von Savoyen, die Gemahlin des Grafen Ulrich V. des Vielgeliebten (vgl. über sie meine Pfalzgräfin Mechthild S. 55 Anm. 70), dessen Inhalt freilich längst bekannt ist, dessen getreue Wiedergabe aber trotzdem nicht überflüssig sein dürfte. Das von Steinhöwels Hand herrührende, humoristisch gehaltene Schreiben wird im kgl. Haus- und Staatsarchiv zu Stuttgart aufbewahrt; es wurde mir bereitwilligst gestattet, davon Abschrift zu nehmen.

Hôchgeborne fürstin gnådige frow, min vndertånig willig dienst syent úwern genåden all zÿt vor berait! So ain ietlichs verhaissen in ain schuld fallet, bekeñ ich, dz ich zů úwern genåden in das zellerbad[7]) zekomen schuldig gewesen were, wa ich durch das zipperlin nit were gehindert. Darvm̃ bitt ich úwer genad ain benúgen an diser antwúrt zehaben. Ob aber úwer genad vermainte, ich hette vm̃ min versomnuß mer verschult, so wil ich úwer genaden gefangner syn, so ferr dz die schatzung mich vß gefengnuß ze erledigen an úwer genåden vñ myner genådigen frowen der marggråffin[8]) gemainen Junkfrowen stande, Die mich alle so frúntlich, so eerlich, so schôn vñ wol durch iere hôhe zucht vnd vil kúndenhait geeret habent, mer dañ min verdienen nÿmer geraichen múge, dz ich billich hoffen, sie låssent mich nit lang in diser gefengnuß, sie erledigent mich mit zimlich' schatzung. Ob aber úwer genad die selben schatzung vff min vermúgen setzen wôlte, so synt mir, hút vff disen tag datū ditz briefes, xxiiii pombrantzen von kum[9]) geschikt worden: der selben schick ich úwern genaden xxii, min genådigen frowen von brandenburg der selben tailhåftig zemachen, Vnd mer ettlich limoni: main ich, úwer genad sôl ain benúgen dar ab haben, so ich doch diser werung nit mer vermag. Ob aber dz nit syn möcht, so wil ich der sachen gantz vff die Junkfrowen komen, vñ vor vß vff die spätin[10]), vñ was die darvm̃ sprechent, dem sol vngewågert nåchkomē werden. Dānocht bitt ich úwer fúrstlich genad, dises min armes gåblin fúr ain schenkin zů gelúklichem bad genådiglich vff zenieman, in erzögung vndertånikait vñ gůtes willes úwern genåden öwiglich zedienen, die got lang in gesunthait vnd såligem leben

[7]) Bad Liebenzell im Oberamt Calw.

[8]) Elisabeth von Brandenburg, seit 1467 Gemahlin Eberhards des Jüngeren von Württemberg, s. meine Pfalzgräfin Mechthild S. 56 Anm. 71.

[9]) Como.

[10]) Aus der bekannten Familie von Späth.

fristen vñ behalten wölle. geben zů vlm vff fritag nåscht vor dem hailigen pfingsttag [27. Mai] Año M°CCCC°lxxiiij.

Ich begerte zewissen, wie das bad an úwern genåden gewúrkt hette, mich wissen gegen úwern genaden darnach zerichten.

Vwer genåden williger
diener.

hainricꝰ stainhöwel
doctor.

Adresse: Der höchgebornen fúrstin vnd frowē frow Margarethan gebornē hertzogin von safoye gråfin zů wirtenberg vñ zů Mimpelgart etc myner genådigisten frowen.

Am 30. September 1478 stiftete Steinhöwel eine ewige Messe bei den Barfüssern in Ulm. Die Urkunde, 'Inn des Herrn Baw Pfleger Saalbuoch eingeschrieben', lautet nach einer Copie, die das Ulmer Archiv besitzt, folgendermassen:

Item Jörig Krafft der Eltter hatt vnnß Ain Geschäfft briefl. vberantwurth, Das Im Anfang Lauttet: Ich Mang Krafft der Junger vnnd Ich Adelhait Stainhewelin sein Eheliche Haußfrow, Burger zuͦ Vlm, Bekhennen offenlich vnnd thun Kunth Allermeniglich mit dem Brieue, Allß der hochgelehrt herr hainrich Stainhowel doctor der Ertzney, vnnser lieber Schweher vnnd Vatter, vor diser Zeitt vmb seiner Seele hayl willen Seinen Entlichen vnnd letzten willen gestellet vnnd ain Ordnung vnnd Geschäfft, wie hernach Volget.

Zum Andern, das mann für vier hundert guldin Reinischer Korrn gult oder helber [lies: haber?] gult khauffen vnnd damit ein Ewig meß Inn der Cappellen Zue denn Baarfuossern Inn der Ehre der Muetter Gottes vnnd Anderer hayligen, darinn die gewyhet ist, widmen vnnd Stifften vnnd das derselben meß Recht Lehenherrn hayßen vnnd sein sollen: Namblich Ich obgenanter Mang Krafft mein lebtag vnnd nach meinem tod Allwegen der Eltist mein Ehelicher Leibs Erben, Vnnd So Ich vnnd mein Ehelich Leibs Erben gar von todt Abgangen sein, Allßdann darnach Bernhart Renhart zue Weyl vnnd sein Erben, Doch das dieselb meß anfangs herr Vlrichen Benen vnnd darnach Vrbaun Seydenneweiß Ehelichen Künden, ob die anders des begriffenlich vnnd vehig sein, gelichen werden solle. Vngeuahrlich etc. Vnd am datum der geben ist Auff Mittwuch Nach Sanct Michelstag [30. September] Nach Christi Geburth, Vierzehenhundert vnd Inn dem Acht vnnd Sibenzigisten Jhar.

In der Umgegend von Ulm soll Steinhöwel reich begütert gewesen sein. In Veesenmeyers Aufzeichnungen fand ich die Notiz: 'Zu Billenhausen, Waltenhausen, K(?)irfenbach etc.

besass er mit dem reichen Mart. Gerogk 110 Hintersafsen, die mit 6971 ℔ in der Steuer lagen'. Die beiden erstgenannten Orte liegen im jetzigen bayr. Bezirksamt Krumbach; der an letzter Stelle ist vielleicht in Tiefenbach (im jetzigen bayr. Bezirksamt Illertissen) oder Burtenbach (im bayr. Bezirksamt Günzburg) zu emendiren.

Über Steinhöwels Todesjahr schwanken die Angaben. Nach Keller (Decam. S. 676) starb Steinhöwel 'ohne Zweifel 1482. Donnerstag vor Pfingsten dieses Jahres war die Erbschaft seines Vermögens vollendet'. Die Urkunde, deren Mittheilung Keller wohl Prof. Hassler verdankte, konnte seither nicht wieder aufgefunden werden. Dietrich Leopold dagegen giebt 'circa annum 1483' als Todesjahr an; die Bestallungsurkunde des neuen Stadtarztes Johann Stocker datirt gleichfalls vom Jahre 1483. Es mag gestattet sein, aus Leopolds handschriftlicher Memoria Physicorum Ulmanorum den Abschnitt über Steinhöwel hier anzuführen, soweit derselbe Germania 14, 411 f. noch nicht verwerthet wurde.

HENRICVS STEINHŒWEL auram et vitae spiritum exhausit illae Wielae vel Weilae, oppido Sueviæ imperiali in meditullio Wirtembergiae sito haud ignobili. Quantumvis de prima illius educatione ut e studiorum coeptorum cursu nil constet, attamen qualia fuerint eventus probavit. Varietatem enim et vim artium in variis locis ita attigit, ut honorum amplissimorum, qui laboribus, virtuti et scientiae tum temporis unice decernebantur, emeritus fuerit insignia. In patriam hisce reversus et per aliquod tempus commoratus a senatu populoque Vlmensi circa annum MCCCCL medicus iuratus constitutus est, quibus per multos annos in adversa valetudine medicando mirum profuit, inter istos publici officii labores frequenter morbis implicatus fuit tandemque senio correptus mortalitatem exuit circa annum MCCCCLXXXIII. Non solum autem optimus ille vir, quod artem medicam fideliter fecerit, memoria dignus est, sed et inprimis, quod Vlmae inter primos, si non primus fuerit, qui, inventa paulo ante arte qua nil utilius vetustas dedit typographica, libros relaxatis curis clinicisque laboribus scriptos typis describere curaverit.

Steinhöwels Tochter Adelheid war mit dem Ulmer Patrizier Magnus Krafft verheiratet, wie u. a. aus der S. 287 mitgetheilten Urkunde ersichtlich ist; ihre beiden Söhne Matthäus und Georg brachten es in Ulm zur Bürgermeisterwürde. Joh. Zeiner, Steinhöwels Drucker und Verleger, schuldete der Tochter seines Gönners im Jahre 1488 70 fl.,

von denen er sich alle Quartal 2 fl. abzutragen verpflichtete (Hassler, Buchdruckergesch. Ulms p. 94).

Einem jüngeren Verwandten Steinhöwels widmete Jakob Köbel im Jahre 1531 die Neubearbeitung der Steinhöwelschen Chronik. Dieser jüngere Heinrich Steinhöwel, der den älteren und dessen Enkel als seine 'Vettern' d. h. Verwandte bezeichnet, stammte aus Esslingen und war 'vnser lieben Frawen vnnd Sanctt Victors Stifften zu Meyntz Chorherre'. Er hatte in Heidelberg studirt und begegnet in der dortigen Matrikel unter dem 13. Mai 1495; am 10. November 1496 erwarb er sich den Grad eines baccalaureus, im Jahre 1498 Idus Octobris den eines magister artium (Toepke 1, 414. 2, 424). Er scheint sich im Mainzer S. Victor-Stift des besonderen Vertrauens seiner Collegen erfreut zu haben. Den folgenden Nachweis aus der Zeit der Bauernbewegung im Jahre 1525 verdanke ich Dr. Heidenheimer in Mainz. Er ist den Capitelaufzeichnungen des genannten Stiftes entnommen und findet sich von der Hand des Mainzer Bibliothekvorstandes Bodman auf einem Blatte vermerkt, welches in das auf der Mainzer Stadtbibliothek aufbewahrte Exemplar von Ioannis Volumen secundum rerum Moguntiacarum 1722 zwischen S. 610 und 611 eingefügt ist:

Anno MDXXV° Sabbato post Bartholomei [26. Aug.] fuit capitulum ordinarium. — Item fuit conclusum, quod Magister Heinricus Steinhübel scribat Domino nostro preposito Iohanni Gudenberg, ut in istis magnis necessitatibus et periculis, in quibus nostra ecclesia versatur, iam oportuit in brevi temporis spatio Ecclesiam nostram exponere ad acquirendam pacem mille florenos in auro sine ceteris Ecclesie, quia omnia bona et clenodia, calices, et alia de auro et argento sunt inpignorata, ne Ecclesia nostra denudetur. — Item, sicut in capitulo proximo in domo decanatus Ecclesie nostre conclusum fuit de clenodiis alienandis, ut Dominus Heinricus Steinhövel et Keyfelt et ceteri concanonici nostri in civitate residentes, ut sic procedant et efficiant, ut eis prius commissum fuit.

Dieser Heinrich Steinhöwel junior war der Sohn des Jakob Steinhöwel, 'etwan Raths und Stewrherrn zu Eszlingen', den der ältere Heinrich Steinhöwel erzogen hatte, wie wir aus dem an Jakob Köbel gerichteten Dankschreiben des jüngeren Heinrich erfahren. Von ihm abzusondern, vielleicht sein Vater, ist Jakob Steinhöwel von Esslingen, der urkundlich in den Jahren 1434, 1435 (Steinheilsche

Familienchronik), 1453 und 1456 vorkommt. In einer Urkunde vom 2. November 1434 (Ott Rots Erben verkaufen zwei Höfe in Nerenstetten und Börslingen an die Hans Rentzsche Masse; Ulmer Stadtarchiv) erscheint er als 'Bürger ze Esslingen' mit seiner 'elichen hußfrowen Barbaren Ebingerin'; das Esslinger Missivenbuch verzeichnet unter dem 1. September 1453 einen Gewaltsbrief für 'Jacob Stainhoel unsern Ratsfreund und Niclas von Wyle unsern Stadtschreiber gen Ulm'; in einer Urkunde (Esslingen 27. April 1456) des 'Hainricus de Hamelburg plebanus, Cůnradus Stryt cappellanus, Nicolaus mayer sacrista ecclesie parochialis in Esselingen Constan. dioc.' siegelt für den Letztgenannten, der eines eigenen Siegels entbehrt, 'providus vir Jacobus Stainhôwel civis ac iudex opidi esselingensis' (Staatsarchiv zu Stuttgart). Das Siegel zeigt im Schilde das bekannte Steinhöwelsche Wappen: zwei kreuzweis über einander gelegte Steinhauen.

Während Jakob Steinhöwel mit seiner Descendenz nach Esslingen gehört, stammte der bereits S. 279 Anm. 5 erwähnte Andreas Steinhöwel aus Weil der Stadt; er könnte ein jüngerer Bruder unseres Heinrich gewesen sein: in der Wiener Hauptmatrikel begegnet er im Wintersemester 1436 als 'Andreas Stainhawl de Wyla'; als baccalarius Wienensis bezog er 1440 die Heidelberger Universität und im Jahre 1475 finden wir ihn als Chorherren in Sindelfingen (Acta urch. Württemb.) wieder.

Auf den in Ulm wirkenden Heinrich Steinhöwel ist vermuthlich die Abzweigung des Geschlechts nach Bayern zurückzuführen. Dort wie in Württemberg ist die geläufige Namensform jetzt Steinheil.

Tübingen. Philipp Strauch.

Zur Volkslitteratur.

3. Zwei Grabschriften.[1]

In dem Teuffenbachischen Sammelbande finden sich zwei satirische Grabschriften. Sie stehen unmittelbar vor dem künftig (als Nr. 5) mitzutheilenden 'Soldatenlob', auf

[1]) S. Vierteljahrschrift 5, 573 ff.

welches dann das Reimbüchlein (Nr. 6) folgt, an dieses schliesst sich endlich das Vaterunser an (s. o. 5, 38 ff.). Ältere Drucke dieser Theile vermochte ich nicht aufzufinden. Die Verse sind nicht abgesetzt.

Grabschrifft
Johann Armand, Blasei Richaliers der, H: Rö; K: Cardinals, etc.

Mein Wandersman vmb gottes will,
gehe nit fortan, sondtern stehe still,
liss dise schrifft frey, woll bedaht,
lob gott der dih hie her gebraht,
Dem zu eng war die ganze weldt,
der ligt hie in den Todt gezellt.
Sein Symbolum, das zaiget klar,
welhes er geschriben offenbar,
bewegen woldt dess himels gstürn,
so hoh stieg er mit seinem hüern,
wahlbar [2] vnruehwig, war sein gemiet,
mit krieg er sih am meisten yübt,
den fridten hasst er solher massen
dass er irne selbs kain Ruwe kundt lasssen,
war hoh vnd scharff in seinem sinn,
weidt vber menschen gedanckhen hin,
Zu Zeitten sih gar vber stügen,
gantz Sünloss wie seine frundt anzaigen,
alless sein gemüedt thet offenthieren,
nihts aber kundt in reht curiehren,
die Practik, anschleg, lüstige räth,
Seim ansehen niht vil gholffen hatt,
allain der guett aussgang der sahen,
Thätten ihn grosss beim könig mahen,
bey gott aber desto weniger gnadt,
in dem er nie erkehndt hatt,
Sein schwere kranckhait vnd vnhayll,
das glückh bott er nur andtern fayll,
die in Zwar offt Sellig nenten,
aber nit für from erkenten,
das herzwasser sezt im starckh zu,
das er hatt wedter rasst noh ruhe,
dass gifft so er andtern auss gosssen,
That im schür selbs sein herz abstosssen,
mit ergeytz war er ser behafft,

Titel. Blasei meint du Plessis. — Richelieu starb am 4. December 1642. — V. 11 Custos Vnruebig

der geytz nam im nit wenig krafft,
mit könnigs geldt wardt er gar müldt,
Sein Seckhl aber blüb alzeitt gefüldt,
Von Nattur, zu [3] grosss zorn genaigt,
wan er erzürnnt, kain gnadt mehr zaigt,
Ob woll dess könnigs muetter fromb,
in begabt, mit villem reihtumb,
auh in beim reih so Promouiert,
das er der grössten gwald gefürth,
für die Recompensations,
auss dem landt hin weckh, vnd von der kron,
muest ins Ellent. Vnd darin sterben,
Zu Cölln am Rein den himel erwerben,
nah dem Todt, kain fridt vor ime kundt haben,
5. monat lange lag vnvergraben,
Cassieren woldt ihr Testament,
ehe es aber geschah, nam er sein Endt,
den Monsieur an ehr verletzt,
vnd schür ganz auss dem Landt gehötzt,
muetter von Sohn Thett separiern,
Brüedter von einander füern,
2. Eheleyth gar von hohem Standt,
schaidet ehr mit seinem Verstandt,
der Marliac, mit höhster schmah,
der Montmoranz dem rehten nah,
der Cimemarti vnd der Thuan,
verlurn die köpff durh disen man,
vill grosse herrn durh in gefangen,
vill auss dem landt inss Ellent gangen,
Vons königs hoff vill müessen wallen,
den Seine rathschlag nit [4] gefallen,
So lang nun Franckhreih, hett floriert,
kein Excution so scharff regüert,
die grosse maht des königs sein,
kundt er im gar wol bildten ein,
Ernstlih vnd vill Thatt spegulieren,
wie er sein Scopum kündt voll fürhn,
wer wagt der gewint hatt er gedaht,
da mit ein grosse sah voll braht,
Ausslendische feindt, zu frundt gemaht,
inlendische feindt wenig aht,
damit florirt sein grossse maht,
wenig war er bekandt gemaht
vnd wer in kendt gar wenig Aht,

39 Custos zu — 66 Custos nit — 69 des] Hs. dz ebenso V. 97, sonst bedeutet in der Hs. die Abkürzung das oder dass

doh vngeschweht seinen braht,
dass glückh hatt in so woll gemaint,
vill herrn, Soldaten so in ver naint,
wagten für ihn doh laib vnd bluett,
doh ales ihrem könig zu guett,
den Sejan, rihtet er zu grundt,
im war aufgesetzt auh seine Stundt,
durh hinrihten das von Suison,
braht er. O. glückh sein leben dervon,
Theyschlandt sein gewaldt empfindt noh woll,
HysPania, welschslandt verklagen Soll
Franckreih, sein Eygen vatterlandt,
sindt seine rathschlege woll bekandt,
wan Nahtbarn vnd guette geSöllen,
Streit vnd Zanckh erhöben wöllen [5]
war dis sein grösste Lust vnd freit,
dass alle ding verderb im Streit,
des könnigs Ruehe so wenig aht,
das im dass Herz im leibe laht,
wan er in nur kund perturbiern,
vnd mit vill Angst vnd noth vexiern,
Die Rah gottes kam heran,
Vnd fienge an sein Armen an,
sein rehte handt war krumb vnd lahm,
kain krieg mehr under schreiben kan,
er sturb 8 monat vor seim todt,
die Adtern, in gleihen auss gedarth,
ob schon vor augen gottes rah,
will doh kein rehte rew hernah,
weill er sein Furorischs gemiett,
noh hefftige gegen sein feindten vebt,
den Todt siht er vor augen schwöben,
liess doh nit sein Pollitisch leben,
der kranckhen Seellen wenig aht,
sein frundt mehr alss sein Seell betraht,
gar wenig Täg vor seinem Todt
ein fabel noh er diht hatt,
wie er Eropa triumbfürenth,
seinem könig presentierent,
er aber selbs war absendtiert,
die kirch verfolgt der Cardinall,
geisstlih blut, vergüess schüer vberall,
keinn Menschen ehr verzaiht sein Pein,
er kendt niht sterblih menschs [6] zu sein,
ob in schonn die wüerm vnd madten

103 vor lahm] lahmb gestrichen — V. 123 Custos menschs

berait für gottes geriht Thun ladten,
ass 18 Jahr er dominiert,
kein midel mer seines Lebenss spüerth
gab auf sein geyst gantz verplichen,
der Todt ist langsam zu ihme geschlichen,
vor 57. Jahr geboren zu Paris,
wo er ietzt ist gestorben,
in seinem hauss vnd gantzen Landt,
maht er sih hiedurh woll bekandt,
dess könnigs Bruedter declariert,
nah gefallen der könnigin destirt,
Franckkhreih dass mähtig reihe landt,
bey kainem so uill vertrawen fandt,
ist auch wider Franzosssen Süt,
welhe alzeitt geliebt den fridt,
das ein fridsterrer reht gestorben,
oder ein frölih grab erworben,
kein Argwohn in deinem herzen bleib,
wass du gedenckhst ih haidter schreib,
ih sag dir auh mein Wandtersman,
so iemandt soldt im Zweiffel Stahn,
mer glauben dem so geschmaihlet mihr
sag ih hiemit vnd Protestir,
das dass die rehte wahrhaitt Sey,
wie ih gelebt vnd bleyb dar bey,
Sterbliher mensch der bey gedenckh,
gerechtigkait gottes [7] sey garstreng,
mer güldt die mindiste gerehtigkait,
den aller gwaldt vnd herligkaitt,
nihts gültt vor gott aller gwaldt vnd scheyn,
sondern from vnd gereht allain,
wan man gleih vill zu hauff verwürt,
heysst darum nit gar uill Prestirt,
aber verwürds reht, Ordinieren,
ist lobenswerdt tueth ainen Züeren,
in gmein ist man also bethörtt
dass glückh man für die Tuget mehrt,
wer ahtet Tuget mer dan glückh,
das ist dass rehte meister Stückh,
Ein künsstler, war der RICHALIER,
in dem er vill bethört alhier,
versah das vill vmbs zeitlich kumben,
damit im auch das Ewig benomen,
gott sey geklagt, die gantze weldt,
ist durh sein geist also verföldt,

V. 130 geb. 1584 — V. 151 Custos Gottes

sein Vnruehewig gemieth ein fridten finndt,
der krigt ein glückh in seinem grindt,
bey 15 Jahr die kristenhaitt,
verfolgt hatt mit krieg vnd Streydt,
bidt gott das er nit Ewige rah,
dem Thätter geb vnd laudter Ach,
Sondter verleih Barmhertzigkait
für seine [8] Sündt rehte rew vnd laydt,
Er wäge woll mein fromer krist,
dass aless vergeht vnd Eydtel ist,
der Purpur hilfft nit für den Todt,
vnd wans auh schon ein scharlah rott,
wür tragen wie Agenten, an
wan der Todt kumbt müessen wir deruon,
Seyen ein Perschon, im Spüll gewesssen,
Zwar etwass hoh am Perdt gesesssen,
würdt aber ietzt baldt gar vergesssen,

Setze diss noch hin zu,

Hie ligt begraben mit haudt vnd Bain,
welcher ein grossses feyr thet sein,
der newlih wahr zürlih verehrt,
ist in ein Tampff vnd rauh verkerth,
wold gott er in der andern weldt,
niht mit so grosssem feyr gequeldt,
wie er angezint das Theyschslandt,
den fridten hoffet man zu handt,
weill der Zundl ist verprunen,
der auss aler krieg entsprungen,
mein wandtersman ih dih er mahn,
den fridten ihm zu wünschen an,
förht doh ihme niht sein an genehm,
wo er nit selber zu dihr käm:
gott häist doh lieben seine feindt,
wünschen den fridten woll gemaindt, [9]
der kome zu unss in diser Zeitt,
vnd dorth hernah in Ewigkaitt,
Natus Anno 15.85, Obijt Anno 16.42

V. 177 Custos seine

Es folgt eine Tafel; sie stellt ein grösseres Quadrat dar, dem ein kleineres in der Mitte eingezeichnet ist; in diesem kleineren Quadrate steht:

All dise land bey Seinem Leben
Thäten in grosser vnruhe schweben

Das grössere Quadrat ist durch Diagonalen und Verbindungslinien zwischen den Halbirungspuncten der einzelnen Seiten in zwölf Dreiecke getheilt, die ausser den Ländernamen die bekannten Sternzeichen des Kalenders enthalten, u. z. das innere Quadrat umschliessend in folgender Reihe: oben

Wassermann	Steinbock	Schütze
Schweden	Sahssen	Hisspannien,
Mondferat	Hesssen,	Hungern

an der linken Seite unter einander: Fische: Portegall; Widder: Theuschlandt, Engellandt; Stier: Schweytzerlandt, Lothringen; an der rechten ebenso: Bär: Catalonia; Wage: Oesterreich. Sauoy; Jungfrau: Schlessien. Unten neben einander: Zwillinge: Braband, Rheinstram; Krebs: Burgundt, Maylandt; Löwe: Welschland, Mantua. Unter dieser Figur steht dann: Abgangen Anno M : DC . XLIII, erstlich Französchs her nah Ladeynisch v. Thuischs. —

EPITAPHIVM, ODER

Ehren Tidel, dess grosssen, gewaldtigen Füersten vnd Herrn, Hern, GUSTAVI, ADOLPHI, in schwödten, gaten, wendten, vnd lappen, könnig Patron dess Baltischen meers, dess könnigreihs Franckhreihs, Dissigierter feldmarschalck, dess Pomerischen vnd nidter sächsischen Craiss häring beschauwer. Vnd brandt auftruckher, der landtgraffschafft Töringen weitauftruckher, dess Franckhen-Lands wein aufschläger, der wedteraw Pfüsstermaister, vnd Hollippen kramer, dess reinstrams förchmaister, der Stadt Niernberg Prouiant- vnd Pixenmaister, Corporal, Hofzollner zu Tonawerdt, grosser abgott, vnd ehrn Saull, der Protesstiereten Erzuätter, der Augspurgerischen Confession, vnd austhayller, dess Römischenreihs, Oberister Salzfertiger der Statt Münckhen, der Statt augspurg Newer Reformierter, vnd verodtneter, kellermaister, vndt, [10] Parhet beschawer, im weberhausss, würtenbergerischer Prantwein, maister, forsteer vber die Thonzapffen im allgey, dess loblihen schwäbischen Craiss lands verderber, vnd verherer, oberister schafftreiber in obern Bayrn, Jubelier vnd Pfeningmaister, dess Theutslands, fürtröfflicher Ingenier, vnd mehrer ales vbelss dess landss ob der Ens wahmaister, Oberister aller ketzerischen Bluethundt, des: gottes vnd der allein Seligmahenden Catholischen kierhen höchster verfolger zu allen Zeiten,

Grab und klagschrifft lasssen vnss wüssen
dass vnss der Todt hatt hingerisssen,

V. 1 ff. in der Hs. sind die Verse nicht abgesetzt.

lig iezt alhie an disem Orth,
weill ih an geriht vill Prandt, vnd mordt,
der ganzen welt zu schandt vndt Spott,
darumb leidt ih den Ewigen Todt,
ein Sterckherer ist vber mich kumen,
hatt mir wehr vnd waffen genomen,
weill ih den selben Allzeit veraht,
hatt er mir den garauss gemaht,
vnd mir dermasssen so [11] gezwagen,
dass man mih ins grab hatt tragen,
da verlohr ih mein Reputation,
bekam für ehr . schandt, Spott, vnd hoen,
hett ih von reht betraht die sahen,
so Thet man mih iezt nit auss lahen,
ein iedter lass ims ein wahrnung sein,
man legt in Sonst zu mihr herein,
Finis.

V. 11 Custos so

4. Eine Wetterregel.

In derselben Handschrift des Ossolineums Nr. 334, welche das Werdersche Vaterunser (vgl. Vierteljahrschrift 5, 40 ff.) enthält, steht Bl. 352^{a}—354^{a} fractur geschrieben die folgende Wetterregel.

Gemeine vnndt auss Langer Erfah-
rung der alten Approbierte Wet-
ter Regell, Kurtzlich auss der
Bawren Practick auff die
12 Monath des gantzen Jahrs
zu Samen geZogen.

Jenner.

Morgen roth auff den Newen Jahrs Tagk.
Bedeüt krieg Vngewitter Vnd grosse Plag.
Den andern ein Klarer Sonnenschein.
Bringt guethe vnd viel fisch herein.
Erhebt sich ein wind in der dritten Nacht.
Auff grosse Pest man habe acht.
Scheint die Sonn auff Vicenti bass.
Mit guten wein fullets Vns die Fass.
Ein schöner tagk Paul Bekerung.
Ist aller Frucht ein reich Bescherung.
Nebliche Wetter zäigt sterben an.
Regen Vnd Schnee bringt thewrung heran.

Hornung.

Auff Lichtmess Schöner schein der Sonnen.
  Thuet Vns mit Schnee, Flachs, Hanff belohnen.
Gar wol gerath die Frühe Saatt.
  So sich schön wittert die Fastnacht.
Der gantzen Fasten Witterung.
  Gibt der Ascher mittwoch andeutung.
Dan warlich, wie Sich der selbe steltt.
  Als auch sich die gantzen fasten helt.
Die Nacht vor Petri Stulfeyr weiset an.
  Was wir die 40. nachfolgende Tag für Wetter han.
[352b] Gefrewretes an S. Matthias Nacht.
  So wehret es noch ein gantz Monat.
Hatt es aber am Petri Stulfeyr fein gethan.
  So läst sich die halbe 40. Tagen wol an.

Mertz.

Der Tag Mariæ Verkündigung fein schön Vnd hell.
  Bringt Obst genug in allem Feldt.
Auff den Charfreytag guette Reegen.
  Wollen Vns ein fruchtbar Jahr anzeigen.
Der Reegen auff einem Ostertag,
  Mehr Reegen dan schün Wetter sagt.
Darzue das Futter auff den wiesen,
  Wirdt dass Vieh noch Viel können geniessen.

APrill.

Auff S. Georg Vnd Marci gueth achtung hab,
  Dan es seind zween gefahrliche Tag.
Warumb auf Georgi gemeinlich reegnet,
  Eine klare Vrsach diess anzeiget.
Den etliche Sterlin Hÿades genandt,
  Den gemeinen Bawren wol bekandt.
Im Stier stehend damal mit der Sonn aufgehn,
  Darin Vngewitter Vnd Reegen dröhn.
Dürrer APrill, ist milst dess Bawers will,
  APrillen Reegen, Seind der Felder Segen.

Maÿ.

Ein kühler Maÿ Vnd Brachmon nass,
  Füllen gemeinlich Voll Scheunen Vnd Fass.
Vrbani wetter in diesem Stück,
  Vns zeÿget an des weinss Glück.
Wan Vns bringt Reegen der Pfingstagk,
  Zu gewarttin haben wir alleÿ Plag.

[353a] Wiltu wissen des weinss frommen,
So lass dess Maÿ Ende kommen.
Ist der Maÿ woll bewindt,
So gefelt es wol dem Bauwren gesindt.

Brachmonat.

In eim Newen wassen Brachmon gemein, [so!]
Soll woll gerathen all Frucht Vnd wein.
Medardus auch zu dieser frist,
Der 4. Nachfolgend wochen erclerer ist.
Regnet es auff Johannis Tag,
Ein nasse Erndt man zu gewarten hatt.

Hewmonat.

Der Hundstern auffgeht mit trüeben glantz,
Bringt allZeitt gern [?] Pestielentz.
ErZeiget er sich aber hell Vnd klar,
So ist zu hoffen ein gesundes Jahr.
Auff S. Margareten Tag Reegen,
Bringt allen Nüssen kleinen Seegen.
Regnet es auff Mariæ Heimsuchung Tag,
In 40. Tagen es kein Ende nicht hatt.
Mit fleiss betracht S. Jacobs fest,
Dan er Viel Geheimnuss hinder sich Lest.

Augstmonat.

Laurenti schön Vndt Mariæ Himmelfartt,
Guethe Hoffnung macht der Regen Art. [so!]
Wie sich Bartolomei Tag anläst,
Also wittert auch der gantze Herbst.
Im Augusto die Zwo letzte Tag,
Vnd ersten Zwe September betrachst.
[353b] Dan sie schön Vndt fein geSPüret,
Wird Bachus mit Trawen geZieret.

Herbstmonat.

Ist Schön Wetter auff Egidÿ Tag,
Guethen Wein man dann zu hoffen hat.
Wie sich anlest der Newe herbst schien,
Also soll derselbe durchauss gewittert sein.
Ist es auff Matthei schön hell vnd klaar,
Bringt guten Wein im Kunfftigen Jahr.

Weinmonat.

Wer sehen will ein frühes Jahr,
Geb fleissig achtung sag Ich furwar.
Auff die Pleiades, sonst die Glückhen genandt,
Vnd inn den Stier hat ihren standt,

Dan vor ihrem Vntergang mit der Sonnen Reegen,
Voll bringen dess Jahrss reichlichen Seegen.
Regnet es aber eben in Vntergangs Zeitt,
Ein mittelmässig Jahr es bedeut.
Regnet es aber nach ihrem Nidergang,
Bleibt Vnnss ein SPät Jahr zum Vntr Pfandt.

Wintermonat.

Der Alten Sorg vnd Fürwitzigkeit,
Thuet hawen Zu der Allerheyligen Zeit.
Ein Span aus einer grünen Buch,
Damit zu lernen des Winters Duck.
Dan ist derselbig nass vndt feucht,
Vor Reegen die Sonn nicht Viel leucht.
Ist er aber fein Trucken vndt dürr,
Ein harter winter ist für der Thür.
Regnet es auff Martini Zu handt,
Zeiget an des Witters Vbell standt.

[354a] Christmonat.

Ist es Vmb die Weynachten grünn,
Weiss Ostern wir zu fürchten han.
Gehet Veber im Fass in der Christnacht der wein,
Soll folgens Jahr ein guter Vorbott seÿn.
Wehet der wind auff S. Steffans Tag,
Zeigt dass der wein nicht wohl gerath.
An Siluester Nacht wind, morgens Sonnenschein,
Bringt auch kein Hoffnung Zu dem Wein.
Haben wier vor dem Jenner Vnd Hornung kein Schnee,
Will er im Mertz vnd Aprill nicht abgeh.

An den günstigen Leser.

Gönstiger Lieber Leser mein,
Diess alles kein Oracula sein.
Sondern nur probirliche Zeichen der Alten,
Die sie auss auff Vnd Nieder gantz behalten.
Der Fixstern Vnd der andern planeten,
Wie diesselbig ihr bewegung hetten.
Aber dieweil jtzt etliche ihren Platz vnd standt,
Verändert, wie den Astrologis ist bekandt.
Wird auch verändert auf- Vnd Niedergang Zu Letz,
Derhalbent ihr Effect vnd wirckung Vorsetz.
Doch stehe alles inn Gottes handt,
Dem alles Wetter wolbekandt.
Wir Zwar thun die Calender machen,
Gott aber thut dass wetter VerVrsachen.
ipsi enim gloria nobis vere Confusio.

Lemberg. **Richard Maria Werner.**

Zur Gotter-Bibliographie.

Goedeke hat in seinem 'Grundriss' (2, 645 f.) ein gediegenes und umfangreiches Verzeichniss der Werke Friedrich Wilhelm Gotters gegeben, welches in der zweiten Auflage des Werkes (4, 251 ff.) von kundiger Hand vervollständigt worden ist. Einige Berichtigungen und Ergänzungen dazu übergebe ich nur deshalb der Öffentlichkeit und nicht dem Herausgeber, weil wohl so bald eine dritte Auflage des Grundrisses nicht zu erwarten steht.

[2]S. 252 hat der Überarbeiter dem Verzeichniss Goedekes unter 1 hinzugefügt: Gedichte. Bremen und Leipzig, bey Cramer 1770. 40 S. 8. Er stützt sich dabei auf das Zeugniss des Leipziger Musenalmanachs von 1771 (S. 109), hält aber selbst Gotters Urheberschaft für fraglich. Auch ich bin dieser Ansicht; ausser dem angeführten ist kein zeitgenössisches Zeugniss für Gotters Verfasserschaft vorhanden, und die Glaubwürdigkeit der Firma 'Dodsley und Co.' und ihrer Hintermänner ist nicht gross genug, um daraufhin das Werk Gotter zuzuschreiben. Leider sind meine Bemühungen, das Büchlein zu Gesichte zu bekommen, vergeblich gewesen; ich glaube jedoch auch so, dass die Sammlung so lange Gottern abzusprechen ist, bis der Nachweis geführt ist, dass es wenigstens éines der in Gotters Gedichten (Bd. 1, Gotha 1787) abgedruckten Stücke enthält; dies dürfte aber schwer halten, denn fast alle dort befindlichen Gedichte aus der Zeit vor 1770 entstammen dem Göttinger Musenalmanach. Übrigens hält auch Weinhold (Boie S. 41) Gotters Verfasserschaft nicht für recht glaubwürdig. — Demnach wäre wenigstens einstweilen die Nr. 1 zu streichen.

Von Nr. 2, der Operetten-Übersetzung 'Tom Jones', giebt es noch einen zweiten Druck, und zwar im 4. Bande der 'Sammlung der komischen Operetten, so wie sie von der Churpfälzischen deutschen Hofschauspieler-Gesellschaft unter der Direction des H. Marchand aufgeführt worden' (Frankfurt a/M. 8. 1772—1774); ein Exemplar davon be-

sitzt die Frankfurter Stadtbibliothek. Gotter ist darin nicht als Übersetzer angegeben, doch ist der Text, bis auf eine Reihe bagatellenhafter Abweichungen in den prosaischen Theilen, der Gotters. — Nach Reichards Theaterkalender (Gotha, Jahrg. 1775, S. 156) sind die Stücke dieser Sammlung auch einzeln erschienen.

Wahrscheinlich ist auch der in den 'Komischen Opern, für die Churpfälzische deutsche Schaubühne' (Mannheim, 8. 2. Bd., 1773) enthaltene Tom Jones der Gotters, da er gleich diesem bei Schwan erschienen ist (vgl. Reichards Theaterkalender 1775 S. 152). Vielleicht ist die bei Goedeke erwähnte Ausgabe[1]) nur ein Einzelabdruck aus dieser Sammlung.

Von Nr. 3, 'Die Dorfgalla', stehen bei Goedeke zwei Auflagen verzeichnet, eine Gotha 1772, die andre Gotha 1774, während Meusel (Lexikon der vom J. 1750 bis 1800 verstorbenen Schriftsteller, Bd. 4, unter 'Gotter'), Kaysers Bücherlexikon (für 1750—1832, Bd. 6 im Verzeichniss der Schauspiele), Reichards Theaterkalender (1775 S. 134 und in den folgenden Jahrgängen) und Schlichtegrolls Gotter-Biographie (Gotters Gedichte 3, XI) nur die letztere kennen. Jördens (Lexikon deutscher Dichter 2, 207), aus dem Goedeke geschöpft zu haben scheint, ist der erste, der die zweite Auflage nennt; er fügt bei: 'vorher Gotha 1772'; offenbar hat also auch er das Buch nicht gesehen. Jördens hat hier wahrscheinlich geirrt; vielleicht liess er sich dadurch täuschen, dass ein Arienbuch der Dorfgalla (ein Exemplar davon besitzt die Grossh. Bibl. zu Weimar) 1772 gedruckt wurde (ohne Druckort, doch mit dem Wasserzeichen: Weimar). Da auch die Frage, wer 1772 in Gotha das Werk verlegt haben könnte, Schwierigkeiten bietet, so ist wohl die Ausgabe von 1772 bei Goedeke zu streichen.

Zwischen Nr. 3 und 4 ist einzuschalten: 'Die Maskerade oder die dreyfache Heyrath, ein Lustsp. in 1 A., nach Destouches ('le triple mariage'). Gotha 1773. 8.' Bezeugt wird dieses schon bei den Zeitgenossen verschollene Buch durch

---

[1]) Welche allerdings besondern Titel und besondere Seitenzählung hat.

Kaysers Bücherlexikon Bd. 6 (Schauspiele) und durch mehrfache Erwähnung in Reichards Theaterkalender (z. B. 1775 S. 142), welch letzterer Gotter als Verfasser nennt. Diese Angabe findet durch mehrfache Erwähnung des Stückes in Schröders Briefen an Gotter (Litzmann, Schröder und Gotter S. 77. 112. 119) ihre Bestätigung.

Nr. 4 'Orest und Elektra', 5 'Merope', 6 'Die falschen Entdeckungen', sämmtlich mit der Jahreszahl 1774 erschienen, müssen anders angeordnet werden. In den Goth. gel. Zeitungen werden die 'Entdeckungen' am 1. Juni 1774, die Merope am 6. Juli 1774, der Orest erst am 22. Juli 1775 angezeigt; er erschien auch, wie dort bemerkt wird, thatsächlich erst in diesem Jahre, da der Druck sich verzögert hatte. Hinter Nr. 13 ist einzufügen: 'Juliane von Lindorak, Schauspiel, Hamburg 1775. Nach Gozzis Doride. Auch Hamburg. Theater Bd. 4'. Dies Stück verfasste Gotter gemeinsam mit Schröder. Vgl. Goedeke 4, 246.

Nr. 11, sowie die sämmtlichen Stücke von 14—25, nur 16 und 24 ausgenommen, gehören Dyks 'Komischem Theater der Franzosen' an (10 Bde., Leipzig 1777—1786); sämmtliche Einzelausgaben davon sind, wie der Vergleich ihrer Jahreszahlen mit denen der betr. Bände des Komischen Theaters, sowie mir vorliegende Exemplare des 'Ehescheuen' und des 'Gesellschaftstheaters' beweisen, nur besondere Abzüge mit neuem Titelblatt und veränderten Seitenzahlen. Das 'Gesellschaftstheater' (Nr. 22) enthält einen gemeinsamen Sonderabdruck der Lustspiele 'Der Verschlag' und 'Der Liebhaber ohne Namen', aus dem 7. Bande des Komischen Theaters.

Goedeke sind zwei Dramen Gotters entgangen, die sich im 3., bzw. 4. Bande des Theaters (1778) befinden und bei Goedeke hinter Nr. 11 einzutragen sind:

Der Faschingstreich. Posse in 5 A. Nach la Fille Capitaine des Montfleury, und

Der Kobold. L. in 4 A. Nach la Dame invisible von Hautroche und l'esprit follet von Collé.

Vom 'Faschingstreich' bezeugt Reichards Theaterkalender 1779 S. 153 auch eine Einzelausgabe vom Jahre 1778. Der Kobold mag nicht gesondert erschienen sein,

denn nicht alle, nur 'die meisten Stücke' (des Komischen Theaters) wurden 'auch einzeln verkauft' nach der Anmerkung zur Inhaltsangabe Bd. 6 dieser Sammlung.

Die übrigen im Komischen Theater enthaltenen Dramen Gotters vertheilen sich folgendermassen:

Bd. 1: Nr. 11. Bd. 5: Nr. 14. Bd. 6: Nr. 15. Bd. 7: Nr. 18[2]). 17. 19. 20. Bd. 8: die beiden Stücke Nr. 22. Bd. 9: Nr. 23. 21. 24.

Gotter hat also im ganzen 14 Stücke zu den 49 Nummern (nicht 48, wie es in der Vorbemerkung zum 10. Bd. heisst) des Komischen Theaters beigetragen.

Nr. 16 bei Goedeke, 'Das öffentliche Geheimniss', erschien auch in: 'Zwey Schauspiele von Gozzi fürs deutsche Theater Leipzig 8. 1781'. Enthält ausser Gotters Stück noch: 'Wie man sich die Sache denkt' von Dyk. Bezeugt von Reichard, Theaterkalender 1782 S. 196.

Zu Nr. 26, dem 1. Bande von Gotters Gedichten, wäre zu bemerken, dass in den Exemplaren mit der Bezeichnung: Wien bey Rudolph Gräffer (nicht Gräffe, wie bei Goedeke steht) u. Comp. ein eigentlicher Nachdruck nicht vorzuliegen scheint; die Exemplare stimmen in Papier, Druck, Seitenzahl und Titelvignette ganz genau zu der Gothaer Ausgabe; vielleicht hat hier eine Übereinkunft zur Verhütung von Nachdruck stattgefunden.

Im 2. Bande der Gedichte (Nr. 27) ist die Alzire nicht, wie es nach Goedekes Angabe den Anschein hat, zum erstenmal gedruckt. Reichards Theaterkalender (1785 S. 159) und Kaysers Bücherlexikon (Bd. 6, a. a. O.) nennen eine frühere, 1783 in Wien (bei Kurzbeck) erschienene Ausgabe. Diese wäre also bei Goedeke zwischen Nr. 20 und 21 einzureihen.

Von Nr. 32 (Gedichte, Bd. 3) giebt es auch Exemplare mit dem Titel: 'Literarischer Nachlass'. Die darin enthaltene zweite Fassung der 'Mariane' erschien auch einzeln mit der Jahreszahl 1804.

---

[2]) Dass Nr. 18 nach dem Französischen verfasst ist, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung, da es als im Komischen Theater erschienen angeführt ist.

Zu den Briefen sind noch einige Kleinigkeiten nachzutragen. In Herbsts 'Goethe und Wetzlar' finden sich Fragmente eines Briefes von Gotter an Lotte Buff (1768) und eines an Kestner (1769); Stücke aus Briefen an Boie bei Weinhold, Boie S. 24 (1769) und S. 241 f. (1770); die Originale liegen auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Ein Brief Gotters an seine Schwester aus der Göttinger Zeit steht in der deutschen Theaterchronik, Leipzig 1876, Nr. 18, zwei an Schwan in Mannheim in Götz' 'Geliebten Schatten', Facsimile 17a und 22b. Bruchstücke aus Gotters Briefen an Dalberg hat Uhde im 1. Bande der Grenzboten 1876 veröffentlicht. Endlich steht je ein Brief an den Schauspieldirector Bertram (1785) und an F. L. W. Meyer (?1786) in Holteis Dreihundert Briefen aus zwei Jahrhunderten 1, 142 ff. und 146 f. Die Veröffentlichung der Briefe Ifflands und Becks an Gotter durch Litzmann steht bevor. Briefe Wielands an Gotter aus den Jahren 1773 und 74 hat Uhde — leider recht fehlerhaft — in der Allg. Zeitung (1878, Beilage 211; vgl. Goedeke 4, 190) veröffentlicht.[3]) Briefe von Lenz an Gotter aus des ersteren Weimarer Zeit finden sich verstreut in Lenz' Dramatischem Nachlass, hg. von Weinhold; zwei Briefe Bodmers an Gotter (1776 und 1777) hat Gustav Jenny als Anhang III in seiner Dissertation über 'Miltons verlornes Paradies in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts' abgedruckt. Endlich enthält meine Dissertation über Gotters Merope (S. 136 ff.) Bruchstücke von Briefen Bertuchs (1773), Boies (1773) und Becks[4]) (1788) an Gotter.

Leipzig. Rudolf Schlösser.

Sprachliche Einzelheiten zu Schillers Dramen.

Ludwig Bellermann hat in seinem jetzt vollendeten schönen Buch über Schillers Dramen auch eine grosse Anzahl einzelner Stellen aus den vollendeten Dramen Schillers behandelt. Ich möchte an einige dieser Stellen

[3]) In meiner Dissertation über Gotters Merope (Leipzig 1890) habe ich diese S. 136 fälschlich als ungedruckt bezeichnet.

[4]) Das dort mehrmals für Beck stehende Bök ist falsch.

Bemerkungen anknüpfen, welche sich zum grössten Theil auf den schwäbischen Sprachgebrauch stützen, von dem wir bei Schiller, insbesondere bei seinen Jugendwerken, auszugehen haben.

Räuber I, 1: *Nicht anders, als ob sie* [die Natur] *bei meiner Geburt einen Rest gesetzt hätte.* Bellermann 1, 94 erklärt nach J. Meyer: einen Defect in der Kasse haben. Das ist entschieden viel richtiger als die DWB. 8, 821 gegebene Erklärung, die von der Bedeutung des Rests als einer geringfügigen, verächtlichen Sache ausgeht. Aber jenes *Rest setzen* kenne ich nicht als specifisch schwäbisch; *Rest machen* ist auch uns Schwaben jedenfalls geläufiger.

Räuber I, 2 (Bellermann 1, 96): Karl Moor: ... *Feuchtohrige Buben fischen Phrases aus der Schlacht bei Cannä, und greinen über die Siege des Scipio, weil sie sie exponieren müssen.* Die Stelle ist nur aus der württembergischen Schulsprache zu verstehen, in der exponiren jetzt noch bedeutet: aus einer fremden Sprache ins Deutsche übersetzen, componiren: aus dem Deutschen in eine fremde Sprache. Zum Zweck des Componirens war es früher ganz allgemein üblich, 'Phrasenhefte', d. h. Sammlungen von charakteristischen Wendungen aus der Lektüre der antiken Autoren, anzulegen, um sie zur Wiedergabe deutscher Idiotismen gebrauchen zu können. Demnach kann auch Spiegelbergs Antwort: *Das ist ja recht alexandrinisch geflennt* nicht mit Bellermann zu verstehen sein: 'Hindeutung auf die alexandrinischen Gelehrten, welche den grossen Geistern der Vorzeit nicht gleichkommen, sondern nur 'Phrases aus ihnen fischen' und sie 'exponiren' konnten'; dazu würde auch das Verbum *geflennt* nicht passen. Vielmehr ist es ein Witz Spiegelbergs über Karl, der seine Jeremiade in so viel klassische Gelehrsamkeit einhüllt.

Räuber I, 2: *Magistrat und Bürgerschaft düsselten Rache.* Bellermann 1, 109 sieht das Verbum für schwäbisch an = auf etwas sinnen, brüten. Es existirt aber schwäbisch nur *düsseln*, häufiger *düsmen*, = flüstern (DWB. 2, 1758f. 1761; Schmid, Schwäbisches WB. S. 122; vgl. Schmeller [2] 1, 548). Schiller hat *düsseln* auch in der Anthologie = flüstern (DWB. a. a. O.).

Räuber II, 3 (Bellermann 1, 109): *wegbixen* = stehlen ist nicht schwäbisch, könnte auch schwäb. nicht = in die Hosen stecken sein, weil schwäb. *büx* nie = Hose ist.

Räuber III, 2 (Bellermann 1, 106): *Und damit in aller Jast in des Ministers Haus.* Allerdings ist *jast, jäst* schwäbisch = Hitze, Zorn, Eifer, ebenso schweizerdeutsch, elsässisch, rheinpfälzisch; aber es ist durchaus Masculinum (DWB. 4, 2, 2266; Schmeller [2] 1, 1211; Schmid S. 296; Stalder, Schweiz. Idiot. 2, 74).[1]) Schiller müsste also ein bei uns allgemein bekanntes Dialektwort falsch gebraucht haben; möglich, aber doch nicht wahrscheinlich; auch war ihm sicher mehr die Form *jäst* bekannt, denn *jast* ist im Süden des Schwäbischen gebraucht.

Don Karlos IV, 19 (Bellermann 1, 322): *zeihte* statt *zieh* und die andern von Bellermann angeführten falschen schwachen Präterita sind besonders leicht erklärbar bei einem Oberdeutschen, da ja alle oberdeutschen Dialekte das einfache Präteritum längst verloren haben; das Particip des Prät. haben sie allerdings erhalten.

Wallensteins Lager 1 (Bellermann 2, 151): *die drei scharfe Schützen* kann um so mehr echt sein, als starker Nom. und Acc. Plur. des Adj. nach dem bestimmten Artikel in jener Zeit noch öfters vorkommt. In einer populär gehaltenen Stelle wie hier, kann Schiller sich auch wohl an den schwäbischen Dialekt angelehnt haben, in welchem der Plural des Adjectivs stets auf -e endigt.

Wallensteins Lager 6: *Aber sein Schenie, ich meine sein Geist.* Wenn Vollmer in seiner Ausgabe nach *meine* ein Komma gesetzt hat, so braucht er damit noch nicht Bellermanns Ansicht (2, 152) zu theilen, dass *ich meine* parenthetisch sei. Was ist denn an der Erklärung auszusetzen, die wohl sonst allgemein ist, dass *Genie* durch *Geist* erläutert werden solle? Der Jäger will den wohlweisen Wachtmeister abtrumpfen. Das Wort *Genie* ist übrigens in Schwaben auch mundartlich sehr populär.

---

[1]) Nur aus dem Elsass finde ich (Deutsches Provinzialwörterbuch 1792, 1, 209) Fem. angegeben; aber das kann für Schiller nicht in Betracht kommen.

Wallensteins Lager 8: *Begnügt euch mit eurem Kommissbrote* kann nicht *Kommíssbróte* gelesen werden, wie Bellermann (2, 138) will, sondern nur *Kómmissbróte.* Die letztere Aussprache ist die einzige in Schwaben übliche, und Schiller hat das Wort doch gewiss in den militärischen Verhältnissen seiner Heimat gelernt.

Piccolomini II, 2 (Bellermann 2, 156): die Betonung *lútherisch* ist allgemein süddeutsch, d. h. in der populären Aussprache und im Mund von Katholiken. Der gebildete Protestant zieht auch bei uns die Betonung *luthérisch* vor, vielleicht hat Schiller das beobachten wollen.[2])

Tell III, 1: *Und als der Herre mein ansichtig ward*; die Form *Herre* ist nicht 'Dialektanflug' (Bellermann 2, 475) — vielmehr apokopiren die oberdeutschen Mundarten das auslautende e —, sondern Archaismus.

Tübingen. Hermann Fischer.

Uhlands Übersetzung des Thyestes von Seneca.

Mit der Übersetzung des Thyestes begann Adelbert von Keller vor sechzehn Jahren seine bedeutenden urkundlichen Mittheilungen in der Schrift 'Uhland als Dramatiker', die leider nicht mit der geforderten Genauigkeit gegeben sind. Besonders leidet der Abdruck dieser Übersetzung an vielen, zum Theil argen Druckfehlern und Versehen, von denen nur der allergeringste Theil (sechs hier übergangene) in den 'Nachträgen' verbessert ist. Wenn auch die Übertragung nur eine Jugendarbeit ist, so zeigt sich doch die Entstellung des Druckes so unverantwortlich, dass sie nicht stillschweigend hingenommen werden darf. Wir gedenken zunächst der Fehler, die sich aus blosser Vergleichung der Urschrift von selbst ergeben. Dass *Erneut* 52 sinnwidrig sei, ergiebt der Zusammenhang (im Lateinischen steht *Et fas et fides Iusque omne pereat)*, doch ist die Verlesung

[2]) Übrigens habe ich nichts davon bemerken können, dass die Aussprache *lútherisch* jetzt die andere 'ziemlich verdrängt' habe; wenn aber, so wären daran die fünf Stellen bei Schiller gewiss ganz unschuldig.

oder Verschreibung so arg, dass das von Uhland Gedachte schwer zu errathen. Keller schweigt, ich vermuthe *Erstarrt.* 134 steht das tolle *Auf Bergesduft pisäisches* statt *Auf Argos durch pisäisches (Argos . . . Pisaeisque)*, 145 *lasterhafter* statt *lasterhaftrer (deterior)*, 148 *angestorbnen* statt *angebornen* (im Lateinischen ganz abweichend *feros*), 269 *seh'* statt *sah'* nach älterer Schreibung *(vidi)*, 321 *können* statt *könnten (detegent forsan)*, 367. 372 *Den* statt *Wen (quem)*[1]), 382 *Den mächtgen Scepter streckten* statt *halten (tenent)*, wie *halten* richtig 640 steht, 404 *mit* statt *und* (zugesetzt von Uhland), 435 *besiegtes* statt *besiegtes Übel (mala victa)*, 486 *das Reich zu wissen* (statt *missen*) *ohne Harm (posse sine regno pati)*, 514 *ist* (statt *itzt*) *Thyest (tandem Thyestes)*, 558 *Lasst* statt *Lass (liceat mihi)*, 660 *hüllet mich nie* statt *ein (me involvet)*, 664 *Ists* statt *Ist* (durch *ists* 665 veranlasst), 675 *wohin ihn* statt des blossen *wohin (quo)*, 688 *Myrtischen* statt *Myrtschen Meers* (freilich sollte es eigentlich *Myrtoischen* heissen), 691 *gestrickten* statt *gestickten (picta)*, 726 *Steht zum* (statt *am*) *Altar (Stat ad aras)*, 891 *Schaar* statt *Schaam*, wie Uhland das Wort schrieb *(pudor)*, 1110 *musst du* (statt *muss ich*) *mit vergehen (ego sum cremandus)*. Eigenthümlich ist das Versehen 969 f.: *Vertraue deinem Bruder ohne Sorge Dich hin,* wo Uhland Senecas *praesta pectora fratri* frei wiedergegeben hat. Er wird zuerst *Vertraue* geschrieben, dieses dann, da der Vers (wir haben hier vierfüssige Iamben) dadurch einen Fuss zu viel bekam, gleich in *Gib* haben ändern wollen und 970 das dazugehörige *hin* gesetzt haben. Möglich bleibt es freilich, dass *Vertraue* statt *Gib* auf einer blossen Verwechslung der sinnverwandten Wörter, sei es Kellers oder des Setzers, hereingekommen. 324 lautet in der Handschrift: *Wirst du sie selbst, durch du andre.* Den lückenhaften Vers glaubte Keller durch ein vor dem zweiten *du* eingesetztes *die* ausfüllen zu müssen. Aber dadurch bekämen wir einen zu kurzen Vers, der seine fünf Füsse nur erhielte, wenn man *andere* schriebe. Möglich wäre, dass nicht *die*, sondern *deren Trug* in der Feder stecken geblieben.

---

[1]) Vorher hat Keller 362 *wen* statt *wenn* richtig vermuthet: aber warum nicht aufgenommen?

An andern Stellen ist ein Versehen zu vermuthen. 428: *Gibt sich in Zweifel hin (in metus revolvor)* muss es wohl *dem* heissen. 623 f.: *Wo hohe Schiffe nicht zu seglen Gewagt mit ausgespannten Segeln*, fällt *seglen* neben *Segeln* auf; statt *seglen* hatte Uhland wohl *fahren* im Sinne. Im Lateinischen heisst es: *Alta, quae navis timuit secare Hinc et hinc fusis spatiosa velis.* Uhland irrte, wenn er *alta* als Beiwort von *navis* fasste, es ist das Subject zum folgenden Verse: *Strata ludenti patuere cymbae*, und *quae . . . velis* gehört dazu als Relativsatz. 1068: *(Mass) muss man dem Frevel halten* sollte es wohl *beim* heissen. Vorherging: *Kanntest du kein Mass bei deinem Frevel?* Im Lateinischen steht: *Sceleris est aliquis modus. Sceleri modus debetur.* 1069: *Wenn man sie bezahlt (ubi reponas [scelus]).* Es muss *ihn* heissen, wie vorher steht *wenn man ihn begeht (ubi facias scelus).* 298 sollte statt *den Antrag* stehen *die Bitten*; denn nur so ist das folgende *werden sie* verständlich. Im Lateinischen findet sich *preces*; wenn Uhland wirklich *die Bitten* in *den Antrag* veränderte, so war dies mit *werden sie* unverträglich. Es ist hier ganz derselbe Fall, wie 1115 nach Kellers nachträglicher Bemerkung S. 471. 54 ff. steht gedruckt: *Wenn die Sonne Am Firmamente schimmert und ihr Licht Gen . . . durch die weite Welt zerstreut.* Man könnte nach Senecas *debitum decus* denken an *gebührend*, aber die Übersetzung ist hier sehr frei, und so dürfte man ohne Änderung der überlieferten Buchstaben *genugsam* vermuthen. Das Versmass ergiebt, dass es 196 *erreichet* statt *erreicht*, 383 *Scharen* statt *Schar*, 446 *hätt'* statt *hätte*, 463 *eignen* statt *eigenen*, 546 *Arm'* statt *Arme*, 665 *zweimeer'gen* statt *zweimeerigen*, 685 *Noth* statt *Nöthen*, 830 *phlegräschen* statt *phlegräischen*, 945 *Dem Glücke trauet* statt *Dem Glück traut*, 1049 *sätt'gen* statt *sättigen* heissen muss. Anapäste hat Uhland schon hier, wie auch, mit geringen Ausnahmen, in seiner reifern Zeit vermieden. Nur in dem ungemein bewegten Anfange des vierten Aufzugs hat er sie in wenigen Versen mehrmal hintereinander mit entschiedener Absicht (660 ff. 675 f. 685). Auf Versehen beruht 430, wo Thyest die Rede mit *Zu schreiten* schliesst, Plisthenes unmittelbar darauf fragt: *Was ist dem Vater?* Und ganz so verhält es sich 676, wo der

Höfling mit *Gerissen!* schliesst, der Chor in demselben Verse beginnt *Du hältst in banger Spannung uns.* Der Ausfall eines metrisch nicht zählenden *e* und *i* (in *Thracierin* 63 wird *i* consonantisch gesprochen) war Uhland so geläufig, dass er 1020 *warn* statt *waren* brauchte, und er ist es ihm immerfort geblieben. So schlimm ist sein Jugendversuch im Abdruck misshandelt. Zu den durch Flüchtigkeit im Schreiben oder im Setzen entstandenen Fehlern scheinen auch die falsche Versabtheilung 283 f. und S. 44 in der Überschrift *Dritter* statt *Vierter* zu gehören, um nicht der falschen Verszählung S. 21 und 59 zu gedenken.

Die Übersetzung ist möglichst getreu, wenn auch häufig zu leichterm Flusse freier. Mehrere Stellen sind absichtlich weggelassen. Im ersten Chorgesang wird, wenigstens in dem Abdruck bei Keller, nach 149 übergangen das etwas störende: *Fas valuit nihil Aut commune nefas*, und die 23 die Qual des Tantalus weitschweifig schildernden Schlussverse sind, mit Benutzung einzelner Ausdrücke, in vier zusammengezogen, worauf die am untern Rande stehende Bemerkung sich bezieht, die fast auf beabsichtigte Veröffentlichung zu deuten scheint: 'Bei diesem Chore liessen wir mehrere Stellen weg, besonders aber das abgeschmackte Gemälde oder vielmehr die geistlose Zusammenkleisterung von glänzenden Farben in den letzten 23 Versen, mit deren Übersetzung, welche ohnedies nicht genugthuend ausgefallen wäre, wir die Zeit nicht verderben mochten.' Dieses Urtheil ist keineswegs ganz treffend, vielmehr die genauere Schilderung dem Chore entsprechend. Auch Lessing fand das Gemälde sehr künstlich; es lasse den Leser kalt und der Gesang breche ab statt abzuschliessen, so dass man gemeint habe, es sei hier etwas ausgefallen. Im vierten Aufzuge fehlen zwei längere Stellen, ohne dass eine Randbemerkung des Ausfalls gedächte. Zunächst ist nach 678 der Anfang der Beschreibung des alten Hains übergangen, die neun Verse, welche den Palast schildern, an welchen das geheime Thal angrenzt, darauf im Chorgesange die 27 Verse, welche weitläufig darstellen, wie sämmtliche Zeichen des Thierkreises nacheinander vom Himmel herabfallen. Lessing hatte über diese Jammerklage, die aus lauter poetischen Blümlein

bestehe, weidlich gespottet. Im letzten Aufzuge liess Uhland nach 1113, dem Ende der langen Schlussrede des Thyestes, die freilich matt nachschleppenden Worte fallen: *Nil, Titan, queror, si perseveras.* Lessing hatte sie in seiner Inhaltsangabe vorangehen lassen: 'so wünscht er, dass wenigstens die Sonne niemals wieder zurückkehren, sondern eine ewige Nacht diese unmenschlichen Verbrecher bedecken möge.' Eine merkwürdige Veränderung hat Uhland in den auftretenden Personen vorgenommen. Den *satelles (θεράπων)* und den *nuntius (ἄγγελος)* schmolz er in eine Person, die des *Höflings*, zusammen, während Lessing beide als *Vertrauten* und *Erzähler* unterschied.

Nur insofern bewegt sich die Übersetzung freier, als sie der Deutlichkeit und dem frischen Redeflusse Rechnung trägt, auch dem Verszwange sich beugt, doch ist noch manches Lateinische sowohl in dem Sprachgebrauche wie in der Satzverbindung herübergenommen, wie z. B. *Tyrann (tyrannus)* statt *Herrscher.* Sehr frei schaltete der junge Übersetzer, und darin that er recht, mit den Beiwörtern, bei denen ja auch der lateinische Dichter dem Bedürfnisse des Verses folgte: bald setzte er ein solches zu oder liess es weg, bald wählte er ein anderes, wie 236 *die schwarze Seele (spiritum inimicum)*, 673 f. *das blutige Gebilde der That (trucis imago facti).* Einzelne bezeichnend gebrauchte Ausdrücke sind zu einem ganzen Satz erweitert. Z. B.: *In medio est scelus positum occupanti*, das Lessing umschrieb: 'Das Verbrechen ist mitten zwischen uns gleich einem Preise aufgestellt, welcher dem gehört, der es zuerst unternimmt', lautet bei Uhland: *Inmitten zwischen uns Ist das Verbrechen aufgestellt. Lass sehen, Wer diesen Preis zuerst erreicht.* Überall zeigt sich das Streben, den Ausdruck möglichst kräftig und eindringlich zu machen. Freilich ward nicht immer der treffende Ausdruck gefunden. 59 ist: *Die That der Thracierin geschehe mehrfach*, noch schwächer als *Thracium fiat nefas maiore numero*, 158 f.: *Wie liesse wohl die That sich passender bestrafen?* noch matter als: *Nec dapibus feris Decerni potuit poena decentior*, und 464 *auf der Erde sichre Mahlzeit halten* undeutlicher als *capere securas dapes humi iacentem.* An einzelnen Missverständnissen der oft sehr

gespannten Sprache konnte es nicht fehlen. Einige leicht zu vermeidende Verwechslungen sind untergelaufen, wie z. B. 685 *patruus* für *paternus* genommen ist.

Das Versmass hat Uhland meist geschickt gehandhabt, wenn es auch an Härten nicht fehlt. Auffällt *Plisthenes* mit langer Mittelsilbe 762, *Alpheos* mit kurzer 128. 140. Hart sind als letzter Iambus *nachspäht* 517, *schickt' ihm* 762 und der Versschluss *Waldeichen* 682. Entschiedene Trochäen statt des ersten Iambus, wie sie besonders bei Schiller so häufig sind, finden sich in den beiden ersten Aufzügen gar nicht, die ersten sind *lässt sich* und *nicht der* (466. 475), häufiger treten sie seit dem vierten ein (781. 784. 787. 900. 999. 1000. 1056), ja im sehr bewegten Anfang des vierten auch zweimal nacheinander in einem zweisilbigen Worte (*reisset*, *hüllet* 658 f.). Sehr hart beginnt 846 *Die Luftreiche erfüllen*. Wie bei unsern klassischen Dramatikern sechs- und vierfüssige Iamben unterlaufen, so auch häufig in Uhlands Übersetzung; sechsfüssige zähle ich siebzehn, vierfüssige acht, da 1013 Uhland wohl *meine*, nicht *mein* schrieb, wie wir 1120 lesen *sie deine waren*. Einen dreifüssigen Vers gestattete er sich mitten in der Rede 904 *Das Haus! da möcht' ich sehen*. Freilich könnte hier Keller eine Verbesserung Uhlands übersehen haben, da er gesteht, die vielen Durchstriche und Änderungen machten die Lesung an manchen Stellen unsicher. Für die Chorgesänge und andere lyrische Stellen brauchte Uhland vierfüssige Iamben, die er wie die fünffüssigen nach Bedürfniss bald männlich, bald weiblich auslauten liess. Einmal findet sich zwischen diesen ein fünffüssiger (963), ein Chorlied schliesst mit einem dreifüssigen (659). Der Freiheit, zwischen eng zusammenhängenden Wörtern, wie dem Artikel oder dem Beiwort und dem Substantiv, zwischen der Präposition und dem davon abhängigen Casus, einen Vers zu schliessen, hat er sich auch bedient, dagegen nicht des Abbrechens eines zusammengesetzten Wortes, das er sich später gestattete. In Bezug auf die griechischen Namensformen ist zu bemerken, dass das *os* in *Olympos* regelmässig beibehalten ist, nur einmal, vielleicht durch Versehen, im Drucke *Olympus* steht (156), ebenso in *Alpheos, Argos, Corinthos*, oder viel-

mehr in veralteter Schreibung *Chorinthos* 666, wie auch *Chitäron* 138, während sonst, wie bei Seneca, die Endung *us* sich findet. Neben *Mycene* steht *Mycen* 588, *Tayget* statt *Taygetus* 139. *Cyclop* (hier *Cyclop'* 614) und *Thyest* sind die gangbaren Formen. Sonst fällt auf *vernimmt* statt *vernehmt* (86), der Gebrauch des Infinitivs statt des Imperativs (15 f. 61), *ausziehen* statt *herausziehen* 758, *wirfst (petis)* 1100, wenn es nicht Druckfehler statt *triffst* ist.

In welche Zeit unsere Übersetzung falle, ergiebt kein äusseres Zeichen. Wahrscheinlich übertrug Uhland die Schauertragödie, als er, schon bei der Hochschule als Jurist im Herbste 1801 eingeschrieben, sich unter dem Repetenten Seubert noch zwei Jahre lang mit den beiden klassischen Sprachen eifrigst beschäftigte. In diese Zeit, wohl in das Jahr 1802, wird die Übersetzung des Stückes gehören, da später ihn die griechische mehr als die römische Litteratur angezogen haben dürfte. Damals lagen schon Schillers Karlos, Wallenstein, Maria Stuart und Macbeth als Musterwerke in Sprache und Vers vor. Wahrscheinlich hatte er das Stück unter Seuberts Leitung gelesen, und es ihn so angezogen, dass er sich die schwierige Aufgabe stellte, die knapp gedrungene, ausdrucksvolle Sprache des rhetorischen Philosophen und Dichters zur Übung seiner dichterischen Feder in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Und hierauf allein dürfte sich Werth und Bedeutung dieser Arbeit des fünfzehnjährigen Uhland beschränken, den bald die griechischen Dichter mehr anzogen als die römischen, wenigstens Homer und Sophokles mehr als der römische Buchtragiker. Keller möchte 'auf die Beschäftigung mit Seneca, dessen Thyestes er offenbar in seiner frühesten Studentenzeit mehr oder weniger frei nachgebildet[2]), nicht allzuwenig

[2]) Von einer 'Nachbildung', einer 'Bearbeitung' spricht Keller auch sonst, aber eine solche ist die Übertragung nicht. Uhland steht nicht 'zu den klassischen Studien fast in der Abhängigkeit des Übersetzers' (S. 7), sondern wir haben hier eine wirkliche Übersetzung mit der dabei unumgänglichen Freiheit, die auch nicht gestattete, dass er Vers für Vers übersetzte (so sind die 121 Verse der ersten Scene bei Uhland zu 132, die 228 des zweiten Aufzugs zu 250 geworden), und wenn er einige grössere Stellen wegliess, so kann man deshalb nicht von einer Bearbeitung sprechen; es ist und bleibt eine möglichst treue Übersetzung.

Gewicht legen', meint vielmehr, 'die Rhetorik des römischen Tragöden (?), dessen stoische Philosopheme ohnedies in dem Wesen des jungen Uhland anklingen mussten, noch in den spätesten Stücken wie im 'Herzog Ernst' da und dort nachtönen zu hören'. Das meine ich nun nicht, glaube vielmehr, der einzige nachweisbare Einfluss Senecas auf Uhland zeige sich darin, dass er seine 'Franzeska' durch einen Prolog einleitete, der freilich von dem des Senecaschen 'Thyestes' und 'Hercules furens', besonders dem letztern, sich wesentlich unterscheidet. Ich kann mir nicht denken, dass die vom Chore und von Thyest ausgesprochene starre stoische Lehre, der wahre König sei der Weise, der nichts fürchte, von aller Leidenschaft frei bleibe, von nichts sich beunruhigen lasse, sondern behaglich das Leben geniesse, ihn zu Seneca gezogen, da er die Mässigkeit des Lebens viel glücklicher und empfundener in seinem Horaz fand, der die stoische Scheinlehre verspottete, dagegen Epikurs Gemüthsruhe für das wahre Glück hielt, und dies bei weitem anziehender aussprach als der auf Stelzen wandelnde Scheinphilosoph. Was dem Tübinger Studenten, den die schauerlichen Ritterromane von Spiess und Cramer angezogen, den grausige Geister- und Gespenstergeschichten, den Ossians Nebelgestalten und nordische Heldenkämpfe fesselten, in Senecas 'Thyestes' vor allem gefallen musste, war das Schaurige und Grelle, nicht bloss die Greuelgeschichte der beiden feindlichen Brüder mit der Verfinsterung des in Donner und Blitz den Götterzorn verkündenden Himmels, fast noch mehr der den ersten Aufzug bildende Prolog, welcher den Schatten des grossen Sünders Tantalus durch die Furie Megära aus dem acherontischen Höllenreich zur Oberwelt in seinen ehemaligen Palast bringt, um zu seinem höchsten Entsetzen die Luft desselben mit sittlicher Pest zu schwängern, damit Atreus zu der fluchwürdigen That fast wider Willen hingerissen werde. Die fürchterliche Noth des armen Schattens des Tantalus, dem seine Strafe im Tartarus dagegen ein Labsal erscheint und gegenüber der unerbittlichen, die Geissel schwingenden Furie unser Mitleid erregt, musste den am Schreckhaften sich freuenden jungen Uhland ausserordentlich ergreifen, auch die wilde Rache des ent-

menschten Atreus und das Unglück des gern auf alle Herrschaft verzichtenden, innig nach dem Glücke stiller Ruhe sich sehnenden Thyestes, der zuletzt aus dem höchsten Jubel sich in das schauderhafteste Elend gestürzt sieht, diesen lebhaft anziehen. Der fünfundzwanzigjährige Lessing hatte die gegensätzliche Charakteristik der beiden Brüder als unvergleichlich gerühmt: wie viel mehr musste der noch viel jüngere Uhland davon getroffen werden, den daneben die Fülle sagenhafter Schauergeschichten, besonders die fürchterliche Beschreibung des alten Hains der Pelopiden, der rhetorisch überspannte Ausdruck und die vielen gedankenvollen, knappen, schlagenden Sprüche äusserst reizten, mochte auch das Übermass selbst dem starke Wirkungen liebenden jugendlichen Geiste, besonders als er die grelle Dichtung übersetzte, sich zuweilen störend aufdrängen.

Lessings Abhandlung 'von den lateinischen Trauerspielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind' (in den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters 1754), die sehr viele längere und kürzere Stellen in Übersetzung gab, war Uhland unbekannt geblieben, wenigstens zeigt seine Übertragung nicht den allergeringsten Einfluss seines Vorgängers, dagegen hat ihm diese unzweifelhaft bei den am untern Rande später hinzugefügten Anmerkungen vorgelegen, was freilich Keller völlig entgangen ist. Wir gewinnen dadurch die Gelegenheit, auch diesen bei Keller übel weggekommenen Anmerkungen einen Liebesdienst zu erweisen. Die längere zum letzten Aufzuge über 1018 f. (S. 59) ist, wie auffallend es auch scheinen mag, wörtlich aus dieser abgeschrieben. Auf Lessing geht auch die erste Anmerkung (zu 132) zurück: 'Von den Zwecken und der Wichtigkeit dieses Akts wird besser unten füglicher geredet werden' (wo jedenfalls 'besser' zu streichen war, das Lessing in 'füglicher' verbesserte). Bei Lessing heisst es in der 'Beurtheilung' des Stückes: 'Die Rache des Atreus ist so unmenschlich, dass der Dichter eine Art von Vorbereitung nöthig befunden hat, sie glaubwürdig genug zu machen. Aus diesem Gesichtspunkte muss man den ganzen ersten Aufzug betrachten, in welchem er den Schatten des Tantalus und die Furie nur deswegen einführet, damit Atreus

von etwas mehr als von der Wuth und Rachsucht seines Herzens getrieben zu werden scheine. Ein Theil der Hölle und das Schicksal des pelopejischen Hauses muss ihn zu den Verbrechen gleichsam zwingen, die alle Natur auf eine so gewaltige Art überschreiten. Zu der Handlung selbst trägt dieser Aufzug sonst gar nichts bei, und das Trauerspiel würde ebenso vollständig sein, wenn es auch erst bei dem zweiten Aufzug seinen Anfang nähme. Ich werde weiter unten noch eine andere Anmerkung darüber machen'. Diese folgt in dem 'Wahrscheinlichen Beweis, dass 'der rasende Hercules' und der 'Thyest' éinen Verfasser haben': dort wird nämlich bemerkt, in beiden Stücken sei der erste Aufzug 'eine eigene Art Prolog, um einem etwanigen Tadel zuvorzukommen'. Fast scheint es, dass Uhland damit nicht völlig übereinstimmte, so dass er eine längere Ausführung für nöthig hielt. Dazu kam es aber nicht, da er die Absicht der Herausgabe, die er einige Zeit gehabt zu haben scheint, bald aufgab. Auch die schon oben erwähnte Anmerkung zu 163 über die unterdrückten Stellen scheint ein späterer Zusatz, vielleicht veranlasst durch Lessings Bemerkung.

Ausser diesen Anmerkungen am Rande findet sich noch folgende etwas räthselhafte auf der letzten Seite des Heftes: 'Die Ursache des Übels (denn die Stelle gehört ohne Zweifel hierher) war vielleicht die, dass Atreus sich das Ansehen geben wollte, seinen Bruder, der nun König war, dadurch zu ehren, dass er ihm, als König, an einem besondern Tische zurichten und besondere Speisen auftragen liess. Wir sind deswegen aber noch nicht genöthigt anzunehmen, dass in dem Speisesaale nicht auch noch mehre Gäste waren. Wenigstens sagt der Dichter das Gegentheil nicht. Dass Atreus seinem Bruder die wahrscheinlichsten Gründe seiner Entsagung vorzubringen gewusst habe, lässt sich denken, und der Dichter braucht sich nicht darauf einzulassen. Überhaupt kommt wohl nicht leicht jemand darauf, so gewiss .... darauf, ein solch ungeheures Verbrechen zu .... viel weniger ...' So lässt Keller drucken. Offenbar haben wir am Schlusse in 'nicht leicht jemand darauf' und 'so gewiss [niemand] darauf' zwei verschiedene Fassungen.

Uhland hatte zuerst das letztere gesetzt, dann aber die Verbesserung darüber geschrieben. Wunderlich nahm Keller, der so manches Offenbare in der Eile übersah, beides zusammen auf, wie oben *besser* und *füglicher*, und liess sogar das von Uhland später Verbesserte nach dem zuletzt Gesetzten folgen. So gab er uns denn diesen Galimathias; auch sah er nicht, dass das ihm unlesbare und deshalb durch Punkte bezeichnete Wort nach *zu* unzweifelhaft *denken* war, und das am Schlusse fehlende dem Sinne nach heissen sollte 'auszuführen, ohne sich eine wahrscheinliche Begründung seines Benehmens ausgedacht zu haben'. Somit ist der volle Wortlaut der Stelle keineswegs zweifelhaft. Keller behauptet, die Anmerkung beziehe sich auf S. 54, ohne anzugeben, welchen der dreissig Verse dieser Seite er im Sinne habe; wahrscheinlich die Worte: 'Doch allzulange liegt er mit sorgefreiem Angesicht beim Mahle', und darin dürfte er recht haben. In der Handschrift findet sich, wenn Kellers Schweigen beweisend ist, kein Verweisungszeichen. Wie aber stimmt der Anfang der Anmerkung zu jenen Versen? was für ein Übel ist gemeint? Die Sache klärt sich auf, wenn man entdeckt, dass Uhland auch hier eine Bemerkung von Lessing vorschwebte, die Welcker (Die griechischen Tragödien S. 365) berichtigt hat. Im Abschnitt 'Von andern alten Trauerspielen dieses Inhalts' lesen wir bei Lessing: 'Ich weiss nicht, ob ich der einzige sein werde, dem es ein wenig wunderbar vorgekommen, dass Thyest bei einem öffentlichen Mahle ganz allein von den abscheulichen Gerichten habe essen können. Haben andere mit ihm zu Tische gelegen, und sind sie ihm nur allein vorgesetzt worden, so hat er ja natürlicher Weise müssen Verdacht fassen. Hat ihm aber niemand an der Tafel Gesellschaft geleistet, wie es in unserm obigen Stücke zu sein scheinet, so hat ja diese Absonderung nothwendig Gedanken erregen müssen. Die Schwierigkeit hatte der alte Attius vielleicht, wer weiss durch welchen glücklichen Einfall? gehoben. Wenigstens sind die angeführten Worte [des Attius] ein ausdrücklicher Befehl, dass sich niemand mit dem Thyest zu Tische legen, noch mit ihm von eben denselben Gerichten essen solle. Eine Ursache dieses Befehls wird er ohne Zweifel auch an-

geführt haben'. Offenbar schliesst sich Uhlands Anmerkung an diese Bemerkung an, und wir haben demnach wieder eine der vielen Verlesungen Kellers vor uns: statt des beziehungslosen *Übels* ist *Befehls* zu lesen. Auch muss in den Worten 'der nun König war' wohl *mit* nach *nun* ausgefallen sein. Weiter ist wohl *Entsagung*, das gar nicht passt, verlesen für *Absonderung*, eine Vermuthung, die bei Kellers argen Verlesungen kaum verwegen sein dürfte. Die Worte 'denn die Stelle gehört ohne Zweifel hieher' sollen besagen, das Alleinliegen beim Mahl beziehe sich auf diesen Befehl. Freilich beginnt die Äusserung so abgebrochen, dass man leicht vermuthen könnte, sie sei die Fortsetzung einer Randbemerkung zu S. 54, worüber nur die Einsicht der Handschrift Gewissheit geben kann. Übrigens erweist sich Uhlands Bemerkung, es könnten doch noch mehrere Gäste im Speisesaale gewesen sein, nach der ganzen Darstellung des Auftritts als unhaltbar: Atreus hätte sich unmöglich so äussern können, und eben so wenig darauf Thyest, wären noch Gäste im Speisesaale gewesen. Atreus hatte diesen allein in seinem Prunksaale speisen lassen, wohl unter der Vorgabe, dass er mit seinen Kindern und denen des Bruders zusammen essen wolle. Wann Uhland Lessings Abhandlung gelesen, die ihn zu den Randbemerkungen veranlasste, wissen wir nicht. Den auf die Übersetzung folgenden 'Inhalt' hat er aus dem lateinischen *argumentum* frei wiedergegeben, ebenso die *dramatis personae*, bloss mit näherer Angabe und Voranstellung des Atreus, Verschmelzung des *nuntius* mit dem *satelles*, Hinzufügung mehrerer Diener und dem aus V. 22 f. genommenen Motto hinter dem Titel des Stückes.

Köln. Heinrich Düntzer.

Notizen.

Murner in Krakau. Eben erschien vom Album Studiosorum Universitatis Cracoviensis Tomus II. (ab anno 1490 ad annum 1551). Editionem curavit Adam Chmiel (Cracoviae 1892). Darin heisst es:

Sub Rectoratu venerabilis et egregy viri domini Valentini de

Ilkusch, decretorum doctoris, canonici Cracouiensis, vicecancellary Vniuersitatis eiusdem, comutacione hyemali 1499 hy sunt intitulati (II S. 55[b]): Frater Thomas Murner ordinis sancti Francisci de Argentina s. t. (soluit totum).

Ob diese Notiz etwas für Murners Geburtsort beweist, das muss dahingestellt bleiben. Allerdings wird sonst gewöhnlich der Geburtsort und dann die Diöcese, zu der dieser gehört, vom Rector eingetragen.

Dr. Faust, dessentwegen ich das leider einen Index entbehrende Album durchgenommen habe, ist mir weder als Johannes oder Georg Faust, noch als Georg Sabellicus aufgestossen.

Lemberg. R. M. Werner.

Zu Goethes Briefen 2, 46. In von der Hellens Register zu Goethes Briefen (7, 424 weimarische Ausgabe) steht unter Friedrich Maximilian Klinger als erste Stelle 2, 46 verzeichnet. Dort heisst es in einem Brief an Kestner vom 15. December 1772: 'Klinckern hab ich nicht gesehn, aber viel mehr Guts davon gehört als der Frankfurter Recensent davon sagt'. Ist es Goethe zuzutrauen, dass er den Namen seines Jugendfreundes so unmöglich verschrieb? Und was hatte Klinger damals veröffentlicht? Wir wissen, dass der Otto von 1775 sein erstes Werk war. Die Stelle hat, obwohl sie bisher allgemein so bezogen worden ist, gar nichts mit Klinger zu thun. Gemeint ist vielmehr Smollets Roman 'Humphrey Clinker', von dem eine Übersetzung in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom 1. December 1772 besprochen wird (Neudruck S. 636); aus der Anzeige von 'Humphry Klinkers Reisen' stammt auch Goethes Orthographie.

Jena. Albert Leitzmann.

Zu Lessings Faust-Vorspiel. Anton E. Schönbach, der sich die von F. Holthausen Vierteljahrschrift 4, 167 aus dem Speculum ecclesiae des Honorius Augustodunensis angezogene Erzählung von der nächtlichen Teufelsversammlung schon früher vorgemerkt hatte, macht auf eine von B. Hauréau, Notices et extraits de quelques manuscrits latins de la bibliothèque nationale 5 (Paris 1892), 62 f. mitgetheilte Variation aufmerksam. Sie findet sich in einer aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammenden Predigtsammlung eines Franziscaners Lucas, die 1483 gedruckt worden ist.

Nachtrag. S. 237 dieses Bandes sollte Goethe-Jahrbuch 2, 383 Anm. 1 erwähnt sein.

Studien zur Geschichte des Meistergesangs.

1. Gab es Meistersinger in Rothenburg a. d. T. und in Ravensburg?

Eine meines Wissens bisher noch nicht beachtete Notiz in Cyr. Spangenbergs Buch von der Musica [1]) besagt:

Anno 1556 Oder Kurtz zuuor, hat Ein Erbar Rath zu Rotenburgkh An der Tauber, Die gefallene Singschule Widerumb Anzurichten vergunnet, Vnd seindt Dazumal die fürnembsten Singer daselbst gewesen: Hans Teüser, Hans Etzling, Kilian Henckelmann, Vnnd Hanss von Speyr.

Woher hat Spangenberg diese Nachricht, die uns sonst nicht überliefert ist, und wieviel Glaubwürdigkeit ist ihr beizumessen? — Die Beantwortung der ersten Frage muss ich einem gründlicheren Kenner der Schriften Spangenbergs und ihrer Quellen überlassen, um so mehr, als Spangenberg mit Quellenangaben nicht allzu freigebig ist. Dass er ein sehr gelehrter und belesener Mann gewesen sein muss, dem auch reiches Material zur Verfügung stand, zeigt schon das Verzeichniss seiner Schriften [2]) oder ein Blick in eine seiner Chroniken.

Da weder die neueren Geschichtsschreiber von Rothenburg, Winterbach [3]) und Bensen [4]), noch auch die älteren Chronisten der Stadt, Gottfried Rösch und Nicolaus

---

[1]) hg. v. Keller S. 136.

[2]) bei Rembe, M. Cyriacus Spangenbergs Formularbüchlein der alten Adamssprache etc. Dresden 1887 S. LV—LXIV; dieses Verzeichniss ist noch nicht einmal vollständig. Die Stadtbibliothek in Windsheim besitzt z. B. unter andern Werken Spangenbergs mehrere, die Rembe nicht mit aufzählt, wie: 'Von rechter Betrachtung des Leidens Christi' (1585); 'Hecastus, ein schön und geistreich Spiel'; 15 Leichenpredigten (1560); Leichenpredigten (1573) (handschriftl. Katalog XII, 263; VIII, 195; XV, 16; XV, 28).

[3]) J. D. W. von Winterbach, Geschichte der Stadt Rothenburg a. d. T. u. ihres Gebietes. 2 Theile. Rothenburg 1826 u. 1827.

[4]) Bensen, Historische Untersuchungen üb. d. ehem. Reichsstadt Rothenburg. Nürnberg 1837.

Göttlingk [5]), etwas von dem wissen, was Spangenberg so bestimmt als Thatsache berichtet, so sind wir lediglich auf speciell archivalische Nachforschungen angewiesen. In Bezug auf die Geschichte des Meistergesanges haben aber solche Nachforschungen in den Archiven der kleineren ehemaligen Reichsstädte in der Regel nur sehr geringen Erfolg; denn in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts, als diese Städte ihre Selbständigkeit verloren, war das Interesse für jene mehr culturhistorisch als rein litteraturgeschichtlich bedeutsame Erscheinung noch kaum erwacht, und so mögen vielfach gerade Meistersingeracten am ehesten als werthlos mit verschleudert worden sein.

Auch in den noch immer reichen Schätzen des Rothenburger Stadtarchivs habe ich vergeblich nach einem bestimmten Anhalt für das Bestehen einer Meistersingergesellschaft in Rothenburg geforscht. Das Archiv bietet nichts derart. Indessen lassen sich die vier 'Singer', welche Spangenberg nennt, mit mehr oder minder grosser Bestimmtheit mit vier Männern identificiren, die nach Ausweis der glücklicherweise erhaltenen Stadtbücher um die Mitte des 16. Jahrhunderts thatsächlich in Rothenburg gelebt haben:

1. Ein 'Hans Deyser der Beckh von Bappenheim iuravit das Bürgerrecht vnd sol hinfüro ain Eingesessen burger Sein wie ander vngeverlich' — am 24. (?) August 1544 [6]); am 3. Februar 1563 erscheint ein 'Hannss Deuser Burger' vor dem Rath von Rothenburg wegen eines Testaments, 'So weilandt der Ehrwirdige Herr Michel Nachhart Pfarherr zu Pappenheim sein lieber vetter seligen Bey seinem leben vffgericht' [7]), und am 17. November 1577 finden wir 'Hans Deuser', 'den alten Weisbecken', ebenfalls in einer Erbschaftsangelegenheit als Kläger gegen seinen gleichnamigen

[5]) Nur Röschs (*1576) und Göttlingks (1608—1679) Chroniken (Stadtarchiv, Nr. 50 u. Nr. 28 des Zettelkatalogs der sonst nicht repertorisirten Handschriften) können in Betracht kommen, da die übrigen entweder nicht bis in die Mitte des 16. Jhs. reichen oder bedeutungslose spätere Compilationen sind.

[6]) Stadtarchiv: Nr. 72 des Zettelkatalogs 'Bürgerbuch 1535—1583' zu dem betr. Datum.

[7]) Stadtarchiv, cod. 1684: 'Stattbuch 1553—1566', fol. 190.

Sohn 'den Jung Pfarherrn zu Wettring'.[8]) Jener ältere Hans Deuser[9]) ist ohne Zweifel identisch mit dem Hs. Teüser Spangenbergs.

2. Ein 'Hans Etzling der schuster von Hinnen [d. h. 'von hier'] iuravit das bürgerrecht' u. s. w. 1549.[10]) Seine Familie war also in der Stadt eingesessen, wenn auch wohl nicht mit einer grösseren Familie 'Esslinger' identisch.

3. Der Name 'heinckelman'[11]) erscheint in den Stadt- oder Bürgerbüchern zuerst 1507[12]) und ein 'Kylian Hanckelman Schreiner iur. das Bürgerrecht' u. s. w. 'dinstags post Laurentii' 1538.[13]) Am 14. November 1550 kauft dieser 'schreyner Kiliann Hämckhlmann' das Haus eines Schusters für 158 Gulden Rheinisch.[14])

4. Schliesslich wird der 'Hanss von Speyr', den Spangenberg anführt, vielleicht identisch sein mit einem 'Hanss linnck[15]) von speir', 'kursner', der 1551 das Rothenburger Bürgerrecht erwirbt.[16])

Aus dieser Übereinstimmung der Thatsachen mit einem Theil der Spangenbergschen Notiz darf man wohl auf die allgemeine Richtigkeit der ganzen Nachricht schliessen. Es wird in der That um die Mitte des 16. Jahrhunderts auch in Rothenburg der Versuch gemacht worden sein, eine Meistersingergesellschaft ins Leben zu rufen; auch die bürgerliche Stellung der vier 'fürnembsten Singer' (Weissbäcker, Schuster, Schreiner, Kürschner) deutet darauf hin, dass wir es schwerlich mit einem andern musikalischen Consortium zu thun haben, was an sich bei Spangenbergs

---

[8]) Stadtarchiv, cod. 1588: 'Privatverträge von 1473—1700', fol. 54 ff.

[9]) Es kommen auch die Schreibungen: Deüser, Deusser vor.

[10]) Stadtarchiv: Nr. 72 des Zettelkatalogs (vgl. Anm. 5 u. 6) zu diesem Jahre. Das Datum scheint 'Donnerstag post exaltationem crucis' (14. September) sein zu sollen.

[11]) Später vorkommende Namensformen sind: Hainckelmann, Hamckelman, Henckhelman, Hännkhlmann etc.

[12]) Stadtarchiv: Nr. 64 des Zettelkatalogs 'Burgerbuch 1480—1534', fol. 68b.

[13]) Stadtarchiv: Nr. 72 des Zettelkatalogs (s. o.), fol. 6b.

[14]) Stadtarchiv, cod. 1683: 'Stattbuch 1539—1553', fol. 259b.

[15]) Man könnte auch 'Amick' lesen.

[16]) Stadtarchiv: Nr. 72 des Zettelkatalogs (s. o.), zu diesem Jahr.

Auffassung vom Meistergesang wohl denkbar wäre. Wieweit indessen jener Versuch von Erfolg gekrönt war, und ob es sich wirklich nur um eine Erneuerung handelte, muss dahingestellt bleiben.

In der Hauptsache unrichtig ist dagegen aller Wahrscheinlichkeit nach eine andere Nachricht, die sich auf Ravensburg bezieht und sich ebenfalls nur bei Spangenberg [17]) findet. Diese lautet:

Simon Gerengell, ein Österreicher, Vnnd ein Zeitt lang Prediger zue Rauenspurg, Auch zu Ödenburg In Vngern, hatt zu Ehren vnnd befürderung der New auffgerichteten Singeschul zu Rauenspurg, Drey vnnd zwantzig Meisterlieder, so Er In seiner langwirigen Gefängnuss gemacht, vnnd zusammen getragen Anno 1556 In Truckh gegeben.

Der Inhalt jener 23 'Meisterlieder' würde uns ohne Zweifel am schnellsten und sichersten über den wahren Sachverhalt aufklären. Weil aber meines Wissens ein solcher Druck vom Jahre 1556 bisher nicht bekannt ist, müssen wir uns wieder auf archivalischem Wege zu helfen suchen. Da tritt uns nun gleich eine sehr auffällige Thatsache entgegen. Während nämlich besagter Simon Gerengel [18]) zu der Stadt Ravensburg in keiner nachweisbaren Beziehung gestanden hat, in den Acten des städtischen Archivs nicht vorkommt [19]), hat er in der späteren Reformationsgeschichte von Rothenburg a. d. T. eine nicht unbedeutende Rolle gespielt.

Von Nürnberg aus empfohlen war er 1555 in Rothenburg als Diakon angestellt worden und wurde bereits im folgenden Jahre Superintendent an der Hauptkirche St. Jakob. [20])

---

[17]) a. a. O. S. 136 f.

[18]) Am ausführlichsten handelt über ihn J. M. Wagner in Naumanns Serapeum 1864 S. 289 ff., wo auch die von Gerengel bekannt gewordenen Werke aufgezählt werden und ein gleichzeitiges 'Carmen Hexametrvm' von 'M. M. Z', das Gerengels Lebenslauf zum Gegenstande hat, abgedruckt steht.

[19]) Mündliche Mittheilung des H. Oberlehrer Hafner in Ravensburg, der für seine Geschichte der Stadt Ravensburg (Ravensburg, bis 1887 in 15 Lieferungen bei Dorn erschienen) das dortige Archiv Fascikel für Fascikel durchgearbeitet hat.

[20]) Winterbach a. a. O. 2, 66, 68 u. 64 nach den Rothenburger Consistorial-Acten, die er 1798 benutzte (vgl. 2, 15), die aber 1804 von

Anfang 1557 veranlasste er es, dass gegen den des Schwenkfeldianismus dringend verdächtigen Stadtschreiber Leonhard Brotsorg eingeschritten wurde[21]), musste aber selbst 1562 'wegen seines Flacianismi' aus Rothenburg weichen und begab sich nach einem zweijährigen Aufenthalt in dem nahen Burgbernheim 1565 zur Bildung einer protestantischen Gemeinde nach Ödenburg in Ungarn[22]), wo er 'viel Leuth zur Christlichen Evangelischen Religion gebracht, gestalt noch uff diesen Tag sein Gerengels Gebet und andere Bücher in Ungern Bey den Evangelischen geliebt und Bekant sind'.[23])

Wir müssen demnach annehmen, dass in der zweiten Notiz Spangenbergs Rothenburg mit Ravensburg verwechselt worden ist, worauf auch die Gleichheit des Datums hinzudeuten scheint. Die lange Gefängnisshaft, von der unsere Stelle spricht, lag vor Gerengels Rothenburger Zeit.[24]) Dass aber jene 23 Lieder, die er während derselben verfasst bezw. gesammelt haben soll, wirklich Meistergesänge gewesen sind, halte ich für unwahrscheinlich. Möglich, dass er in Rothenburg mit den dortigen Meistersingern in Beziehung stand, ihre Bestrebungen förderte; ihrer Gesellschaft hat er schwerlich angehört.

Auswärtige Meistersinger mögen, namentlich in späterer Zeit, in der Zeit der Entartung des Meistergesangs, häufig die angesehene Reichsstadt Rothenburg besucht und bei Bürgermeister und Rath um die Erlaubniss, eine Singschule abhalten zu dürfen, nachgesucht haben. Zwei solcher Ur-

---

Rothenburg nach Würzburg kamen und sich jetzt grösstentheils in Nürnberg befinden. — Darnach ist die Angabe Raupachs (Presbyterologia Austriaca, Hamburg 1741 S. 43), dass Gerengel noch 1557 in Rothenburg 'von gutthätiger Hertzen mitleydigen Liebe unterhalten' worden sei, als unrichtig zu betrachten.

[21]) Röschs Chronik (s. Anm. 5) S. 491. Die Acten über diesen kirchen- wie culturgeschichtlich nicht uninteressanten Fall (Januar bis März 1557) befinden sich noch im Rothenburger Stadtarchiv, cod. 546: 'Alte Stattschreiber zu Rotenburg ca. 1452—1561 1', fol. 393—461.

[22]) Winterbach a. a. O. 2, 57, 64 (nach den Consistorialacten) und Wagner im Serapeum 1864 S. 292.

[23]) Göttlingks Chronik (s. Anm. 5) fol. 119b.

[24]) 1551—1553. Vgl. Wagner a. a. O. S. 291.

kunden bewahrt noch das städtische Archiv, und auf diese will ich, da sie für die allgemeine Geschichte des Meistergesangs nicht ohne Interesse sind, hier noch kurz eingehen.

Das eine mal[25]) bittet 'Georg Braun von Augspurg'[26]) sammt seinen 'Mitgesellen vnd consodalibus in itinere Nämlich Andreas Bawmeister[27]) vnd Abraham Schädlin[28]) beede Von Augspurg' darum, 'Auf künfftigen Sonntag ein Christliche Offenliche Singschuel anschlagen vnd halten' zu dürfen, 'Auf welcher dann nichts ausserhalb Heiliger vnd Biblischer [ausgelassen: Schrift], vnd Evangelischer Leer entgegen soll gesungen werden'. — Interessant ist dieses Gesuch eigentlich nur wegen der Einleitung über den Ursprung des Meistergesangs, welche der Bitte vorangeschickt wird, und die sogar die alte Tradition der Meistersinger ins Wanken gerathen zeigt: nicht mehr 12 Meister, sondern Frauenlob allein hat im Jahre 900 zu Mainz die Kunst des deutschen Meistergesanges erfunden, die dann von weltlicher und geistlicher Obrigkeit 'approbiert' wurde.[29]) Die undatirte Urkunde gehört wahrscheinlich noch dem Ende des 16. Jahrhunderts an.[30])

Von noch geringerer Bedeutung ist das zweite Schriftstück[31]), vom Jahre 1604 datirt, in welchem ein 'Hans Gosler von Zitzhein aus dem landt marrggraffen thumb merrheren [!] girtler gesell vndt freysinger' darum bittet, dass ihm künftigen Sonntag auf dem Rathhaus[32]) 'eine

---

[25]) Stadtarchiv, Kasten 82: 'Musicalia; Organisten, Vocal- und Instrumental-Musici, Comoedianten, Künstler'. Loses Blatt.

[26]) '91.) Jerg Braun Webr Cron' heisst es in einem Verzeichniss der Augsburger Meistersinger (cod. aug. 4° 218).

[27]) '90.) Andreas Baumaistr webr' (ebenda).

[28]) '108.) Abraham schedlin schuelmeister' (ebenda). Zuweilen (z. B.: Augsburger Meistersinger-Acten, tom. 1, Nr. 39 vom 7. Juli 1592) wird er auch 'Teutscher Poët' genannt. Vgl. Goedeke, Grundriss 2, 382.

[29]) Vgl. Archiv f. Litt.-Gesch. 13, 47 f., wo Karl Trautmann ein fast genau gleichlautendes Gesuch der drei Augsburger Meistersinger an den Rath der Stadt Nördlingen veröffentlicht hat.

[30]) Weil Abr. Schädlin hier noch nicht, wie später, an der Spitze der kleinen Truppe steht.

[31]) Stadtarchiv, cod. 1788: 'Akta von Organisten, Cantoribus, Stattpfeiffern u. Musicanten A 1', fol. 307 (im Register ausgelassen).

[32]) Nur 'ratthaus' lässt sich noch am Rande lesen.

Christliche gottfürchtige meystersingschul zugelassen werden' möchte. — Genauer unterrichtet sind wir, was Mähren angeht, bisher nur über den Meistergesang in Iglau, und auch Hans Gosler, der wohl auf seiner Wanderschaft als Handwerksbursche Rothenburg berührte, mag dort 'gefreiet' worden sein. Wenigstens wissen wir, dass ein Adam Gossler 1615 der Iglauer Meistersingerzunft angehörte.[33])

Im allgemeinen wird man sich hüten müssen, die Langlebigkeit des speciellen Meistergesangs zu überschätzen. Wo keine theatralische Thätigkeit und daraus entspringender grösserer pecuniärer Gewinn[34]) hinzukam, schlief die 'holdselige Kunst' in der Regel[35]) nach wenigen Jahrzehnten

---

[33]) Wolfskron in den 'Schriften der histor.-statistischen Sektion der k. k. mähr.-schles. Gesellsch. des Ackerbaus' etc. Brünn 1854, Heft VII, S. 30.

[34]) Über diesen Punkt sind wir jedoch bisher noch wenig unterrichtet.

[35]) Ulm bildet insofern eine Ausnahme, als bei den dortigen Meistersingern die theatralische Thätigkeit entschieden hinter der speciell meistersingerischen zurückstand und sie auch das Theaterprivileg nicht besessen zu haben scheinen. Aus Marchthalers Ulmischer Chronik wissen wir, dass ihnen im 17. Jahrhundert die Lateinschüler — besonders unter der Direction des Rectors Konrad Merck (vgl. Goedeke 2, 388 f.) — und fremde wie einheimische Komödianten Concurrenz gemacht haben (Verhandlungen des Vereins f. Kunst u. Alterthum in Ulm u. Oberschwaben, 2. Bericht, Ulm 1844 S. 41 Anm.). Aber dramatische Schaustellungen seitens der Meistersinger sind doch auch für Ulm bezeugt; einmal durch die Rathsprotocolle, denen zufolge die Meistersinger, wenn auch nur selten, um die Erlaubniss, eine geistliche Komödie aufzuführen, nachgesucht haben; dann noch besonders durch eine Notiz, die sich in der Ulmischen Chronik des B. Gundelfinger (Stadtbibliothek zu Ulm 9167 4°) auf fol. 120 findet. Als älteste und meines Wissens bisher nicht bekannte Nachricht über den Ulmer Meistergesang mag sie hier folgen:

'A° 1552 Vff 2 Marcij, da lag der Bischoff von Trier In der Cronn, zoge ab dem Conncilio zu Trient vnnd ward krannckh. Da hielten Ime die Maister Singer, ein schönn spill In der Cronn, genommen vss Tito liuio, vom König tuliuss Hostilliuss, dem driten König der Statt Romm, da Hatt die Statt Romm, vnnd die Statt Albä, vmb das Regement gestriten, da gaben die Römmer Drey Mann gebrüeder, die hiessen die Horiati, vnnd gaben die von Albä auch Drey Mann gebrüeder die Hiesen Curiati, Aber die Römer lagen ob, Vnnd Ist solches Spill Am

wieder ein, wenn sie es überhaupt auf ein so hohes Alter brachte. In Rothenburg würde ein Versuch, den schon im 16. Jahrhundert dort gern gesehenen Wandertruppen[36]) Concurrenz zu machen, wahrscheinlich vergeblich gewesen sein, und auch aus diesem Grunde dürfen wir annehmen, dass dem Rothenburger Meistergesang keinesfalls ein langes Leben beschieden gewesen ist.

Zum Schluss sage ich den HH. Bürgermeister Mann und Registrator Zimmermann in Rothenburg, sowie H. Oberlehrer Hafner in Ravensburg und H. Präceptor Müller in Ulm für gütige Förderung besten Dank.

2. Ein Gedicht Lorenz Wessels über die Meistersinger in Steyr.

Lorenz Wessel von Essen 'ein kürschner und loblich dichter', wie ihn die bekannte Heibergersche Handschrift nennt[1]), ist uns vor allem geläufig als Verfasser der Tabulatur und Ordnung der Meistersinger zu Steyr, die in ein paar Dresdner Handschriften[2]) erhalten ist. Sie stammt aus dem Jahre 1562. In eben diesem Jahre nun hat Wessel auch ein Gedicht verfasst, das uns willkommene Aufschlüsse über jene vermuthlich früheste Zeit des Steyrer Meistergesangs gewährt und auch für die allgemeine Geschichte des deutschen Meistergesangs nicht ohne Interesse ist. Es findet sich auf Seite 1029ff. einer Handschrift der Nürnberger Stadtbibliothek (Will, Bibl. nor. III, Nr. 782), ist über-

---

Sunatag Zuuor, Offenlichen Auff dem Marcktt, Vor Menigclichen gehalten worden.'

Vgl. auch die Aussage der Strassburger Meistersinger vom Jahre 1633 (Strassburger Studien 1, 83), auf die natürlich nur geringes Gewicht zu legen ist.

[36]) In späterer Zeit finden sich unter den Theaterdirectoren auch die bekannten englischen Komödianten Johan Spencer (1614) und Georgius Jeliphus (1654) (Stadtarchiv, Kasten 82: 'Musicalia' etc. Convolut mit der Aufschrift: 'Acta von denen Comoedianten, Künstlern, fechtern und sailtentzern' fol. 13—16).

[1]) Bartsch, Germanistische Studien 2, 233. Vgl. über ihn namentlich J. M. Wagner in Naumanns Serapeum 1864 S. 299 ff. 1865 S. 121 f.

[2]) M 7 und M 16.

schrieben: 'Im Freyen ton Hanns Foltzenn, Namen der Meister Singer Zu Steur', besteht aus 5 Gesätzen und beginnt:

Gott :|: grüss eüch werden Meister frey,
Mercker Vnd Singer algemein
Vnd all die gesang wahnen Bej
Auch diser Kunst liebhaber Sein,
Gott geb eüch allen glück vnd Heil! [3])

Nach diesen Eingangsversen berichtet nun Wessel (der sich in der Schlusszeile als Dichter nennt), wie er manches Land durchzogen, Gesangeskunst geübt und zu seiner Freude auch überall Singer gefunden habe, die zu Gottes Ehr' und Preis, ohne Eigenruhm, ohne Neid und Hass in aller werthen Meister Tönen gar künstlich zu dichten verstanden hätten. Oft aber habe er auch solche getroffen, die sich ohne Grund der Kunst rühmten, deren Gedichte in Form und Inhalt verfehlt gewesen seien. Das habe ihn dann verdrossen.

2.

Dar :|: Vmb ich weitter mir fur Nam,
Zu suchen Meister hoh gelehrt
In diser Kunst gancz wune sam.
der bin ich worden nun gewerd
in der löblichen werden stat
steür ob der ens Sich Nennen lat,
Die gott er leicht hat durch Sein wortt. —
Da Ist ein frume obrigkeitt
Die gottes wortt liebet mit fleis;
Gott behüett Sie Vor allem leid,
das Sie Zu seinem lob Vnd preis
im glauben Vnd Inn liebe schon
Regiren Ire Vnder thon,
in treüem schutz erhalten fortt. —
In diser stat löblich Vnd reich
find ich drej Zehen Meister frej,
so diser Kunst lang Zeitt Sind glegen ob;
Sie haben mich gar Züchtigkleich
empfangen Vnd gegrüst darbey,
dass ich in billig danck mit breiss Vd lob.

[3]) Die in dem Gedicht fehlende Interpunction ist von mir hinzugefügt.

Ir Namen Sind mir wol beKant:
Herr thoma Springenstain der erst,
ein Messerer, des fein gemüett
Ist ehrentreich, darumb er herscht
(1031) nah redlichkeitt durh gottes guet,
hat Keisserlich freyheitt Vnd gunst,
Ist er ein förder diser Kunst,
gar :|: wol Bekand in Manchem land. —

3.

Zum :|: andren Simon Hauerstein,
ein schleiffer, der Kunst wol Brobirtt;
der dritt ein scherschmitt, als Ich Mein,
heist Christoff weixelbraun; der Viert
Matheus Grandler, ein weber;
stoffer oder, ein Messer,
der fünfft In diser Kunst Berihtt; —
Erhardt Engelauer, der sehst,
dess handwercks ein Messrer ist;
der sibendt, der Kunst nicht der schwehst,
Seuerinus Kriegesauer, wist,
Vnnd Hans Kriegsauer ist der aht,
Zwehn ahlen schmidt, haben Betraht
Die Kunst Zu gottes preiss Verpflichtt; —
Friderich fachenback, der Neünt,
ein Kürschner, diser Kunst Ist hold;
Michell schlaher, ein schleiffer, der Zehend,
hat Sih mit diser Kunst Befreünd;
den ailfften ir nich[4]) Mercken solt:
ein Messerer, Ist Melcher Klad genand,
hat Sih der Kunst genumn an;
der Zwelfft Marttin fronberger heist,
ist auch ein Messerer mit Nam,
hat Sich in diser Kunst Befleist;
Jeronimus Keller[5]) fridsam
Ist der drej Zehend in der Zahl
ein liebhaber der Kunst Zu Mal
frum :|: tugenthafft Vnd wol gethon. —

Diese 13 Meister, so heisst es im 4. Gesätz weiter,

haben die Kunst in gutter Hutt,
welche noh täglih wird gemehrt
Bey in durh fleisig Vbung frej
mit dihten Singen Manherlej,

[4]) lies: mich; oder Schreiberfehler für: eüch?
[5]) oder: Koller.

vornehmlich zur Ehre Gottes, von dem alle Kunst stamme. Jene groben Singer, die mit lautem, verständniss- und andachtslosem Schreien nur 'eigen ruhm vnd braht' suchten und der Ehre Gottes darüber vergässen, verdienten kein Lob.

5.

Wo :|: man aber aus herzen grund
in rehter lieb durh geistes brunst
Singet Vnd diht Zu aller stund
nah rehter ordenliher Kunst,
Kunstlih budreimen Suptil wortt
grundlih Meinung Zu bringen fortt
für Nemlih doh Zu gottes preiss —
Vnd dem Menschen Zur besserung
seines lebens in diser Zeitt,
Auch Zum trost vnd Zur anreiczung
Christliher lieb Vnd einigkeitt,
da gibt gott Sein genad darZu,
dass dise Kunst spat vnd auh fru
getriben wird löblih mit fleiss. —
das merckt Ir werden Singer frej,
wo man er bauen thut ein schul,
dass ir niht last ein brehen Neid Vd has
durh Verahtung Bösser parthej,
sonder Besitzt den Meister stul
in frid Vd einigkeitt In rehter mas;
dardurh euer lob herfür brihtt
Vnd wird Kundig in Machem land,
dass man euh nach sage ehr Vd lob
Alss ich Von den Meistren erKand
in steür, wie dan gemeldet ob,
(1033) offt hab gehortt in Manher stat,
welhen diss par Zu ehren hat
lo :|: rentz wessel von Essen dihtt. — 1562.

Von alle den in diesem Gedichte aufgezählten Steyrer Meistersingern ist uns nur Severinus Kriegsauer bekannt. Gedichte von ihm finden sich, wenn auch nicht grade häufig, in manchen Handschriften, und wir wissen auch, dass er eine ganze Reihe neuer Töne erfunden hat.[6]) Alle anderen

[6]) Widmann, Zur Geschichte und Literatur des Meistergesanges in Oberösterreich, Programm der Oberrealschule in Steyr, Steyr 1885, S. 11 zählt die Töne Severins auf, die in der Heibergerschen Hs. und bei Wagenseil 534 genannt werden. Hinzuzufügen wäre aus einer

waren uns bisher völlig unbekannt. Es kann indessen nicht zweifelhaft sein, dass auch sie ihre Parlieder gedichtet und gesungen haben, die vielleicht noch tief verborgen im Schoosse österreichischer Bibliotheken ruhen. — Wir lernen ferner aus dem Gedicht, dass der Meistergesang in Steyr anfänglich fast ausschliesslich in den Händen der Messerer und der ihnen verwandten Gewerbe lag [7]), und dass auch hier sich zuerst zwölf Meister zur Übung der Kunst zusammengethan haben. Denn der an erster Stelle genannte 'Herr thoma Springenstain' gehörte augenscheinlich nicht eigentlich zu den Meistersingern. Die Auszeichnung, mit der er genannt wird, und die hervorragende Stellung, die er (vielleicht als Zunftmeister der Messerer?) eingenommen zu haben scheint, machen es vielmehr wahrscheinlich, dass wir in ihm eben nur einen 'Förderer der Kunst', einen Gönner der Meistersinger vor uns haben. Wäre er selbst auch Dichter gewesen, so würde eine Lobeserhebung über sein poetisches Können in unserem Gedichte sicherlich nicht fehlen.

3. Parabeln.

Erst nach Abfassung des Artikels über die beiden meistersingerischen Parabeln (Vierteljahrschrift 6, 102 ff.) der speciellen Hans Sachs-Forschung näher getreten, muss ich hier zunächst nachtragen, dass sowohl das an zweiter Stelle besprochene Gedicht, als auch der am Schluss des Artikels erwähnte Meistergesang von Aktäon Hans Sachs zum Verfasser haben, und jenes nach einer anderen, doch nur wenig abweichenden Handschrift bereits von Goedeke (Dichtungen von Hans Sachs 1, 129), dieser kürzlich von Karl Drescher (Studien zu Hans Sachs, Neue Folge, Anhang S. XXXVII) veröffentlicht worden ist. Über den ästhetischen Werth der Ausführung dort, der allegorisirenden Zuthat hier habe ich keine andere Auffassung gewinnen können: beide Gedichte gehören zu den schwächsten Erzeugnissen des fruchtbaren Nürnberger Meisters.

Handschrift Benedicts von Watt auf der Nürnberger Stadtbibliothek (Will, a. a. O. Nr. 784) Severin Kriegsauers Endton.

[7]) wie dies Widmann a. a. O. S. 10 vermuthet hat.

Was ferner die beiden a. a. O. behandelten Parabeln als solche betrifft, so sind dieselben, wie sich erwarten lässt, auch sonst Gegenstand meistersingerischer Bearbeitung gewesen. Verband sich doch in ihnen mit dem didaktischen Zweck ein interessanter, ja für jene Zeiten sensationeller Inhalt, wie es die Meistersinger für ihre 'Historien' liebten. So finden wir beide Parabeln bereits unter Michel Beheims Gedichten. Die Ringparabel (cod. germ. pal. 312 Bl. 199 a, desgl. cgm. 291 Bl. 203 c—204 b [1])) trägt bei ihm die Überschrift: 'ein peyspil von eim kung der hett drey sun vnd perurt got den vater vnd dy drey glaubn cristen iudn vnd haidennn' [2]) und ist in seiner 'slecht güldin weiss' gedichtet, einem jener gekünstelten Töne, die dem heutigen Leser ein geistiges und körperliches Unbehagen verursachen. Die beiden Stollen des ersten der fünf Gesätze lauten:

Ein chung was do	Der het drey son
czo	schon
rom regiren	er het sunder
firen	vnder
mit grossem rot	den selben drein
stot	ein
mochtigcleich	fur die zwen
reich	den
menigueltig	er den libsten
gweltig	hibsten
von adel her	edelsten his.

Aus den letzten Versen, die von einem Lieblingssohn sprechen, geht schon hervor, dass wir es hier mit der jüngeren Version der Parabel zu thun haben. Ebenso verräth der ganze Anfang, wie auch der weitere Verlauf deutlich eine nahe Verwandtschaft mit der Erzählung, wie sie einige Hss. der Gesta Romanorum bieten (ed. Österley Nr. 210 app. 14), und in Erinnerung an den Titel des lateinischen Buches mag auch die Verlegung des Vorganges

[1]) Bartsch, Kat. der Heidelb. Hss. Nr. 147 S. 65 u. 64. Die Heidelberger Hs. ist das Autograph des Dichters; ob die Münchener als eine directe Abschrift des Heidelberger Codex zu betrachten ist, steht dahin. Sie bietet einige Gedichte weniger und nicht selten auch eine andere Reihenfolge.

[2]) Ich citire nach cgm. 291.

nach Rom (Vers 3) stattgefunden haben. Indessen finden sich doch auch ganz erhebliche Abweichungen, welche theils die Bekanntschaft mit anderen Fassungen der Parabel voraussetzen, theils als Erfindungen des ziemlich frei gestaltenden Michel Beheim angesehen werden dürfen. Zu den Abweichungen der ersten Art gehört z. B. die Einführung eines Weisen, der in dem Streit der Söhne entscheiden soll, wie der Jude Ephraim selbst in der Erzählung des Salomo ben Verga oder der Richter bei Bromiard (summa predicantium I. Bd. Fides IV, 1). Durch freie Zuthaten des Dichters aber scheint vor allem wieder die Auslegung sehr erweitert worden zu sein. Sie umfasst die beiden letzten Gesätze und vergleicht nicht nur den König mit Gott, die drei Söhne mit Christen, Juden und Heiden und die Ringe mit den drei Religionen, sondern deutet auch die drei Steine auf Mahomet, den Antikrist ('dem sich nun | tun | alle iuden | truden') und Christus, wobei namentlich wieder, wie in so manchem seiner Gedichte, der grimmige Hass des Dichters gegen die Juden zu hellen Flammen ausbricht.

Enger ist der Anschluss an die Gesta Romanorum bei dem zweiten hier zu besprechenden Gedicht Michel Beheims (cod. germ. pal. 312 Bl. 184b, cgm. 291 Bl. 179a—c), das in seiner 'trommeten weiss' gedichtet ist. Indessen hat der Dichter sich hier kürzer gefasst, alle nebensächlichen Züge, die ihm das 168. cap. der Gesten bot, fortgelassen. 'Ein exempel wie ein mensch wart geiagt von ainem ainhorn', lautet die Überschrift; vor dem Einhorn fliehend stürzt er in einen Abgrund, bleibt aber an einem Baume hängen. Unten in der Tiefe sieht er einen schrecklichen Drachen, oben das Einhorn und neben sich eine schwarze und eine weisse Maus, die an den Wurzeln des Baumes nagen. Da gewahrt er zwischen den Zweigen eine kleine Honigwabe, erquickt sich daran und vergisst über 'der sussen miltung' alle Furcht und Angst:

im dauch er swebt in freüden
wie wol im nahent was der tot.

Dann folgt im dritten und letzten Gesätz die Auslegung: das Einhorn ist der Tod, der Baum bedeutet das Leben,

die Mäuse Tag und Nacht, der Drache den Teufel, der Honig die weltliche Lust — alles genau wie in den Gesta Romanorum. Es fehlen aber die vier weissen Schlangen 'a basi qua pedem fixerat procedentes', welche die vier Feuchtigkeiten des menschlichen Körpers versinnbildlichen und thatsächlich in die oben angedeutete Situation, bei der von einer 'Basis' nicht die Rede sein kann, schlecht passen, sowie auch der Freund ('Christus aut predicator'), welcher dem Schwebenden mit einer Leiter ('penitentia') zu Hülfe kommen möchte.[3])

An dritter Stelle sei hier endlich noch auf eine weitere meistersingerische Bearbeitung der Ringparabel hingewiesen, die ich in zwei nur wenig von einander abweichenden Fassungen kenne. In der Berliner Handschrift germ. 4° 583 steht sie auf Bl. 143 f., von Georg Hagers Hand geschrieben, mit der Überschrift: 'Im schwarzen Ton Hans Vogl der Jutt mitt den 3 ringen' und der Unterschrift: 'Anno sallus 1545 aus hans Gresels lidern Geschriben.' Die 8 Verse lauten hier:

Als der Solttan Zu Babelon
Inn krig Gros mangel hett am Gelte
Da beschick er eim reichen man
Melchisedech ein Jud Ich melte
Vnd dett in listiglichen fragen .
Er Solt im un ver ziglich Sagen —
Welge hetten das best gesecz
Die juden heitten ader Christen.

Im cgm. 5102 dagegen, einer Handschrift, die dem Kreise der Augsburger Meistersinger entstammt, beginnt das Gedicht (Bl. 62 f.) 'Inn der Kurtzen Tagweiss M. Vogels':

Als Zue Babylon der Soldan
Im Krieg gross mangel het an geltte
Da berüefft er ein Reichen man
ein Juden Zue Im Inn sein Zelte
Den thet er Listiger weiss fragen
er solt Im vnuerzogen sagen —
welche heten das best gesecz
Die Juden Türggen oder Christen.

---

[3]) Im Gedicht nur die kurze Andeutung: 'wie dick in got ermanet | so sterkt er sich mit dem hung' etc.



Auch der weitere Vergleich ergiebt, dass der Strophenbau beidemale genau der gleiche ist. Wem nun der Ton ursprünglich zukam, ob dem Hans oder dem Michel Vogel, vermag ich nicht zu entscheiden.

Inhaltlich hat sich der Dichter im allgemeinen eng an Boccaccio angeschlossen, den er im letzten Vers als seine Quelle nennt. Doch ist der Schauplatz der Erzählung des Juden hier gleichfalls Rom und weiterhin die versöhnliche Tendenz schärfer herausgearbeitet als bei dem grossen Italiener. Als nach des Vaters Tode der echte Ring, mit dem das Erbe verbunden sein soll, nicht mehr zu eruiren ist, heisst es (nach der Berliner Hs.):

Da Blib das Erbtheil also hangen
So Blibens al 3 ungeschiden
theiltten das Gutt freundlich mitt friden

und der Jude fährt dann fort:

Also Her keiser an der lecztz
haben Christen Juden vnd heiden
Ein iettlicher das sein Gesecz
auch Inn dem Glauben underscheiden
also ein jetter hoft auf erten
Durch Sein Gesecz selig zu werten
(144 b) Doch welcher Glauben Beser seye
Bleib. wie das auch jn Zbeifel hangen freye[4])
Das selb ist got allein Bekant.

Also auch hier, wie ähnlich bei dem S. 102 ff. mitgetheilten Gedicht, kurz vor dem Ausbruche eines Religionskrieges (des Schmalkaldischen), aus der Mitte des Volkes heraus ein nachdrücklicher Mahnruf zur Eintracht und zu religiösem Frieden.

Nürnberg. Theodor Hampe.

---

[4]) Diese beiden Verse lauten in der Augsburger Hs.:
'Doch welcher glaub der beste Seye
bleibt wie der Ring Im Zweifel hangen freye.'

Der Verfasser der Insel Felsenburg als Zeitungschreiber.

Gar übel hat das Schicksal dem Andenken an einen Schriftsteller mitgespielt, dessen Hauptwerk, die berühmte Robinsonade 'Wunderliche Fata einiger See-Fahrer' (Insel Felsenburg), Nordhausen 1731—1743, 4 Bde., einst das Entzücken vieler Tausende von Lesern aller Stände in Deutschland gewesen ist. Johann Gottfried Schnabel (Gisander) war so vergessen, dass es erst der eindringendsten Forschung bedurft hat, um wenigstens einen Theil seines Lebens wieder etwas aufzuhellen. Man wusste kaum mehr von ihm, als dass er in Stolberg am Harze eine untergeordnete Hofbedienstenstellung eingenommen habe. Es ist das Verdienst Adolf Sterns [1]), diese Stolberger Zeit des seltsamen Mannes einer gründlichen und ergebnissreichen Untersuchung unterzogen zu haben. Jüngst konnte ich nun auch Schnabels Geburtsjahr und Geburtsort nachweisen [2]): er ist am 7. November 1692 in Sandersdorf bei Bitterfeld geboren. Er entstammt einer in Kursachsen und Anhalt weit verzweigten Pastorenfamilie; sein Urgrossvater Johann Schnabel war Bürger und Handelsmann in Halle († 1654). Der am 22. September 1736 in Lichtenberg geborene und am 9. Februar 1796 als Superintendent in Dahme gestorbene Schriftsteller Salomo Gottfried Schnabel ist sein Vetter.

In der Geschichte des Chirurgen Kramer, die in der Insel Felsenburg 2, 176 ff. erzählt ist, hat uns Schnabel sein Leben, freilich romanhaft aufgeputzt und ausgeschmückt, erzählt. Seine Eltern [3]) starben ihm in seiner frühsten

---

[1]) Historisches Taschenbuch 5. Folge 10. Jahrgang S. 317 ff.

[2]) Blätter für Handel, Gewerbe und sociales Leben (Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung) 1891 Nr. 46 S. 362—365.

[3]) Der Vater M. Johann Georg Schnabel geb. 12. Juli 1668 in Altjessnitz, † 17. Juni 1694 als Pastor in Sandersdorf; er war vermählt mit Hedwig Sophie geb. Hammer, Tochter des verstorbenen Pastors in Sandersdorf. Diese, die ihrem Gatten nur den einen Sohn gebar, starb 17. April 1694.

Jugend. Er besuchte die lateinische Schule, und der geweckte, zu manchem Muthwillen geneigte Knabe legte dort den Grund zu seinen hervorragenden Kenntnissen, besonders auch in der lateinischen Sprache. Mittellos, wie er war, musste er, anstatt die Studien weiter zu verfolgen, ein Handwerk ergreifen: er ward Barbier. Bald zog der weltwitzige Jüngling, der für alle Erscheinungen des damaligen Lebens in Kirche, Staat, Gesellschaft einen offnen Sinn zeigte, auf die Wanderschaft. In den letzten Jahren des spanischen Erbfolgekriegs hält er sich, vermuthlich als Feldscherer, in Prinz Eugens Nähe in den Niederlanden auf. Nach dem unsteten Wanderleben, das ihn weit durch Deutschlands Gaue und über dessen Grenzen hinaus führte, — wir finden in seinen Werken ausser deutlichen Spuren seines Aufenthalts in Dresden, Durlach, Halle, Hamburg, Jena, Leipzig und andren deutschen Städten auch Andeutungen, die auf einen Aufenthalt in Kopenhagen, London, Venedig schliessen lassen — kehrte er nach Beendigung des spanischen Erbfolgekriegs in seine Heimat zurück. Namentlich in Halle wird er seine chirurgischen Kenntnisse weitergebildet haben; was er in der Insel Felsenburg 2, 202 f. erzählt, weist auf den damals in Halle hochgeschätzten Anatom und Botaniker Koschwitz hin. Im Jahre 1720 muss Schnabel schon verheiratet gewesen sein.[4]) Im Jahre 1724 taucht

---

[4]) Einen 16jährigen Sohn Johann Friedrich erwähnt er in seiner Zeitung (Stolbergische Sammlung neuer und merckwürdiger Weltgeschichte 1737 Nr. 58 S. 225). Nach dem Stolberger Kirchenbuche sind ihm in dem Harzstädtchen folgende Kinder geboren: 1) Johann Heinrich 12. Juni 1725; 2) Johann Gottfried Ludwig 16. Juli 1727; 3) Henriette Luise Sophie 24. October 1729; 4) Henriette Charlotte Friederica 17. März 1731. Aus dem Jahre 1733 findet sich in den Sterberegistern der Eintrag: 'Frau Johanna Sophia, Johann Gottfried Schnabels, hochgräflichen Kammerdieners Ehefrau, eine Sechswöchnerin 26. Februar auf gnädigste concession bey Laternen begraben. Die Gebühren sind wie bey einer halben Schule gezahlt worden.' Schnabels Sohn Johann Heinrich wurde am 5. Juli 1771 als Hof- und Stadtkirchner berufen und starb in seinem Amte 8. August 1782. Auf sein Gesuch um Verleihung der Kirchnerstelle ist von seiten des regierenden Grafen der Vermerk gesetzt, dass er um seiner 22 Jahre hindurch geleisteten treuen Dienste willen besondere Rücksicht verdiene. In welcher Stellung er diese Dienste geleistet hat, ist nirgends zu ersehen.

er plötzlich in Stolberg auf, wo er bei dem Erbgrafen Christoph Ludwig die Stelle eines Kammerdieners[5]) innehat. Bis Ende 1742 finden wir Schnabel noch in Stolberg bezeugt. Von da an ist seine Spur bis 1750 verschwunden, in welchem Jahre er einen von ihm geschriebenen Roman 'Der aus dem Mond gefallene und nachhero zur Sonne des Glücks gestiegene Printz' mit 'Hst. den „ „Ao„ „' unterzeichnet. Ich vermuthe entgegen einer früheren Annahme, es möchte unter Hst.[6]) Helmstedt zu verstehen sein, jetzt darunter Heiligenstadt. Ich will an dieser Stelle nur an die katholisirenden Tendenzen dieses Romans, der kaum Schnabeln abzusprechen ist, erinnern. In meiner Annahme bestärkt mich ein anderer Roman, der Schnabeln zuzusprechen sein wird, in dem diese katholisirenden Tendenzen schon leise anklingen:

Der Sieg | des | Glücks und der Liebe | über die | Melancholie, | an dem Exempel | Carl Longini | Baron de N*** | Allen curiösen Lesern aus sichern Nachrichten | zur Belustigung vorgestellet | von | IGNOTUS. | Franckfurt und Leipzig 1748.

---

[5]) In den Kirchenbüchern wird er 'Balbier', 'Herschaftlicher Kammerdiener', 'Gräflicher Kammerdiener' genannt. Der Eintrag im Bürgereidbuche (im Stolbergischen Rathsarchive) lautet: 'Den 4. August 1724 hat Hr. Johann Gottfried Schnabel, hiesiger Hoffbalbier den Bürger-Eydt abgeschworen und ist zum Bürger aufgenommen worden.' In einer Gelegenheitsschrift aus dem Jahre 1727 heisst er 'Chirurgus'. Er selbst nennt sich seit 1737, wenn er seinen Namen öffentlich bekannt macht, mit dem ihm vom Grafen verliehenen Titel 'Hof-Agent'. In die Innung der Chirurgen und Bader ist Schnabel nach Ausweis des noch vorhandenen Innungsbuches nicht eingetragen worden.

[6]) Dass dies 'Hst.' als Halberstadt zu deuten sei, wie Strauch, E. Schmidt und Kippenberg (Robinson in Deutschland bis zur Insel Felsenburg S. 116) annehmen, ist durchaus unwahrscheinlich; weder in dem Romane noch sonst wo findet sich der geringste Anhalt für diese Annahme. Dazu kommt, dass Schnabels Niederlassung in der Domstadt bereits in die Gleimsche Zeit gefallen sein müsste, und dass es sehr seltsam gewesen wäre, wenn Gleim keinen Schimmer von einem litterarisch so thätigen Manne wie Schnabel gehabt hätte. Vielleicht haben sich die erwähnten Forscher zu ihrer Deutung dadurch verleiten lassen, dass eine Reihe Ausgaben der Insel Felsenburg in Halberstadt erschienen sind; der dortige Buchhändler Johann Heinrich Gross ist der Sohn des Nordhäuser Buchhändlers Johann Heinrich Gross, des Verlegers der Insel Felsenburg.

Näheres hierüber werde ich an einem anderen Orte geben. Wo und wann Schnabel gestorben ist, ist unbekannt.[7])

In die Zeit seines Stolberger Aufenthalts fällt Schnabels sehr beachtenswerthe Thätigkeit als Zeitungschreiber. Anziehend hat darüber zuerst Stern gehandelt. Schnabels politischer Gelegenheitsdichtung und seinen schlagfertigen, humorvollen Epigrammen hat Philipp Strauch einen Aufsatz[8]) gewidmet, der aber zu mancherlei Berichtigungen Anlass giebt.

Vom Jahre 1731 an gab Schnabel die 'Stolbergische | Sammlung | Neuer | und | Merckwürdiger | Welt-Geschichte' heraus. Die Gräfliche Bibliothek in Stolberg enthält die Jahrgänge 1731—1738 dieser Zeitung. Vier Nummern aus dem Jahre 1741 (Nr. 48—51) haben sich noch auf der Gräfl. Rosslaischen Hausbibliothek vorgefunden. Ein vollständiges Exemplar scheint sich nirgends erhalten zu haben. Mit dem Wiederauffinden der vier erwähnten Nummern ist natürlich auch die Sternsche Behauptung hinfällig geworden, dass mit dem Regierungswechsel im Grafenhause Schnabels Unternehmen 1738 sein Ende gefunden habe; es hat sich mindestens bis in die Mitte des Jahres 1741 gehalten. Den Todesstoss scheint ihm die Noth des Zeitungschreibers versetzt zu haben, der endlich die ihm lieb gewordene Arbeit, die sich nur mit dem Optimismus eines Schnabel und seiner grossen Bedürfnisslosigkeit ins Werk setzen und fortführen liess, niederlegte. Von den vielen Mahnungen[9]) an das Publikum, pünktlich und in vollwerthigen Münzen zu zahlen, stehe nur die eine hier aus der Nr. 49 vom 19. Juni 1741:

AVERTISSEMENT. Indem das 2te Quartal dieses jetzt-lauffenden Jahres zu Ende gehet, als werden die Hrn. Interessenten dieser Stolbergl. Sammlungs-Stücke resp. gehorsamst- dienst- und freund-

---

7) In Stolberg ist er sicherlich nicht gestorben; die Todtenregister weisen bis 1782 einschl. seinen Namen nicht auf. Die Mittheilung im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen, Gotha 1812 Nr. 50, die sonst einiges Beachtenswerthe bringt, ist, was die Angabe seines Todes anlangt — er soll gegen Ende der siebziger Jahre in Stolberg gestorben sein — falsch.

8) Zeitschrift für Geschichte und Politik 1888 S. 537 ff.

9) Solche Mahnungen kehren freilich auch sonst sehr zahlreich in der 'Sammlung' wieder.

lich ersuchet, das gewöhnliche Honorarium davor gütigst einzusenden. Anbey siehet man sich wider Willen gezwungen, die vielen Hrn. Restanten von vorigen Quartalen nochmahls höflich zu erinnern und bittlich zu ersuchen die alten Reste mit diesen jetzo gefälligen Quartal zugleich mit einzusenden, in Betrachtung dass der Verlag viel Geld kostet, zumahlen bey jetzigen schweren Zeiten; Aus vielen Beuteln aber, ist, dem gemeinen Sprich-Worte nach, gut zehren.

Hergegen bittet der Verfasser die accurat und richtig bezahlenden Hrn. Interessenten inständig, an dieser höflichen Mahn-Suppe, welche vor Sie nicht zugerichtet worden, keinen Theil zu nehmen, sondern wie bisshero, dem Verfasser und diesen Blättern geneigt zu verbleiben, anbey versichert zu seyn, dass weil sich die Correspondenz seit etl. Wochen wieder ungemein vermehrt, man hinfüro desto feinere Sachen zu Marckt zu bringen, das Glück haben wird.

Die Jahrgänge 1731 (vom 30. Juli an erschienen) —1734 einschl. nebst den in der Zeit von ihm verfassten und 'mit dem Zeitungs-Wesen connectirenden Neben-Sachen' widmet Schnabel mit einer Stolberg, den 28. September 1735 — dem Vorabende des Geburtstags des regierenden Grafen — unterschriebenen Widmung 'Dem Hochgebohrnen Grafen und Herrn, HERRN Christoph Friedrich, Grafen zu Stolberg' u. s. w. In diesem höchst unterthänig gehaltenen Schreiben dankt er dem Grafen für alle ihm und seiner Familie während der Zeit seines Aufenthalts in Stolberg allzu vielfältig und ganz besonders erwiesene Güte und Gnadenbezeugungen. Unter diesen ist ihm die allergrösste die, dass ihm 1731 auf Intercession des Erbgrafen Christoph Ludwig erlaubt sei,

das zur selben Zeit gantz in Decadençe gekommene Stolbergische Zeitungs-Wesen wieder empor zu bringen und fort zu setzen. Von mir [so fährt er fort] war es zwar ein starcker Hazard dergleichen schweres Werck zu unternehmen, indem ich wenig baares Geld in Händen und als ein Frembder noch weniger Credit hatte, jedoch das starcke Vertrauen auf GOttes und Ew. Hoch-Gräfl. Gnaden Hülffe und Gnade, verursachten, dass ich auch so gar einige von meinen entbehrlichsten Meubles um halb Geld loss schlug, nur die neu angenommenen Bothen zu soulagiren und gleich anfänglich bey dem gantzen Wercke eine gute Ordnung zu stifften. Dem ohngeachtet, ist zwar die intentirte gute Ordnung zu verschiedenen mahlen durch betrügerische Agenten und Bothen unterbrochen, so dass mir wohl ehermahlen in einem Quartale mein gantzer Aufwand zusammt dem ver-

hofften Profite zu Wasser gemacht worden; Allein ich habe dennoch GOtt und Ew. Hoch-Gräfl. Gnaden zu dancken, dass ich von dieser Expedition noch biss auf diese Stunde, dem gemeinen Sprich-Worte nach, aus der Hand ins Maul habe, und mich nebst meiner Familie, davon, obschon zuweilen etwas kümmerlich ernähren kan.

Die 'Sammlung' erschien unter der Protection und dem Privilegium des Grafen und unter der Censur eines seiner Räthe, vermuthlich des Kammeradvocaten und -Fiscals Johann Günther August Placius, aber ohne jede pecuniäre Unterstützung von seiten des gräflichen Hauses, und zwar vom 30. Juli 1731 bis 23. März 1733 je Montags in 4 Seiten Quart; als Beilage kam je Donnerstags, wie es scheint, in 2 Seiten Quart ein lateinisch geschriebenes, Disputationes enthaltendes Blättchen heraus, das den Titel 'Res Memorabiles Stolbergae conscriptae'[10]) führte. Anstatt dieses letzteren liess Schnabel von Nr. 13 des Jahrgangs 1733 an (herausgegeben den 30. März) je Donnerstags einen 'Anhang Der Stolbergischen Sammlung neuer und merckwürdiger Welt-Geschichte' auf einem Quartblättchen erscheinen, was er in Nr. 14 vom 6. April 1733 den Lesern mittheilt 'in Hoffnung denen meisten Hrn. Interessenten sich mit Anfang dieses neuen Quartals desto gefälliger zu machen'. Dies Beiblatt fehlt der Festtage wegen zu Nr. 52 des Jahrgangs 1734; dafür ist die folgende Nr. 1 des Jahrgangs 1735 mit kleinerer Schrift gedruckt, 'um die Krümme in die Beuge zu bringen und denen resp. Hrn. Interessenten nicht gar zu viel Materie zu vorenthalten'. Ebenso verfährt er mit der Nr. 1 des Jahrgangs 1736. Von Nr. 26 des Jahrgangs 1737 an erscheint das Blatt zweimal wöchentlich zu je 4 Seiten Quart Montags und Donnerstags; so zählt der Jahrgang 1737 78, der Jahrgang 1738 103 Nummern. Die Nr. 59ff. des Jahrgangs 1738 führen an der Spitze die Marke 'Mit Königl. Poln. und Churfürstl. Sächssl. allergnädigster Concession'. Gedruckt ist die ganze Sammlung bei dem Stolberger Hof-Buchdrucker Johann Christoph Ehrhart, und jedes Hauptblatt trägt an der Stirn innerhalb eines Kranzes

---

[10]) Dies Beiblatt ist in der Gräfl. Stolbergischen Bibliothek nicht vorhanden.

das Stammwappenthier des gräflich stolberg-stolbergischen Geschlechtes, einen nach links hin ausschreitenden Hirsch, hinter dem sich eine aufstrebende gekrönte Säule erhebt. Auf den Nummern 2—6 (einschl.) des Jahrgangs 1735 fehlt dies Wappenzeichen; diese Nummern sind mit Ausnahme der Nr. 2 unterzeichnet 'Stolberg zu finden bey dem Autori und Verleger' und sind, wie sich aus einer Notiz im Jahrgange 1736 Nr. 37 S. 147 ergiebt, nicht in der Ehrhartschen Offizin gedruckt. Aus dem Fehlen dieses Wappenzeichens auf eine Verstimmung mit dem Gräfl. Hause zu schliessen, wie es Stern[11]) thut, scheint unstatthaft; der Grund wird in Misshelligkeiten mit dem Drucker oder vielleicht in typographischen Verhältnissen liegen.[12])

Die Zeitung enthält I. 'Politische', II. 'Ecclesiastische', III. 'Sonderbare', IV. 'Gelehrte' Geschichte. Die kirchlichen Nachrichten fehlen zuweilen in dem Hauptblatte, immer in dem Anhange. Bis in den Jahrgang 1736 hinein werden auch zumeist unter Nr. V die Getreidepreise von Stolberg, Nordhausen, Mühlhausen, Leipzig, Arnstadt, Quedlinburg, Erfurt, dann auch unter Wegfall von Quedlinburg die von Eisleben, Naumburg und Altenburg angegeben. Wie wenig pecuniären Erfolg, dagegen wie viel Ärger, Aufregung und Noth Schnabeln der Verlag und die Leitung seiner Zeitung gebracht hat, beweisen die immer wiederkehrenden Mahnungen, pünktlich, richtig und in vollwerthigen Münzsorten das Abonnement zu bezahlen, beweisen auch die häufigen Klagen über den Betrug ungetreuer, das Blatt vertreibender Boten. Auch sonst kann man aus der 'Sammlung' eine Reihe Äusserungen zusammenstellen, aus denen sich schliessen lässt, dass der Zeitungschreiber nicht auf Rosen gebettet gewesen ist, dass des Lebens Ungunst und Noth ihn hart mitgenommen hat, und dass in dieser seiner Ärmlichkeit sein reiches Genie geknickt und zu Grunde gegangen ist, so wenn er halb scherzend berichtet:

---

[11]) A. a. O. S. 356.

[12]) Sollte der andre Druckort — aus dem Columnenzeichen wäre vielleicht auf Nordhausen zu rathen — mit Schnabels Reise nach Hamburg zusammenhängen, von der er in der Insel Felsenburg 3,464 erzählt?

Signor Farinello, ein Italiänischer Sänger hat in London am 26. Mart. in der auf dem Heumarckt gespielten Opera, vor seine Person allein über 4000 Pf. Sterl. (24 000 Thlr.) gezogen, welches ein schönes Abend-Brod vor eine einzelne Person ist.

(1735 Nr. 16 S. 64.) Oder wenn er, sicher auch mit stillem Hinweise auf sich, die Verse eines unbekannten Autors anführt (1735 Nr. 44 Anh.):

Mit deutscher Redlichkeit, mit Säcken voll Ducaten,
Da kan man in der Welt am besten sich berathen.
Das letztre hab' ich nicht; das erstre aber wol;
Drum geht es mir auch nicht, wie es mir gehen soll.

So erzählte er, und es klingt darin etwas von eigener Erfahrung heraus (1738 Nr. 32 S. 128):

Von Paris wird gemeldet, dass am 28. Mart. ein 78jähriger Spitz-Bube daselbst lebendig gerädert worden. Es ist ein rares Exempel, dass ein Spitzbube sein Leben so hoch gebracht hat, da mancher ehrlicher Mann, der sich redlich zu nehren sucht, öfters durch Calumnianten, Neider und Missgönner[13]), wegen seiner wenigen Nahrung, in seinen besten Jahren ins Gras zu beissen forcirt wird.

Wie ein Stosseufzer liest sich der Ausgang einer Lebensbeschreibung des General-Lieutenants und Vice-Gouverneurs von Hochmuth (1736 Nr. 28 Anh.):

... sintemal kluge u. gerechte Regenten die Verdienste rechtschaffener Leute niemals unbelohnet lassen.

Und klingt nicht wie ein halb freudiger, halb wehmüthiger Ausruf die gegen den philisterhaften Unverstand gerichtete Bemerkung, die an die Nachricht anknüpft, der Dichter Pietsch in Königsberg habe für ein Gedicht[14]) auf die Russische Kaiserl. Majestät 1000 Rubel zum Geschenk erhalten (1732 Nr. 34 S. 136):

Die Poesie ist dennoch bey diesen Zeiten vor keine brodlose Kunst zu achten, wie zwar einige davor halten wollen, sondern sie bringt doch noch zuweilen einen erfreulichen Profit.

[13]) Von Neidern und Missgönnern redet Schnabel öfters in seinen Schriften, auch in dem einzig erhaltenen handschriftlichen Briefe von ihm an den Grafen Christoph Ludwig. Auch das, was er in 'dem im Irr-Garten der Liebe herum taumelnden Cavalier' S. 469 über den Hof zu M. sagt, klingt nach eigener Erfahrung.

[14]) Abgedruckt z. B. in 'Neue Zeitungen von gelehrten Sachen' 1732 Nr. LXXXV S. 751 ff.

Neben seiner Hauptthätigkeit als 'Concipient' ('Autor') und 'Verleger' der 'Sammlung' betrieb Schnabel auch das Geschäft eines Büchercommissars, der für die litterarischen Bedürfnisse der kleinen gräflichen Residenz und ihrer Umgegend sorgte; es ist wahrscheinlich, dass ihm auch die Vermittlung der Ankäufe für die gräfliche Bibliothek [15]) oblag. Schon 1731 erbietet er sich zur Vermittlung von Nachrichten über neu erschienene Bücher. Der Vertrieb scheint ihm nicht viel Geld, wohl aber mancherlei Lasten eingetragen zu haben, namentlich wegen nicht rechtzeitig oder gar nicht abgeholter Pränumerations-Werke (vgl. 1738 Nr. 14 S. 56). Neben ihm betrieb auch der Buchdrucker Ehrhart Bücher-Commissions-Geschäfte. Einmal ward Schnabeln auch die Collecte einer Lotterie übertragen, nämlich der 'zweyten extra favorablen und wohl-eingerichteten Geld- und Bücher-Lotterie der Kayserl. Reichs-Stadt Gelnhausen, welche in Anno 1738 soll gezogen werden' (1738 Nr. 22 S. 88). Anfangs des Jahres 1737 wurde ihm der Titel 'Hofagent' zu Theil; zuerst bezeichnet er sich mit dieser Würde im 'Anhang' zu Nr. 7, Donnerstag 14. Februar 1737.

Ganz schüchtern und wohl kaum mit nennenswerthem pecuniärem Erfolge für Schnabel wird das Blatt für Veröffentlichungen gebraucht. Hierbei ist es auch culturhistorisch nicht ohne Interesse, dass es gelegentlich als Reclame-Organ für einen 'berühmten Operateur' oder den 'alten wohlbekannten Medic. Pract.', der seine 'Englische Universal-Medicin' anpreist, oder einen 'fremden Physicus' dient, 'der eine besondere Compositio von Gipswerck erfunden hat und der auch Recepte zu allerlei bengalischem Lichte abgiebt'. Sonst bringt das Blatt einige Steckbriefe und ein paar andere criminalistische Bekanntmachungen, daneben wenige Anzeigen, die den Verkauf oder die Verpachtung von Gütern und Mühlen, den Verlust eines dem Grafen von Stolberg-Wernigerode gehörigen Hühnerhunds,

[15]) Als Archivar und zugleich Bibliothekar des gräflichen Hauses wird 1734 der Hofrath Siegmann genannt, dem ein Secretär Prössel zur Seite steht. Auf der stolbergischen Bibliothek finden sich die Zeitungen, deren Schnabel zur Redaction benöthigte, nicht vor, so dass sich auch daraus ergiebt, dass sein Unternehmen ein ganz privates war.

Abhaltung der Märkte zu Ellrich und Mücheln, Ankündigung neuer Postlinien, Vertrieb von Gesundbrunnen, Pferdeverkauf, Auctionen von Büchern, Verkauf von holländischen Blumenzwiebeln und Anlage einer Sergen- und Flanell-Druck-Fabrik in Osterode betreffen. Im Stile der heutigen Berichterstattung sind nur wenige Notizen gehalten, so wenn Schnabel im Jahrgange 1732 Nr. 32, den 2. August meldet: 'Allhier in Stolberg erwarten wir heute gegen Abend 570 Saltzburgische Emigranten', oder am 7. Mai 1733 berichtet, dass am 4. preussische Executionstruppen durch Stolberg nach der freien Reichsstadt Mühlhausen marschiert seien, oder am 20. Januar 1738, dass vor acht Tagen ein Corps Recruten durch die Stadt gezogen sei.

Inwieweit die einzelnen Beiträge der Zeitung Schnabeln angehören oder von ihm umgearbeitet oder einfach aus anderen Zeitungen übernommen und nachgedruckt sind, ist schwer zu entscheiden. Dass er vieles namentlich Hamburger, Berliner und Jenenser Zeitungen einfach nachdruckte, ist selbstverständlich; dass er es dabei gelegentlich sogar an der einfachsten Redaction fehlen liess, mag die Nummer 6 vom 4. Februar 1737 beweisen, in der er unter 'Sonderbare' Notizen aus Berlin 22 huj., aus Paris 5 huj., aus London 10 huj. bringt, wo überall der Januar gemeint ist.[16])

[16]) Schnabel hat mit erstaunlich schneller Feder gearbeitet. In Nr. 19 des Jahrgangs 1736, Montags, den 7. Mai, giebt er seinen Lesern die erste Nachricht vom Tode des Prinzen Eugen; in Nr. 25 desselben Jahrgangs, Montags, den 18. Juni, zeigt er schon seine Schrift über ihn als erschienen an. Das Blatt vom 1. April 1737 Nr. 14 S. 56 bringt die Notiz: 'Mehrere Partikularia davon (dem am 28. März erfolgten Einzuge des neuvermählten Paares Christoph Ludwig und Luise Charlotte in Stolberg) zu melden, erlaubt dieses kleine Blat nicht, doch wird sich vielleicht jemand finden, der mit allernächsten eine weitläuftigere Nachricht von allen bey diesem hohen Beylager vorgegangenen Solennien zum Drucke befördert.' In Nr. 19 S. 76, Montag, den 6. Mai, zeigt er an: 'Stolberg. Alhier ist nur itzo erst, folgendes aus der Presse gehoben worden: Das höchst erfreute Stolberg' u. s. w. Daneben sind ihm noch Pläne zu anderen Schriften namentlich geschichtlichen Inhalts durch den Kopf gegangen, wie man aus der 'Sammlung' ersehen kann. Er schreibt 1737 Nr. 21 S. 84: 'Gestorben: am 4. Mai früh Morgens zwischen 5 und 6 Uhr, der Durchl. Hertzog Ferdinand von Curland im 82sten Jahre dero Alters, welcher hohe Todes-Fall den Zei-

Es fragt sich, ob Schnabel Mitarbeiter an seiner Zeitung gehabt hat. Als gelegentlichen führt er selbst (1737 Nr. 58 S. 225) seinen 16jährigen Sohn Joh. Friedr. Schnabel an, von dessen Briefe aus dem Lager bei Radojavaz der Vater daselbst einen 'Extract' giebt. Dieser junge, im Dienste des Kaiserl. Capitäns Grafen von Ysenburg-Birstein stehende und wohl Schreiberdienste versehende Sohn scheint dem Vater noch öftere Berichte vom Kriegsschauplatze in Ungarn und Serbien übersandt zu haben; vielleicht bringen solche die Nummern 60. 63. 67. 71. 72. 73. 77. 78 des Jahrgangs 1737, Nr. 50. 74. 100 des Jahrgangs 1738. Auch manche Notiz aus dieser Zeit unter 'Sonderbare' mag auf ihn zurückgehen. Sonst führt Schnabel 'Hand-Briefe' aus der Gegend Erfurts an, deren Meldungen er freilich widerrufen muss (1732 Nr. 46 S. 184). Einmal schickt ihm ein 'unbekannter Gelehrter' aus Sondershausen ein Chronostichon; weitere solche Spielereien erhält er aus

---

tungs-Schreibern verschiedene Materie an die Hand geben wird'; 1738 Nr. 56 S. 224: 'Gestorben: den 9. Jun. in Ravenna der berühmte Cardinal Julius Alberoni ... Weiter kan man voritzo von ihm in dieser kurtzen Sammlung nichts melden, als dass er sich in gantz Europa sehr berühmt gemacht und ist nicht zu zweiffeln, dass sich viele Historien-Schreiber bemühen werden, sein Gedächtnis zu verewigen'; 1738 Nr. 68 S. 272: 'Nachts, zwischen dem 21 und 22 August haben der Hochgebohrne Graf und Herr, Herr Christoph Friedrich ... alhier auf Dero Residenz-Schlosse Stolberg, das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt ... Über welchen schnellen Todes-Fall ... alle getreue Bedienten und Unterthanen in ein solches Jammer-volles Schrecken und Klagen versetzt worden, welches die matte Feder eines wehmüthigen Zeitungs-Schreibers, auf diesem kleinen Blate voritzo nicht ausdrücken kan.' Ein den Buchhändlern zum Verlage angebotenes Manuscript (1735 Nr. 46 S. 184) 'Der galante Hartz' (der Titel nach dem Muster von 'Das galante Sachsen', 'Das galante Dresden') ist vielleicht ein Schnabelsches Werk. Wichtig für die Suche nach weiteren Schriften unseres Autors ist auch die Notiz in Nr. 37 S. 148 vom Jahre 1736: 'Der Sieglerischen Frau Wittbe [die seine 'Lebens-Helden- und Todes-Geschicht Eugenii' nachgedruckt hatte] wird inmittelst notificirt, dass Gisander mit nächsten noch mehr dergl. kurtzgefassete Geschichts-Beschreibungen zum Vorscheine bringen wird.' Im Jahrgange 1738 Nr. 65 S. 260 verspricht er die Übersetzung eines französischen Gedichtes über die Abschaffung der Fischbeinröcke in Paris, die er aber nicht geliefert hat.

Helmstedt. Über Teubers Mitarbeiterschaft folgt später ein mehreres. Dass in Stolberg selbst Schnabel grosse Unterstützung und Mithülfe für sein Unternehmen gefunden hätte, ist kaum anzunehmen, doch lässt sich aus einigen Andeutungen auf gewisse Mitarbeiterschaft daselbst schliessen, so wenn er 1738 Nr. 25 S. 100 schreibt: 'Zwey gute Freunde' — deren einer er sein wird — 'welche alhier zuweilen Abends nach verrichteter Arbeit auf ein gut Gespräch zusammen zu kommen pflegen, übersetzten diese Disticha in folgende Deutsche Reime.' Eine Besprechung zweier theologischer Schriften Tackes ist sicher von dem Stolbergischen Prediger Zeitfuchs (1737 Nr. 32 S. 128). Eine lateinische Grabschrift auf den Tod des Prorectors Riedel in Kloster Ilefeld, die 'ein besonderer Freund von ihm in Stolberg von sich entworffen, und dem Publico mittheilen wollen' wird von dem Rector Johann David Heumann sein (1738 Nr. 29 S. 116). Es ist zu vermuthen, dass auch der Gräfl. Kapellmeister, Cantor und Collega tertius bei der Stadtschule Christian Benjamin Schmerbauch gelegentliche musikalische Notizen beigesteuert hat.

Mit aufmerksamem Verständnisse verfolgte Schnabel in dem kleinen, abgelegenen, weltvergessenen Örtchen des Harzes die grossen und kleinen Ereignisse der Zeit und trug sie mit anerkennenswerthem und unverkennbarem Geschicke, nicht etwa bloss mit Schere und Kleister arbeitend, der Spiessbürgerlichkeit seiner Umgegend, der 'Curiosität vieler Hundert ja mehr als Tausend Menschen beyderlei Geschlechts' vor. Freilich nimmt in seinem politischen Theile die kleinliche Klatschgeschichte der Höfe einen breiten Raum ein und beleuchtet so die ganze Erbärmlichkeit des damaligen Zustandes des deutschen Reichs. Im ganzen erfährt der Leser mehr aus der Fremde als aus dem deutschen Vaterlande. Wie die damalige Berichterstattung überhaupt, so liebt auch dies Blatt geheimnissvolle Andeutungen: Äusserungen der Art wie die folgenden, die sich zu Dutzenden in der Zeitung finden, kitzelten offenbar die Neugierde des Philisters:

Ein leicht zu errathender Hof, ist sichern Vernehmen nach, ietzo mehr als iemahls beschäfftiget viel Verhinderung, Zwietracht,

Unruhe und Misstrauen unter den Reichs-Ständen zu stifften (1731, 37. Woche S. 25). Eine gewisse Puissance thut ihr bestes, den Krieg vom Röm. Reiche abzuwenden, wie auch einen, ohnlängst zufälligerweise, entstandenen Streit in Güte beyzulegen (1733 Nr. 12 S. 45).

Wie es mit der Zuverlässigkeit der Nachrichten bestellt ist, das illustrirt ganz hübsch und drastisch eine Bemerkung Schnabels, die er einer Nachricht aus Danzig vorausschickt: 'Ob aber alles, etwas, wenig oder gar nichts darvon wahr sey, solches wird man mit nächsten erfahren' (1734 Nr. 11 Anh.). Eine Blumenlese von Wendungen, mit denen er seine politischen Neuigkeiten einleitet, mag hier folgen:

Sichere Briefe melden; man hat nunmehr vollkommene Versicherung; man hört vor ganz gewiss; es soll nichts gewissres sein als dass; es wird vor gewiss gehalten; es wird fast ganz und gar nicht mehr gezweifelt; geheime Nachrichten versichern; es wird stark gesprochen; man hat starke Ursache zu glauben, zu muthmassen; es rouliret ein starkes Gerücht; ein nicht ungegründetes Gespräch rouliret; man bekräftigt; man will sichere Nachricht haben; man will versichert sein; man will vor gewiss sagen; es wird noch immer vor gewiss geglaubt; man will Nachricht haben; man will wissen; es will verlauten; es wollen einige wissen; es will versichert werden; man spricht; es soll; es verlautet; dem Verlaut nach; der Sage nach; nun heisst es; wie man höret; es gehet die Rede; es gehet ein Gespräch; es gehet ein Gerücht; es hat sich ein Gerücht ausgebreitet; es hat sich ein Gerücht ausbreiten wollen; es ist ein Gerücht entstanden; ein Gerücht ist erschollen; nunmehr bricht es aus; es wird spargirt; es wird davor gehalten; wie es das gänzliche Ansehen hat; dem Vernehmen nach; dem Geschrei nach; dem Gewäsche nach u. s. w.

Wenn es gilt, den Kampf, den Deutsche gegen Franzosen und Türken führen, mit seiner Feder zu verfolgen, dann wird Schnabels Herz warm, dann ist er ein guter deutscher Patriot, der kräftig auf den Erbfeind dreinzuhauen versteht.

Mit das Hauptinteresse der damaligen Zeit bildete der polnische Erbfolgestreit, in dem unser Zeitungschreiber in Prosa und Vers natürlich eifrigst für August III. von Sachsen gegen Stanislaus Lesczinski Partei nahm. Eine sympathische Figur ist ihm der greise Prinz Eugen. Daneben behandeln die letzten Jahrgänge die Geschichte des abenteuerlichen Königs Theodor von Corsica (Baron Neuhof). Aber wie gebunden musste sich Schnabel am Hofe des prachtliebenden,

sich einen ansehnlichen Hofstaat haltenden Duodezfürsten fühlen, wenn er noch nicht einmal mit einem Worte in seiner Zeitung des Streites gedenken durfte, in den der Graf Christoph Friedrich einige Jahre vor seinem Tode mit dem Kurfürstlich Sächsischen Hofe verfiel, und der für den Grafen so verdriesslich ward, dass man seine Residenz sogar mit einigen Mannschaften besetzte.[17])

Die kirchlichen Nachrichten bewegen sich in dem Gleise streng lutherischer Anschauungen, wie sie der kleine Fürstenhof pflegte. Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen, die wir über den Zug der Salzburger Emigranten erhalten, die z. Th. selbst in Stolberg sich wenige Tage aufhielten, um geistig und leiblich gestärkt nach preussischem Gebiete weiterzuziehen.

Die 'gelehrte' Geschichte bringt vornehmlich eine Aufzählung neu erschienener oder neu aufgelegter Bücher; dabei sind namentlich theologische und medicinische, seltener juristische und philosophische berücksichtigt. Von einer Besprechung im heutigen Sinne ist keine Rede; höchstens wird der ausführlichen Inhaltsangabe eine den Autor lobende Phrase angehängt. Besonders geht die Anzeige theologischer Werke einer Besprechung meist absichtlich aus dem Wege, so wenn er z. B. von einem theologischen Tractätchen sagt, dass 'dessen Beurtheilung denen reinen Hrn. Theologis überlassen wird' (1732 Nr. 35 S. 140), oder an einer anderen Stelle: 'Man gestehet gar gerne, dass das Urtheil über dergleichen [spitzfindige theologische] Schrifften zu fällen nicht vor Zeitungs-Schreiber gehöre, wesswegen nur der gefundene Inhalt derselben angezeiget wird' (1733 Nr. 32 S. 128). Nur zweimal eigentlich tritt Schnabel mit einer gewissen scharfen Kritik vor die Öffentlichkeit, einmal gegen den Schwarmgeist Dr. med. Johann Conrad Dippel in Hamburg (1732 Nr. 28 u. o.) und in den Streitigkeiten, die sich an die Zufälle eines Hornhäuser Mannes Namens Joh. Schwerdtfeger angeknüpft hatten, und in die auch der Pastor Teuber[18]) verwickelt war.

---

[17]) Siehe Zedlers Universal-Lexikon 40, 362.

[18]) Siehe Walch, Religions-Streitigkeiten in der evang.-luth. Kirche 5, 1223 f.

Ein grosses und wegen seines Berufes begreifliches Interesse bringt Schnabel der medicinischen Litteratur entgegen; aber auch hier verhält er sich wieder mehr referirend als Kritik im heutigen Sinne übend; so sagt er in einer Besprechung von Werlhofischen Schriften über Fieber und Fiebermittel: 'Wir unterstehen uns nicht in Sachen die wir nicht gründlich gelernet haben, ein zuversichtliches Urtheil zu sprechen. Inzwischen sehen wir doch wohl, dass es darauf hauptsächlich ankomme' (1734 Nr. 20 S. 80). Die Worte, die er über den Nordhäuser Arzt Dr. Heinrich Conrad Becker, der 'Acht besondere und berühmte Polychrest-Medicamente' herausgegeben hatte, in Nr. 75 des Jahrgangs 1737 S. 300 schreibt, verdienen besondere Beachtung:

Es hat sich derselbe seit kurtzer Zeit her, durch verschiedene Curen sehr berühmt gemacht, und es wundern sich viele, dass, da ihn der Himmel mit zulänglichen zeitlichen Gütern beglückseeliget hat, er dennoch die gefährliche Praxin Medicam treibt und solche herrliche Medicamenta um einen geringen Preiss ausgiebt. Allein es scheint, dass er sein eintziges Vergnügen in gedachter Praxi sucht und findet. Dannenhero an ihm seihr lobenswürdig, dass er sein Talent nicht vergräbt sondern se nem nothleydendem Nächsten ohne besonderes Interesse damit zu dienen sucht.

Gegen Kurfurscher wendet er sich in der Besprechung einer satirisch gehaltenen Schrift des Lübecker Arztes Wagner, indem er schreibt:

Man hat zu wünschen, dass dieser geschickte Mann, nach der Gabe die ihm gegeben, fortfahren möge, die heimlichen Griffe solcher Pursche die sich gar zu gern Medicus oder wohl gar Doctor schelten lassen, in der That aber Stümper oder Quacksalber sind, zur Ergötzung der klugen, und zum besten der krancken Welt, auf eine so angenehme Art zu entdecken (1733 Nr. 31 S. 124).

Von Schriften stolbergischer Gelehrten zeigte Schnabel kurz an des geistlichen Inspectors Zeitfuchs 'Theologisch-Real-Lexicon', des Kammerraths Penther 'Praxin geometriae', des Kammeradvocaten und Fiscals Placius [19]) 'Nach

[19]) Ob desselben 1736 Nr. 6 S. 24 in Aussicht gestellte 'Grund-Sätze der deutschen Vers-Kunst benebst einer richtigen Anweisung zu denen deutschen Uberschrifften und Inscriptionen' erschienen sind,

heutiger Art wohl eingerichtetes und vollständiges Brief-Buch', des Diakonus Ulitsch 'Busspredigt', des Superintendenten Winckler 'Prob- und Anzugspredigt'.

Seine eigenen Werke zeigt Schnabel ohne jedes empfehlende Wort in seinem Batte an; so seinen 'Kurtzen Extract' (1732 Nr. 5 S. 20), den zweiten Theil der 'Wunderlichen Fata einiger See-Fahrer' (1732 Nr. 22 S. 88), die 'Umständliche Nachricht' (1732 Nr. 35 S. 140), den dritten Theil der 'Wunderlichen Fata einiger See-Fahrer' (1736 Nr. 17 S. 68), die 'Lebens-Helden- und Todes-Geschicht Eugenii Francisci'[20]) (1736 Nr. 25 S. 100), 'Japheths-Wohnung in den Hütten Sems' (1736 Nr. 49 S. 196), 'Das höchst-erfreute Stolberg' (1737 Nr. 19 S. 76), 'Den im Irrgarten der Liebe herum taumelnden Cavalier'[21]) (1738 Nr. 93 S. 368). Von allen diesen Schriften ist nur die vorletzte unter seinem Namen, die andern sind pseudonym oder anonym erschienen.

Neben all diesen Bücheranzeigen, Auszügen, Besprechungen u. dgl. bringt der gelehrte Theil auch mancherlei Personalien, Notizen über Berufungen, Vorlesungen u. a., so dass wir im grossen und ganzen über das geistige Leben Mittel- und Norddeutschlands leidlich unterrichtet werden. Mit grossem Interesse wird die Gründung, Einrichtung und Einweihung der Universität Göttingen verfolgt.

Ganz stiefmütterlich werden unter den Litteraturangaben die schönen Wissenschaften, Kunst und Poesie behandelt. Es begegnen nur die Namen: der 'bekannte' Melissantes, Menantes, Neukirch, der 'berühmte' Brockes, dessen 'Irdischen Vergnügens in Gott' (2. Theil) mit ein paar Worten gedacht wird, der 'berühmte Poet und Doct. Med. Joh. Valentin Pietsch in Königsberg, dessen schöne Gedichte auch von den Ausländern so hoch geachtet werden', und die 'geübte Feder des geschickten Hrn. Prof. Gottsched'.

---

weiss ich nicht. Vielleicht hat Placius Antheil an der politischen Epigrammendichtung der 'Sammlung'.

[20]) Gegen einen bei der 'Sieglerischen Wittbe in Magdeburg' erschienenen Nachdruck legt Schnabel geharnischten Protest ein (1736 Nr. 37 S. 148).

[21]) Die Ankündigung lautet: 'In den vornehmsten Buchläden, auch in Nordhausen bey Hrn. Joh. Heinrich Grossen ist zu haben: 'Der im Irrgarten der Liebe herum taumelnde Cavalier' u. s. w.

Mit gewisser Absichtlichkeit hält Schnabel Gedichte von seiner Zeitung fern; die wenigen gereimten Neujahrsglückwünsche und Jahresschluss-Betrachtungen können und wollen wohl auch keinen Anspruch auf eine solche Bezeichnung erheben. Und wenn er einmal eine Ausnahme macht und 1737 Nr. 15 Anh. ein Hochzeitgedicht aus Querfurt aufnimmt, so thut er es nicht sowohl, um den Zeitungschreibern namentlich in Hamburg nachzuahmen, die 'gantze Carmina oder andere Stücken Poetischer Sachen, zuweilen par flatterie den öffentlichen Zeitungen inseriren', als 'in Hofnung dass es wegen des artigen Wortspiels, nicht unangenehm zu lesen seyn wird.' Für das Wortspiel [22]) hat Schnabel eine besondere Vorliebe; namentlich wendet er es in kurzen gereimten Epigrammen an, von denen eine ganze Reihe sich in der 'Sammlung' findet. Sie behandeln zumeist politische Stoffe und sind nicht ohne Geschick abgefasst. Diese politische Gelegenheitsdichtung Schnabels ist von Strauch (a. a. O.) einer eingehenden Betrachtung unterzogen worden. Er irrt aber, wenn er alle Epigramme der 'Sammlung' Schnabeln zuschreibt. Ein Theil von ihnen gehört dem am 23. September 1697 in Neu-Ruppin geborenen und seit 1720 in Klein-Dedeleben amtirenden Pastor Christian Andreas Teuber an, von dem es viele ohne seinen Namen in deutscher, englischer, französischer, italienischer und lateinischer Sprache gedruckte Gedichte giebt. Schnabel tritt gelegentlich als ein 'aufrichtiger Nachbar' energisch und scharf für diesen seinen 'Freund' und 'Gönner' ein (1734 Nr. 51 S. 204). Folgende Gedichte sind Teubern zuzuweisen: 'Kein Adler scheut das Sonnen-Licht' (1732 Nr. 36 S. 144)[23]); die italienische Übersetzung davon (1732

[22]) Vgl. 1736 Nr. 49 S. 196: 'Wer hat es denn einem Historien-Schreiber jemahls verübelt, wenn er bey guter Gelegenheit vernünftige aber nur keine allzu abgeschmackten Scherz-Worte mit einfliessen lassen?'

[23]) Teubers Autorschaft wird bestätigt durch die 'Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen', Leipzig 1732 Nr. XCII S. 824 f., woselbst auch erwähnt wird, dass 'dieses Sinn-Gedicht bereits vor dem durch die Deutschen Stolberger Zeitungen Nr. XL [vielmehr Nr. 36] ohne Namen des Autoris war bekannt gemacht worden.' Daselbst steht auch die in der 'Sammlung' angeführte französische Übersetzung, die von einer

Nr. 49 S. 196); das französische Anagramm auf die Princessin Elisabeth von Bewern (1733 Nr. 1 S. 4)[24]); ein lateinisches Epigramm auf den Grossbrittanischen Hof-Medicus Werlhoff in Hannover (1733 Nr. 17 S. 68)[25]); ein lateinisches Sinngedicht: 'Gallus gallinas Germanos iudicat esse' u. s. w. (1734 Nr. 47 Anh.)[26]); die deutsche Übersetzung davon (1734 Nr. 50 Anh.)[27]); ein lateinisches Epigramm auf Don Carlos (1735 Nr. 9 Anh.)[28]); sechs deutsche Sinngedichte 'Auf die Mediation der Engel- und Holländer', 'Auf den König von Franckreich', 'Auf den Stanislaum', 'Auf den König von Sardinien', 'Auf den Printzen Eugenium', 'Auf den Primatem des Königreichs Polen' (1735 Nr. 10 S. 40)[29]); zwei deutsche Epigramme 'Auf den Grafen von Königsegg'

---

berühmten und geschickten Feder D. W in einer Dedeleben benachbarten Residenz stammt [Dr. Paul Gottlieb Werlhoff in Hannover]. Vgl. auch Zedlers Universal-Lexikon 42, 1525 f. Schnabel begleitet den Abdruck des deutschen Gedichts mit folgenden Worten: 'Man vermuthet, dass ein gewisser Gönner, welcher uns dieses Sinn-Gedicht par Couvert übersandt hat selbst Autor davon sey, ob er schon seiner gewöhnlichen Bescheidenheit nach, sich nicht darvor ausgeben wollen'.

[24]) Mit Schnabels Bemerkung: 'Der Autor hat sich zwar nicht genannt, man hat aber Nachricht, dass er ein nicht unbekannter Philologus in dem Fürstenthum Halberstadt sey.'

[25]) Mit Schnabels Bemerkung: 'Ein sicherer Philologus in einem benachbarten Fürstenthume, von dem wir bereits einige Deutsche-Französische- und Italiänische-Epigrammata unserer wöchentl. Sammlung inserirt haben hat uns ... nachstehende Penseè communiciret.'

[26]) Mit Schnabels Bemerkung: 'Ein schon sonst sehr berühmter Poët, der sich nicht genennet wissen will, hat neulichst folgendes lateinische Sinn-Gedicht, bey der Lust, in der Geschwindigkeit verfertiget.'

[27]) Mit Schnabels Bemerkung: 'Einer der sich nicht nennen wollen, hat dem in unsern Anhange ad. Num. 47 erwehnten Lateinischen Sinn-Gedichte die Ehre angethan, selbiges in deutsche Verse zu übersetzen, wie wohl dieselben gerathen darüber lassen wir die Hrn. Poeten judiciren, sind inmittelst vor seine Mühe sehr verbunden und communiciren dem Publico die Verse folgendergestalt.'

[28]) Mit Schnabels Bemerkung: 'Ein auswärtiger gelehrter Freund hat uns unter andern geschickt ausgearbeiteten gelehrten Sachen vor kurtzem folgendes Epigramma zugesandt.'

[29]) Mit Schnabels Bemerkung: 'Die aus einer gelehrt-poëtischen Feder, bey müssigen Stunden geflossenen und anhero communicirten deutschen Epigrammata, sind folgende.'

(1735 Nr. 13 S. 52)[30]); ein lateinisches Epigramm auf den König Theodor von Corsica (1738 Nr. 25 S. 100)[31]). Zweifelhaft ist seine Autorschaft bei dem lateinischen Epigramm auf den Prinzen Eugen: 'Eugenius quid agit? multi sine pectore quaerunt' u. s. w. (1735 Nr. 29 S. 116).

Bei einer Reihe anderer Epigramme sind Verfasser nur zweifelnd zu vermuthen, bezw. gar nicht mehr zu ermitteln. Vielleicht dass die Sinngedichte 1733 Nr. 47 S. 188 und 1734 Nr. 44 Anh. dem Stolberger Placius gehören.

Schnabel war mit vielen seiner Zeitgenossen ein grosser Freund von Anagrammen, Chronostichen, Eteonstichen, Trigonal-Paragrammen und andern derartigen Buchstaben- und Zahlenspielereien, deren er eine ganze Reihe in seinem Blatte abgedruckt, z. Th. wohl auch selbst verfasst hat (so 1733 Nr. 52 S. 208 auf den Geburtstag der regierenden Frau Gräfin; 1734 Nr. 2 S. 8 auf Stanislaus). In Nr. 3 und 4 des Jahrgangs 1735 giebt er eine ganze Reihe von Anagrammen eines Unbekannten, den er mit einer gewissen Hochachtung einen 'maitre der künstlichen Poesie' nennt.

Am interessantesten ist die 'sonderbare' Geschichte, der vermischte Theil, wie wir heute sagen würden. Er enthält gar viel des Werthvollen zur Cultur- und Sittengeschichte jener Tage, für die er eine reiche, bisher noch nicht ausgenutzte Quelle ist. Das Bild, das uns sein berühmter Roman in der Schilderung der einzelnen Lebensläufe zeigt, wird durch die 'Sammlung' in kahler, nackter Weise bestätigt: Raub, Mord, Betrug, Einbruch, Händel jeder Art, Ehestands-Komödien und -Tragödien bilden auch hier den Hauptinhalt, ein Beweis für die Roheit der Sitten, die schlimmen Nachwehen des dreissigjährigen Krieges noch bis hinein in das zweite Viertel des vorigen Jahrhunderts, die Verrohung nach oben und unten, den Druck, der auf dem Bürger- und Bauernstande lastete. Daneben ist dieser

[30]) Mit Schnabels Bemerkung: 'Ein auswärtiger Poet hat folgendes anhero communicirt.'

[31]) Mit Schnabels Bemerkung: 'Eine gelehrte poëtische Feder hat bey gegenwärtigen Corsischen Angelegenheiten, und da sonderlich Herr Theodor bey denen von seinem Anhange immer noch unsichtbar bleibt, folgende Disticha auf ihn zu Pappiere gemacht.'

Theil eine Chronik aller Unglücksfälle, Unwetter, Brände, Jagden, Personalien und genealogischen Notizen, welche letztere in den späteren Jahrgängen vollständiger und unter besonderer Rubrik gegeben werden. Auch 'die alten Leute' tauchen schon als ständige Gäste dieses Vermischten auf.

Für physikalische und technische Erfindungen und Verbesserungen hat Schnabel besonderes Interesse; so finden wir die Beschreibung manches optischen und mechanischen Instruments, u. a. auch neuer Geschützconstructionen. Nicht ohne Behagen macht er sich über die Leute lustig, die nun endlich das Problem des perpetuum mobile oder der Quadratur des Zirkels gelöst haben wollen, wie er auch sonst unglaubliche Nachrichten mit Witz und Humor vorträgt. Schärfer und sarkastischer wird seine Sprache, wo er gegen Ärztestümper und Quacksalber loszieht. Die Nachrichten, die medicinische und chirurgische Merkwürdigkeiten bieten, werden ziemlich ausführlich gegeben.

Der Kreis, aus dem das Vermischte gezogen wird, ist ein weiter. Die Umgegend Stolbergs ist darin nur verschwindend vertreten, eine Abtheilung 'Locales', wie heute es jedes Winkelblättchen besitzt, ist nicht vorhanden; höchstens dass einmal von Schlittenfahrten der hohen Herrschaften oder den auf dem Schlosse angekommenen Fremden berichtet wird, oder Schnabel dem erstaunten Stolberger Spiessbürger erzählt:

Am 9. huj. (9. December 1736), als am 2. Advent-Sonntage, liessen sich unser gnädigst regierender Landes-Vater, der Hochgebohrne Graf und Herr, Christoph Friedrich, Graf zu Stolberg & rel. zum erstenmahle mit dem St. Huberts-Orden angethan, öffentlich sehen.

Wohl aber sind die Nachrichten aus Kursachsen häufig, und mit gewissem Interesse scheinen Vorkommnisse aus der engeren Heimat des Zeitungschreibers verzeichnet zu sein, so aus Zörbig, Bitterfeld u. s. w. Vielen Stoff, besonders auch in Scandalosis, liefern die Hauptstädte Paris und London. In den Kriegszeiten von 1734 an bringt das Blatt Einzelzüge vom Kriegsschauplatze am Rheine, in Polen und später aus Ungarn, die geschickt zurechtgeschnitten den Leser über die Vorkommnisse gut orien-

tiren. Mit einer gewissen Ausführlichkeit ist die Geschichte und das Geschick des Juden Süss-Oppenheimers, des Geldagenten des Herzogs Karl Alexander von Württemberg verfolgt.

Die Sprache in der 'Sammlung' ist vielfach mit Fremdworten[32]) durchsetzt, sonst ist sie, mancherlei Ausdrücke der Kanzlei abgerechnet, im ganzen flüssig und leicht, wenn ihr auch die sinnliche Anschaulichkeit fehlt, die Schnabels 'Insel Felsenburg' und seinen 'Cavalier' so hoch über alle gleichzeitige Erzählungslitteratur heraushebt. Mundartliches hat er zumeist abgestreift, auch in der Anwendung von sprichwörtlichen Redewendungen ist er zurückhaltender als in einem seiner anderen Werke.

Von der 'Sammlung' mag noch heute gelten, was der Autor in der 1734 geschriebenen Widmung der ersten Bände an seinen gräflichen Herren sagt: 'Was der zierlichen Schreib-Art darinnen fehlt, ersetzt die Anzahl der Geschichte von so gar viel- und mancherley Art; so dass dieses Buch auch noch in künfftigen Zeiten, als ein passables Historien-Buch angesehen werden kan'. Dieses wird es ihm auch für manche Stellen seines berühmten Romans gewesen sein, die in einzelnen Notizen des Blattes ihre deutliche Quelle offenbaren. Natürlich handelt es sich dabei nur um die zwei letzten Bände der Insel Felsenburg, die 1736, bezw. 1743 erschienen sind. So spielt der grausame Beherrscher 'der Fetz- und Maroccischen Reiche' Muley Ismael, den er 1732 Nr. 50 S. 199 erwähnt, auch im Roman 3, 97 f. eine Rolle. Für die Schilderung des Bombenwerfens auf der Insel St. Jago 4, 101 ff. scheint Quelle die Notiz einer Zeitung zu sein, die ausführlich über das in Venedig jährlich stattfindende Bombenwerfen berichtet hatte, und aus der Schnabel 1733 Nr. 38 S. 151 einen kurzen Auszug giebt. Die Geschichte, die er 4, 437 f. von dem Geier erzählt, hat wohl ihr Vorbild in dem, was die 'Samm-

[32]) Ein Beispiel mag genügen. Schnabel schreibt über den Zusammenstoss der Bewohner zweier Dörfer in der Nähe Stolbergs, bei dem es blutige Köpfe gab: 'Man ist dannenhero curieus zu vernehmen was diese cruelle Rencontre vor Suiten nach sich ziehen werde' (1738 Nr. 24 S. 96).

lung' 1731 S. 68 von einem Zimmer-Adler berichtet. Manche Ausführungen, die im 3. und 4. Theile der Insel Felsenburg über Urnen, Gräber, Schatzgraben gegeben werden, mögen auf Nachrichten zurückgehen, wie sie sich z. B. 1735 Nr. 15 Anh.; 1737 Nr. 47 S. 184; 1738 Nr. 12 S. 47 finden. Zur Schilderung der Geisterwelt auf Klein-Felsenburg vergleiche 'Sammlung' 1732 Nr. 7 S. 28. Die wunderlichen Himmelserscheinungen, wie sie im Anfange des 4. Theils erzählt werden, haben ihr Vorbild in Nachrichten, wie sie in der Zeitung z. B. 1736 Nr. 48 S. 192; 1737 Nr. 13 Anh.; 1738 Nr. 7 S. 28; 1738 Nr. 32 S. 128 gebracht werden.

Ausserdem lässt sich von vornherein aus dem Titel mancher Schriften, die er in dem gelehrten Theile anführt, schliessen, dass er sie für seinen Roman ausgenutzt hat, so z. B. 'Aufgabe, denen Feuer-Werckern vor Monarchen, Potentaten und grossen Herrn ... Steige-Raqueten zu præsentiren eröffnet von Richtern. Leipzig 1735'; 'Les Femmes Militaires. Relation Historique d'une Isle nouvellement decouverte. Avec Fig. Amsterd. 1736'. Welche alchymistische Schriften, die er in grosser Fülle in seiner Sammlung anführt, Schnabeln für den Unsinn des Schlusses des 4. Theils als Quelle gedient haben, entzieht sich der Kenntniss; vielleicht dass er selbst manchem, was in Gross' Verlag in Nordhausen von solchen Büchern erschien, nicht ganz fern steht (vgl. z. B. 1737 Nr. 76 S. 304).

Als 'Neben-Sachen' sind erschienen und dem Exemplare der Gräfl. Stolbergischen Bibliothek angebunden, und zwar dem 1. Bande (die Jahrgänge 1731—1734 enthaltend):

1. POETIscher Einfall | über dem | schändl. Abfall | vom Christlichen Glauben | und schreckl. Verfall | in die Mahometanische Finsternis | des gewesenen Grafens | BONNEVALL, | itzigen Türckischen | RENEGATENS | unter dem Nahmen | ACHMET BAY. | ANNO 1731. | (4 S. Quart.)

2. Kurtzer EXTRACT, | Erstlich: | Des Ertz-Bischöffl. Saltzburgischen | PATENTS, | den Abzug der Protestantischen Unter-| thanen aus selbigem Ertz-Stifft betreffend, | Nebst einiger Nachricht von dem erbärmlichen Zustande, | worinnen sich diese beklagenswürdige Leute, auf der, kurtz vor verwi-|chenem heil.

Weyhnachts-Fest angetretenen und fortgesetzten müh-|seeligen Reise befunden haben, | und worüber | eine deutsch-poetische Feder ihre christ-mitleidigen Gedancken | eröffnet. | Zweytens: | Derjenigen Bedingungs-Puncte, unter | welchen sich die Corsischen Missvergnügten, der | Republic Genua aufs neue zu submittiren | erklärt. | 1732. | (8 S. Quart.)

3. Umständliche | Nachricht, | Welchergestallt | ein, in 600 Seelen bestehender Troup | Saltzburgischer Emigranten | in der Hoch-Gräfl. Residentz-Stadt | Stolberg am Hartz | den 2ten 3ten u. 4ten Aug. 1732. | eingeholt, empfangen, geistlicher und leiblicher Wei-|se verpflegt, nachhero auf die vorhabende fer-|nere Reise geleitet worden. | PRO MEMORIA: | VVIr StoLberger haben VertrIebene SaLtzbVrgI-|sche EXVLanten beVVIrthet: | Den zVVeyten, DrItten VnD VIerten AVgVstI. | Stolberg am Hartz, | Zu finden bey dem Verfasser der wöchentlichen Stolbergischen Sammlung etc.| und gedruckt | bey Johann Christoph Ehrhart Gräfl. priv. Hof-Buchdr. | (16 S. Quart.)

4. COPIA | derjenigen Polnischen, ins Deutsche | übersetzten Schrifft, | unter dem TITUL: | BRIEF | eines gewissen | Land-Bothen | an einen seiner guten Freunde etc. | Welche | von dem PRIMATE REGNI und der Versammlung der Pol-|nischen Stände, durch die Hände des Büttels verbrandt zu wer-|den, verdammet worden, so auch d. 9 Jul. würcklich in Warschau | bey Trompeten- und Paucken-Schall in Gegenwart einer un-|glaublichen Menge Volcks geschehen; mithin nicht nur in | Polen, sondern auch auswärtig, ein grosses Aufsehen | verursacht. | Gedruckt MENS. AUGUSTI 1733. | (4 S. Quart.)

5. Beschreibung | Der | Merckwürdigkeiten | die bey einer | Polnischen-|Königs-Wahl | vorfallen; | Nebst beygefügter Abschrifft des spitzigen und | harten Briefes, | welchen der | Fürst LUBOMIRSKI | an den | GENERAL MIER | abgelassen. | Anno 1733. | (4 S. Quart).

6. Die | durch die Spanier aufgerührte | Türckische | Grausamkeit, | Oder | Kurtzer Bericht | von denenjenigen Barbarischen Repressalien, welche | die Türcken, wegen der ohnlängst beschehenen Spanischen | Landung in Africa, an den unschuldigen Christen im Gelob-|ten Lande und andern unter Türckischer Bothmässigkeit | stehenden Örtern bisshero gebrauchet; | Worbey | die schreckhaffte Geschicht | des in Algier lebendig geschundenen PATERS, | Franciscaner-Ordens, | CIRANO | besonders merckwürdig. | Mit flüchtiger Feder geschrieben und zum Druck befördert | Mens. Februar. 1733. | (4 S. Quart.)

7. Kleines | Gregorius-|Spiel, | Bey Gelegenheit der itzigen | Polnischen Conjuncturen | aufgeführet | 1734. | (4 S. Quart.)

8. Rom | unter den Waffen, | in einer | Kriegs-Rede | eines Gross-Allmosen-Pflegers | der Arméen | des Pabsts, | vorgestellet |

und aus dem Französischen ins | Deutsche übersetzt. | Gedruckt im Monat Jul. | 1734. | (8 S. Quart.)

Die Jahrgänge 1735 und 1738 enthalten keine Beilagen, wohl aber die von 1736 und 1737. An den Jahrgang 1736 ist angebunden:

1. Etwas Neues, | I. | Zufällige Gedancken | über den berüchtigten Banqveroutirer | Lorentz Rennefantz, | Fleischhauern zur Neustadt bey Dressden, | welcher nach vollführter Inqvisition vor dem Wohllöbl. | Stadt-Gerichte daselbst, in einem wider ihn eingehol- | ten Urtheil, wegen falschen Wechsels und übrigen Be- | trügereyen, nach Maassgebung des allergnädigsten | Banqveroutier-Mandats § 12. vor ehrlos erkläret und er | hierüber annoch 2 Jahr lang auf den Festungs-Bau | bey Wasser und Brod zur Arbeit condemniret, sothanes | Urtheil auch durch 2 in der Sache ergangene allergnä- | digste Befehle, nicht allein confirmiret, sondern auch | zugleich Rennefantzens Ehrlossprechung, durch öffent- | lichen Anschlag und durch die Zeitungen bekandt zu machen | allergemessenst mit anbefohlen worden. | II. | Brief | wegen eines den 17. Sept. in Döbeln aus dem Back-Ofen | entlauffenen Kuchens. | 1736. | (4 S. Quart.)

2. Japheths-Wohnung | in den Hütten Sems, | Genes. IX, v. 27. | das ist: | Wohlgemeynter jedoch ohnmassgeblicher | Vorschlag, | Welchergestallt die Europæischen Puissançen bey je- | tzigen favorablen Conjuncturen, mit zusammen gesetzten | Kräften, die Türcken, Corsaren oder See-Räuber nebst | andern barbarischen Völckern delogiren und in die Enge | treiben, die Meere, und sonderlich das Mittelländische, | aufs künftige von fernern Capereyen gäntzlich befreyen, die | Handelschaft allerwegen in den höchsten Flor bringen und | also vermittelst göttlichen Beystandes die Christliche Reli- | gion überal ausbreiten ingleichen die Ober-Herrschafft über die | gantze Welt in kurtzer Zeit behaupten könten. | Mit patriotischer Feder kürtzlich | entworffen | von | JAPHETO SUÆ EUROPÆ REDIVIVO. | 1736. | (8 S. Quart.)[33]

Dem Jahrgange 1737 ist angebunden:

Das höchst-erfreute Stolberg, | bey dem | Hochgräfl. Vermählungs-FESTIN | des Hochgebohrnen Grafen und Herrn, | Herrn Christoph Ludewig, | Grafen zu Stolberg, Königstein, Rochefort, Werni- | geroda und Hohnstein, Herrn zu Epstein, Müntzenberg, | Breyberg, Aigmont, Lohra und Clettenberg, etc. | Mit der | Hoch-

[33]) Doch vielleicht nicht von Schnabel, der das Werkchen 1736 Nr. 49 S. 196 folgendermassen ankündigt: 'Alhier ist bey dem Verfasser dieser Sammlung in Commission zu haben: 'Japheths Wohnung' u. s. w.

gebohrnen Gräfin, | Gräfin Louise Charlotte, | Gräfin zu Stolberg, Königstein, Rochefort, Werni-|geroda und Hohnstein, Herrin zu Epstein, Müntzenberg, | Breyberg, Aigmont, Lohra und Clettenberg, etc. | entwarf mit flüchtiger Feder und beförderte solches nebst umständlicher | Nachricht von allen darbey vorgegangenen SOLENNIEN, gemachten | ILLUMINATIONen und andern unterthänigsten DEVOIRS, | auf Verlangen vieler Einheimischen und Auswärtigen zum Drucke: | Johann Gottfried Schnabel, | Gräfl. Stolbergl. Hof-Agent. | STOLBERG, Druckts Johann Christoph Ehrhart, Gräfl. Hof-Buchdr. | (51 S. Quart.)

Es mag an dieser Stelle ein Theil des gereimten Inhaltes der 'Sammlung' und der 'Neben-Sachen', soweit er unzweifelhaft von Schnabel herrührt, mit Ausschluss dessen, was Stern (a. a. O.) schon veröffentlicht hat, zusammengestellt werden. Der poetische Inhalt des meisten ist ganz dürftig und möchte einen Neudruck nicht rechtfertigen. Doch dürfte immerhin manches werthvoll für die Charakteristik des Verfassers sowohl als auch des Publikums sein, für das seine nimmer müde und schnell arbeitende Feder schrieb. Dieser Grund mag es entschuldigen, wenn neben der im gewissen Sinne annehmbaren politischen Gelegenheitsdichtung auch die andern, freilich jedes poetischen Hauches baren Reimereien wiedergegeben werden. Dass Schnabel auch besseres schaffen konnte, zeigen eine Reihe hübscher Gedichte in der 'Insel Felsenburg', unter denen sich das wahrhaft empfundene Lied Alberti Iulii an Concordia (1, 255 f.) mit mancher Poesie der Gottschedschen Zeit rühmlich messen kann.

1733 Nr. 41 S. 164: Nostradamus soll in seinen Prophezeyungen unter andern folgende Verse; auf das itzt-lauffende 1733ste Jahr, haben mit einfliessen lassen, welche bey gegenwärtigen Polnischen Conjuncturen ziemlich bedenklich und applicable fallen möchten, wo anders alles seine Richtigkeit hat. Sie hat ein Deutscher in folgende Reime übersetzt, wiewohl eben nicht vor vollkommen wohl gerathen ausgegeben, sondern den Gelehrtern zur Verbesserung überlassen.

Wenn bey dem Tausende 7 und zwey 3en stehen
So wird ein hohes Haupt (a) ins Reich der Todten gehen.
O Lerm! ein König hier, ein König da und dort,
Streit, Schläge finden sich, der Säbel führt das Wort.

Stein (b) Hahn (c) und Adler (d) sind beschäfftigt bey den Sachen;
Dem ohngeachtt wird doch die rothe Kappe (e) lachen
Wenn man das gelbe Gold von weissen Lilien (f) bringt
Und auf den Thron ein Printz (g) wiewohl vergebens springt.

(a) Se. Majest. König Augustus II. (b) Sachsen. (c) Der König in Franckreich. (d) Ihro Maj. der Röm. Kayser. (e) Der Primas Regni. (f) Franckreich. (g) Stanislaus Leszinsky.

1734 Nr. 17 S. 68. Gedanken eines Irländischen Poeten über eine Weibsperson, die Scheidewasser eingenommen hat, welche in Deutscher Sprache also klingen möchten:

Du gutes Kind! dein Scheide-Wasser ist zu starck
Man kan sich ja durch viel gelind're Mittel scheiden
Und darf dabey nicht bitt're Todes-Schmertzen leyden.
Die Liebes-Lust ist nichts als ein candirter Qvarg
Den kan man doch noch hie und da zu Kauffe finden,
Drum muss man sich nicht nur allein an Eines binden,
Die Welt ist voll von allerley verliebten Seelen
Hälts da nicht Stich, so muss man sich was anders wählen,
Du gutes Kind! die Einfalt stürtzt dich in den Sarg.

1734 Nr. 22 S. 88. Auf Dippels gesagten Tod. Jemand hat dieserwegen in der Geschwindigkeit seine Gedancken in folgende 4 Reim-Zeilen entworffen:

Ists wahr? hat dich der Todt denn nun zur Ruh gebracht?
Dich, der du hier und dar viel Unruh hast gemacht;
So ist gewiss dein Kopf und Leib recht hertzlich froh,
Und darf nicht irre gehn im künfftgen Seculo.

1734 Nr. 43 S. 171 f. Es ist bisshero immer negligirt worden, zu melden, dass, da der Sohn des Englischen Cron-Prätendenten, ohnlängst mit dem Infanten Don Carlos eine kleine Reise zur See gethan, dem erstern der Hut in die See gefallen, welchen die Matrosen zwar wieder auffischen wollen, er aber die jämmerlich-nachdencklichen Worte gesprochen: Lasset ihn nur hinfahren in Engelland werden wir einander schon wieder finden. Weil aber Jemand seine Gedancken Reim-weise über diesen Zu- und Einfall ausgelassen, mögen dieselben voritzo allhier ihren Platz nehmen und lauten solche also:

Wie schwatzest du? du armes Kind!
So alt, und bist noch jung von Jahren.
Soll denn dein Hut nach England fahren?
Gantz ohne Ruder, Seegel, Mast:
Ach! daran zweiffelt mancher fast.

Warum? ein leichter Würbel-Wind
Wird ihn bald an die Scyllen treiben
Und kan er da nicht liegen bleiben
So schlingt ihn doch Charybdis ein.
Da wird ihn niemand wieder finden;
Mithin ist Hut und Hoffnung fort;
Drum höre mein vertrautes Wort:
Wilstu ein kluger Schiff-Mann seyn,
So lerne deinen Hut anbinden.

1735 Nr. 10 S. 40. Zu Erfüllung des Blates hat ein anderer in der Geschwindigkeit folgendes beygefügt:

Auf die ohnlängst von den Holsteinl. und Schwartzburgl. Trouppen eingenommene Festung Schwerin:

Schwerin! es schien zwar schwer in dich hinein[zu]dringen,
Dieweil dein schwer Geschütz sich tapffer hören liess,
Da nur ein Josua mit Feld-Posaunen bliess;
Allein es ward ihm leicht dich zur Raison zu bringen.
Und eben dieses wird die Ruhe nach sich ziehn
Drum heisse Ruhestadt und ferner nicht Schwerin.

1735 Nr. 52 S. 208:

NUn sinckt das alte Jahr zu den verfloss'nen Jahren,
Mithin erscheinet itzt sein letztes Sammlungs-Blat:
Von vielen Ungemach hat man bissher erfahren,
Weil Mars die Trommel stets im Grimm gerühret hat.
Doch nunmehr siehet man Irenen wieder lachen,
Der Krieges-Schau-Platz wird nun bald geschlossen seyn;
So folgt auf Regen, Sturm, Blitz, Wetter, Donnern, Krachen,
Fast ehe man es meynt, ein holder Sonnenschein.
Was man die Zeit daher von Unglück aufgeschrieben,
Verwandle sich hinfort in lauter Wohl und Glück:
Den Freunden, die noch itzt die Sammlungs-Stücke lieben,
Schickt des Verfassers Kiel, hier schuld'gen Danck zurück.

1736 Nr. 37 S. 148. Beim Nachdrucke der Gisanderschen Lebens-Helden- und Todesgeschicht des .. Eugenii Francisci durch die Sieglerische Wittbe in Magdeburg:

Ists Hunger oder Geitz, der solche Leute plaget,
Die dahin Schneiden gehn, wo sie nichts ausgesät?
Ich weiss es würcklich nicht; indessen wird gefraget:
Ob Stehlen redlicher, als dass man Betteln geht?

1738 Nr. 29 S. 116. Diese Grabschrift[34]) hat ein anderer denen die der lateinischen Sprache nicht kundig, zu Gefallen, folgendermassen übersetzet:

Steh stille Wanderer! hier unter diesem Stein
Grub man den Uberrest des Theuren Riedels ein.
Sein Leben stellte sich zum Spiegel guter Sitten
Und sein beliebtes Thun zum Bild der Heerde dar,
Er eilte von der Welt mit so behenden Schritten,
Als die Gelehrsamkeit ihm Lob und Ruhm gebahr.
Geh weinend von der Gruft, die dir die Vorschrift weiset,
Was mit belobten Fleiss sein Amt verrichten heisset,
Wie man durch Wissenschaft sich steten Preiss erwirbt
Recht gläubet, christlich lebt und endlich seelig stirbt.

1738 Nr. 103 S. 408:

Proso[po]pæische Schluss-Rede
Des Stollbergischen Sammlungs-Stücks.
Diss Jahr rollt nun hinweg und kehret nicht zurück;
Hierbey so zeigt sich auch, das letzte Sammlungs-Stück
Jedoch diss Sammlungs-Stück wird sich so gleich verneuen
Wenn wir uns nächster Tags des Neuen-Jahres freuen.
Es hat zwar Neid, Betrug und Geitz, mich hart gepresst;
Doch da der Himmel nie, die Redlichkeit verlässt.
So liess mein König, Sich durch Licht und Recht bewegen
Dem kleinen Sammlungs-Stück, den Schutz-Brief bey zu legen;
Nun bläcke gelber Neid! O Geitz! friss selber, Dich!
GOtt! und der Hohen Gunst, die streiten selbst vor mich,
Sie wissen, wenn ihr mich, noch wollet ferner beissen,
Euch, ohne sondre Müh, den Raff-Zahn auszureissen.
Inzwischen weil das Jahr nunmehr zum Ende geht,
So weiss ich, dass es wohl, fein, hübsch und löblich steht,
Vor die, so mir geneigt, mit Danckbarkeit zu kommen,
Davor, dass Sie mich stets so freundlich aufgenommen.
Der Himmel seegne Sie, so wohl bey Tag als Nacht!
Und bringe zehnfach ein warum ich sie gebracht;
Bey guter Zahlung kan man gutes Muthes bleiben
Der Zeitungs-Schreiber auch, viel feine Sachen schreiben.

POETIscher Einfall | über dem | schändl. Abfall | vom Christlichen Glauben | und | schreckl. Verfall | in die Mahometanische Finsternis | des gewesenen Grafens | BONNEVALL, | itzigen Türckischen | RENEGATENS | unter dem Nahmen | ACHMET BAY. | ANNO 1731. |

[34]) Auf den Tod 'des so sehr meritirten Pro-Rectoris Ioannis Martini Riedel im Closter Ilfeld'.

Wie bist du, Bonnevall, so tief und hart gefallen?
Gefallner, nenne dich hinführo Male-Fall;
Es kan kein Donner-Schlag durch gantz Europa knallen,
Dein Fall im Gegentheil erschallet überall;
Er schmettert über sich, er kracht bis in die Hölle,
Zerstauchter Bonnevall, erstaune selbst vor dir;
Dein unerhörter Fall ist über alle Fälle,
Ich weiss, der Himmel selbst entsetzet sich dafür.
Ein jeder liebet sich, du wilst dich selber hassen,
Du siehest deinen Fall, und nimmst dich nicht in acht,
Dein toller Eigensinn will sich nicht beugen lassen,
Du fällst nicht ohngefehr, du fällst mit Vorbedacht.
Du fällst verkehrtes Hertz, aus deines Kaysers Gnade,
Dem du nach deinen Fall nun gantz entfallen bist.
Was ist das nicht vor dich ein ungemeiner Schade,
Da dein Gedächtniss auch in Deutschland stinckend ist?
Als dich des Adlers Nest durchaus nicht mehr vergnügte,
Fiel dir der düstre Hof des halben Mondes ein.
Schlug dir das Hertze nicht? doch weg, der Einfall siegte,
Und deine Rachbegier gab ihren Willen drein.
O ungerathner Sohn! O Schandfleck derer Christen!
Du fällst dem Mahomet, dem Lugen-Geiste zu.
Es treibt dich eine Wust von GOtt-verhassten Lüsten,
Du folgst, du siehst und fällst; wie tumm und blind bist du?
Die Mondsucht, Bonnevall, ist dir ins Haupt geschlagen,
Du siehst die Finsternis vor Glantz und Klarheit an.
Mich deucht, ich höre dich aus frecher Kühnheit sagen:
Thut mir die Bibel weg, gebt her den Alcoran.
Wie kan dich Fleisch und Blut so gar geschwind erbitten,
Dass du dem Mahomet den Eyd der Treue schwörst?
Du warst dem Hertzen nach vorhero nicht beschnitten,
Ich glaube, dass du sonst noch nicht beschnitten wärst.
Du hast, o Schwindel-Geist, noch viele böse Mucken,
Doch deine Raserey jagt uns kein Schrecken ein;
Der ausgedachte Rath vergällter Mammelucken
Wird bey dem Gross-Sultan von schlechter Würckung seyn.
Gesetzt, es solte dir dein Rath und Wunsch gelingen;
GOtt ist der Christen GOtt, dem alles weichen muss;
Lass auch der Türcken Wuth nach Christen-Blute ringen,
Es lebt der Sechste Carl und Printz Eugenius.
So bist du denn umsonst, Betrogner, abgefallen,
Und deine Schlösser sind in leichten Wind gebaut.
Wohin? was nun zu thun? geh hin zum Bonnevallen*).
Vielleicht wird dir zum Trost ein Ruder anvertraut?

*) Bonnevallen sind Leute in der Türckey, welche sich freywillig zu Schiffs-Knechten begeben, und auf den Galeren bloss zum Rudern dienen.

Du bist, verlohrner Sohn, gantz in Verfall gerathen,
Das gute Thal**) wird dir ein magres Jammer-Thal,
Der Hunger ist dein Koch, der wendet schon die Braten,
Die reich an Knochen sind, allein von Fleische kahl.
Dein Magen führt mit dir vermuthlich schon Processe,
Weil ihn dein neuer Stand den alten Zoll entzieht,
Und das thut ebenfalls, die kalte Feuer-Esse,
Die man im Dorffe fast am schwächsten rauchen sieht.
Der leere Beutel liegt in dem beschlagnen Kasten
Und schlucket Lufft und Wind vor Löwen-Thaler ein;
Dein bester Zeitvertreib ist itzt ein strenges Fasten,
Das heisset, kurtz gesagt, recht tief gefallen seyn.
Dass ich dein Ansehn gar zur falschen Müntze zehle,
Macht, weil es überall nicht das geringste gilt;
Wie steht es, armer Tropff, mit deiner armen Seele!
Ach! ist dieselbe nicht mit Höllen-Angst erfüllt?
Du fällst, die Post erschallt, in die Verzweifflungs-Stricke,
Dein bester Trost-Spruch ist: komm, Tod, und hohle mich.
Die deinen halten dir Strick, Dolch und Gifft zurücke,
Du legtest sonsten selbst, wie Judas, Hand an dich.
Verstockter Bonnevall, bedenke doch das Ende,
Das ohne Wiederkehr nicht freudig werden kan;
Gedenck ich selbst daran, erstarren mir die Hände = =
Wie dir zu Muthe sey, das weist du, Muselmann.
Bethörter Renegat, ists möglich, kehre wieder!
Wo nicht, so Wehe dir nach dieser Gnaden-Zeit!
Denn bleibst du so verstockt, wie deine Glaubens-Brüder,
So bleibt der Schweffel-Pfuhl dein Sitz in Ewigkeit.
Noch etwas fällt mir ein: Ist Bonnevall gefallen,
Der, als er stund, wohl nicht an seinen Fall gedacht;
So mag ein jeder Christ mit Furcht und Zittern wallen;
Wer allzu sicher steht, wird leicht zu Fall gebracht.

**) Wird auf seinen Nahmen alludiret.

Am Schlusse der 'Umständlichen Nachricht':

Es wird mir, der ich dieses schreibe erlaubt seyn, die vermuthlichen Gedancken der meisten treuhertzigen Stolbergischen Gemüther in ein paar Strophen Verse auszudrücken, welche ob sie gleich nicht alles, doch wohl das meiste, folgender massen in sich halten:

FAhrt wohl! ihr werthen Glaubens-Brüder
Und findet ein Gelobtes Land.
Verlernet eure Klage-Lieder,
Euch führt und schützt des Höchsten Hand
Die Feuer- und die Wolcken-Säule (Exod. 13, v. 21.)
Wird Nachts und Tages bey euch seyn;
Drum treffen eurer Feinde Pfeile
So wenig als ihr Wünschen ein.

Gedenckt von Stolberg stets das beste
Und nehmt vor lieb mit unsrer Kost,
Bedencket selbst ihr werthen Gäste:
Der Hartz giebt wenig Öl und Most,
Doch, stets vergnügt, ist eure Weise,
Drum seyd ihr in der Armuth reich,
Nehmt diesen Wunsch mit auf die Reise:
Der Friede GOttes sey mit Euch.

Zufällige Gedancken | über den berüchtigten Banqveroutirer | Lorentz Rennefantz.[35])

GEneigter Leser!
Gegenwärtige Zeilen sind deutliche Zeugen einer traurigen Geschicht.
Hier erblicket dein neugieriges Gesichte zwar keinen natürlich
Verstorbenen,
aber wohl einen bürgerlich verdorbenen Banquerouteur
und Betrüger.
Dieser gieng zwar mit Waag und Gewicht um,
war aber kein Kauf- sondern ein Lauf-Mann.
Denn nach seiner erlernten Profession
muste er
von einer Stadt zur andern,
und von einem Dorffe zu dem andern
für den andern wandern und lauffen,
um einen guten Handel zu bekommen,
seinen Mit-Meistern vorzukommen,
und selbigen einen Rang abzulauffen.
Weder Hitze noch Kälte
weder Sturm noch Regen,
verhinderten das Regen seiner Füsse über Flüsse,
Thäler und Berge.
So weit klingt es noch gut;
aber das erworbene Gut
war ihm mehr schädlich als gut:
Denn als er darauf mit Pferd und Wagen fuhr,
erfuhr iedermann seines Hertzens Gedancken,
und er konnte vor Ubermuth kaum grüssen und dancken.
Trutz,
Eigensinn und Uppigkeit,
als drey Haupt-Laster,
wurden andern zu Lasten,
welche mit ihm musten Umgang pflegen.
Durch wollüstiges Pflegen seiner lüsternen Neigungen
kam sein Vermögen auf die Neige;
Solches nun zu vermitteln
sahe er sich um nach verbothenen Mitteln.

[35]) Siehe den vollständigen Titel oben S. 360.

Das Borgen macht Sorgen,
aber er blieb Hanns ohne Sorge.
Es gieng bey ihm zu,
wie bey dem reichen Manne.
Denn es war alles vollauf,
und er lebte alle Tage herrlich und in Freuden;
Aus dem Vollauf ward endlich ein Vollsauf,
aus der Herrlichkeit eine Gefährlichkeit,
aus den Freuden ein Leiden.
Durch falsche Wechsel
suchte er seinen Stand zu verwechseln
und seine Nahrung unverantwortlicher Weise zu bessern;
Aber er war nicht weise,
sonst hätte er durch Sorgen und Wachen verhütet,
dass seine Creditores nicht dürffen aufwachen.
Nachdem die Obrigkeit solches ermessen,
weil das Maass seiner Begünstigungen voll war,
ward ihm ein ander volles Maass zugemessen;
Denn das billige Recht
erkannte wider ihn den Verlust des Bürger- und Meister-Rechts,
und weil dieser Banquerouteur und Betrüger durch unehrliche Räncke
viel ehrliche Leute hintergangen,
ward solcher,
nachdem Urtheil und Recht wider ihn ergangen,
öffentlich vor infam erkläret,
und muste,
sich selbst zur Strafe,
und andern zum Beyspiel,
mit angeschmiedeten Bein-Eisen auf den Bau zu wandern,
und daselbst
statt niedlicher Speise und köstlicher Weine,
mit Wasser und Brod
vorlieb nehmen.
Hieraus lerne, geneigter Leser,
Gut Geschmäcke
macht Bettel-Säcke,
darum strecke sich ein jeder nach der Decke.

* * *

Als Fleischer bin ich hier mit Fleisch nur umgegangen,
Und hab' aus Fleisches-Lust, sehr fleischlich stets gelebt,
Mit fleischlicher Begier nach fremden Gut gestrebt,
Daher ich gleichen Lohn mit allem Fleisch empfangen:
Mich will, als wie das Fleisch, die Würmer letzt zernagen
Schon bey lebendgem Leib das Ungeziefer plagen.

Beilage. Zwei weitere Schnabelsche Gedichte.[36])

1.

Bey der | Glücklichen Zurückkunft | des Hochgebohrnen Grafen und Herrn, | HERRN | Gottlob Friederichs, | Grafen zu Stolberg, Königstein, Rochefort, Wernigeroda und Hohnstein, | Grafen zu Epstein, Müntzenberg, Breuberg, Aigmont, Lohra und Clettenberg, | Ihro Röm. Kayserl. Majest. bey dem hochlöbl. Braunschw. Wolffenbüttl. Infanterie-Regiment, | hochbestallten CAPITAINS, Nachdem Dieselben von Sr. Königl. Hoh. Herrn CAROLO ALBERTO Marg- | grafen von Brandenburg etc. etc. als Heer-Meister des Ordens |, am 26. Febr. 1737. | Zum | JOHANNITER-RITTER | geschlagen worden, | Wolte | nebst submissester Abstattung der mündlichen Gratulation seine Gedancken in folgenden wenigen Zeilen eröffnen | Ihro Hoch-Gräfl. Gnaden | unterthänigster Knecht | der Gräfl. Stolbergl. Hof-Agent | Johann Gottfried Schnabel. |

MADRIGAL.

MARS sass nur neulichst in Gedancken
Und war besorgt vor seinen liebsten Sohn.
Er sprach bey sich:
Graf Gottlob Friederich!
Dein tapfrer Geist,
Und was an DIR sonst rühmlich heist,
Ja alle die Vollkommenheiten
So vielen ihren Rang abstreiten
Verdienen grossen Lohn.
Was aber thu ich DIR, DU Held von Muth und Blute,
Doch wohl zu gute?
Ich weiss es nicht. Doch erstlich fällt mir dieses ein:
Du solt ein JOHANNITER-Ritter seyn.

STOLBERG, Druckts Joh. Christoph Ehrhart.

(Druck in 2° in der Gräfl. Rosslaischen Hausbibliothek.)

2.

Die mit hertzlichen Wünschen | verknüpfte Freude, | bey dem hohen | Vermählungs-Feste | des Hochgebohrnen Grafen und Herrn, | HERRN | Christoph Ludwig | Grafen zu Stolberg, Königstein, Rochefort, Wernigeroda und Hohen- | stein; Herrn zu Epstein, Müntzenberg, Breuberg, Aigmont, Lohra | und Clettenberg, etc. |

[36]) Es lässt sich annehmen, dass Schnabels 'flüchtige Feder' noch eine ganze Reihe anderer Gelegenheitsgedichte geschrieben hat. Manches, was namentlich Corporationen bei festlichen Anlässen im Grafenhause, wie bei Hochzeiten, Geburtstagen u. s. w. dargebracht haben, wird ihm zu verdanken sein; auch der gereimte Text zu einer Reihe Schmeerbauchscher Compositionen stammt zweifellos von ihm her.

Mit | der Hochgebohrnen Gräfin | Louise Charlotte | Gräfin zu Stolberg, Königstein, Rochefort, Wernigeroda und | Hohnstein; Herrin zu Epstein, Müntzenberg, Breuberg, Aigmont, | Lohra und Clettenberg, | legte Pflicht-schuldigst zu Tage | Ihro Hochgräfliche Gn. Gn. | unterthänigst-getreuster Knecht | Johann Gottfried Schnabel |. Stolberg, Gedruckt bey Joh. Christ. Ehrhart, Gräfl. Hof-Buchdr.[27])

Nimm, Hochgebohrner Graf, mein Demuth volles Blat,
Das Dein Vermählungs-Fest von mir erfordert hat.
Die Unterthänigkeit, die Pflicht, die Treu und Liebe
Verklagten mich mit Recht, wenn Hertz und Hand nichts schriebe.
Wem Deiner Gnaden Glantz wie mir ins Auge fällt,
Wer Dich vor Stolbergs Lust und süsse Hoffnung hält,
Wer Deinen hohen Stand, Witz und Vernunfft betrachtet,
Wer DICH des höchsten Glücks auf Erden würdig achtet,
Wer von der Mildigkeit recht überführet ist,
Nach welcher DU so gross als wie Dein Vater bist;
Ja wer das Glücke hat, Dein gantzes Thun zu kennen,
Der wird Dir, Theurer Graf, Dein himmlisch Glücke gönnen.
Was ich so nennen kan, ist jedermann bewust,
Sieh! wie Dein ander Ich und Deiner Augen Lust
So Dir des Himmels Gunst jetzt zur Gemahlin giebet
Dich höchst vergnügt umarmt und mehr als zärtlich liebet.
Das wahre Christenthum ist Ihrer Seelen-Lust,
Des Höchsten Wort vergnügt die GOtt ergebne Brust.
Die Wahrheit spricht zu mir: indem ich dieses schreibe,
Die schönste Seele wohnt in Dero schönsten Leibe.
Als einst der Himmel selbst Vermählungs-Loose zog,
Worzu ihn dazumahl Dein hohes Wohl bewog,
Ward dieses Tugend-Bild vor Dich durchs Looss bestimmet,
Das Dir, mein Gnäd'ger Herr, anitzt das Hertze nimmet.
Was Wunder, wenn Dein Hertz gutwillig übergeht?
Denn dieses Götter-Kind war eintzig Dein Magnet.
Drum dringt der Freuden-Strahl in tausend andre Hertzen,
Dass Du wie Isaac kanst mit Rebeccen schertzen.
Wie? Hochgebohrner Graf, wirst Du denn nicht gewahr,
Dass sich absonderlich Dein hohes Eltern-Paar,
Wie auch der Theure Graf Jost Christian ergötzen
Und sämmtlich ihr Gesicht mit Freuden-Thränen netzen?
Was sich von Stolberg schreibt wird inniglich gerührt,
Dass Dich des Höchsten Rath so wohl und weisslich führt,
Ich weiss es freuen sich desswegen auch Personen,
Die weit von hier entfernt, in Fürsten-Häusern wohnen.

---

[27]) Das Gedicht ist in sehr splendidem Drucke ausgeführt; die Namen der Vermählten im Titel sind mit Golddruck gegeben, alles übrige mit Grün und Roth.

Die Freude treibt demnach mich, Deinen Knecht, dahin,
Dass ich bey Deinem Glück gantz aus mir selber bin;
Drum unterwind ich mich bey solchen frohen Lachen
Durch einen treuen Wunsch der Freude Luft zu machen.
Jedoch so tief er sich zu Deinen Füssen neigt,
So weiss ich wohl, dass er auch in den Himmel steigt;
Du wirst, Hochgräflich Paar, des Wunsches Kraft empfinden
Und in dem neuen Stand' ein ander Eden finden.
Der Himmel schencket Dir schon die Zufriedenheit,
Ist aber diese nicht ein Theil der güld'nen Zeit?
Im voraus seh ich schon die Seegens-Ströme fliessen
Und sich mit ihrer Fluth auf Deine Fluhr ergiessen.
Da Stolberg sich aufs neu mit Rossla freundlich küsst,
Ein Kuss auch, wie bekandt, ein Freundschaffts-Zeichen ist,
So wird sich künftig hin erst zwischen beyden Häusern
Die edle Freundschaffts-Frucht durch Dich recht lieblich äusern.
Dein fester Liebes-Bund wird wie ein Garten blühn,
Und, Himmel gib es doch! viel Edle Bäume ziehn,
Die Stadt und Lande stets erwünschten Schatten geben
Und immer fruchtbar sind, so lange Menschen leben.
So blüh' und wachse denn, Hochgräflichs Ehe-Paar,
Sey glücklich und gesund, biss Dich das graue Haar
Der Alten Crone schmückt und biss die Stunde schläget,
Da Dich der Engel-Schaar zur Lammes Hochzeit träget.
Das Hertze sagt es mir: GOTT wird Dir gnädig seyn,
Fällt gleich die Feder hin, trifft doch mein Wünschen ein.
Eins bitt' ich noch von Dir, woran ich mich erqvicke.
Gib Deinem treuen Knecht noch ferner Gnaden-Blicke.

(Druck in 2° in der Gräfl. Rosslaischen Hausbibliothek.)

Quedlinburg. Selmar Kleemann.

Rudolf Erich Raspe und seine Beziehungen zu Anna Louise Karschin.

Nach zumeist ungedruckten Briefen.

Der vor kurzem zu Kassel verstorbene Geheime und Oberregierungsrath Franz Ludwig Mittler, bekannt als tüchtiger Kenner des deutschen Volksliedes, veröffentlichte in den fünfziger Jahren im Weimarischen Jahrbuch[1]) eine Reihe von Briefen Lessings, Mercks, Boies, Herders u. a.

[1]) Bd. 2. 3 und 6.

und lenkte hierdurch zuerst die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise auf einen reichen, bis dahin unbenutzten Briefschatz der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel, den weiter zu erschliessen, wie beabsichtigt war, der Genannte aus unbekannten Gründen unterliess. Der Empfänger und einstige Besitzer jener Briefe war der ehemalige Rath, Professor der Alterthümer und Bibliothekar Rudolf Erich Raspe, dessen gutes Andenken als das eines vielseitigen Gelehrten durch das schwere Verbrechen der Veruntreuung anvertrauter Sammlungsgegenstände für immer verdunkelt ist. Als Raspe im März 1775 vor der Untersuchung geflüchtet war, wurde durch landgräfliche Verordnung vom 27. Juni seine zurückgelassene werthvolle Büchersammlung der fürstlichen Bibliothek einverleibt und befohlen, dass die Privatbriefe, die in 26 Packen geordnet sich vorgefunden hatten, einstweilen ebendaselbst verwahrt werden sollten.[2]) So kam die Correspondenz, da eine Rückforderung niemals eingetreten ist, an ihre jetzige Besitzerin.

Die von Mittler dem Abdruck der Briefe im 3. Bande des Jahrbuchs vorausgeschickte Lebensskizze Raspes ist lückenhaft[3]); sie kann und muss aus den Briefen ergänzt und berichtigt werden, wenn nicht des Mannes selbst wegen, dessen Name gebrandmarkt ist, so doch um der Personen willen, die mit dem talentvollen und liebenswürdigen Schöngeist und Forscher, der zweifellos bis zum Unglücksjahr 1775 durch Hülfe und Rath in litterarischen und wissenschaftlichen Fragen für gewisse Kreise eine Art von Mittelpunkt bildete, in Beziehungen standen. Raspes eigene poetische Leistungen sind ja freilich abgesehen von dem, was ihm die Münchhausenschen wunderbaren Reisen zu danken haben[4]), kaum erwähnenswerth, indirect aber ist die Litteratur ihm als dem Kritiker und Förderer der

---

[2]) S. Acten des Staatsarchivs zu Marburg. Fascikel betreffend die Flucht Raspes und die Untersuchung gegen ihn.

[3]) Nur wenig Neues bringt ein Aufsatz von Mohrmann hinzu, der sich durch vier Nummern des Hannoverschen Kuriers vom Juni 1881 hindurchzieht.

[4]) S. jetzt Grisebachs Einleitung zu der Spemannschen Ausgabe des Münchhausen S. VII ff.

Dichter Anerkennung schuldig, sowie ihm die Wissenschaft als dem Vorkämpfer neben Lessing, Nicolai u. a. im lautschallenden Streite mit Klotz und den Klotzianern in gewissem Grade zu Danke verpflichtet ist.

Ein massloses Streben oder besser Streberthum kennzeichnet den jungen Mann, dem seine erste Stellung als 'Ecrivain'[5]) und von 1764 ab als Sekretär der Königlichen Bibliothek zu Hannover, zumal auch das Verhältniss zum vorgesetzten Bibliothekar Hofrath Jung nicht das beste gewesen zu sein scheint, unwürdig erschien und bis zur Unerträglichkeit drückend wurde. Kleineren Arbeiten, die der 'Candidat en droit' auf naturwissenschaftlichem und kunstgeschichtlichem Gebiete veröffentlicht hatte, folgten, mit Vorrede vom 2. September 1764 dem Kammerpräsidenten Freiherrn von Münchhausen als eifrigem Gönner der Wissenschaften gewidmet und von diesem huldvoll und beifälligst aufgenommen[6]), die Oeuvres philosophiques latines et francoises de feu Mr. de Leibniz. Sie brachten neben anderen unveröffentlichten Abhandlungen als Hauptstück die gegen Locke gerichteten Nouveaux Essais sur l'entendement humain, deren für das Jahr 1704 geplante Veröffentlichung ihr Verfasser s. Z. wegen des am 20. October des Jahres eingetretenen Todes des Gegners unterlassen hatte. Dieser mit ministerieller Genehmigung veröffentlichte Erstlingsdruck aus den auf der Hannoverschen Bibliothek verwahrten Handschriften erregte wohlverdientes Aufsehen und schien geeignet, dem Herausgeber eine Veränderung und Verbesserung seiner Lage für die Zukunft zu eröffnen. Zu Ende des Jahres 1764 wanderten die Schenkungsexemplare nicht nur an die Freunde, sondern auch an Fürstlichkeiten und solche Persönlichkeiten, die sich in hohen und einflussreichen Stellungen befanden, und deren Gunst und Gönnerschaft somit wünschenswerth erscheinen mussten.

---

[5]) 1761, nicht 1762 wie Mittler a. a. O. 3, 2 meint. Im August 1761 wurde Raspe zugleich Erzieher im Schwicheldtschen Hause. S. die Briefe von Frau von Schwicheldt an Raspe. Flachstöckheim, 25. August [1761] und Heinrich Ernst von Schwicheldt an Raspe. Flachstöckheim, 25. August 1761.

[6]) Brandes an Raspe. Hannover, 2. November 1764.



Ehe Raspe im Sommer 1767 den von Kassel an ihn ergangenen Ruf annahm, traten verschiedene andere Pläne an ihn heran, die zum Theil fallen gelassen wurden, zum Theil scheiterten. Kopenhagen, von wo der dänische Minister Bernstorff, ein Hannoveraner, sich in einem Schreiben an Raspe über dessen Fähigkeiten in verbindlicher Weise geäussert hatte, hätte den Gelehrten fast auch ohne bestimmte Aussichten angezogen, wenn nicht des alten Herrn von Schwicheldt väterliche Mahnung entschieden und erfolgreich davon abgerathen hätte.[7]) Im November des gleichen Jahres 1764 war der von Gebhardi innegehabte Lehrstuhl für Geschichte an der Ritterschule zu Lüneburg durch Todesfall frei geworden; wiederum wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, aber weder die Bemühungen des Kammerpräsidenten, der durch Brandes interessirt war, noch die eifrige Befürwortung und Empfehlung Schwicheldts bei Excellenz von Busche hatten Erfolg.[8]) Im März 1765 hiess es in Göttinger Kreisen, dass Raspe die durch Klotzens Abgang nach Halle erledigte Professur, deren Erlangung noch Ende 1764 von Brandes wegen der schlechten Kassenverhältnisse als völlig aussichtslos bezeichnet war[9]), erhalten solle[10]); aber auch diese Hoffnung erwies sich als trügerisch, und die Aufnahme in die Societät als Correspondent mit Diplom vom 8. April war die einzige Frucht des regen Verkehrs mit den Kreisen der Universität.[11]) Zu Anfang 1766 wiederum dachte Raspe daran, auf gut Glück nach Russland zu gehen; eine Stelle als 'Academicien' in Petersburg oder Moskau, eine Privatprofessur oder ein Bibliothekariat, dachte er, müsste dort zu erlangen sein; diesmal trat Büschings warnender Einspruch dazwischen und fand Befolgung.[12])

---

7) Bernstorff an Raspe. Kopenhagen, 4. September 1764 und Aug. Wilhelm v. Schwicheldt an Raspe. Flachstöckheim, 12. September 1764.

8) Brandes an Raspe. Hannover, 23. November und 3. December 1764 und Schwicheldt an Raspe. Flachstöckheim, 2. December 1764.

9) Brandes an Raspe. Hannover, 2. November 1764.

10) Michaelis an Raspe. Göttingen, 31. März 1765.

11) Derselbe an Raspe. Göttingen, 8. April 1765 und Brief Murrays vom gleichen Tage.

12) Büsching an Raspe. Altona, 5. Februar 1766 und 12. März 1766.

Am regsten aber gestalteten sich schon in dieser Zeit und weiterhin besonders während des Kasseler Aufenthaltes die Beziehungen zu Berlin. Marquis d'Argens war einer der ersten gewesen, dem die Aushängebogen des Leibnizischen Werkes unterbreitet waren, dessen Inhalt der Franzose am 29. November 1763 beurtheilte mit den Worten: 'Je pense que cet ouvrage Sera un très beau roman de l'Esprit humain et que celui de Mr. Locke en est l'histoire la plus exacte'. Im September des nächsten Jahres kam d'Argens auf einer aus Gesundheitsrücksichten an den Rhein unternommenen Reise durch Göttingen; hier war es, wo der Director der philosophischen Klasse bei der Königlichen Akademie den gerade dort weilenden Raspe kennen lernte und ihm an die Hand gab, sich bei Friedrich II. um einen freiwerdenden Platz in der Classe de la Philologie de l'Academie Royale zu bewerben. Ein Sitz in der Societät, deren einstige Begründung und Einrichtung Leibniz gedankt wurde, was hätte den jungen Gelehrten mehr reizen, was seinen Ehrgeiz besser befriedigen können! Diesen Plan, den d'Argens beim Könige persönlich zu unterstützen versprochen hatte, in Wirklichkeit umzusetzen, musste von nun an sein erstes und eifrigstes Streben sein.[13]) Das Werk über Leibniz, das sofort auch in einem Exemplar an den grossen König abging, vermittelte die nöthigen Bekanntschaften in Berlin; Männer wie Catt, der Vorleser des Königs, und Merian, der schweizerische Philosoph, zu dem auch Andreae schon den Weg geebnet hatte[14]), wurden willige Freunde und Förderer von Raspes Absichten. Sie, die selbst Mitglieder der Akademie waren, sind im Vereine mit Geh. Rath de Gualtieri[15]), dessen Bekanntschaft bei einem Aufenthalt in der Hauptstadt im Spätherbst 1770 gemacht wurde, nicht müde geworden, dem Fremden die Bahn vorzubereiten und ihn einzuführen in die höheren

[13]) Catt an Raspe. Potsdam, 28. October 1764 und Raspes Concept zum Brief an Catt; Merian an Raspe. Berlin, 6. November 1764.

[14]) Andreae an Raspe. Hannover, 22. October 1764.

[15]) Man findet einiges über ihn zusammengestellt in der Lobrede auf seinen Vater betitelt: Eloge de Monsieur de Gualtieri [von Erman] A Berlin (Ch. M. Vogel) 1774, S. XXI.

und höchsten Kreise der Berliner Gesellschaft, die von Einfluss auf die Gestaltung seiner Geschicke und Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches werden konnten. Wenn ihnen die Durchsetzung bis 1775 nicht gelungen war, so war es gewiss nicht ihre Schuld.

Zu diesem hastigen und ruhelosen Jagen und Streben nach der Berliner Akademie-Mitgliedschaft bildet einen ruhigeren, stilleren Gegensatz der gleichzeitige Verkehr Raspes mit einer dortigen Persönlichkeit, die damals noch immer eine gewisse, wenn auch bedeutend verminderte Anziehungskraft ausübte, mit der 'deutschen Sappho'. Zwanzig Schriftstücke der verschiedensten Art, Briefe, Gelegenheitsgedichte, poetische Episteln bezeugen den engen Anschluss der Anna Louise Karschin an den ihr besonders seit 1767 gewonnenen neuen Verehrer. Raspe, dessen Eitelkeit es schmeicheln mochte, zu den Freunden der damals grössten deutschen Dichterin gerechnet zu werden, hat zuerst den Verkehr angebahnt, an dessen Aufrechterhaltung und Fortführung der Dichterin dann der entschiedenste Antheil zufällt. Sie hielt den Mann, dessen weitreichende und einflussreiche Verbindungen mit hochgestellten Personen zu Hannover und später am Kasseler Hofe ihr möglicherweise vortheilhafte Aussichten erschliessen konnten, fest, und wird so von dem Verdachte einer gewissen Eigennützigkeit nicht freigesprochen werden können. Andrerseits aber wird sie doch über die engere Interessenpolitik hinaus eine Freundin, die sich offen und rückhaltslos dem Unbekannten, der ihr seine Verehrung zu erkennen giebt, eröffnet und anvertraut, die nicht müde wird, ihm in warmen, oft selbst zärtlichen Worten ihre Zuneigung und Liebe zu versichern, die mit dem Säumigen schmollt, dem Reuigen gern verzeiht und alle seine Lebensfreuden und Leiden fortab mit warmem Herzensantheil begleitet.

Werden so die Briefe als Quelle zur Charakteristik der Dichterin nicht belanglos sein, zumal doch gerade neuerdings, wo man mit Recht von mehreren Seiten[16]) in ver-

---

[16]) S. B. Seuffert, Die Karschin und die Grafen zu Stolberg-Wernigerode, in der Zeitschrift des Harz-Vereins 13, 190 f. und Kluck-

schiedenem Sinne die Biographie der Frau von Klencke, der Heintze sich noch völlig anschloss, als nicht unbedenklich bezeichnet hat, das Urtheil ein schwankendes und getheiltes ist, so bieten sie weiter in ihren hier und da eingestreuten Bemerkungen kleine Nachträge für die deutsche Litteratur der Zeit, die man gern mit in den Kauf nehmen wird. Gleichwohl schien es erlässlich, den gesammten Briefvorrath wörtlich abzudrucken; nur die wichtigsten Abschnitte sollen im Wortlaut wiedergegeben werden und durch Zusätze, die sich am besten dem Rahmen von Raspes Leben einfügen, ihre Verbindung und Verknüpfung erhalten.

Den Ausgangspunkt der beiderseitigen Beziehungen bildet das mit einem reichen mythologischen Ballast versehene Gedicht, das die Karsch im August 1761 auf die ruhige, glückverheissende Meerfahrt 'der Königlichen Braut nach Engelland' gesungen hatte. Sie hatte, weil 'Zugänge' und Empfehlung fehlten, nicht gewagt, der besungenen Mecklenburgischen Princessin Sophie Charlotte, die am 8. September 1761 Georg III. von Grossbritannien angetraut wurde, die Verse zu überreichen; 'ich Sang, so äussert sie[17]), diss Kleine lied damahls ohne die mindeste absicht, blos darum weil ich mich freuette dass die Vorsehung diese Prinzessin Zum Königes Size führte, und meine wenige Eigenliebe fand niemahls so Viel schönheiten in der ode dass Ich gereizt worden wäre Sie den Schönen augen der nunmehrigen Mutter Von Engellands Folge Königen Vorzubringen'. Gleim hatte in die Auswahl, die er 1764 im Interesse der Dichterin von deren Gedichten drucken liess, jene Ode aufgenommen, die dem Bruder der Königin, Karl von Mecklenburg-Strelitz, zu Gesichte kam und dessen Beifall fand. Der Prinz, der als Gouverneur von Hannover dort seinen Wohnsitz hatte, mag gelegentlich mit Raspe hiervon gesprochen und diesen geradezu ermächtigt haben, der Karsch hiervon Mittheilung zu machen; so säumte dieser nicht, etwa Anfang Februar 1767 in Erfüllung der gegenüber dem Prinzen übernommenen Verpflichtung

hohn, Neues von und über A. L. Karsch, im Archiv für Litteraturgeschichte 11, 494—96.

[17]) Die Karsch an Raspe. Berlin, 10. März 1767.

der Dichterin zu schreiben.[18]) Ein warmer Dankesbrief aus Berlin, den 10. März 1767, geschrieben in voller Glücksfreude über die Hulderweisung des Fürsten sowie die Freundschaftsdienste Raspes war die Antwort, und um den letzteren ihres vollen Vertrauens zu versichern, unterhält ihn die Schreiberin mit der ihr eigenen Geschwätzigkeit von ihren Berliner Verhältnissen sowie ihrer augenblicklichen Lage und lässt ihn so ohne Argwohn und Misstrauen einen Blick in ihr Leben und Fühlen thun.

..... ich bin Von natvr Zur Zufriedenheit geneigt, und ich erkenne mich dem regierer aller Dinge, und dem nun zu Ihm gegangnen Schlesischen Edlen, höchst Verpflichtet Vor meine glüksvmstände, ob gleich dieselben lange nicht so ruhig und glänzend sind als man in andern ländern Vermuthen mag, mein Durch subscription zusamen gebrachtes Capital giebt mir Jährlich hundert Thaler gewisse Refenüen, dass andre hängt Von dem Zufall ab, der König Versprach mir im ersten Jahre des friedens an mich zu denken, denn Er lies mich eines Tages zu sich rufen in Sanscoci, aber funfzig thaler im schlechten gelde zum geschenk, ists alles was der Monarch Thun konntte für Ein weib die Ihn nur in Seiner Muttersprache Sang, ich konntte mich nicht entschliessen Ihn Jemahls anzuschreyen, es giebt lahme Krieger genug, und Die Wittwe nebst der Wayse des Soldaten der fürs Vatterland starb, haben Viel gegründetterre ansprüche auf die Königliche mildigkeit als ich, mir gab der himmell drey freundschaftliche häuser in Berlin, die durch Ihre vnvntterbrochene güte mich einiger massen schadloss haltten wegen der nichtachtung des übrigen Theils dieser Volkreichen Stadt, ich halltte wechsselsweise meine Mittagsmahlzeiten bey den Bewohnern dieser häuser, denn bey der unbestimtheit meiner einkünftte, darf ich nicht daran

---

[18]) Die Königliche Bibliothek zu Berlin besitzt in Varnhagens Nachlass ein Blatt, dessen Inhalt sich gleichfalls mit der erwähnten, im Wortlaut angeführten Ode der Karsch und einer Beurtheilung derselben sowie der Dichterin überhaupt beschäftigt, die, wie der Eingang besagt, von gewisser Seite gewünscht ist und in jeder Hinsicht ausserordentlich günstig ausfällt: 'Die Karschin möchte man aber vielleicht noch lesen noch bewundern, wenn schon hundert Männer vergessen sind die sich vortreflich düncken und untereinander gros nennen'. Das Schreiben ist undatirt, die Hand ist die eines Abschreibers, die Unterschrift hingegen sowie einige Correcturen zeigen Raspes eigene Züge. Es liegt die Vermuthung nahe, dass wir in diesem 'Blatt die Abschrift eines Schreibens Raspes zu erblicken haben, das auf irgend welche Weise dem Prinzen Karl dann zugestellt wurde und ihm so die Kenntniss jenes Gedichts und seiner Verfasserin vermittelte.

denken Eine Magd zu vntterhaltten, ich gebe Sechzig Thl. allein für mein logis, und ich darf Ihnen nicht erst sagen mein Herr dass in Einer Jeden residenz kostbahr zu wohnen ist, man hat mich schon oft an Eine Zweyte ausgabe Von liedern erinert, aber herr wintter hat Seinen nachdruck Von der Ersten alzustark besorgt, und überdiss sind die Zeitten aniezt so geldloss, dass an Keine wiederhohlung Einer subscription zu gedenken ist, herr Gleim, mein wahrer Freund[19]), besizt in halberstadt Eine menge meiner noch vnbekantten Kleinigkeiten, Er könntte Sie herausgeben, wenn es sich der mübe Verlohntte vm den werth, den Ein Buchhändler darauf sezt in die hände der Kunstrichtter zu fallen, also bleibt mein Capital von Zweytausend Thalern vnVermehrt, und ich vntterhalltte meine Gemütsruhe mit Beständiger rüksicht in die Vorige Zeit, in welcher ich arm, Von aller wellt verlassen, und Von Einem vnmenschen der den Tittel des Ehemannes führte misshandelt ward, Diese Betrachtungen würkten damahls so Stark in meine Seele da der Seelige Kottwiz mich auss allen Drangsaalen riss, dass Ich beynahe wie der SchwiegerVatter Jenes heydnischen Königes beim anblik Einer Jeden Sache ausgerufen hätte, und diss alles ist mein, diss alles ist mein, ich glaube es war der Vatter der Mnomine [?], der auss Seiner armut gerissen prächtig gekleidet auf Einem Königlichen Pferde durch die Stadt geführet ward, Kottwiz brachte mich nebst meiner Tochter Einem EilfJährigen Mädchen nach Berlin und lies vns beyde zweymahl auf Eine sehr anständige art Kleiden, Er überraschte mich damit, es war die pure lautre Menschenliebe, die reineste Tugend die Ihn so handeln hies, und Sie können leicht denken wie gerührt ich davon gewesen sein mus, ich bin Seinem aschen Kruge noch Ein opfer schuldig, und ich werd es gewis abtragen, Er ist der anfänger meiner Glükseligkeit gewesen, ob Er gleich noch im Selbigen Jahre durch dass herabsinken in Eine Tiefe schwermütigkeit an der fortsezung gehindert ward, der hofraht Stahl der beste Bürger Von Berlin, und mein allerwürdigster Freund gab fünf Jahr aneinander die Kosten Zur erziehung meiner Tochter, die gegenwärtig vntter meiner aufsicht und Von meinem Brodte lebt, ein vngenanntter aber bezahlte länger als zwen Jahre für meinen Sohn der Voriges Jahr bey Einem landwirt als schreiber ging und aniezt Einen andern herrn bedarf, weil der Seinige Vor wenig wochen gestorben ist, so sind meine dermahligen vmstände beschafen, und ich bitte mir Ihre nachsicht wegen des langaussgedehnten geschwäzes womit ich Sie erzählt habe, mit der Kühnesten hoffnung bit ich Sie, denn derienige dessen ohr ich ermüdet habe erklärte sich für meinen Freund, und gegen Einem Freund ist es erlaubt Ein wenig schwazhaft zu sein, ich Traue Ihnen die sprache des hofmans nicht zu, nein ich Vermuthe in

[19]) S. Seuffert a. a. O. S. 191.

Ihnen den redlichen, den menschenfreundlichen, und den der es sich zur freude macht andern nüzlich zu sein, es ist mir nicht vergont meiner gemüthsart Eine lobrede zu hallttten, aber so Viel kan ich sagen dass weder die Gesinnungen Ihres gnädigen Prinzen, noch Ihre Eigne vnrecht angewand sein werden, denn vntter allen möglichen Pflichten wird keine Sorgfältiger und genauer Von mir erfüllt als die Dankbahrkeit, und Sie würden mich allezeit finden dass ich Voll Von erkäntligkeit wäre.

Ihre

ganz ergebenste
Freundin und Dienerrin
A L Karschin
Gebohrne Dürbach

wenn Sie mir künftig die Ehre Thun zu schreiben, so bitt ich nichts als meinem nahmen auf den Brief zu sezen, die Träger finden mich schon,

Dem Briefe liegt ein zweites kürzeres Schreiben bei. Es wird eröffnet durch das kleine anspruchslose dichterische Bekenntniss, das nachmals wohl durch den Empfänger an Boie mitgetheilt wurde und so 1770 im Göttinger Musenalmanach erschien.[20])

Gerühmt, bewundert, und VerEhrt zu werden
hat Einen wünschenswehrten schein
mir aber ists dass grösste glük auf Erden
geliebt zu sein

Dass lautte lob Vom gipfel des Parnasses
auf dem der liederrichtter spricht,
Der Stärkste Spott des neidVermählten hasses
bewegt mich nicht.

wenn mich nur wenig Edle Seelen lieben
vm dass was meine Muse sprach
So frag ich nie was Bax Von mir geschrieben
ruhm oder schmach.

Ja Ja es ist Von grund meines herzens gesprochen dass ich nichts darnach frage was lessing grillon Moses, und selbst Ramler den ich doch vntter meine Freunde zählen muss Von meinen liedern sprechen, wenn ich nur geliebt werde, der ruhm ist Eine so vngewisse Sache, dass ich Seinetwegen mir nicht Eine Stunde Von der nächtlichen ruhe abbreche, und überdiss weiss ich nur alzu woll dass die lieder in meiner Samlung fehlerhaft sind, ich würde bey Einer neuen auflage Davon gewis Eine grosse vmschmelzung Vornehmen, und insbesondere Sie von den häufigen

[20]) S. Mittler im Weimar. Jahrbuch 3, 14—15. 16. 19; Musenalmanach 1770, S. 90, wo 'Bav' statt 'Bax' steht.

Verwerfungen der construction säubern, denn es giebt untter allen gesängemachern keine Seele die so wenig in sich selbst oder in Ihre gebuhrten Verliebt ist als die meinige[21]), ich würde mir gern die Ehre gegeben haben an den Prinzen Von Meklenburg Streliz Ein lied zu Singen, wenn es nicht gleich im anfange zu Viel gewagt hiesse, und wenn ich genauer Von den schönheitten Seines herzens und Geistes vntterrichtet wäre, indessen bitt ich Sie mich der fortsezung Seiner gnade Bestens zu empfehlen, und wenn dass geschiehet so Stimm ich Vielleicht meine lautte einmahl zum lobe der Prinzessin die nun dem Vollke Von Engelland schon drey Prinzen, und irgend Einer auswärtigen crone Eine Künftige Königin gegeben hat, leben Sie woll mein herr, entschuldigen Sie meine freymütigkeit, und dass ofenherzige wesen was überall in meinem Briefe herscht, ich bin mit Vieller achtung Ihre schon erklärte Dienerin

Sappho.

Zweifellos hat Raspe nun alsbald nach Empfang des Briefes die Dichterin ermuthigt und ermuntert zu dem im Briefe geäusserten Vorhaben, Karl zu besingen; im Vertrauen auf die verheissene günstige Aufnahme verfertigte die Karsch noch im April ein Lied auf den Prinzen[22]), in dem sie die menschlichen Tugenden des hohen Herrn, der noch kürzlich so liebevoll ihres verstorbenen Kottwiz und ihrer selbst gedacht habe, warm preist und seine erwünschte Empfehlung bei der Königlichen Schwester erfleht:

Du wünschest mir noch grössres Glücke,
Und stolz auf Deine Huld, erwart ichs schon,
Denn Du empfiehlst mein Buch dem Blicke,
Der Königin von Albion.

Und sprichst: geliebteste Charlotte!
Diss deutsche Weib sang Deine Wellenfahrt,
Als Dir von unsrer Väter Gotte,
Der Weg zum Trohn eröffnet ward.

---

[21]) Man vergleiche diese Selbstkritik, die auf Mendelssohns ausführliche Besprechung in den Litteraturbriefen abzielt, mit den Auslassungen in dem Briefe an Michaelis vom 24. September 1764 bei Kluckhohn a. a. O. S. 500—501 und 488 f.

[22]) Sr. Hochf. Durchl. den Prinzen Carl von Mecklenburg Streelitz, Bruder der Königin von Grossbrittanien, sang die Verehrerin hoher Tugenden Anna Louise Karschin. im Monath Aprill 1767. Berlin (Paul Christ. Friedr. Veltheim.) 4. — Einzelblatt; in die Sammlungen nicht aufgenommen.

Gleichzeitig wurde die Laute zum Lobe der Princessin gestimmt, indem die Dichterin in der 'Vorhersagung der Diana in der glückseeligen Geburts-Stunde Ihro Majestät der Königin Sophia Charlotte von Grossbrittanien'[23]) dem 'Throngebohrnen Kind' sein künftiges Glück als leuchtendes Vorbild einer Königin, Mutter und Gattin aus der Göttin Munde voraussagen lässt. Diese Verse, die zusammen mit einem Exemplare der Gedichte von 1764 für den 19. Mai, den Geburtstag der Königin bestimmt waren, gingen zugleich mit dem Liede auf Karl am 28. April ab; Raspe sollte sie dem Prinzen überreichen, und dieser gebeten werden, die Sendung nach England zu übermitteln.

Von dem Tage des Abgangs an sass die Karsch in gespannter Erwartung. Der Mai verging, ohne dass eine Zeile von Raspe, dem die Angelegenheit doch so dringlich gemacht worden war, oder von den hohen Gefeierten eingetroffen wäre. Unlust und Kränklichkeit überkamen die Dichterin, und selbst der Tod des jugendlichen Prinzen Heinrich, des Neffen des Königs, am 26. Mai vermochte ihr, der sonst so gelegenheitsgierigen, nicht die Feder zum Klageliede in die Hand zu drücken. Am 1. Juni war es mit ihrer Geduld aus, sie musste an Raspe schreiben, um sich Gewissheit zu verschaffen.[24])

Zu lange wird Sie mir entzogen
die antwort die ich Von Dir baht
auss vnmuth ist mir schon der Dichtergeist entflogen
und wie im herbst die kleine Saat
Vertroknet und im Keim Verdirbet
und wie im lenz die blume Stirbet
wenn regen fehlt und Sonnenschein
So Trocknette der quell in meinem busen ein
Versiegen ist die feuerader
So dass mein lied nicht donnern kann,
Sonst fing ich nie erhöhrten Hader
mit Dir, mit Dir du Zaudrer an.

[23]) Einzelblatt. Berlin (Paul Christ. Friedr. Veltheim) 4. — Aufgenommen in veränderter Form und durch zwei Strophen am Schlusse erweitert in die 'Neuen Gedichte. Mietau und Leipzig (Jak. Friedr. Hinz.) 1772'. 8. S. 63—65 und in der ursprünglichen Fassung in den Almanach der deutschen Musen für das Jahr 1772, S. 155—156.

[24]) Brief vom obigen Tag. Darunter von Raspes Hand 'resp. Braunschweig d. 19. Jun.'.

Warum lassen Sie mich nichts hören von dem gütigsten unter allen Prinzen, warum lassen Sie mich nun schon 5 Wochen ohne Antwort, wie hat man meine Gedichte aufgenommen, das sind die Fragen, mit denen die Ungeduldige den säumigen Freund bestürmen möchte. Noch 14 Tage bleibt der begonnene Brief liegen; der Prinz war den Zeitungen nach bis Ende Mai in Göttingen gewesen, dies konnte, so tröstet sich die Karsch, die Übergabe ihrer Sendung verzögert haben. Am 14. Juni geht das Schreiben ab, sie mochte es nun nicht länger zurückhalten. Raspe beantwortete es am 19. Juni von Braunschweig aus, wo er sich zur Hochzeit seiner Schwester gerade aufhielt. Jetzt endlich erfuhr die Dichterin, dass die Lieder angekommen und an ihren Adressaten weitergereicht waren.[25]) Aber hatten sie auch gefallen? Dass sie nicht so gerathen waren, wie es wünschenswerth gewesen wäre, hatte sich die Dichterin zu ihrem Verdrusse selbst gestehen müssen. Raspe selbst hatte mit seinen, von der Verfasserin freilich nicht gebilligten Bedenken und Ausstellungen an den letzten Strophen des Gedichtes für die Königin nicht zurückgehalten; misslich erschien es, dass der Freund das Geschenk dem Prinzen nicht persönlich hatte überreichen können.

Sie schrieben Verbunden [äussert sie in ihrer Antwort vom 27. Juni] ob es mir gleich Viel Tröstlicher Sein würde, wenn Sie Von Keiner ohnmacht befallen gewesen wären, und selbsthändig dem durchlauchtigen Carll meine Briefschaften übergeben könen, und Seiner Zufriedenheit Blicke mit Ihren eignen augen bemerkt hätten, aber Ein widriges schiksaal Verhindertte Sie daran und lässt mich noch immer in vngewissheit, wie gut, oder wie schlecht, ich mich meinem hohen gönner empfohlen habe.

Trotz seiner mangelhaften Bemühungen war die Dichterin zunächst wieder mit Raspe versöhnt; sie entschuldigt ihn selbst mit den Abhaltungen, die die Heirat der Schwester und die Anstalten für die Übersiedelung des Freundes nach Kassel gebracht hätten, und vergisst nicht dem Hochzeitsgedicht für die Schwester eine gereimte, ihr selbst gegenüber anzubringende Rechtfertigung für den Bruder beizulegen.[26])

[25]) Die Karsch an Raspe. Berlin, 27. Juni 1767.

[26]) Erhalten als Anlage zum Briefe vom 27. Juni. S. auch Weimar Jahrbuch 3, 71.

Aber wiederum vergingen mehrere Monate, ohne dass die Zweifel gehoben wurden; der Dichterin Bemühungen waren offenbar vergebens gewesen; die Hoffnungen auf Erfolg schwanden immer mehr.

Der Unwillen über Freund Raspe machte sich endlich Luft in einem Briefe vom 19. September; zur Unzufriedenheit gesellte sich nun auch Misstrauen. Mit Beschämung erinnerte sich die Karsch, dass sie vor Jahren, im Mai 1764, ein Exemplar ihrer Gedichte, aus dem die Blätter, die Peter galten, eigens vorher entfernt waren, mit entsprechender Zueignungsode der Kaiserin Katharina übersandt, aber niemals von dort her etwas über die Ankunft oder die Aufnahme vernommen hatte. Sie habe damals freilich keinen Trieb gehabt, die russische Monarchin zu besingen, der Kupferstecher Schmidt, der doch während seines fünfjährigen Aufenthalts am Petersburger Hofe wenigstens einmal ihres Erachtens hätte hören können, dass die Kaiserin keine Liebhaberin der Poesie wäre, hätte sie durch sein eifriges Zureden zu diesem Schritt veranlasst, um sie nachher schnöde in Stich zu lassen. Die Nutzanwendung lag auf der Hand, Raspe hätte sie unschwer selbst für sich aus dieser Erzählung ziehen können, aber die Dichterin unterlässt es nicht, die Parallele in erwünschter Deutlichkeit noch weiter auszuführen.

War der Verdacht gegen die Aufrichtigkeit Raspes so einmal aus seinem Schweigen und seiner Zurückhaltung erwachsen, so hatte er auch mittlerweile von anderer Seite Nahrung und Bestärkung erfahren. Ein junger fränkischer Adliger, Georg Christoph Ölhafen von Schöllenbach[27]), nachmals Assessor am Land- und Bauern-Gericht zu Nürnberg, der während seines Studien-Aufenthalts in Göttingen von Ostern 1765 bis Juli 1767 auch Hannover besucht hatte, und dort mit Raspe bekannt geworden war, hatte bei seinen Reisen durch Deutschland in Berlin der Karsch seine Aufwartung gemacht. Gesprächsweise hatte diese ihre Angelegenheit mit dem Prinzen Karl erwähnt und nun von Ölhafen erfahren müssen, dass in Hannover kein Mensch

[27]) S. Will-Nogitsch, Nürnberg. Gelehrten-Lexikon 7, 58—59.

denselben so charakterisire, wie es Raspe gethan habe, dass man vielmehr dort ganz anders über ihn urtheile, und dass sich Raspe somit der Schönschreiberei und Schönfärberei müsse schuldig gemacht haben. Auch hierüber musste sich die Frau Klarheit verschaffen, denn, mochte sie gleich den Einflüsterungen des Fremden, die auch für Raspe nicht günstig lauteten, nicht rückhaltlos glauben, so konnte sie sich doch andrerseits des neu angeregten Zweifels an des letzteren Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit nicht ganz erwehren. Sie schreibt am 19. September 1767:

Es wird Ihnen nicht schwer fallen, sich bey mir zu rechtfertigen und nichts als Ihr Stillschweigen wird mich bewegen zu denken dass der fremde recht gehabt hat, Vergeben Sie mir dass ich frey genug bin Ihnen dass zu sagen was ich fühle, Sie sind der einzige Von den ich dass bild des Prinzen habe, ich erstaune billig dass es in der Wellt Menschen geben Solltte die fähig wären auss einer wunderlichen Eitelkeit andern hoffnung anzufrischen ohne den geringsten Grund zu haben, was Kontte Ihnen bewegen an mich zu schreiben wenn es nicht So wie Sie sagten der Prinz war; ich erwartte mit grosser vngeduld Ihre antwort, zögern Sie nicht mich Zum widerruf zu bringen, es ist Viel Ein herz Voll Menschenliebe zu Besizen, aber noch mehr liegt daran mit Jederman Ehrlich umzugehen, diesen ruhm schäz ich höher als denienigen Der Dichtkunst, und mir ist der caracter des Edelmans in Fieldings Romain [28]) eben so lächerlich als Verhasst, der sich zu Tausenderley handlungen des Menschenfreundes gegen den gutten Pastor Adams erbietet, und zulezt nichts ist als Ein windichtes geschöpf dass sich einige Stunden mit dem ansehen Eines Beschüzers gross machtte, man hat mir gesagt dass Fielding in England würklich ein original zu Seinem Edelmanne gehabt hätte, und ich fand in wahrheit Vor einiger Zeit hier zu Berlin die lebendige Copie davon, Ein Man, den der König im Kriege an Einem sehr entfernten ortte zur Gesandschaft brauchte war mit mir in geselschaft, Tausendmahl nant Er sich denienigen der Von nun an mein Macenat sein wollte, Stahl, Sulzer, Gleim und alle meine übrigen Freunde Sollten hintter Ihm zurükweichen, Ich kenne ein wenig dergleichen Enthusiasten, aber halb glaubt Ich Ihm denoch, und Er vntterlies nicht mir des andern Tages die Sache schriftlich zu Versichern, dabey blieb es, und ich soll bis iezt noch die geringste würklichkeit aller Seiner Prächtigen Versprechungen sehen, müssen Sie nicht von herzen

[28]) The History of the Adventures of Joseph Andrews And of his Friend Mr. Abraham Adams.

über dergleichen Menschen mit mir lachen; und wollten Sie woll zulassen, dass ich nur mit dem entferntesten gedanken Sie daruntter zählen müste; das hoff ich nicht, nein ich Verspreche mir mit nächster Post einen brief, und in demselben die Völlige beruhivng für das redliche Herz

Ihrer aufrichtigen Freundin
Karschin.

Raspe antwortete auf diesen Brief nicht; er hielt sich gegenüber grundlosen Anschwärzungen zur Rechtfertigung nicht für verpflichtet; so trat Entfremdung ein, die eine anderthalb Jahre dauernde Briefpause mit sich brachte und vermuthlich auch Schuld daran gewesen ist, dass die von Raspe beabsichtigte Herausgabe von auserlesenen Briefen der Karsch unterblieb.[29]) Bezeichnend aber ist es nun sicherlich, dass die Dichterin in demselben Augenblicke die Beziehungen wieder anknüpft, wo dies gewinnbringend für sie zu werden verspricht, wo sie von neuem ihre Netze und zwar diesmal nach einem hessischen Fürsten auszuwerfen im Begriff steht.

Landgraf Friedrich II. war am 17. Januar 1769 zu einem Besuche am Berliner Hofe eingetroffen, der in erster Linie der Theilnahme am Geburtstage des engbefreundeten Prinzen Heinrich am 18. Januar galt, dann aber über den Geburtstag des Königs hinaus bis zum 26. Januar sich hinzog.[30]) Die Karsch hatte gehofft, Raspe in der Gefolgschaft zu finden und ihn als Vermittler ihres Begrüssungsgedichtes für den hohen Herrn gebrauchen zu können; nun dieser nicht mitgekommen war, nahm sie zu einem Kammerdiener ihre Zuflucht. Er musste seinem fürstlichen Herrn die ihm gewidmeten Verse auf den Tisch legen; Raspe aber wurde in einem am 25. Januar an ihn gerichteten Briefe gebeten, die Gesinnung des Landgrafen gegen die Dichterin zu erkunden. Freilich, ob er es thun würde? Sie lenkt also ein in ihrem Briefe aus Berlin, den 25. Jenner 1769:

[29]) J. A. Ebert an Raspe. Braunschweig, 17. Juli 1767 im Weimar. Jahrbuch 6, 72.

[30]) Das Itinerar des Landgrafen ergiebt sich aus den von ihm gebrauchten, mit eigenhändigen Einträgen versehenen Kalendern, die sich jetzt im Besitze der Ständischen Landesbibliothek zu Kassel befinden.

Vielleicht zürnen Sie mit mir, oder glauben dass ich zürnen kan, mein liebster Freund dass kan ich nicht, so Viel mir auch der herr von ölhafen zu Ihrem nachtheil Vorschwazte, So sehr binn ich doch bey mir selbst überzeugt dass Er es auss irgend einer art von bossheit gethan hat, die Bemühung die ich mir nebst den Kosten gemacht habe wegen der Königin Von Engelland, alles diss ist Vergessen, ich habe, dem himell sey es gedankt, bisher brodt gehabt und Kleider anzuziehen, Er wird weiter Sorgen, wenn aber Ihr Bruder der Prinz Carll einigen geschmak an meinen liedern fand, wenn Sie mein Freund dieses wusten, warum gaben Sie mir nicht nachricht Von Seiner Verbindung und warum haben Sie mir nicht gesagt was Er Ihnen auf den Brief geantwortet dessen abschrift ich mit Ihrem letzten schreiben erhielt; lauter vhrsachen zur Klage über Sie, rechtfertigen Sie sich durch einige Zeilen, ich muss sehr flüchtig schreiben, weil die reise Morgen fortgeht, und der Cammerdiener so gefällig sein will meine grüsse an Sie zu bestellen, ich bin Versichert dass es Ihnen dort wol gehet, was meine einkünfte betrift so sind Sie noch imer vnbestimmt, doch so dass ich Von Woche zu Woche den finger der Vorsehung bemerken kan, auf anrahten des H. obrist V. Z. Minon des Königes schrieb ich Jüngst ein briefchen an den Monarchen, worinen ich Ihm an Sein Königliches wort Vom 11. August 1763 erinertte und vm ein Jahrgehalt baht, Er lass was ich schrieb und lies mir zwanzig Thl als ein geschenk reichen, ich sahe Ihn gestern die Stiegen herruntter kommen, und Er schien sehr gnädig mich zu grüssen, doch wand Er bald dass gesicht weg, auss besorgniss Vielleicht dass ich Ihm anreden möchtte, dass hat ich in der That nicht willens, sondern ich wollt Ihn nur sehen, sagen Sie mir hurtig was Sie Von dem Geschenk meinen, ingleichen bitt ich mir Ihr vrtheil auss über den Briefwechssel der Hn. Gleim und Jacobi[31]), ich wäre beynahe mit meinem Freunde desshalb auf immer zerfallen, und Er hat iezt Seinen endzwek erreicht diesen liebling in halberstadt wohnend zu haben;

---

[31]) Gemeint sind die 'Briefe von den Herren Gleim und Jacobi. Berlin 1768', die kurz hinter den 'Briefen von Herrn Johann Georg Jacobi, Berlin 1768' veröffentlicht wurden. Sie wurden in der Klotzischen Bibliothek Stück V 1 ff. in rühmendster Weise besprochen, während Nicolais Allgemeine Bibliothek X, 1, 189—194 neben Lob auch Tadel und Spott nicht zurückhielt. Unsre Briefstelle bietet einen weiteren Beweis dafür, dass Jacobi bereits Ende 1768 nach Halberstadt übergesiedelt sein muss, wofür man bisher m. W. nur die Unterzeichnung der Vorbemerkung zu den Nachtgedanken anführen konnte. S. Scherer, in der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur 20, 336, während Martin in den Quellen und Forschungen 2, 237 als Umzugsmonat den December 1769 annahm.

Sprich welcher Jüngling hat dass Glüke
Dass Ihn Dein arm ans herze drüke
Dein Mund Ihn Deinen liebling nennt;
Du lächelst antwort meiner frage
und sprichst Dein Herz empfind und schlage
für eine Cloee die bey Deinem Kusse brennt,

ich erwartte diesen Bescheid in Ihrem nächsten briefe, bitte vm Verneurung Ihrer freundschaft und bin vnverändert

Ihre
ganz ergebene
Freundin
A. L. Karschin.

Der Umstand, dass Herr v. Schöllenbach und Prinz Karl auch jetzt noch im Briefe spuken, beweist, dass die Dichterin sich über diesen Punkt noch immer nicht beruhigt hatte. Raspe entschloss sich nun, den Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen, und wählte dazu die Vermittelung eines gemeinsamen Freundes, Carl Matthäis[32]) aus Nürnberg, der sich als Hofmeister eines jungen Freiherrn von Friesen damals auf dem Friesenschen Stammsitze Rötha bei Leipzig aufhielt. Am 27. Februar 1769 erwiderte Matthäi:

In Ansehung des H. v. Ölhafens will ich ihnen auf Gewissen antworten. Ölhafen hat nicht nur jederzeit mit viel Achtung u. Liebe von ihnen geredet, sondern fast in allen Briefen schreibt er mir: grüse Raspen, den ich liebe, den ich bitte er soll mich nicht nach der Sorte meiner Landsleute beurtheilen. Also ist sicher die Muthmasung der Karschin dieses Punctes wegen falsch. Aber was er von dem Prinzen gesagt haben soll, dafür hafte ich nicht. ich habe es ihm von der Leber weg troken hingeschrieben. u. der Mann, so edel er im ganzen betrachtet denkt, so bizarr denkt er stükweise, wenn er Wissenschaften u. Standeshoheit nach seinen Maasstab abmisst. Ist er unschuldig, oder waren seine Worte nicht so übel gewält oder hat die Nürnbergische Pestilentiarische luft sein gutes nicht angefault, so wird er ihnen selbsten schreiben, u. Sie sollen dann richten.[33])

---

[32]) Die Briefe Matthäis an Raspe sind in des letzteren Nachlass vorhanden und, namentlich, soweit sie in die Leipziger Zeit Goethes fallen, recht schätzenswerth in Folge ihrer mannichfachen und ausführlichen Nachrichten. Sie sollen an anderer Stelle veröffentlicht werden. Einiges über Matthäi ist von mir mitgetheilt in der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft 10, 99 ff.

[33]) Der Schreiber fügt dann die folgenden Auslassungen hinzu: 'Nur eines macht mich mistrauisch. Die Karschin ist ein Weib, u.

Was Matthäi vorausgesagt hatte, traf ein; Ölhafen bedauerte brieflich[34]), dass er wider Neigung und Absicht in Leichtgläubigkeit falschen Gerüchten vertrauend Frau Karschin gegenüber von dem Prinzen unwahres berichtet habe; wie er durch viele Beweise von der Unstatthaftigkeit seiner Aussagen überzeugt sei, so thue es ihm um so mehr leid, als er hierdurch die Achtung eines Mannes gegen sich gemindert sähe, an dessen Werthschätzung ihm vor allem gelegen sei. An Schöllenbach hatte Raspe fortan einen liebenswürdigen und dienstbereiten Freund gewonnen, ihr Briefwechsel aber mag nicht zum wenigsten der Persönlichkeit gegolten haben, die ihre Annäherung herbeigeführt hatte, und über die sie beide dasselbe Urtheil hatten, wie des ersteren Worte beweisen[35]):

Mit Ihrem Urtheil über die Madame Karschin bin ich ganz einig; Sie ist gewis ein Genie und gros und bey ihren Umständen aller bewunderung werth; ich glaube gewis, ihr Mangel und dass man sie fast nach Brod zu singen nöthigte, haben sie theils ganz nieder geschlagen theils in einigen Werken matt gemacht. Ich habe alle mögliche Achtung für Sie und ihre Talente, und wollte wünschen, es ihr bezeugen zu können.

Noch ehe Raspe die beleidigte Frau von der ihm durch Schöllenbach gegebenen Genugthuung hatte benachrichtigen können, traf auf seine Beantwortung des letzten Briefes ein zweiter datirt vom 30. März ein. Wieder waren es Zweifel und Unruhe, ob ihr Brief an Raspe durch den Kammerdiener auch abgegeben sei, vielleicht auch die stille Hoffnung, dass der Empfänger sich für sie beim Land-

---

hat so viele fits täglich, dass sie selbsten oft nicht weiss was sie thut. Sie hat es mir ja selbst zugeschrieben; als hätte ich ihr Spaldings Predigten entwendet. Die wunderliche Sappho, ich habe Spaldings Predigten nicht bey ihr gesehen, u. wann ich alles in der Welt nehmen wolte, so würde ich keine Predigten entwenden, solt sie auch der Hohepriester Eli oder Aaron selbst gemacht haben. Überhaupt weiss ich nicht; was diese Frau für eine Grille hat, sie antwortet mir nicht, trotz aller meiner an ihr abgelassenen Schreiben. ich bitte Sie, liebster Raspe ihr bey Gelegenheit deswegen zu schreiben. Dann trotz aller Narrheiten ist sie doch Sappho, u. ich werde sie so oft ich sie denke auf das neue bewundern'.

[34]) Schöllenbach an Raspe. Nürnberg, 22. März 1769.

[35]) Schöllenbach an Raspe. Nürnberg, 19. April 1769.

grafen noch nachträglich verwenden werde, die sie zum Schreiben getrieben hatten. Der Brief, dessen Ende leider nicht erhalten ist, wuchs dank der Schreibseligkeit der Karsch unter ihren Händen mächtig an und dürfte wegen der ausführlichen Nachrichten, die wir insbesondere über Ramler erhalten, wohl der interessanteste von allen sein, die sie an Raspe geschrieben hat.

Berlin den 30 März 1769.

mein Vortreflicher Freund

Ihre beantwortung kam sehr zu rechter Zeit, denn schon fing ich an zweifelhaft zu sein ob auch der Camerdiener meinen Brief überliefert hätte; Er that es, und ich dank Ihm davor, sagen Sie meinen gruss an Ihm, und lassen Sie sich die Versse geben die ich auf Ihrem Fürsten gemacht hatte, doch Vielleicht gab Er Sie Ihnen schon, und Sie gefielen Ihrem geschmake eben so wenig als Sie mir selbst gefallen haben, ich weiss keine Zeile mehr daVon, und es ist der mühe nicht wehrt unssern Prinzen lieder zu Singen, ist Ihnen die hochzeit-Hymne nicht bekand geworden, die Ramler der liebe Sang am Tage der Vermählung des Prinzen Friedrichs Von Braunschweig[36]); dieser gesang war So Süs, so erhaben, und Schön als nur eine Von den Hymnen des Pindars gewesen sein mag, der Prinz Friedrich ist kein feind vnssrer sprache, Er kennt Ihre Stärke, und dass feine Von Ihr, dennoch erlebte der Dichter Keinen Dank Von Ihm, und ich ärgre mich in Rammlers Stelle darüber, denn dass lied war alzuschön, ich Sang Zwar Zu der Zeit als Friedrich mit Seiner Gemahlin nach Berlin kam, mir hies es die schuldigkeit wegen der Kleinen beysteuer die ich Jährlich erhaltte, ich habe Jedes wort Von meinen liedern Vergessen, die Hymne aber kan ich ausswendig, weil ich Sie funfzigmahl wenigstens Vorgelesen und auss dem Kopfe hergesagt habe, ich wolltte Sie abschreiben wenn ich nicht glauben köntte, dass Sie Ihnen schon bekand wäre, Rammler ist allerdings vnsser grössester odendichter, Seine Verdienste bleiben vnbelohnt, ich hab Ihm gesagt dass Sie Seine freundschaft wünschten, Er schien diesen wunsch zu billigen, wiewoll Er mit einem solchen geschenk eben so karg ist als mit Seinen gesängen, Ihre an-

[36]) Der Herzog, bekannt als Liebling des Preussenkönigs, hatte sich am 6. September 1768 mit Friederike, der Erbtochter des Herzogs Karl Christian Erdmann von Wirtemberg-Öls verheiratet. Der Ramlersche Hymnus ist unter die Lyrischen Gedichte von 1772 nicht aufgenommen. Über die Beziehungen der Karsch zu Friedrich vgl. C. A. H. Burkhardt, Anna Louise Karschin, im Archiv für Litteraturgesch. 2, 501 ff.

merkungen[37]) haben vntter vns gesagt Seinen beyfall, und als ich Ihm die Zuschrift Vor den Kriegsliedern[38]) lass, rief Er etliche mahl dass wort niederträchtig, sehr bosshaft auss, ich mag Ihnen nicht sagen welchen Mann ich für den Verfasser dieser Schönen gesänge haltte, so Viel ist gewis dass H. Kloz selber die Zueignungsschrift machte, und der liederSänger die Vorrede, Ramler sagte Kläglich, o Ihr armen Musen wie sehr misshandelt man Euch ieziger Zeit, und beim Himmell was komt denn auss den Possen herraus wenn Sie gelesen sind: Sie sind nicht einmahl possirlich genug vm ein gelächter zu machen, es ist eine matte erzwungne ironie, ein comischer Thon der eben so wenig gefällt als die Stellen des würklichen Kriegesliedes wo die reichsTruppen lächerlich gemacht werden Sollen, diesen Thon hat man hier nachgeahmt, und es ist mit einem wortte zu sagen sehr Elendes Zeug, wofern Sie aber Jemahls an vnssern odendichter schreiben So bitt ich dass Sie Von alle dem was ich Ihnen gesagt sich nichts merken lassen, Er ist ein sehr feiner Mann, sehr geheimniss-Voll, und etwas eigensinnig, Er möchte böse werden dass ich Sein vrtheil aussgeplaudert hätte, ich gehe behutsamer mit Ihn vm als ein nefee mit einem reichen onclle, ein Brief von Ihnen möcht Ihm nicht vnangenehm sein, aber es ist ein fauler Corresspondent seit den Jahren in welchen Er heftige fieberangrife gehabt, und dadurch an Seinem Cörperlichen Kräften so geschwächt ward, dass Er auf alle weise den geist schonen muss, Er hat diesen wintter über die Vermehrt und Verbessertte aussgabe der einleitung in die schönen Wissenschaftten besorgt, Sie komt in der Jubilatte Messe herauss[39]), ich fand Ihm oft mit der feder an Seiner

---

[37]) Anmerkungen über die neueste Schrift des Herrn Geh. Rath Klotz in Halle vom Nutzen und Gebrauch der geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke von R. E. Raspe. Cassel 1768. Die Schrift griff aufs entschiedenste in den gegen den Hallenser Professor und seinen Anhang geführten Streit ein. Vgl. Mittler a. a. O. 3, 6—7 und Mohrmann, Rud. Er. Raspe ... im Hannoverschen Kurier. Juni 1881.

[38]) Neue Kriegslieder mit Melodien ... Leipzig, Cassel und Zwäzen 1769. Die Zueignung und Vorrede dieser Schmähschrift aus dem Klotzischen Lager wendet sich in hämischer und höhnender Weise an Raspe. Der Verfasser ist m. W. noch nicht sicher festgestellt; ob Klotz oder Riedel, denn an Halle oder Erfurt als Entstehungsort wird man zu denken haben, selbst in Frage kommen, bleibt zweifelhaft. Nach Matthäis Mittheilung vom 13. Juli d. J. wurde in Leipzig ein gewisser Gerstenberg aus Erfurt, ein eifriger Anhänger Riedels, mit der Urheberschaft in Verbindung gebracht.

[39]) Einleitung in die schönen Wissenschaften. Nach dem Franz. des Herrn Batteux, mit Zusätzen vermehret von C. W. Ramler. Von der 2. Auflage wurden nach den Leipziger Messanzeigen Th. 1 u. 2 zur

arbeitenden Stirn bezeichnet, wenn Er meinem Gruss erwiedertte, und da war Sein ganzes wesen ernsthaft, Seine wortte, Seine blike crittisch, Seine Seele in sich selbst gekehrt, so dass mir nichts übrig blieb, als ein buch zu nehmen, und Ihn an Seinem schreibpult gehen zu lassen, ich lass einmahl beynahe drey gesänge Von dem idris des Wielands, ehe wir vns nach der bewilkomnung wieder drey wortte sagten, ich kenne den Dichter, und weiss was man Ihn schuldig ist, und Vergesse darüber gern dass ich ein Frauenzimmer binn, denn die nohtwendigkeit nebst dem aussgebreitteten nuzen Seiner arbeiten, ist Von vnendlich grösserm wehrt, als alles dass was untter den Tittel der Etiqvette gehört, nun endlich wird Er mit dem Batevx fertig sein, und den frühling ruhiger geniessen, und eher einem Brief beantworten können, ergreifen Sie die gelegenheit, schafen Sie sich ein Exemplar Von der neuen Edition an, lesen Sie die Vermehrungen, und sagen Ihm alssdann in einem briefe [40]), auf sehr feine art einige lobsprüche darüber, insbesondre erwähnen Sie das Wörtteranhangs welchen Er mit eben der lachenden ergözlichen mühe zusammen lass, als ein Knabe blumen Samlen mag, wovon Er für Seine schwester oder lieblingsfreundin einen cranz winden will, es ist wahr, wenn Ramler nichts hervorgebracht hätte als die übersezung dieses werks, und Seine cantaten, So könt Ihm die crone der afterwellt doch nicht entgehen, ich hörtte iüngsthin Seinen Todt Jesu Musicalisch aufführen, ein Saal Von grossen vmfang, ein nebenzimmer, und die wände des gartenhausses, waren Von Zuhörern besezt, man wird dieses Stük durch alle Jahrhundertte am Cahrfreytage zu Berlin aufführen, und wenn vnssre folge-Königinnen die frömigkeit der iezigen haben, so wird an diesem Tage allemahl dass

---

Ostermesse fertig, während Th. 3 u. 4 ebendamals als zu Johannis erscheinend angekündigt wurden.

[40]) Die Bekanntschaft zwischen Ramler und Raspe ist vielleicht später bei des letzteren Besuchen in Berlin zu Stande gekommen, wenngleich sich dies nicht mit Sicherheit erweisen lässt. Christian von Knebel, der bereits als hessischer Officier von seinem Garnisonorte Rheinfels aus mit Raspe in eifrigem Briefwechsel gestanden hatte, berichtete von Berlin aus, wohin er sich im Sommer 1773, um preussische Dienste zu nehmen, begeben hatte, alsbald auch über seine dortigen Besuche bei Raspes Freunden. Nicolai und die Karsch hatte er persönlich gesprochen und mit ersterem des öfteren verkehrt; Mendelssohn und Ramler waren gerade verreist, aber aus seines Bruders Carl Ludwig Munde erfuhr Knebel zu seiner Freude, dass Ramler mit ausserordentlichen Lobeserhebungen diesem gegenüber von Raspe gesprochen habe (Knebel an Raspe. Potsdam, 16. August 1773). Bestätigt fand dies Christian von Knebel, als er im folgenden Jahre Ramler auf der Durchreise durch Berlin selbst zu sprechen Gelegenheit fand (Knebel an Raspe. Meve, 22. Mai 1774).

Marmorhauss davon wiederthönen [41]), denn Elisabeth cristine hört Jährlich den gesang, der in einem kurzen inbegrif alle empfindungen, pflichten, und hofnungen der Religion darstellt, und mit unwiederstreblicher Stärke ans herze zu bringen weiss, diese Ehre ist meines bedünkens nach eine weit Süssere belohnung für den Verfasser, als ein Jahrgehalt welches Von irgend einem fürsten gegeben wird, der die Verdienste nicht kennt, und Gnadengelder auss leichtsinn oder Eittelkeit ausswirft, ich wünschte lieber die drey geistliche cantaten gemacht zu haben als die Messiade, was meinen Sie mein liebster freund; der Messias hat hinn und wieder grosse schönheiten, Er ist reich an Pracht, aber zu weitläuftig, zu wenig gemeinnüzig, Rammlers Oster cantate [42]) beschreibt die auferstehung und himmellfahrt mit allen Pompe der Dichtkunst, und mahlt mit den farben der wahrheit ein Tablov welches Von meiner Seele mit einem einzigen Blik ganz übersehen wird, ich glaube nicht zu Viel gesagt zu haben, ich hofe dass Sie hierüber mit mir einig sind, und ich erwarte Von Ihnen Ihre Tussnilde, nebst dem Jugendlichen Gedichte, welches in Jener bittren Zueignungsschrift so lächerlich gemacht werden Sollte [43]), ich werde Ihnen in der antwort nicht Verschweigen wie mir beydes gefallen hat, Verzeyen Sie mir nur dass ich nicht bald nach empfang Ihres briefes geschrieben habe, wenn ich die Samlung

Hier bricht die Handschrift ab. — So waren die Beziehungen wieder aufs beste erneuert, wenn auch die Dichterin noch immer nicht den Prinzen Karl vergessen hatte und angesichts der Thatsache, dass seine Antwort bis jetzt noch erwartet wurde, gerechte Zweifel an der Schönheit seines Charakters nicht unterdrücken konnte. Wiederum war sie um eine üble Erfahrung reicher, zu der noch überdies jetzt eine weitere gekommen war, die sie an einem Helden vom Welfenstamme gemacht hatte. Sie schreibt am 28. September 1769:

---

[41]) Der Tod Jesu ist abgedruckt in den Geistl. Cantaten [2] Berlin 1770, S. 19—44 und in den Lyrischen Gedichten. Berlin 1772, S. 337 ff. Die Cantate war 1754 im Auftrage der Princessin Amalia gedichtet, um von ihr componirt zu werden; berühmt geworden ist sie durch die Graunsche Musik, die allgemein als dessen Meisterwerk gilt. Wie sehr das Werk bis auf den heutigen Tag in Berlin verehrt wird, bezeugt Fürstenau in der Allgem. Deutschen Biographie 9, 609.

[42]) s. Geistl. Cantaten S. 45—70 und Lyr. Gedichte S. 363 ff.

[43]) Von einer Raspeschen 'Thussnilde' ist sonst nichts bekannt, sie mag indess handschriftlich verbreitet worden sein; das jugendliche Gedicht ist die Romanze 'Hermin und Gunilde', die 1766 gedruckt worden war.

ich werde beynahe einen schwur Thun keinen Prinz, und keine Prinzessin mehr zu Singen, ich Sang Jüngsthin dem feldherrn Ferdinand ein kleines lied[44]), Er hatte sehr freundlich Tags Vorher mit mir gesprochen, ich Vertrautte dass lied einem Von Seinen schwester Söhnen zur übergebung, damit es nicht dass ansehn eines gabeforderers haben soltte, dennoch geht es mir närrischer damit als wenn ich selbst die übergeberin gewesen wäre,

Von nun an sey es fest beschlossen
ich Singe keinem Fürsten mehr
seit Pindars Jahre sind Verflossen
seit dem Augustvs Sein gehör
den Dichtern Roms hat zugeneiget
seit dem hat sich kein Fürst mehr als ein Fürst bezeiget.

Sie sind glüklich mein wehrtester, denn Sie werden Von der Temis und Von den Musen zugleich begünstiget, der Kayser liebt Ja die deutschen Dichtter und ich hof Ihnen auch vntter dem creyss der zwölfe zu sehen die berufen werden sollen[45]), ich habe die zusamenkunft des Kaysers und Königes gesungen, ein schlechtes lied, Von welchen ich wünschen möchtte dass es nicht da wäre, Sie werden es woll gesehen haben, ich mag es Ihnen nicht beilegen, senden Sie mir lieber was Von Ihren arbeiten, behaltten Sie mich in gütigen gedächtniss, und wenn ich langsam schrieb, so sagen Sie mir desto früher dass Sie mir Verziehen haben, und dass ich imer Ihre freundin sein Soll.

A. L. Karschin.

Dass Raspe um jene Zeit zuweilen Gedichte der Karsch von dieser zur Begutachtung überschickt erhielt, erhellt aus den zwischen dem Genannten und Boie gewechselten Briefen. Als dieser im August 1769 seinen Antrittsbesuch in Kassel machte, sah er bei Raspe 'allerliebste Liederchen des deutschen Sappho', die als Geschenke oder auch leihweise zur Einsicht und Kritik überschickt waren.[46])

Er erbat sie sich alsbald dringend für seinen armen Musen-Almanach, dem die Dichterin vermuthlich durch

---

[44]) Gemeint ist vermuthlich das Gedicht vom 4. September 1769 in der Ausgabe von 1792, S. 57.

[45]) Über diese Pläne des Kaisers vgl. man Muncker, Klopstock S. 416 ff.; wegen der gleichen Anspielungen dürfte in diese Zeit das Gedicht der Karschin 'An Herrn Hofrath Raspe in Cassel' zu setzen sein, das in den Neuen Gedichten (1772) S. 56—58 abgedruckt ist.

[46]) Boie an Raspe. Göttingen, 29. August 1769. Weimar. Jahrb. 3, 14.

Gotters Vermittelung bereits einige Sachen hatte zukommen lassen, die auf den ersten schon bis zum 25. September fertig gestellten vier Bogen abgedruckt wurden. Boie war der Karschin damals persönlich noch unbekannt, er lernte sie erst im December d. J. in Berlin kennen[47]); trotzdem wandte er sich, um weitere Gedichte von ihr zu erhalten, wohl auf Raspes Rath, an die Dichterin, die dem Wunsche bereitwilligst nachkam und ausserdem gern gestattete, alles das im Almanach zu bringen, was Raspe an Boie mitzutheilen für gut befinden werde.[48])

Freilich gefiel nicht alles, was übersandt wurde[49]), auch war nicht alles neu[50]); anderes wieder erschien Boie nicht geeignet zur Aufnahme, wie die Ode auf die Königin von England, die zurückbehalten wurde, sowie die auf den Prinzen Karl von Mecklenburg, die die Dichterin sicher so gern an diesem Orte gesehen hätte, und die nun doch hinterher wieder aus der Druckerei herausgeholt wurde.[51]) Trotzdem brachte der 1770er Almanach noch acht Stücke von der Karschin, von denen nach Boies gewiss zu billigendem Urtheil das von Raspe mitgetheilte eins der besten war.[52]) Der Leipziger Almanach der deutschen Musen vom gleichen Jahre, der den Göttinger Concurrenten noch beim Entstehen heimlich tüchtig ausgeplündert hatte, um ihn dann durch früheres Erscheinen in geschäftlichen Nachtheil

---

[47]) Gotter an Raspe. Gotha, 19. December 1769. a. a. O. 6, 29; Weinhold, Boie S. 25.

[48]) Boie an Raspe. Göttingen, 7. October 1769. Weimar. Jahrb. 3, 19.

[49]) Boie fand die Ode auf die Zusammenkunft in Neisse mittelmässig (an Raspe 7. October a. a. O. 3, 19), Nicolai nannte sie geradezu ein 'elendes Gedichtgen'. Nicolai an Raspe. Berlin, 9. September 1769.

[50]) Das Gedicht 'An einen Geitzigen' (Musen-Almanach 1770, S. 135) steht schon in den 'Moralischen Neujahrswünschen' S. 26.

[51]) Boie an Raspe. Göttingen, 7. October und 25. November 1769, 31. August und 24. September 1770 und 18. Juni 1771. Weim. Jahrb. 3, 19. 22. 31. 35. 37. Die Ode auf Charlotte brachte die Karsch nachmals im Leipziger Almanach von 1772 (S. 155) unter.

[52]) s. o. S. 380. Der Kritiker D. der Klotzischen Bibliothek (Stück 17, S. 122) bezeichnete dies Gedicht allerdings als das 'elendeste' und 'jämmerlichste Ding'.

zu setzen[53]), hatte gleichfalls Lieder der Karsch aufzuweisen, darunter die der verwittweten Churfürstin zu Sachsen nachgesungene Ode, die auch von Boie aufgenommen war.

Als der Göttinger Herausgeber alsbald nach der Drucklegung sie zugesandt erhielt, konnte er nicht umhin, den Kasseler Freund lächelnd daran zu erinnern, wie bald die Dichterin den noch im September gethanen furchtbaren Schwur, von nun an keinem Fürsten mehr zu singen, den allerdings ausser ihr von vornherein sicher niemand ernsthaft genommen hatte, gebrochen habe.[54]) Es sollte nicht das letzte mal sein.

Die Beziehungen der Karschin zum Göttinger Almanach, der im Jahre 1771 wieder fünf Gedichte von ihr brachte, dauerten zunächst fort, wenn auch Boies Kritik die eitle Verseschmiedin sicher oft erbost haben wird. Sie beklagt sich einmal gegen Raspe, Berlin, 30. September 1770:

Dieser Freund hat sehr in der Sprache eines Kunstrichters geschrieben, Er befiehlt mir mit Autorität das ich ausstreichen lernen soll, der gute Mensch weis woll nicht das ich gern ausstreiche, gern ganze lieder wegwerfe, und andre mache, Er wirft mir Vor das Ein Drittheil meiner gedichtte an grosse gerichtet sey, und oft so schlecht, so nachlässig, das man mich nicht darinen kenette, was die menge betrift hat Er gelogen was aber den wehrt anbelangt, da kan er woll recht haben, aber ich will Ihm sagen das mir es weniger, viel weniger kosten wird alle diese lieder zu Vertilgen als Ihn wenn er den einzigen abschieds gesang Verbrennen soltte, der doch nichts bessers wehrt ist, weil Er eben so vnatürlich ist, als mein bild sein würde, wenn mich Madame WinkelMann in gestallt Einer phillis mit den farben der Jugend, und mit Einem blumencranze mahlen woltte, wenn Sie meine augbraunen dunkel, meine Haare Schwarz wie Adlerfedern, und meine lippen rosenschwülstig machtte, dis bild würde Vielleicht Schön sein, wenn mann darüber oder druntter schriebe, die Junge Phillis, aber nicht meinen nahmen, der gute Boie, in den Stüken wo Er recht hat binn ich Von mir selbst belehrt gewesen, und bey den andern mus ich lachen, Er hat ein gutes Herz, ich bin nicht vnwillig auf Ihn,

---

[53]) s. Weinhold, Boie S. 23.

[54]) Boie an Raspe. Göttingen, 25. November 1769. Weimar Jahrb. 3, 22.

Seine Feder ist ein Sprachrohr, Sie hat alle reden zu den füssen Eines Rammlers eingeahtmet.[55])

Übrigens versuchte wie Boie und andere damals auch Raspe indirect die Dichterin in richtigere Bahnen zu lenken. 'Wenn Sie etwas über sie vermögen', so hatte er Nicolai kurz zuvor gebeten[56]), 'so reden Sie ihr die Schmirsucht aus dem Kopfe und lassen Sie ihr durch ihre bessern Stücke empfinden, dass sie zu etwas bessern gemacht sey'. Nicolai wird sich schwerlich die Mühe eines solchen aussichtslosen Versuches gemacht haben, hatte er doch noch vor Jahresfrist über die deutsche Sappho Raspe gegenüber ein hartes und abfälliges Urtheil gefällt.

Mad. Karschin will einmal nichts als Verse ex tempore machen; Wenn sie ein Paar Gläser Wein bei Tische getrunken, so gehen die Lobverse auf jeden in der Gesellschaft in die Runde. Ihre übrigen Sachen macht sie auch ex tempore, daher lässt sie sich beständig entweder von dem letzten Reim oder von dem letzten Gedanken führen, und sie ist nun zu alt, um ein Ganzes übersehen zu lernen ..... Ich wünschte auch dass sie etwas dramatisches versuchte, ich verzweifle aber fast an dem Erfolge[57]),

so schliesst Nicolai und wir dürfen im Interesse der Dichterin froh sein, dass sein Wunsch nicht in Erfüllung gegangen ist, denn dass im anderen Falle die Befürchtung des Nachsatzes zur Wahrheit geworden wäre, ist ganz gewiss.

Die Dichterin sollte bald die persönliche Bekanntschaft Raspes machen, als dieser im Laufe des September 1770 in Berlin eintraf. Der Gelehrte, der vor wenigen Jahren ein ebenso warmer als hoffnungsloser Liebhaber von Elisabeth Schmeling gewesen war[58]), dem anderweit

[55]) Am 24. September 1770 schreibt Boie an Raspe: 'Ist die Karschin nicht böse auf mich? Entwickeln Sie ihr doch mehr meine Meinung, wenn sie mit Ihnen davon reden sollte. Sie hat wahrlich zuviel Genie, als dass man ihr die schlechten Sachen vergeben könnte, die sie sich selbst erlaubt'. a. a. O. 3, 35.

[56]) Raspe an Nicolai. Cassel, 6. Juli 1770. Die Briefe Raspes an Nicolai befinden sich in der Königlichen Bibliothek in Berlin. Mit gütigst ertheilter Genehmigung der Generaldirection wurde mir die Abschriftnahme gestattet.

[57]) Nicolai an Raspe. Berlin, 9. Juni 1769.

[58]) s. Vierteljahrschrift für Musikwissenschaft 10, 102ff.

sich eröffnende Aussichten auf Verlobung entrückt wurden, gewann in jenen Tagen in Babette Lange, der Tochter eines Berliner Arztes, die er vor kurzem in Kassel kennen gelernt hatte, seine Braut.

Du dessen herz ich lange
Von fernher schon gekant
als ich Dir mit gesange
den gegengruss gesandt
auf dieses herzens grüsse,
willkommen an der Spree
. . . .

so ruft die Dichterin dem Verlobten zum Willkommen zu und knüpft die Hoffnung daran, dass ihn die neuen süssen Fesseln recht lange Zeit in der Hauptstadt festhalten möchten. Wenn sie selbst erwartet hatte, Raspe nun recht häufig bei sich zu sehen, und sich gar schmeichelte, dass er ihr täglich die Stunde von 11—12 Uhr schenken würde, so musste sie bald das Irrige ihrer Ansicht einsehen. Zur Feier der goldenen Hochzeit, die die Grosseltern der Braut im October begingen, war sie nicht eingeladen worden. Das Langesche Haus lag am Potsdamer Thor, von der Heiligen Geist Strasse gar zu weit entfernt, sonst wäre sie selbst schon zehnmal gekommen; sie wollte schliesslich in der Mittagsstunde mit Fuhrwerk abgeholt sein. So kam die Bekanntschaft mit der Familie Lange, die der Dichterin übrigens wegen eines früher dahin gelieferten Hochzeitsgedichtes nicht von der besten Seite in Erinnerung war, erst nach dem 18. October zu Stande; aus jener Zeit stammt ein der Hausfrau zum Geburtstag überreichtes Lied[59]), das mit der Freude über deren glänzendes Mutterglück beginnt, um in einer rührenden Klage über das eigene Loos der Sängerin auszuklingen:

warum gab mir des schicksaals hand
nicht einen gatten Der mein zärtlich herz empfand
und mein gemüth zu schäzen wuste
warum geschah es dass ich oft
Viel Tyranney erdulden muste
warum hab ich vmsonst gehoft
gewünscht, gebehten, und geweinet

[59]) Undatirtes Gedicht in Raspes Nachlass: An 'Madame Langen'.

warum geschieht es dass der himell grausam scheinet
und doch darbey so güttig ist
mich hat kein lieber Man geküsst
allein die Welt wird einst Von meinem Glüke sagen
Dass es her Vorgekeimt auss bitterbösen Tagen.[60])

Solche Verse stechen mit ihrer warmen Empfindung wohlthuend ab von dem gewöhnlichen Gelegenheitsgeschreibsel der Karsch in jener Zeit.

Die Tage, die Raspe in Berlin zubrachte, waren getheilt zwischen Liebe und Pflicht. Es galt zur Förderung der längst gehegten Pläne die alten Gönner aufzusuchen und durch sie neue zu gewinnen.

Raspe war gar bald in die Gesellschaft der 'Berlinischen principum virorum' eingeweiht. Merian, der gerade in den letzten Jahren eine einflussreiche Persönlichkeit bei Friedrich II. geworden war, liess sich keine Mühe verdriessen mit dem Freunde 'chez les gens venustes' Besuche zu machen, Gualtieri führte die Vorstellung bei der Königin herbei; es musste schmeichelhaft für Raspe sein, aus jenes Munde zu hören, dass Comtesse von Dehnhoff bei Hofe kürzlich nur von ihm gesprochen habe. Raspe hatte die Absicht gehabt, da der Urlaub ablief, zu Anfang November zurückzureisen; indess die Princessin Heinrich, eine Tochter des Prinzen Maximilian von Hessen, die von dem Kasseler Gelehrten sehr entzückt war, erbat es sich am 6. November als persönliche Gunst vom Landgrafen, dass Raspe noch weitere fünfzehn Tage in Berlin bleiben dürfe.[61])

Schliesslich musste sich dieser gewaltsam dem Berliner Verkehr entreissen; 'wie ein Geist' war er plötzlich den Freunden entschwunden, aber als guter Geist hatte er noch vor dem Weggehen an die Karschin gedacht, die für einige schlechte Verse, mit denen sie Babet über den Abschied des Verlobten trösten wollte, einen Louisdor zum Geschenk erhielt.

---

[60]) Ähnlich spricht die Dichterin sich aus in dem Gedicht an Rochow, S. 111 der Ausg. von 1764.

[61]) Für den Aufenthalt Raspes in Berlin kommen vor allem die Briefe der Genannten sowie die von Catt in Betracht.

Alsbald nach seiner Rückkehr nach Kassel, die etwa am 21. November erfolgt sein muss, sandte Raspe am 23. November an die 'Bella Babettina' sein Bild. Er begleitete es mit den folgenden Zeilen:

Gemahlt von meines Tischbeins Hand
Mit dem die Freundschaft mich verband,
Eilt dieses Bild zu Dir.
Nie werden Blik und Farben schwinden
Mich wirst Du niemahls untreu finden
Es ist ein wahres Bild von mir.[62])

Es war ein Gegengeschenk für das von Frisch gemalte Porträt des 'liebenswürdigsten Mädchens', das Raspe von seiner Brautfahrt mitgebracht hatte und das den General von Schlieffen, Raspes warmen Gönner, hoch entzückte, bis er dem Original gegenüber, dessen Bekanntschaft er im Mai 1771 machte, in weniger dichterisch schönen als für die Gefeierte schmeichelhaften Zeilen bekannte:

Babettens Bild pries ich auch schön
Bis gestern da ich sie gesehn
Nun schwöhr' ich fast dass so viel Ehre
Dem Mahler nicht gebührt
Und dass die neidische Cythere
Den Pinsel ihm geführt.[63])

Wenige Wochen nach der Rückkehr erfuhr Raspe einen neuen Gnadenbeweis seines Fürsten, der ihn zum zweiten Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek ernannte und so in eine Stellung setzte, die für den, der sie erhielt, eigens erst geschaffen wurde.[64])

---

[62]) Sie sind geschrieben auf einen Brief der Karschin vom 18. October 1770. Knebel vergoss Thränen, als er später im Langeschen Hause das Porträt sah. 'Unser vortrefflicher Tischbein hat mir gar keinen Gefallen gethan, dass er Sie so lebhaft getroffen.' Knebel an Raspe. Potsdam, 16. August 1773.

[63]) Abschriftlich von Raspes Hand erhalten auf einem gedruckten Hochzeitsgedicht der Karsch für Babet vom 9. April 1771, im Besitz der Ständischen Landesbibliothek.

[64]) Strieders Angabe, dass Raspe die Stelle am 8. Januar 1771 erhalten habe, mag sich auf den Tag der Bestallung beziehen; die Ernennung muss früher erfolgt sein, da Matthäi schon vor Weihnachten 1770 in Braunschweig davon wusste.

In Berlin nahm man an, dass Raspe, wie er versprochen hatte, bereits im Januar oder Februar wiederkommen werde. So wartete auch die Karschin mit ihrem Danke für das Novembergeschenk bis Ende Februar, dann kleidete sie ihn in Briefform ein und sandte ihr Schreiben am 5. März ab. Sie klagt, dass sie vom Wintermond bis zum März kränklich gewesen sei, da habe ihr das Goldstück, für das sie 25 Ellen wollenes Zeug gekauft habe, gute Dienste geleistet. Freilich würde sie es lieber genommen haben, wenn es ihr in anderer Form, etwa durch Babettens Hand, überreicht worden wäre. So hatte es ihr der Schwiegervater mit einem kalten und trockenen Billet geschickt. Der Mann, meint sie, wird Ihnen zürnen, dass Sie so viel Geld für einige Verse weggeworfen haben, denn dass es ein Geschenk der Freundschaft ist, versteht er nicht. Sie fährt fort:

ich habe glaub ich zur Jubelhochzeit Seines Vaters ein carmen machen müssen im nahmen Seines Sohnes, und nach Verlauf Eines Jahres oder noch länger, und nach empfang eines etwas Spizigen VersBillets überwand Er sich endlich zween Thaler an mich einzusiegeln, ich würde nichts Verlangt haben wenn Er mir nur die bekantschaft Seiner Familie verschafft hätte, wenn Er höflich gewesen wäre, ich mache des Jahres über zehntausend Versse aus neigung oder auss einfällen, aber wenn man mich dingt wie der Taglöhner gedungen wird, und weitter nicht nach mir frägt, alsdann glaub ich auch die foderungsrechte eines gerufenen arbeiters zu haben.

Die Frau sah bei solchen Honorarzahlungen sehr auf die Art und Weise, wie ihr das Geld dargeboten wurde, und konnte sehr beleidigt werden, wenn man ihr das Geschenk nicht in einem Briefchen liegend, sondern wohl gar, wie es vorkam, in schlechtes Papier gewickelt zusandte.[65]) Freilich wurde die Annahme in keinem Falle verweigert.

Die Dichterin geht dann, nachdem sie ihrem Herzen so Luft gemacht hat, auf einen anderen Gegenstand über, auf Klotz. Der Streit mit dem Hallenser Professor und seinen fanatischen Anhängern war allerdings längst in der Hauptsache ausgefochten, Raspe spielte nur noch den stillen Zuschauer, aber die Karsch hält es ihm gegenüber

[65]) Die Karsch an Raspe. Berlin, 1. November 1771.

doch für angezeigt, jeden Verdacht eines Einvernehmens mit dem Gegner von sich abzuweisen:

H. Kloz soll sich berühmt haben Das Er jn einem genauen Briefwechssel mit mir Stünde, ich habe Voriges Jahr ein Kleines briefchen wegen einer angelegenheit Ihm geschrieben, und auf Seine übertriebne Schmeycheleyen, eine sehr zweydeuttige und kühle antwort geschikt, das ist es alles gewesen, der Mensch macht es wie die Süssen Jungen herrn, die so gleich mit gunstbezeugungen eines frauenzimers prahlen der Sie etwan in der oper oder sonst bey einer zufälligen gelegenheit Viel Schönes Vorgeschwazt, und Von Ihr mit einem Spizigen lächeln und einem halbVerächtlichen blick abgewiesen worden, ich frage nichts nach Ihm.

Übrigens kam die Dichterin auch in der Besprechung, die die Klotzische Bibliothek im 22. Stück vom 1771er Musenalmanach brachte, schlecht genug weg. Dort stand S. 234 zu lesen:

Ein viel härteres Urtheil müssen wir von den Aufsätzen der Madam Karschin fällen. Sollte sie nicht für ihre Ehre mehr besorgt seyn, und nicht alles wegdrucken lassen? Welcher Leser von Geschmack kann sich des Lachens enthalten, wenn ein Gedicht von ihr S. 196 also sich anfängt . . .[66])

Im December 1770 waren Gleim und Jacobi in Berlin gewesen; über den letzteren, der ihr bis dahin noch unbekannt gewesen war[67]), lässt sich die Karsch folgendermassen aus:

Der lezte ist ein Sittsamer Sanftter Mann, der nicht feuer genug Verräht zum Dichtter, es fiel Ihm ein mir Endreime Vorzuschreiben die sehr ausstudiert waren, ich fülltte den raum aus, und Jederman freuet sich darüber, Jacobi hat Zween Predigten druken lassen[68]) die sehr artig sind, dem Styl nach könt Er ein Prediger sein, aber Ihm fehlt eine gute ausssprache, Seine Cantate auf den

[66]) Auch die Anzeige (Stück 17 S. 122ff.) des 1770er Musenalmanachs hatte die Gedichte der Karsch gehörig heruntergerissen. Auffallend bleibt es, wenn sich nun doch noch hinterher ein Gedicht der Karschin in das 24. Stück der Bibliothek, S. 634, das im September 1771 erschien, verirrte. Oder wusste sie vorher nichts vom Abdruck?

[67]) Die Dichterin hätte freilich den 'jungen wunderbaren Mann' gern schon früher kennen gelernt. S. Martin in den Quellen und Forschungen 2, 6—7.

[68]) s. Martin a. a. O. S. 23, Note 7 und Hamberger-Meusel, Gel. Teutschland [4]3, 489.

geburtstag des Königes ist schlecht, hören Sie nur den anfangs Cohr:

Der wahrheit Tochtter, Edle Treue
Die für das Glük der länder wacht
und wie die vnschuld ohne reue
den himmel und der Erde lacht

O Sieh Von einer goldnen wolke
Den ausgeschmüktten Tempel hier
Gieb Deinem Seegen diesen Volke
Denn alle zungen Jauchzen Dir,

man empfindet nichts bey diesem Cohr, und ich weis gar nicht was die reue hier zu Thun hat wenn Sie nicht des reims wegen gekommen ist, man hatt die Cantate zu halberstadt aufgeführt, und ich wünschte das der gutte Jacobi sich nicht einfallen liesse dis Stük den Publico mitzutheilen, denn mir ist leid für Ihm das Ihn die Kunstrichtter geisseln möchtten.[69])

Zum Schlusse des Briefes kommt die Karschin noch einmal auf sich selbst zu sprechen:

---

[69]) Die Cantate erschien 1771 zu Halberstadt im Drucke und ist wiederholt in den Sämmtl. Werken [2] 2, 21 ff. Am letzteren Orte — die 1771er Ausgabe ist mir nicht zugänglich — findet sich gegenüber der Fassung der Karsch die Variante: 'Des Volkes Stimmen jauchzen Dir'. — Ein weiteres Urtheil über Jacobi knüpft die Dichterin an das ihr von Raspe zur Einsicht gesandte Gedicht 'An das Publikum' an, in dem der Erstgenannte wider gewisse Kritiker zu Felde zieht (Gedruckt zu Halberstadt 1771 und aufgenommen in Klotzens Bibliothek Stück 22, S. 240 ff.). Die Karsch bemerkt bei der Rückgabe (15. April 1771) ganz hübsch:

'und ich beklage den Verfasser
ach Seine Kühnheit war zu gross
Das Er mit kaltten bittren wasser
Die mächttige Crittic begoss,
ich fürchtte sehr Sie wird sich rächen,
Der Knabe dem ein Bienchen Sticht
muss nicht Voll zorn ins hauss der bienen brechen
Sonst fliegt der ganze Schwarm Ihm in das angesicht
und Sticht Ihn Todt, der wandrer sieht Ihn liegen
beklaget Ihn, und saget doch
Das arme Knäbchen lebte noch
allein es wuste nicht die rachsucht zu besiegen

Seelig sind die Sanftmütigen, und die sich gern Tadeln lassen, und durchs Tadeln besser werden, der Verfasser ist Sonst ein Sanftmütiger Mensch, ... es wundert mich wie Er sich hier vntter die furien Verirrt hat.'

ich wünsche den frühling heftiger als sonst, denn ich mus meine Tage in der Kinderstube zubringen, weil das holz zu kostbahr ist, ich kann vntter beständigen geräusch welches mich alzunahe vmgiebt wenig anfangen, mitteln und Vollenden[70]), ich laufe fort wenn es Mittag ist, und Komme spät nach hause, Vielleicht giebt mir die Vorsehung in diesem Jahre mehr bestimte Refenüen, dass ich künftig eine andre lebensart anfangen kann.

Anfang April 1771 traf Raspe in Berlin ein, wo am 9. April die Vermählung stattfand. Die Freunde wie Matthäi[71]) und der Barde Rhingulph[72]) stellten sich mit ihren Glückwunschgedichten ein, die Karschin, die 'vermöge der Correspondenz und der Verwandtschaft im Apoll' einen besonderen Beruf zu haben meinte, tobte sich, obwohl sie zu ihrem Leidwesen zum Feste keine Einladung erhalten hatte, in vier Liedern aus, von denen zwei dem Freunde und zwei der Gattin galten.[73]) Das Geldgeschenk, das ihr in einem artigen Briefe zugestellt wurde, nahm sie unter dem Titel des Ersatzes der Kosten an; dabei versprach sie der jungen Frau nun auf ein Wiegenliedchen bedacht zu sein.

Ende April siedelten die Neuvermählten nach Kassel über, wo das Raspesche Haus bald einen gewissen Anziehungspunkt bildete, und seine jugendschöne Gebieterin zu den gefeierten Sternen der Gesellschaft gezählt wurde.

Die Dichterin ist dem Raspeschen Ehepaare auch fernerhin treu und anhänglich geblieben; sie nahm an dessen freudigen Erlebnissen, wie der Geburt des Stammhalters

---

[70]) Im Jahre 1758 hatte sie an den Feldprediger Kletke noch geschrieben:

'Vier Kinder stören mich, doch das Geräusch von Kindern
Kann nicht den Trieb in mir und nicht das Feuer mindern'.

s. Biographie der Klencke S. 77.

[71]) Boie an Raspe. Göttingen, 18. Juni 1771. Weimar. Jahrb. 3, 37. Ein Exemplar des Gedichtes besitzt die Ständ. Landesbibliothek.

[72]) Boie a. a. O. und Höpfner an Raspe. Giessen, 8. Februar 1772. Weimar. Jahrb. 3, 62. Das Gedicht ist abgedruckt im Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1772, S. 55 ff.

[73]) Zwei wurden als Einzelblätter gedruckt und alsbald von Raspe mit den übrigen Hochzeitsepisteln dem Freundeskreise mitgetheilt, zwei sind handschriftlich erhalten. Boies Urtheil, dass sie eben nicht unter die guten Arbeiten der Karsch gehörten, ist vollkommen richtig.

am 24. Juni 1772, ebenso lebhaften Antheil, als sie den schmerzlichen Hingang der Mutter Babets mit den Betrübten herzlich betrauerte.[74]) Mit Stolz sah sie auf ihren alten Hannoveraner Freund, der sich stets, wie sie rühmend hervorhob, gegen sie von einer guten und artigen Seite gezeigt hatte, und freute sich, wie sie ihm mittheilen konnte, dass ihr gerade aus der Stadt Hannover ein zweiter neuer Gönner, der Leibmedicus Zimmermann, zugewachsen war. Der berühmte Arzt hatte sich am 21. Juni 1771 zu Berlin einer sehr schmerzhaften Operation unterzogen und war dann genöthigt, sich zu seiner Wiederherstellung noch einige Monate dort aufzuhalten. Während dieser Zeit begegnete man ihm in den angesehenen Kreisen mit grosser Zuvorkommenheit, jedermann interessirte sich für den geistreichen und berühmten Mediciner. Die Karsch, die ihn im Sulzerschen Hause kennen gelernt hatte, konnte sich rühmen, dass jener sich für ihre Muse erklärt hatte; sie sang dem 'gefühlvollen Schweizer' ein paar Liedchen, und dieser versicherte sie seines Wohlwollens und seiner Freundschaft. Die Dichterin hat in der kleinen Liedersammlung, die zur Frühjahrsmesse 1772 in Leipzig erschien, auch den beiden Hannoveranern ein Denkmal gesetzt, indem sie die ihnen gewidmeten Lieder dort vereint zum Abdruck brachte.[75])

Eben um dieselbe Zeit waren die Hoffnungen Raspes, nach Berlin berufen zu werden, wieder im Steigen begriffen.[76]) Nach der Rückkehr von seiner ersten Berliner

[74]) Die Karschin an Raspe. Berlin, 18. Juli 1772. Dabei liegt ein Schreiben an 'die fröliche Mutter des kleinen künfttigen Dichter Raspe'.

[75]) Vgl. hierüber den Brief der Karschin an Raspe vom 1. November 1771, Merians Schreiben an ebendens. Tempelhoff, 17. August 1771 und Bodemann, Zimmermann S. 70ff., der auch der Beziehungen zur Karsch im Jahre 1786 gedenkt und ihre sämmtlichen dem Hannoveraner Arzte gewidmeten Gedichte S. 313ff. zusammenstellt. Die Ausgabe von 1772, die allerdings nicht umfangreich ist, muss sehr schnell, kurz vor dem Erscheinen redigirt sein, denn noch am 1. November 1771 klagt die Dichterin: dass sie keine solche Menge Lieder beisammen habe, als zu einer vollständigen Sammlung gehöre.

[76]) Die nachfolgenden Ausführungen beruhen auf dem Briefwechsel mit Catt, Merian und Nicolai, soweit nicht andere Quellen namhaft gemacht werden.

Reise im Herbst 1770 fasste er alsbald unter den dort empfangenen grossartigen Eindrücken den ihm von höchster Seite nahe gelegten Gedanken ins Auge, eine Beschreibung von Berlin und Potsdam zu entwerfen mit besonderer Rücksichtnahme auf die königlichen Schlösser und die in ihnen aufgestellten reichen Kunstsammlungen. Dies Werk sollte, während die Akademie durch Übersendung einer Handschrift der metaphysischen Fragmente von Leibniz geneigt gestimmt wurde, dazu dienen, den grossen König selbst, dessen Verdienste um seine Residenzen in die gebührende glänzende Beleuchtung gerückt wurden, für die Person des Verfassers zu interessiren und so auch auf diesem Wege dessen Ziele fördern. Die Aufzeichnungen, deren Plan namentlich mit Catt eifrig besprochen und brieflich erörtert worden war, fanden den Beifall derer, die sie im Manuscript zu lesen bekamen, und wurden gegen den Willen des Verfassers in Abschriften verbreitet. Raspe, der befürchten musste, dass sie unter der Hand etwa mit Zusätzen versehen gedruckt werden könnten, legte nunmehr auf Catts Anrathen die Briefe dem Könige vor mit der Bitte um die Erlaubniss, eine eigene Ausgabe veranstalten zu dürfen.

Die allerhöchste Genehmigung wurde umgehend in einem huldvollen Handschreiben ertheilt; ein Potsdamer Freund, sicher Catt, meldete zugleich, dass die Briefe selbst zu Ihro Majestät Zufriedenheit gewesen wären und vielleicht für den Schreiber weitere Folgen haben könnten.

Der, welcher diese Glücksaussichten zuerst erfuhr, war der treue Freund in Göttingen, Professor Heyne. An ihn schreibt Raspe am 29. April 1772:

Das anliegende ungemein gnädige Schreiben des Königs von Preussen . . . giebt dem Heimweh meiner jungen Frau die erwünschteste Nahrung von der Welt. Sie wissen dass ich hier zufrieden lebe und mich folglich nicht beunruhige durch Wünsche. Solte gleichwol der König mich ansehnlich verbessern wollen, wie man mir denn würklich von Potsdam aus einige Hofnung der Arth gegeben hat, so würde ich meinem Glück und meiner Frauen Wünschen gewis nichts in den Weg legen.[77])

---

[77]) Ähnlich spricht sich Raspe in einem Briefe an Merian schon am 9. December 1770 aus.

Heyne äusserte zwar in seiner Antwort die lebhafteste Freude über die dem Freunde zu Theil gewordene Anerkennung, aber er bedauert auch zugleich schmerzlich, dass er Raspe verlieren solle; 'würden Sie aus der Nachbarschaft weg seyn, so würde ich mich in die Wüste Libyens versetzt achten', gleichwohl würden Sie in Berlin weit mehr an Ihrer Stelle sein.[78])

Die Fertigstellung der Briefe wurde nun lebhaft in Angriff genommen, da sie womöglich bis zur Michaelismesse d. J. erscheinen sollten. Nicolai, dem sie zum Verlag angeboten wurden, steuerte aus seinen Sammlungen über die Berliner Architektur manches Stück bei; er tadelte den hofmännischen Ton der ersten, ihm früher vorgelegten Niederschrift. Raspe entschuldigte diese Beschränkung seiner Wahrheitsliebe aus den Umständen heraus. Fade und leere Declamationen habe er indess nicht gemacht, 'mein Begriff vom Geiste des Königs ist zu gross als dass er mich dazu erniedrigen sollte'. Ob die Briefe gedruckt sind, oder ob und warum von der Veröffentlichung abgesehen ist, entzieht sich meiner Kenntniss. Sicher ist, dass Nicolai sie am 21. August 1772 noch nicht in den Händen hatte; später aber werden sie von keiner Seite mehr erwähnt.

Seit dieser Zeit stockt auch der Verkehr Raspes mit Berlin und beschränkt sich schliesslich auf hin und wieder mit Nicolai gewechselte geschäftliche Schreiben. Am 29. October 1774[79]) traf Raspe wieder in der preussischen Hauptstadt ein. Der Landgraf hatte ihn kurze Zeit zuvor zu seinem Agenten bei der Republik Venedig ernannt und beauftragt, demnächst im Interesse einer Bereicherung der fürstlichen Sammlungen eine Reise nach Italien zu machen.[80]) Während sich in Kassel das Unwetter, das Raspe vernichten

---

[78]) Heyne an Raspe. Göttingen, 1. Mai 1772. Für den herzlichen, freundschaftlichen Verkehr zwischen den beiden Männern sprechen am besten die 130 Briefe von Heynes Hand an Raspe in dessen Nachlass.

[79]) s. Duncker in der Zeitschrift des Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde. N. F. 10, 145.

[80]) Nach dem oben angeführten Acte des Marburger Staatsarchivs und Strieder, Gel. Geschichte 11, 223.

sollte, zusammenzog, spielte dieser noch in Berlin, wohin er Frau und Kinder zur Unterkunft im Hause des Schwiegervaters gebracht hatte, die Rolle des Unschuldigen und Sorglosen. Die alten Bekanntschaften wurden eifrig gepflegt, neue wie die mit dem Abbé Bastiani geschlossen; am 11. November hatte der Kasseler Gelehrte die hohe Ehre, vom Könige selbst in einer einstündigen Audienz im Schlosse zu Potsdam empfangen zu werden.[81]) Ob Raspe die Karschin zu dieser Zeit noch einmal gesehen hat, bleibt fraglich. Das Lied, mit dem ihn am 14. November die Dichterin, die ihn bis dahin noch nicht gesprochen hatte, unter Berufung auf die alte, treue Freundschaft in der Hauptstadt noch zurückzuhalten sucht, konnte kaum Wirkung ausüben, ging doch bereits am 17. November von Kassel an jenen der gemessene Befehl ab, dass die Rückkehr dorthin zur Überlieferung des ihm unterstellten Münz- und Medaillencabinets an den für die Zeit der italiänischen Reise ernannten Stellvertreter, den Bibliothekar Schmincke, zu beschleunigen sei. Anfang Februar 1775 langte Raspe in Kassel an[82]), nachdem er unterwegs in Leipzig und Gotha[83]) noch Aufenthalt genommen hatte; zu den ersten Sitzungen der durch Generaldirections - Protocoll vom

---

[81]) Nach dem Entwurfe eines Schreibens von Raspe an den Minister von Fürstenberg, dessen Verdienste um die Westfälische Kirche und Schule u. a. den Gegenstand des Gesprächs bildeten.

[82]) Die Angabe Mittlers, dass die Rückkunft in den Anfang des März falle, wird widerlegt durch einen Brief des Hofraths Schläger in Gotha, der bereits am 18. Februar Raspe auf dessen Anzeige von seiner glücklichen Ankunft in Kassel antwortet.

[83]) Den Aufenthalt Raspes in Gotha hinter die Flucht aus Kassel zu setzen, wie Mohrmann als möglich hinstellt, hindert der obige Brief (Anm. 82) und vor allem die nach dem Erlassen des Steckbriefes, der in 50 Exemplaren zur Post gegeben und in die auswärtigen Zeitungen eingerückt wurde, eingetretene Lage. s. Bericht der Regierung vom 18. März 1775. Original in dem angeführten Acte des Marburger Staatsarchivs. Ungenau ist somit auch der bisher unbeachtet gebliebene Bericht Reichards, der damals in Gotha lebte und bestimmt die obige irrige Ansetzung des Raspeschen Aufenthalts dort vertritt. s. H. A. O. Reichard (1751—1828). Seine Selbstbiographie überarbeitet und herausgegeben von Hermann Uhde (Stuttgart 1877), S. 124—125 und dazu Strieder a. a. O. S. 225.

17. Februar 1775 befohlenen Übergabe fand er sich ein, dann entwich er am 15. März, Morgens um ½ 10 Uhr aus Kassel. In einem zurückgelassenen Promemoria, datirt vom 1. März 1775, gestand der Flüchtige, dass er in den letzten Jahren dem Kunstcabinet Stücke im Werthe von 2000 Rt. entwendet und ausserdem 8 goldene Medaillen beim Leihhaus für 300 Rt. versetzt hatte[84]); er entwickelte unter ausführlicher entschuldigender und rechtfertigender Darstellung seine Vermögensverhältnisse seit seiner Übersiedelung nach Kassel, die ihn zu dem unseligen Schritte getrieben hätten, und erhoffte zum Schlusse von der bekannten Menschenliebe und milden Denkungsart des Landgrafen seine Begnadigung. Am 17. März 1775 erliess die fürstliche Regierung den Steckbrief; Raspe entkam indess, nachdem er einer vorläufigen Festnahme in Clausthal mit Hülfe seines Schwagers Lange wieder entronnen war, nach England. Die englische Regierung vermochte den Verbrecher, obwohl Schritte von Kassel aus gethan wurden, nach ihren Gesetzen nicht auszuliefern; der hessische Landgraf hat ihn niemals begnadigt. Raspe starb 1794 zu Mucross.

Kassel. Carl Scherer.

H. v. Kleists Prinz von Homburg und Hermannsschlacht.

Von Heinrich von Kleists dramatischen Dichtungen verräth keine so entschieden den Einfluss Schillers als 'Der Prinz von Homburg'. Es ist der von dem jungen Dichter einst so enthusiastisch begrüsste Wallenstein (Brief an Ulrike, Koberstein S. 31), der hier eine starke Nachwirkung geübt hat. Die Verwandtschaft der Stücke ist von Brahm (Heinrich von Kleist S. 333) erkannt, aber im einzelnen nicht nachgewiesen. Die Analogie in den Situationen und Charakteren ist in der That so gross, dass sie nicht zufällig sein kann.

[84]) Ausserdem war der Vorschuss von 700 Rt. verloren, der bereits für die italiänische Reise ausgezahlt worden war.

Hier wie dort ist es ein bewegtes Kriegs- und Lagerleben, das den Hintergrund der Handlung bildet; dort werden wir in das Lager zu Pilsen, hier in das Hauptquartier zu Fehrbellin geführt. Die allgemeinen Situationen bieten wiederholt frappante Ähnlichkeit. Die Versammlung der Officiere auf dem Rathhause zu Fehrbellin, in welcher das Begnadigungsgesuch für den Prinzen beschlossen wird, erinnert an das Bankett in den Piccolomini und die ersten drei Auftritte des V. Acts geben die Stimmung der zweiten Hälfte des III. Acts von Wallensteins Tod wieder. Es mag auch nicht blosser Zufall sein, dass die Handlung vom III.—V. Act, ebenso wie in den beiden letzten Acten von Wallensteins Tod, in die Zeit der Dämmerung und Nacht verlegt ist. Der Bericht des Rittmeisters von Mörner endlich über den vermeintlichen Fall des Kurfürsten in der Schlacht (II, 5) ist in Inhalt und Stilisirung deutlich dem Bericht des Schwedischen Hauptmanns über Max Piccolominis Tod nachgebildet (Wall. Tod IV, 10).

Bestimmter noch macht sich die Ähnlichkeit geltend in der Gruppirung und dem Charakter der Personen. Geschichtlich ist es, dass die Kurfürstin Sophie Dorothea (bei Kleist Elisa) zur Zeit der Schlacht bei Fehrbellin in Minden sich befand. Kleist, bestimmt durch die Situation im Wallenstein, wo Gemahlin und Tochter des Herzogs im Lager anwesend sind, versetzt auch die Kurfürstin an den Ort der Handlung und giebt ihr die von ihm erfundene Gestalt der Nichte des Kurfürsten, Princessin Natalie von Oranien, zur Seite.[1]) Während jener, wie der Herzogin im Wallenstein, nur eine wenig hervortretende Rolle angewiesen ist, ist diese mit dem Prinzen ganz in den Vordergrund der Handlung gerückt. Beide, Homburg und Natalie, bilden das getreue Gegenbild zu Max und Thekla. Der historische Prinz von Homburg, 'der Landgraf mit dem

---

[1]) Thatsächlich war Landgraf Friedrich II., unser Prinz, in zweiter Ehe mit einer Nichte des Kurfürsten, Louise Elisabeth, Tochter des Herzogs von Kurland, vermählt (Varrentrapp, der Prinz von Homburg in Geschichte u. Dichtung, Preuss. Jahrbücher 35, 338). Dieser Umstand mag die Wahl des verwandtschaftlichen Verhältnisses in unserm Stück veranlasst haben.

silbernen Bein', war zur Zeit der Schlacht bei Fehrbellin ein Mann von 42 Jahren, zum zweiten Mal verheiratet, Vater zahlreicher Kinder, 'ein derber Haudegen'. Kleist gestaltet ihn nach dem Muster von Max zu einem jugendlichen schwärmenden Helden, der mehr geschaffen ist, den Impulsen eines feurigen Herzens als den kalten Geboten der Pflicht zu folgen. Wie Max schaut auch er verehrend zu seinem fürstlichen Herrn auf, und ist diesem selbst 'werth wie ein Sohn'. Neben ihm steht Natalie, wie Thekla in Gefahr, ein Opfer kaltherzig berechnender Politik zu werden, aber dem Geliebten 'getreu bis in den Tod'. Auch hier ist es eine Reise (II, 6, vgl. Piccol. III, 3), auf welcher die Herzen sich finden. Der Bund der Liebenden wird, wie dort durch die Gräfin Terzka, so hier durch die Kurfürstin im Stillen begünstigt, während der Kurfürst, wie Wallenstein, eine entschieden ablehnende Haltung gegen ihn einnimmt.

Dem 'ein wenig dürren' Boden der Handlung (Kleists Brief an Fouqué, Bülow S. 246) hat Kleist mit grosser Genialität die Sprache angepasst. Sie spiegelt in ihrer knappen, treffenden, alles falschen Schmuckes entbehrenden Art den preussischen Charakter des Stückes aufs glücklichste wieder und hat jeden Einfluss Shakespearescher und Schillerscher Diction abgestreift. Gleichwohl wird man auch hier durch einige, wenn auch nur äusserliche Anklänge an den Wallenstein erinnert. Aus ihm stammt die durchgängig angewandte, im Deutschen sonst nicht übliche Art der Anrede 'mein Fürst', 'mein Marschall', 'mein General' (V. 220. 232 u. o. Zolling). Wenn ferner der Prinz im höchsten Rausch des Glücks die Siegesgöttin beschwört (V. 363),

> Ich hasche dich im Feld der Schlacht
> — — — — — — — — —
> Wärst du auch siebenfach mit Eisenketten,
> Am schwed'schen Siegeswagen festgebunden!

so passen diese Worte zu dem unmittelbar vorher gebrauchten Bilde der auf der Kugel heranrollenden Victoria nicht, sie sind, wie man leicht erkennt, veranlasst durch

unzeitige Reminiscenz an die Worte des Kapuziners in Wallensteins Lager (V. 602. Goedeke):

Rühmte sich mit seinem gottlosen Mund,
Er müsse haben die Stadt Stralsund,
Und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen.

Auch der leidenschaftlich übermüthige Ausruf des Prinzen (V. 714):

O Cäsar Divus!
Die Leiter setz' ich an, an deinen Stern!

erinnert in dem Bilde an ein Wort Buttlers (Piccol. 2028 f.):

Nichts ist so hoch, wornach der Starke nicht
Befugniss hat, die Leiter anzusetzen.

Wenn endlich Wallenstein die Pappenheimer 'mit Kettenkugeln empfangen' will (Wall. Tod. 2201), so wünscht auch der Prinz, dass der Kurfürst den Schweden mit 'Kettenkugeln die Antwort schreibe' (V. 1784).

Dass eine so weitgehende Nachbildung der Ursprünglichkeit unsers Stückes trotzdem keinen Eintrag gethan hat, bedarf bei einem Kleist kaum einer Betonung. Man erkennt, wie der Dichter durch die aus der Erinnerung sich ihm aufdrängenden Situationen und Gestalten immer nur den äusseren Anstoss erhält, um in freier schöpferischer Kraft eine völlig neue Welt von Menschen und Zuständen zu bilden, und wenn es sich um einen Vergleich der beiden Stücke nur in Bezug auf die Wahrheit und lebendige Realität der einander entsprechenden Charaktere handelt, so wird man ohne Bedenken der gestaltenden Kraft Kleists den Vorrang einräumen müssen. Personen wie Max und Thekla verblassen in ihrem etwas künstlichen Glanz vor so im Kern lebendigen Gestalten wie Homburg und Natalie, und neben dem Pathos Wallensteins steht der Kurfürst als eine Herrschergestalt da, die in ihrer schlichten Hoheit kaum in aller Litteratur ihres Gleichen hat.

Neben dem Wallenstein brachte der Dichter schon früh dem Don Carlos eine grosse Bewunderung entgegen (Brief an Ulrike, Koberstein S. 31), und wenn wir nicht irren, so hat der Marquis Posa die Anregung gegeben zu der Gestalt des Hohenzollern. Die nur wenig individuali-

sirte Person des Hohenzollern ist frei erfunden. Er ist der Freund und obligate Begleiter des Prinzen und in dieser Rolle erschöpft sich seine Bedeutung. Drei Scenen sind es, in welchen er in die Handlung eingreift. In der Nachtscene im Schlossgarten zu Fehrbellin zeigt er sich von einer etwas neckenden Seite dem Prinzen gegenüber. Er ist es, der den Kurfürsten auf den Träumenden aufmerksam macht und dadurch mittelbar den ganzen weiteren Verlauf der Handlung veranlasst. In dem Gespräch im Gefängniss sodann klärt er den Prinzen über die Sachlage auf und bewegt ihn, durch Verzicht auf die Hand der Natalie sich den Kurfürsten zu versöhnen. In beiden Fällen wirkt er nicht als ein innerlich bestimmender Factor, sondern mehr als ein äusserer Anstoss auf die dramatische Entwickelung. Sein letztes Auftreten endlich bei Überreichung der Bittschrift hat, wie unten nachgewiesen werden wird, überhaupt keinen Einfluss auf die Handlung, sondern dient lediglich einem Zweck der formalen dramatischen Ökonomie. Dass der Dichter bei Einführung einer so äusserlich angegliederten Gestalt durch ein litterarisches Vorbild bestimmt wurde, scheint mir zweifellos. Auf den Posa weist immerhin die Ähnlichkeit in den allgemeinen Beziehungen; eine innere Verwandtschaft der Charaktere wird natürlich niemand behaupten.

Indess hängt die Frage nach der Bedeutung des Hohenzollern eng zusammen mit der weiteren Frage nach der Entstehung und Zusammensetzung unsers Dramas. Es ist bezeichnend, dass fast alle Scenen, in denen Hohenzollern auftritt, Widersprüche mit der sonstigen Handlung des Stückes enthalten. Besonders sind es die ersten vier Auftritte des I. Acts, welche in mehrfacher Beziehung mit den unmittelbar folgenden Scenen unvereinbar sind. Dort rückt die Brandenburgische Reiterei um 10 Uhr Abends aus Fehrbellin aus, um als Vortrab die Hackelberge zu besetzen (V. 130). Nach dem 5. Auftritt (V. 219 ff.) dagegen ist es der Oberst Götz, der den Vortrab führt und auf den Hackelbergen Stellung genommen hat, während die Reiterei erst am Morgen der Schlacht selbst dort eintrifft (II, 1). In den ersten Auftritten des I. Acts rückt die Reiterei ohne

den Prinzen zum Schlachtfelde aus. Dieser bleibt, nach dem Vorfall im Schlossgarten, gleich in Fehrbellin, um dem Paroleempfang beizuwohnen, und stösst erst am Morgen wieder zu seinem Corps. Die beiden ersten Auftritte des II. Acts hingegen haben zur directen Voraussetzung, dass der Prinz die Reiterei in eigener Person zur Wahlstatt führt. Er trifft dort nur einige Augenblicke später ein, weil er sich zum Gebet in die Kirche 'des Dörfchens', an dem der Marsch vorbeiführte, begeben hatte. Von den Vorgängen der verflossenen Nacht, dem räthselhaften Zurückbleiben des Prinzen beim Ausrücken der Schwadronen und dem Auftritt im Schlossgarten, scheint niemand, selbst nicht Hohenzollern etwas zu wissen. Es bedarf keines weiteren Beweises, die Situation der ersten Auftritte des II. Acts schliesst den Inhalt der ersten Auftritte des I. Acts aus.

Wir haben also auch in diesem scheinbar so geschlossenen Stücke die fast in allen Kleistischen Dramen beobachtete Thatsache des doppelten Entwurfes vor uns. Für die Entscheidung der Frage, welche der beiden Scenengruppen, die des I. oder die des II. Acts, dem ursprünglichen Plane angehören, ist massgebend der Gesichtspunkt, welche von beiden für den Gesammtaufbau der Handlung grundlegend sind. V. 379 ff. (II, 1) heisst es, dass Homburg auf dem nächtlichen Marsch zum Schlachtfelde, ohne weiteren nennenswerthen Schaden zu erleiden, mit dem Pferde gestürzt sei. Auf Grund dieses geringfügigen Unfalls entwickelt sich beim Heer das Gerücht, dass der Prinz in Folge schwerer körperlicher Verletzung überhaupt an der Schlacht nicht theilgenommen habe. In dieser Form theilt das Gerücht Graf Truchss nach der Schlacht dem Kurfürsten als eine verbürgte Thatsache mit, und dieser, so völlig überzeugt, den Prinzen nicht damit zu treffen, spricht das Todesurtheil über denjenigen aus, der die Reiterei in der Schlacht geführt. Damit ist die Verwickelung gegeben. Denn der Kurfürst, als er von dem Prinzen selbst zu seinem Schrecken den wahren Sachverhalt erfährt, fühlt sich nun durch sein Wort gebunden und hält sein verdammendes Urtheil aufrecht (II, 9—10). Somit erweist sich das obenerwähnte Motiv von dem Sturze des Prinzen als ein unentbehrlicher

grundlegender Bestandtheil in dem Gesammtplan des Stückes. Man wird nicht einwenden, dass dieses Motiv sich mit den Eingangsscenen des I. Acts vereinigen lasse. Die Worte 'zur Nachtzeit fiel er mit dem Pferd' (II, 1 V. 379) setzen in dem Zusammenhang der Stelle voraus, dass der Prinz an dem nächtlichen Marsche der Reiterei theilgenommen (vgl. V. 725 ff.), was nach dem Inhalt des I. Actes ausgeschlossen ist. Es ergiebt sich demnach der Schluss, dass die Scenen 1—4 des I. Acts der jüngeren Fassung angehören und späterer Zusatz sind. Es wäre ja auch, hätten diese Scenen von Anfang an im Plan des Stückes gelegen, viel natürlicher gewesen, die auffallende Abwesenheit des Prinzen beim Ausrücken der Reiterei als Erklärungsgrund für das Gerücht von einem Unfall zu benutzen, als für diesen Zweck ein neues und noch dazu recht äusserliches Motiv zu erfinden.

Die Scene des Paroleempfangs lag jedenfalls auch im Plan des ersten Entwurfs. So wie sie ist, trägt sie die Spuren der Überarbeitung, da sie die vorhergehenden Auftritte voraussetzt. In welcher Weise ursprünglich die Zerstreuung des Prinzen motivirt war, lässt sich aus der gegenwärtigen Fassung der Scene nicht mehr errathen. V. 421 spricht der Prinz von einem ihm selbst unerklärlichen Zustande der Getheiltheit, Dictiren in die Feder mache ihn irre. Man würde erwarten, dass er Hohenzollern gegenüber, der ja von allem Zeuge gewesen ist und vom Prinzen selbst als solcher angesprochen wird (V. 328 f.), jetzt auch den Grund jenes Zustandes offen bekenne. Diese Stelle scheint danach wenigstens so viel zu beweisen, dass die Zerstreutheit in dem ersten Entwurf mit einem Vorgang motivirt war, um den Hohenzollern nicht wusste, und sie würde so auch ihrerseits gegen die Zugehörigkeit der ersten vier Scenen des I. Acts zu dem ursprünglichen Plan sprechen. So viel aber ist sicher, dass nach dem ersten Entwurf die Parole nicht am Morgen des Schlachttages, sondern am vorhergehenden Tage oder Abend stattfinden sollte (V. 419).

Im 1. Auftritt des III. Acts (V. 917 ff. 937 ff.) bemerkt Hohenzollern, dass der eigentliche Grund für den Zorn des Kurfürsten gegen den Prinzen in dessen eigenmächtiger

Verlobung mit Natalie zu suchen sei. Diese erschwere die Unterhandlungen mit den Schweden, da der König Karl Gustav als Preis für die Gewährung des Friedens die Hand der Princessin Natalie verlange. Das Motiv dieser Friedensverhandlungen, die übrigens sehr an die Unterhandlungen Wallensteins mit den Schweden erinnern, ist vom Dichter erfunden, und man darf wohl sagen, nicht besonders geschickt erfunden. Es klingt nicht eben wahrscheinlich, dass ein soeben geschlagener und fast vernichteter Feind noch anmassende Friedensbedingungen stellt. Noch auffallender ist es, wenn der Kurfürst V. 1787 nach eben errungenem Siege mit Bezug auf jene Forderung von 'dem Opfer' spricht, das nur vom 'Missglück des Krieges' ihm 'abgerungen' sei. Aber es hat, davon abgesehen, dieses Motiv auch eine inhaltliche Störung herbeigeführt und eine Unklarheit besonders in das Verhalten des Kurfürsten gebracht. Über die Auffassung desselben hat man sich bisher trotz aller Erklärungsversuche nicht einigen können. Man sucht die Schwierigkeiten, wo sie nicht liegen. So ist der oft erhobene Einwand, dass es nicht klar genug werde, wie weit es dem Kurfürsten Ernst sei mit der Absicht, die Hinrichtung des Prinzen wirklich vollstrecken zu lassen, durchaus unberechtigt. Deutlich genug hat es der Dichter gemacht, dass es dem Kurfürsten mit dieser Absicht nur zu ernst ist. Welchen Sinn hätte sonst die Herstellung des Grabes (V. 982 ff. 1730), welchen die sonstigen Anordnungen für die Hinrichtung (V. 1365 ff.)? Wäre nicht der ganze Conflict eine leere Spiegelfechterei? Kleist hat mit der ihm eigenen Entschiedenheit in den beiden Hauptpersonen zwei entgegengesetzte Richtungen des Handelns und Denkens gegenüberstellen wollen, das einseitige Walten der Subjectivität verkörpert in dem Prinzen, die unbedingte Herrschaft der staatlichen Ordnung und der 'Satzung' repräsentirt durch den Kurfürsten. Der Prinz vermag sich nicht zu beugen unter den harten Gesetzessinn des Kurfürsten, und dieser hält sich für berufen, die staatliche und gesetzliche Autorität selbst mit den äussersten Mitteln zu wahren. Damit ist der Conflict gegeben. Aber die Sache des Kurfürsten ist die bessere, und mit grosser Sorgfalt hat der

Dichter alles gethan, um seine grausam erscheinende Strenge durch den Zwang der Umstände zu motiviren. Der Prinz hat durch Unbotmässigkeit ihm jüngst 'zwei Siege verscherzt'[2]), der Kurfürst hat ihn vor der Schlacht ausdrücklich gewarnt, 'sich zu regieren', um nicht auch diesen zu gefährden (V. 350). Er muss, um nicht Zügellosigkeit im Heer einreissen zu lassen, ein Exempel statuiren, und kann, überdies durch sein Wort gebunden, dem Gesetz vor dem Prinzen nicht Einhalt gebieten. Und um seine Beharrlichkeit in der Strenge noch begreiflicher zu machen, lässt ihn der Dichter, wie aus der Unterredung mit Natalie (IV. Act V. 1157 ff.) hervorgeht, annehmen, dass ihm der Prinz im Bewusstsein seines vermeintlichen Rechtes starrköpfig Trotz biete. Aber ein eigensinniger rücksichtsloser Gesetzesstandpunkt wäre der gross angelegten Natur des Kurfürsten nicht angemessen, und der Dichter lässt uns ahnen, dass diese harte Brust schmelzen wird, sobald sich ihm in dem Conflict zwischen Pflicht und Gefühl die Möglichkeit eines versöhnenden Ausgleichs zeigen wird. Den Moment, wo diese Umstimmung eintritt, hat der Dichter genau bezeichnet. In ihrer Unterredung mit dem Kurfürsten dringt Natalie auf diesen ein mit der Erklärung, dass sie auf eine Verbindung mit dem Prinzen verzichte, sie sucht das Vergehen des Geliebten zu entschuldigen, zu erklären, der Kurfürst bleibt unbeweglich. Aber in dem Augenblick, wo das Wort fällt, dass der Prinz um Gnade bittet, vollzieht sich plötzlich die Peripetie. Erstaunt fängt der Fürst der Bittenden das Wort von den Lippen (V. 1158):

unmöglich, in der That?! — er fleht um Gnade?[3])

So tief wirkt das gänzlich Unerwartete auf ihn, dass es ihn zunächst verwirrt. Aber mit scharfem Blick erspäht

---

[2]) Der Umstand, dass wir es hier mit einer Erfindung des Dichters zu thun haben (Zolling z. d. St.), zeigt deutlich die damit verknüpfte Absicht, die spätere Strenge des Kurfürsten verständlicher zu machen.

[3]) Dies ist die Interpunction der im Besitz des Prof. Erdmannsdörffer befindlichen Handschrift und sie hätte von Zolling aufgenommen werden sollen. Der Gedanke gewinnt ja, wie Erdmannsdörffer (Preuss. Jahrbücher 34, 208) richtig bemerkt hat, so wesentlich an Eindringlichkeit.

er alsbald in der so veränderten Lage der Dinge die Möglichkeit, dem Conflict denjenigen Ausgang zu geben, der den Geboten seiner Pflicht wie den Gefühlen seines Herzens zugleich Genüge thut. Er baut seinen Plan auf die ihm wohlbekannte Natur des Prinzen. Indem er diesem die Entscheidung über seine Schuld selbst in die Hand legt, rechnet er darauf, dass der Prinz, also angerufen, die Gerechtigkeit der Strafe anerkennen werde und damit sich zugleich aus dem Zustande unrühmlicher Fassungslosigkeit, in den ihn seine Verurtheilung gestürzt, emporrichten werde. Und sein Vertrauen hat ihn nicht getäuscht. Der Prinz findet sich wieder; er erhebt sich voll zu der Höhe der Gesinnung, auf welcher er sich mit dem Kurfürsten begegnet, und erklärt sich bereit, sich der über ihn verhängten Todesstrafe zu unterziehen. Der Kurfürst aber verzichtet nunmehr auf die Vollstreckung derselben und begnügt sich, der von ihm vertretenen Sache vor den versammelten Officieren durch den Prinzen selbst zu vollem moralischen Triumphe zu verhelfen.

So angesehen erscheint das Verhalten des Kurfürsten als ein durchaus consequentes und psychologisch tief und fein angelegtes. Sobald aber noch jenes rein persönliche Moment einer Verstimmung über die Verlobung des Prinzen hinzutritt, so wird dadurch an sich schon die Reinheit des Grundgedankens getrübt. Es kommt aber im gegenwärtigen Falle noch hinzu, dass das erwähnte Motiv nur lose und äusserlich in den Zusammenhang des Ganzen eingefügt ist, wodurch das Zusammenwirken der bestimmenden psychologischen Momente so complicirt wird, dass ein klarer Einblick in die innere Tendenz der Situation kaum noch möglich ist. Alle diese Schwierigkeiten lassen sich nur erklären mit der Annahme, dass der Dichter, geleitet von der Absicht, den hartnäckigen Zorn des Kurfürsten so menschlich glaublicher zu machen, das Motiv der Friedensunterhandlungen erst später hinzugedichtet, jedoch bei der Schwierigkeit der nachträglichen Einordnung mit bald erlahmendem Interesse wieder fallen gelassen hat.

In der letzten Scene, in welcher Hohenzollern bedeutender in die Handlung eingreift, bei der Überreichung des

Gnadengesuches durch die Officiere (IV, 5), tritt er durch schriftliche und mündliche Erklärung für den Prinzen ein, indem er den Kurfürsten an den Vorgang jener Nacht im Schlossgarten erinnert. Einen Einfluss auf die Entscheidung des Kurfürsten kann diese Erklärung nicht mehr haben, denn bei diesem ist die Begnadigung des Prinzen beschlossene Sache seit dem Augenblicke, wo er die Antwort desselben in Händen hat, wie sein Befehl, ihm das Todesurtheil zu bringen (V. 1480), deutlich beweist. Jenes Auftreten Hohenzollerns hat denn auch offenbar keinen anderen Zweck als denjenigen, die letzte Scene zu motiviren. Der Kurfürst soll erst durch Hohenzollern auf den Gedanken gebracht werden, die Begnadigung dem Prinzen in einer Form anzukündigen, die eine vollkommene und buchstäbliche Erfüllung jener Traumvision in mondbeglänzter Zaubernacht enthält. Ich begreife nicht, wie man diese Scene, die von dem feinen und vornehmen Sinne des Kurfürsten ein so charakteristisches Zeugniss ablegt, für überflüssig oder lästig halten kann; sie ist ja als Krönung des Ganzen geradezu unentbehrlich. Aber als Wiederholung der Eingangsscene des I. Acts steht und fällt sie mit dieser, und folgerecht mit ihr der Theil des 5. Auftrittes des V. Acts, welcher die Rede Hohenzollerns enthält.

Danach also sind die vier ersten Auftritte des I. Acts, V. 1623—1723 des 5. Auftrittes des V. Acts und die Schlussscenen (V. Act, 10.—11. Auftr.) dem ersten Entwurfe fremd. Einige andere Scenen sind überarbeitet, wie die des Paroleempfangs (I, 5) und das Gespräch Hohenzollerns mit dem Prinzen im Gefängniss (III, 1). Für Hohenzollern bleibt so nur noch wenig Raum, und es wird nicht zu kühn sein, wenn wir diese Rolle dem ersten Entwurf ganz absprechen.

Für eine genauere Reconstruction des ursprünglichen Entwurfes fehlt es an sicheren Anhaltspunkten. Doch ist es möglich, noch weiter vorzudringen. Ist, wie ich glaube nachgewiesen zu haben, die Traumscene im I. Act erst später hinzugetreten, so liegt es nahe, die Verlobung des Prinzen mit Natalie, auf welche jene Scene vorbereitend hinweist, ebenfalls der Überarbeitung zuzurechnen. Hier-

für spricht auch der Charakter der Scenen (II, 3—8), welche die Verlobung und ihre äussere Motivirung zum Gegenstande haben, und die in mehrfacher Beziehung den Eindruck einer späteren Einlage machen. Jedenfalls greifen der Schluss des 8. und der Anfang des 9. Auftrittes des II. Acts nicht recht ineinander. Denn nach dem gleichzeitigen Auftreten des Prinzen mit Kottwitz und Hohenzollern sollte man annehmen, dass er zusammen mit ihnen vom Schlachtfelde eintreffe. Er hat aber getrennt von ihnen 'zu rascherer Beförderung' in dem Wagen der Kurfürstin die Reise nach Berlin zurückgelegt (V. 698). Dass aber das Motiv der Verlobung später wiederholt sehr störend in die dramatische Entwickelung eingreift, haben wir oben gesehen. Danach würde also auch die Gestalt der Natalie und damit auch die der Kurfürstin für den ersten Entwurf in Wegfall kommen. Für diesen würde folgendes als Handlung übrig bleiben: Zerstreutheit des Prinzen bei der Parole, sein zu frühes Eingreifen in die Schlacht, daraus sich ergebender Conflict zwischen ihm und dem Kurfürsten, Eintreten der Officiere für den Verurtheilten, freiwillige Unterwerfung des Prinzen und seine Begnadigung. Scenen, die aus der gegenwärtigen Fassung des Stückes, wenn auch zum Theil in anderer Gestalt, dem ursprünglichen Entwurf angehörten, sind: die Parolescene, die Schlachtscene (II, 1—2), der Auftritt im Dom zu Berlin (II, 9), endlich der V. Act mit den oben angegebenen Ausnahmen. Dass der Conflict in gleicher oder ähnlicher Weise gelöst wurde, wird man ohne weiteres annehmen dürfen. Auf welchem Wege aber dort die Umstimmung des Kurfürsten, die jetzt durch das Eintreten Nataliens herbeigeführt wird, veranlasst wurde, lässt sich nicht mehr errathen. Das Motiv der Todesfurcht, wenigstens in dieser Gestalt, fällt mit dem 5. Auftritt des III. Acts. Kleist wird auch hier erst im Verlauf der dichterischen Ausführung zu dem krasseren Ausdruck geschritten sein. Dem etwas einseitigen Kriegsbilde gesellte sich dann unter dem Einfluss Wallensteinischer Motive das zartere weibliche Element hinzu, und mit ihm zugleich die Scene im Schlossgarten, welche die Handlung von dem 'etwas dürren Boden' märkisch-soldatischen Em-

pfindens und Lebens in die Sphäre der lieblichsten Poesie hob.

Unsere Traumscene ist es, welche dem Dichter vorschwebt in dem Aufsatz 'Was gilt es in diesem Kriege?' bei den Worten: 'Gilt es den Ruhm eines jungen und unternehmenden Fürsten, der in dem Duft einer lieblichen Sommernacht von Lorbeern geträumt hat?' (Zollings Ausg. 4, 333). Als der Dichter dies schrieb (wohl in den ersten Monaten des Jahres 1809, vgl. Zolling 4, 260), stand also der jetzige Plan des Stückes, das zuerst am 19. März 1810 von Kleist als vollendet erwähnt wird (Brief an Ulrike, Koberstein S. 156), bereits fest. Das Vorbild jener Scene wird man in der Traumvision Egmonts zu suchen haben. Dort erscheint der Genius der Freiheit dem schlafenden Egmont mit den Zügen Klärchens, einen Lorbeerkranz in der Hand haltend. 'Wie sie sich mit dem Kranze dem Haupte nahet, macht Egmont eine Bewegung, wie einer, der sich im Schlafe regt, dergestalt, dass er mit dem Gesicht aufwärts gegen sie liegt. Sie hält den Kranz über seinem Haupte schwebend.' Die Erscheinung verschwindet, 'Egmont erwacht'. 'Seine erste Bewegung ist, nach dem Haupte zu greifen.' So ist entsprechend hier Natalie als Genius des Ruhms gedacht. Auch sie hält den Kranz dem Träumenden schwebend über dem Haupte und verschwindet so. Man vergleiche besonders die Worte des Prinzen (V. 173ff.):

Hoch auf, gleich einem Genius des Ruhms,
Hebt sie den Kranz, an dem die Kette schwankte,
Als ob sie einen Helden krönen wollte.
Ich streck', in unaussprechlicher Bewegung,
Die Hände streck' ich aus, ihn zu ergreifen.

Eine genauere Untersuchung würde vielleicht auch noch in manchen anderen Punkten Anklänge an Goethes Egmont ergeben.

Kleists patriotisches Drama 'Die Hermannsschlacht' ist als Tendenzstück in seinem geistigen Charakter wie in seiner stofflichen Gestaltung bestimmt durch die Rücksicht auf die Zeitverhältnisse, unter denen es entstanden. Daneben aber ist die historische Situation im allgemeinen

richtiger dargestellt, als man gewöhnlich annimmt. Der Überlieferung entspricht es, wenn der Dichter die Niederlage der Römer als die Folge einer grossartig angelegten List und eines ungeheuren Wortbruchs erscheinen lässt (Vell. Paterc. II 118. Dio Cass. LVI 18ff.); nur, dass er das Verdienst des ganzen Aufstandes ausschliesslich und allein auf seinen Liebling Hermann übertragen hat. Der historische Arminius war zwar die Seele der nationalen Bewegung, aber neben ihm war sein Vater Segimerus und eine Reihe anderer deutscher Fürsten eifrig für dieselbe thätig (Dio Cass. a. a. O.). Im Einklang mit der Überlieferung ferner ist es auch, wenn Kleist die Römer mit hochmüthiger Geringschätzung auf die rohen Barbaren herabsehen und in gänzlicher Verblendung über die sie umgebende Gefahr in ihr Verderben eilen lässt. Richtig ist auch im allgemeinen die Stellung der einzelnen deutschen Stämme zu den Römern wiedergegeben. Kleist unterscheidet unter den deutschen Fürsten zwischen 'Verbündeten des Varus' und 'Missvergnügten'. Zu den ersten gehört Aristan, Fürst der Ubier, Gueltar, Fürst der Nervier, und Fust, Fürst der Cimbern. Die Ubier, seit ihrer Verpflanzung auf das linke Rheinufer i. J. 37 v. Chr. völlig in römischer Abhängigkeit, waren bei den andern germanischen Stämmen, gegen die sie den Römern als Grenzwehr dienten, aufs äusserste verhasst. Dementsprechend ist bei Kleist Aristan, 'der ungrossmüthigste der deutschen Fürsten', der einzige, der der Aufforderung Hermanns vor der Schlacht, sich der deutschen Sache anzuschliessen, nicht Folge leistet. Wenn er sich den 'Beherrscher eines freien Staates' nennt, dem 'Germanien nichts gilt', so soll man darin das niedrige Bild gewisser Rheinbundfürsten wiedererkennen. Die Nervier, die belgischen Stammes waren, aber sich lieber Germanen nennen hörten (Tac. Germ. 28), waren seit den Zeiten des Gallischen Krieges den Römern unterworfen. Ihre blutige Niederlage an der Sambre i. J. 57 v. Chr. durch Caesar schwebte wohl dem Dichter vor, wenn er Gueltar sagen lässt, dass seine Betheiligung an der Schlacht des Ariovist ihn 'den Thron von Nervien' gekostet habe. Im übrigen beruht die Theilnahme der Nervier am Kampf gegen Varus

ebenso auf willkürlicher Erfindung des Dichters wie die der Cimbern, die ausserdem in keinem Abhängigkeits- oder Bundesverhältniss zu den Römern standen. Auch die Friesen wehrten sich nicht 'nur noch sterbend' (V. 10) gegen die Römische Übermacht, sondern erkannten seit ihrer Unterwerfung durch Drusus i. J. 12 v. Chr. thatsächlich die Oberhoheit der Römer an (Tac. Ann. IV 72).

Dagegen sind die von Kleist als 'Missvergnügte' bezeichneten Brukterer, Marsen und Chatten mit den Cheruskern zusammen die eigentlichen Urheber des Aufstandes und die Helden der Varusschlacht. Nur die Sugambrer (Kleist: Sicambrier) gehören nicht in diese Verbindung, da sie, schon i. J. 8 v. Chr. durch Tiberius nach Gallien übergesiedelt, seitdem als selbständiger Volksstamm untergegangen waren (Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte 1, 69). Kleist lässt übrigens jene Stämme mit Ausnahme der Cherusker nicht selbst am Kampfe theilnehmen. Sie stehen im Hintergrunde der Ereignisse und spielen die Rolle der Massen, die unter dem Druck der Fremdherrschaft seufzend mit Sehnsucht das Zeichen zur allgemeinen Erhebung erwarten. Kleinere Einzelzüge, wie der Streit Dagoberts und Selgars um den 'Strich an dem Gestad der Lippe' (V. 52) oder Thuiskomars Preisgebung des Friesenfürsten (V. 25 ff.), gehören der Erfindung des Dichters an und enthalten einen Seitenhieb auf die kleinlichen Eifersüchteleien der deutschen Fürsten in der Napoleonischen Zeit.

Auch die Vorgänge unmittelbar vor und während der Schlacht lehnen sich zum Theil an die Überlieferung an. Geschichtlich ist es, dass die Deutschen den Varus auf dem Zuge gegen die aufständischen östlichen Stämme vorausrücken liessen und dadurch Gelegenheit erhielten, ihn im Teutoburger Walde zu überfallen (Dio Cass. a. a. O.). Dementsprechend ordnet Varus bei Kleist an, dass Hermann mit seinen Cheruskern ihm zwei Tage später folgen solle, wodurch diesem die Umstellung der Römer in dem unbekannten Waldgebiet erleichtert wird (V. 1300 ff.). Auch die Ermordung der in Teutoburg zurückgelassenen römischen Besatzung verträgt sich mit der Überlieferung (Dio

Cass. LVI 19). Endlich wird das nächtliche Unwetter (V, 1) ausdrücklich auch bei den alten Historikern als ein für die Römer verhängnissvoller Umstand an diesem Unglückstage erwähnt (Dio Cass. LVI 20).

Der eclatanteste Verstoss gegen die geschichtliche Thatsächlichkeit liegt in dem Bündniss Hermanns mit Marbod. Hier weist der Patriot mit entschiedener Geberde über die Schranken des Dramas hinaus auf seine Zeit hin. In dem Bilde der beiden mächtigsten deutschen Fürsten, die allen persönlichen Hader vergessend sich zur Abwehr des gemeinsamen Bedrückers vereinigen, richtet der ungeduldig auf Kampf und Entscheidung hindrängende Dichter die Mahnung an die beiden führenden deutschen Staaten, Preussen und Österreich, sich über alle trennenden Gegensätze hinweg die Hand zu reichen und dem gemeinsamen Feinde einen neuen Varustag zu bereiten.

Dass Kleist für seine Darstellung die antiken Quellen selbst benutzt haben sollte, ist kaum anzunehmen. Er wird sich auch hier, wie entsprechend in anderen Fällen, mit einem ihm gerade zugänglichen geschichtlichen Handbuche begnügt haben. Selbst die Germania des Tacitus kann er, wie meist fälschlich angenommen wird, nicht ernstlich benutzt oder gar studirt haben. Seine sehr verschwommenen und zum Theil falschen Vorstellungen über die von ihm erwähnten deutschen Volksstämme legen eher von dem Gegentheil Zeugniss ab. Und was die Darstellung der germanischen Urzustände betrifft, so ist von all dem charakteristischen Detail, welches er der Germania entnehmen konnte, so gut wie nichts bei ihm zu finden, und die Thatsache, dass Sittenstrenge eine vielgepriesene Tugend der alten Germanen war, hatte er schwerlich erst aus dem Tacitus selbst zu erfahren (vgl. Zollings Ausg. 3, 143). Kleist hat sich, wie schon die zahlreichen Anachronismen beweisen, um die Beobachtung des Zeitcolorits überhaupt nicht gekümmert; nur in den allgemeinsten und rein äusserlichen Zügen werden wir an die Einfachheit der Urzeit erinnert. In Anschauungen und Sitten geben sich seine Germanen und Römer wie moderne Menschen, sie sind die Deutschen und Franzosen der Napoleonischen Zeit.

Nur in einem Punkte ist allerdings eine Benutzung der Germania unzweifelhaft. Das 37. Kapitel derselben enthält im Anschluss an die Erwähnung der Cimbern eine kurze Aufzählung der zwischen Römern und Germanen geführten Kämpfe. Aus diesem Kapitel hat Kleist in freier Verwendung und in willkürlicher Combination die Namen seiner Römer entnommen. Die Namen Ventidius Carbo (V. 75. 124 u. o.), Caepio (Kleist: Scaepio), Servilius (V. 2052), Crassus finden sich dort allein oder in anderen Zusammensetzungen. Aber die Annahme liegt nahe, dass Kleists Kenntniss dieses Kapitels durch die der Hermannsschlacht von Klopstock vorangeschickte Übersetzung desselben vermittelt worden ist.

Dass dem Dichter Klopstocks 'Hermanns Schlacht' bekannt gewesen ist, lehren zahlreiche auf dieses Stück zurückweisende Reminiscenzen. Namen wie Gueltar (Klopstock 11. Scene, Ges. Ausg. 1798—1804 8, 175) und Horst (Kleist V. 60. 393), Cheruska für Cheruskerland (Klopstock 3. Scene, S. 103 u. o., Kleist V. 75 u. o.) stammen jedenfalls daher. Die von Klopstock erfundene Festung Teutoburg (11. Scene, S. 189) spielt auch bei Kleist ihre Rolle (V. 118 u. o.). Wie Klopstock (5. Scene, S. 124 u. o.), so lässt auch Kleist (V. 333. 2271) seine Helden bei Mana (Mannus; vgl. Klopstock, Anm. S. 255) schwören. Wenn Hermann bei Kleist wiederholt mit argem Anachronismus von seiner Betheiligung an der Schlacht des Ariovist gegen Caesar spricht (V. 440. 1215), so weist auch dies auf Klopstock hin, bei dem gerade die Schlacht des Ariovist sehr häufig erwähnt wird (1. Scene, S. 78). Das bei Klopstock fast bis zum Ekel wiederholte Saugen der Wunden (2. Scene, S. 99 u. o.), das auf dem Missverständniss einer Stelle des Tacitus (Germ. 7, Klopstock, Anm. S. 252) beruht, begegnet auch bei Kleist einmal (V. 2533). Auch Thusnelda als Jägerin, 'mit dem Köcher der Jagd', findet sich schon bei Klopstock (2. Scene, S. 97). Endlich werden unter den Namen der deutschen Stämme, welche in dem Bardenliede der 6. Scene (S. 136) genannt werden, auch die Nervier und Sikambrer erwähnt und den Ubiern, 'den Sklaven Roms', wird das 'Todesloos' gewünscht. Eigentliche Motive und tiefere

poetische Anregung konnte natürlich ein an Erfindung und Gestaltung so armes Stück dem immer auf das Concrete gerichteten Geist unsers Dichters nicht gewähren.

In der Kunst der Charakteristik zeigt sich überall die Kleistische Meisterschaft. An den beiden Hauptpersonen erkennt man theils durch Überlieferung gegebene, theils aus fremden Dichtungen entlehnte Züge wieder. Das Urtheil über den Varus, der durch sein politisches und militärisches Ungeschick hauptsächlich den Aufstand und die Niederlage verschuldete, lautet in den Berichten der Alten meist sehr ungünstig. Nur Velleius (II 117. vgl. 120) tritt für ihn ein und nennt ihn einen zwar von dem Fehler der Habsucht nicht freien, aber sonst 'leutseligen, ruhigen, geistig wie körperlich etwas schwerfälligen, mehr an die Ruhe des Lagers als an den Krieg gewöhnten', aber doch 'tapferen und von guten Absichten beseelten' Mann. Selbst die Schuld an der falschen Behandlung der Germanen sucht er einigermassen von dem Vielgeschmähten abzulenken und auf andere zu übertragen, die ihn in seinen Vorstellungen über den Charakter der fremden Barbaren völlig irreführten. Nach dieser Schilderung, die ihm aus zweiter Hand bekannt geworden sein wird, hat Kleist im wesentlichen seinen Varus gestaltet. Bei ihm ist der römische Feldherr ein tapferer Soldat, ein correct sich an seine Instruction haltender General, der die Befehle seines Herrn ausführt, ohne nach ihren Gründen und Zielen zu fragen (V. 1275), eine ruhige, verständige, im ganzen sympathische Natur. Die ungünstigeren Eigenschaften hat ihm der Dichter genommen und die an ihm getadelte segnitia in einen Zug von Schwermuth verwandelt, 'der ihm besonders gut steht'. Mit grosser Vorsicht sucht der Varus Kleists alles zu vermeiden, was den Sinn der Germanen reizen oder verletzen könnte (V. 1119ff.), und wenn er sich in völliger Unkenntniss über das, was im Werke ist, befindet, so trägt nicht so sehr er selbst als die völlige Verblendung des Legaten Ventidius daran die Schuld (V. 1249ff.). Auch einen tapferen Soldatentod statt mattherzigen Selbstmordes gönnt dem unglücklichen Feldherrn der Dichter. Sein letztes Auftreten erinnert an den Talbot in Schillers Jungfrau. Man ver-

gleiche den Monolog V. 2466 mit den Worten Talbots (III, 6): 'Unsinn, du siegst, und ich muss untergehn' u. s. w.

Hermann trägt, wie Brahm richtig bemerkt hat (a. a. O. S. 292), deutliche Züge von Schillers Fiesco. Inmitten einer gleichgesinnten Umgebung, die ihn nicht versteht, ist auch er eine ganz auf sich gestellte, seiner selbst sichere Natur, verschlagen wie ein Punier, scrupellos in der Wahl seiner Mittel, bei scheinbar leichtfertigem Dahinleben krampfhaft in sich gesammelt seinem Ziel sich zubewegend. Man vergleiche den 1. und 3. Auftritt des I. Acts unsers Dramas mit dem 7. Auftritte des I. Acts und dem 5. Auftritte des II. Acts des Fiesco. Im übrigen ist Hermann der Held, wie er Kleist nach seiner eigenen leidenschaftlichen Natur als Ideal für den grossen Befreiungskampf vorschwebte. In seinem fanatischen Hass gegen die fremden Bedrücker, in seinem gänzlichen Aufgehen in den einen Gedanken der Rache, in dem bereitwilligen Preisgeben aller Güter des Lebens für das eine Gut der Freiheit gleicht er ganz dem Bilde, wie wir es von dem Patrioten Kleist in seinen politischen Schriften jener Zeit (vgl. Katechismus der Deutschen) gewinnen.

Der Fiesco hat auch sonst auf unser Drama eingewirkt. Wie dem genuesischen Verschwörer so steht Hermann die Gruppe der 'Missvergnügten' zur Seite. Wie Fiesco den Gianettino (III, 8—11), so weiss Hermann den Ventidius mit vollkommenster Abgefeimtheit über sich und seine Absichten zu täuschen. Jener lässt sich von Gianettino für einen 'Phantasten', dieser sich von Ventidius für einen Menschen halten, in dem weniger 'Lug und Trug' ist, als 'in einem Hämmling, der an der Tiber graset' (V. 1253). Eine unverkennbare Entlehnung aus dem Fiesco endlich ist es, wenn der Dichter in jener nächtlichen Scene der entehrten Hally einen Schleier überwerfen lässt (V. 1551, vgl. Fiesco I, 12), während daneben das Motiv der Zerstückelung der Leiche der Bibel entnommen ist (Buch der Richter Kap. 19 a. E.).

Die Hermannsschlacht ist ein Werk des Affects und daher mehr als ein anderes Kleistisches Werk in einem Gusse entstanden. Trotzdem wird auch hier an einer Stelle die überarbeitende Hand des Dichters sichtbar. Im 7. Auf-

tritt des II. Acts raubt Ventidius, nachdem er vorher (II, 5) vergeblich darum gebeten, der Thusnelda mit List eine Locke. Die über diese Dreistigkeit sich beklagende Thusnelda wird von Hermann mit ironischem Humor getröstet, sie solle es als ein Glück betrachten, dass er ihr 'die Scheitel nicht ratzenkahl' abgeschoren habe (V. 645). Mit diesem Vorgang steht der 3. Auftritt des III. Acts in Widerspruch. Hier macht die zum Empfang des Varus modisch gekleidete und frisirte Thusnelda ihren Hermann mit einer leichten Coquetterie darauf aufmerksam, dass Ventidius ihr bei der Toilette behilflich gewesen, ihr gezeigt 'am Putztisch, wie man in Rom das Haar sich ordnet, den Gürtel legt, das Kleid in Falten wirft' (V. 985 ff.). Hermann meint neckend, wie sie aussehen würde, wenn sie erst 'mit einem kahlen Kopf gehen werde'; wenn die Römer siegten, so werde kein Mond ins Land gehen und man werde sie 'kahl scheeren wie eine Ratze' (V. 999 ff.). Thusnelda erwidert, Ventidius habe es für ein Märchen erklärt, dass die Römer es auf die schönen Haare und Zähne der deutschen Frauen abgesehen hätten, doch werde sie sich auf alle Fälle gegen einen Angriff auf ihre 'goldnen Locken' zu schützen wissen. Man wird zugeben, dass der Dichter weder Hermann noch Thusnelda so sprechen lassen konnte, wenn Ventidius durch den im 7. Auftritt des II. Acts vollzogenen Raub der Locke bereits Bedenken gegen sich erregt hatte. Hier liegt eine Überarbeitung vor. Löst man die Scene des III. Acts heraus, so ist sofort alles in Ordnung. Denn aus dem 5.—8. Auftritt des II. Acts entwickelt sich mit Consequenz das Weitere. Nach V. 528 hatte Ventidius die Absicht, die geraubte Locke einem Boten für die Kaiserin Livia zu übergeben. Im 9. Auftritt des IV. Acts (V. 1765 ff.) theilt Hermann der Thusnelda mit, dass jener Bote abgefangen und die Locke mit einem Briefe des Ventidius an die Kaiserin Livia bei ihm vorgefunden sei. Thusnelda unter dem Eindruck der ihr widerfahrenen Schmach plötzlich zur Furie umgewandelt bittet Hermann, den Ventidius ihrer Rache zu überlassen und vollzieht diese in grausenerregender Weise (V, 15—19). Diese Scenen also setzen die Auftritte 5—8 des II. Acts voraus, und verbürgen

damit deren Zugehörigkeit zu der definitiven Fassung des Stücks. Die Scene des III. Acts (3. Auftritt), auf die der Dichter ja auch nach den Auftritten des II. Acts gar nicht mehr kommen konnte, gehört demnach einer früheren Bearbeitung an. Man hat hier ein recht schlagendes Beispiel, welche Rolle die Vergesslichkeit bei Kleists Art des dichterischen Schaffens spielte. Er ersetzte eine Scene durch eine Gruppe von anderen und vergass es, die erste Fassung zu entfernen.

Interessant ist es zu beobachten, wie auch hier wieder der Dichter den milderen Ausdruck beseitigte, um den krasseren an die Stelle zu setzen. Wie er in der Penthesilea erst nachträglich durch ein Motiv aus den Bakchen des Euripides darauf geführt wurde, der Rache der Penthesilea die Form eines bestialischen Wuthanfalls zu geben, so hatte auch hier der Dichter offenbar von Hause aus nicht vor, die Thusnelda zu einer That so entmenschter Grausamkeit schreiten zu lassen. Die Scene des III. Acts lässt einen solchen Ausgang keineswegs erwarten. Ventidius mochte immerhin von Thusnelda, nachdem ihr einmal die Augen über ihn geöffnet waren, mit Spott und Hohn behandelt und schliesslich der allgemeinen Rache preisgegeben werden. Dies schien aber bei der weiteren Ausführung dem Dichter nicht charakteristisch genug. Thusnelda, 'eins der Weiberchen, die sich von den galanten Manieren der Fremden fangen lassen', hat zunächst eine etwas zu lebhafte, wenn auch unschuldige Theilnahme für den ihrer Eitelkeit schmeichelnden eleganten Römer gezeigt. Echt Kleistisch ist es, darauf die Stimmung in das Gegentheil umschlagen zu lassen, aus der Weichherzigen die Furie, aus der Zärtlichen die Wildhassende hervorbrechen zu lassen. Thusnelda ist eine andere Penthesilea in bescheideneren, weniger heroischen Contouren, wie Hermann ein anderer, weniger dämonisch angelegter, mehr der Realität des Lebens zugewandter Achill ist.

Halle a. S. Johannes Niejahr.

Quellen für J. Ayrers Sing- und Fastnachtspiele.

Die Annahme L. Fränkels, J. Ayrers Singspiel 'Der Münch im Keszkorb' (in Kellers Ausgabe S. 3093 ff.) stehe dem von Bächtold in der Germania 33, 271 f. mitgetheilten Gedicht eines Schweizer Dichters des 15. Jahrhunderts näher als Val. Schumanns 'Geschicht vonn einem Jungen Münch | vnd eines alten Bawren Weib' (Nachtbüchlein 1. Theil, S. 54 a ff.), ist unrichtig. Der einzige Zug, den Ayrer mit dem Schweizer Gedichte gegen Schumann gemeinsam hat, dass der unvermuthet zurückkehrende Mann ans Haus klopft, kann eine Benützung des alten Gedichtes durch Ayrer nicht beweisen, da er zu unbedeutend ist und ausserdem in den meisten Erzählungen, in welchen die buhlerische Frau mit ihrem Geliebten vom Manne überrascht wird, wiederkehrt. Sonst aber folgt Ayrer in allen wichtigen Punkten dem Nachtbüchlein. So behält er gleich die Vorgeschichte, die im Schweizer Gedicht ganz fehlt, bei: Die Frau, mit ihrem alten Mann unzufrieden, geht ins Kloster beichten, gewinnt dort den Mönch zum Buhlen und verabredet mit ihm, wann er zu ihr kommen solle. Ferner wird bei Ayrer, nachdem der Bauer den im Käskorb versteckten Mönch entdeckt hat, wie bei Schumann der Abt geholt, angeblich um einen Teufel zu beschwören; der Mönch wird vom Abt zurechtgewiesen und in die 'Presaun' gelegt, die Frau vom Bauer geprügelt, während im Schweizer Gedicht der Mönch durch die List der Frau unentdeckt bleibt und glücklich entkommt. Ayrer benützt auch nebensächliche Angaben Schumanns; so veranlassten z. B. die Worte 'Der Münch sprach: Mein liebe Fraw | jr seyt schön vnnd jung | glaub nit das jr on ein sonder Bůlē seyt' folgende Verse Ayrers (S. 3097):

Weil du hast so ein alten Mann,
Kanst du doch wol darneben
Annemen einen jungen,
Der dein Nothelffer wer.

Schumanns Nachtbüchlein bildet also Ayrers einzige und unmittelbare Quelle.

Hier sei auch darauf hingewiesen, dass Ayrer die Stoffe für viele seiner Fastnachtspiele im ersten Theil von H. W. Kirchhoffs Wendunmuth (Neudruck in der Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 95) vorfand. So verwendete Ayrer für das Fastnachtspiel 'Der vberwunden Trummelschlager' (Keller S. 2849 ff.) Wendunmuth 1, 142: 'Ein schreiber bezalet ein trummenschlager' (L. Tiecks Vermuthung im Deutschen Theater 1, XIX, Ayrers Stück gehe auf eine englische Farce zurück, ist demnach unrichtig), für das Singspiel 'Von einem vngerechten Juristen, der ein Münch worden' (Keller S. 3039ff.) Wendunmuth 1, 126 'Von zweyen partheyen und einem procurator', 1, 125 'Von einem doctor zů Ferrar in Italien' und 1, 127 'Auss einem advocaten wirt ein münch', für das Singspiel 'Von dreyen bösen Weibern, denen weder Gott noch jre Männer recht können thun' (Keller S. 3051 ff.) Wendunmuth 1, 363 'Von der weiber herrschafft gegen jre menner', 1, 377 'Ein weib jst zornig auff gott' und 1, 371 'Ein weib wirt mutwillig geschlagen', für das Singspiel 'Der Forster im Schmaltzkübel' (Keller S. 3063ff.) Wendunmuth 1, 138 'Vnversehen bekompt einer gelt zů verstudieren', 1, 137 'Von einem fahrenden schůler' und 1, 148 'Vom jegermeister an der Ecken', für das Singspiel 'Von dem Knörren Cüntzlein' (Keller S. 3077 ff.) Wendunmuth 1, 109 'Von einem doctor und bauweren', für das Singspiel 'Der Wittenbergisch Magister in der Narrenkappen' (Keller S. 3109ff.) Wendunmuth 1, 139 'Von einem magister zů Wittenberg'.[1]) Für die beiden Lieder im Possenspiel 'Hofflebens kurtzer Begriff' (Keller S. 2609ff. u. 2623f.) ist ebenfalls Kirchhoff die Quelle: 1, 348 'Von einem höltzernen Johannes' und 1, 271 'Von dreyen ungehobleten bauren knebeln'. Auch die Erzählung vom Narrenbad im Singspiel 'Von etlichen närri-

[1]) Ig. Hub druckt in seinem Werke, die komische und humoristische Litteratur der deutschen Prosaisten des 16. Jahrhunderts (Nürnberg 1856f.) S. 368ff. u. a. aus dem Wendunmuth auch die Erzählungen 1, 139 und 1, 142 ab und bemerkt, dass sie von Ayrer dramatisirt worden seien.

schen Reden des Claus Narrn vnd anderer' (Keller S. 3130ff.) und die Erzählung vom Juden als Arzt in der 'Comedi vom Soldan von Babilonia vnnd dem Ritter Torello von Pavia' (Keller S. 1787f.) dürfte aus Wendunmuth 1, 425 'Ein narr ist witzig worden' bezw. 1, 114 'Von eim Juden, der ein artzt war' stammen.

Die Quelle für Ayrers Fastnachtspiel 'Wie der Teuffel einer Bulerin jhr Ehr vor jhren Bulern hütet, biss jhr Ehemann wider kommt' (Keller S. 2673ff.) ist Hans Sachsens Schwank 'Der teuffel hütt einer bulerin' (gedruckt in der Bibl. d. litt. Vereins in Stuttgart 125, 375ff.). Im Fastnachtspiel 'Comedischer Process, Action vnd Anklag wider der Königin Podagra Tyranney' (Keller S. 2527ff.) benützt Ayrer S. 2538f. Hans Sachsens Spruchgedicht 'Ein gesprech der götter ob der edlen und bürgerlichen kranckheit des podagram oder zipperllein' (Litt. Verein 105, 402ff.), im Fastnachtspiel 'Dass kein Landtsknecht in Himmel noch in die Höll kommt' (Keller S. 2947ff.) S. 2951—2957 Hans Sachsens 'gesprech. Sanct Peter mit den lands-knechten' (Litt. Verein 106, 117ff.); in dieses Fastnachtspiel hat Ayrer auch S. 2958. 2962. 2964—2966 Hans Sachsens 'Schwanck. Der teüffel lest kein landknecht mehr in die helle faren' (Litt. Verein 106, 121ff.) fast wörtlich aufgenommen. Die Hauptquelle für Ayrers Fastnachtspiel 'Comedischer Process, Action vnd Anklag wider der Königin Podagra Tyranney' bildet eine Übersetzung des Pirckheymerschen Podagrae laus 'Action oder Anklag der armen Podagrischen Rott: Vber die Tyranney vnd vnbarmhertzigkeit jhrer Königin Podagrae' (vgl. Goedeke 2, 283, 51), die wieder nur ein sprachlich erneuerter, wenig erweiterter Abdruck des Büchleins 'EYn verantworttung Podagrae Vor dem Richter' (vgl. Goedeke 2, 283, 52) ist.[2])

Wien. Eduard Pistl.

---

[2]) Den Beweis für diese Aufstellungen zu liefern, behalte ich mir für später vor. — Nachtrag. Jetzt hat auch Bolte in der Zeitschrift f. deutsche Philologie 25, 564 auf einige Schwänke des Wendunmuth als Quellen für Ayrer hingewiesen, und A. Hauffen hat in dieser Vierteljahrschrift 6, 185 Ayrers Verhältniss zum Pirckheymerschen Podagrae laus besprochen.

Zur Volkslitteratur.[1])

5. Soldatenlob.

Dieses Gedicht steht im Teuffenbachischen Sammelbande, wurde auch in dem von der Handschrift angegebenen Jahre 1644 gedruckt, wie Weller a. a. O. S. XLVI anführt; dieser Druck in 4^0. 6 Bl. befindet sich in der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Erwähnt fand ich dieses für die Zeit so charakteristische Gedicht weiter nicht, in den neueren Sammlungen wurde es nicht beachtet. Der Druck in der Kgl. Bibliothek stammt aus Heyses Besitz (Berlin 1838. April) und hat die Signatur Ye 7091; es ist ein Heftchen von 6 Quartblättern; 1^a steht der Titel: Soldaten-Lob. Im Jahr | Anno 1644. 1^b folgt das Motto:

Laus ea tàm doctè depicta est militis, ut vel
Mutari à Cöo possit Apelle nihil.
Georgius Nicolaus
Erasmus, P. L.

Dann 'An den Geliebenden Soldatten'. 2^a wird durch die Melodie für Tenor solus und Bass contin: eröffnet, dann beginnt das Gedicht in grösserem Druck als S. 1^b. Ich theile die Lesarten des Druckes unter dem Texte mit, soweit sie nicht bloss orthographisch sind. Druck und Handschrift sind nicht durchaus identisch, in der Handschrift hat sich einigemale das Richtige erhalten; die Melodie fehlt in der Handschrift, wo auch die Verse nicht abgesetzt sind.

Soldaten · Lob, im Jahr Anno 16 · 44.
An den ehrliebeten Soldaten,

Landsskhnecht, frag dein gewüsssen,
Ob es von solher vbyschait,
wie alhie steht ist befreytt,
dan so lasss dih es nit verdriesssen,
dass die laster in gemain,
welhe der Soldat iezt vebt,
vnd dardurh dass landt betriebt,
etwass scharff gestrafft Sein |

[1]) S. Vierteljahrschrift 6, 297.

Titel: Ehrliebenden — V. 1 frage — 2 Obs — Voppigkeit [sic!] — 3 allhier — 4 dichs nicht — 6 übet — 7 dadurch — betrübet — 8 gestraffet

hütte dih vor solhen Thatten,
wer der gleihen nihs gethan,
den geht dises gar nit an,
wan ihr Tapfferen Soldaten,
Streitet vor Altar vnd hertt,
Vnd beschützet leydt vnd landte,
so seidt ihr in Ewerem Standt,
gott · vnd menschen lieb · vnd werdt,

Wer sih dessen an würdt nemen
darff nit klagen vber mih,
den er selbs zeugt wider sih
[2] diser lehrnne sih nur schämen,
vnd entwedter balt vmbkher,
oder ist er so verwegen,
solhe laster zu belegen,
setz er seinen Namen herr |

1

Donner Plütz, vnd hagelstain,
alle wedter grosss vnd klein,
wolckhen brühe, wasserfluth,
erdt er böben feyer gluete,
driessen Pestillentz vnd feigen,
die biss an das herze Steigen |

2

Auch franzosssen, krötzen, Beylln,
Aussatz so garnit zu hailln,
Blattern, füeber manherlay,
masern Rüdel auh darbey,
Colic, güht, vnd Staingebrehen,
Spüllwurmb · vnd dass Seydten Stehen,

3

Scharbockh, Zahnwehe, augenschmerzen,
Brein, schwindl angst im hertzen,
schnuppen vnd der Pesse gründt,
starr in augen, so schonn blindt,
krews, vnd füsstelen, wundten, Stüche,
schnuppen, bain, vnd armbrihe

10 dergleichen nichts — 11 nicht — 14 Leut — Lande — 15 ewrem Stande — 18 nicht — 19 zuegt Hs. — 20 lerne — 22 od' Hs. — 25 Hagelsteine — 26 kleine — 28 Erdbeben vnd Unter den Noten — Fewergluth — 30 dz Hs. und so meist — 31 Krätze — 32 nicht — 33 Fieber — 34 Ritteln — 36 Spulwürm — 37 Zahnweh — 38 Bräune, Schwindel — 41 Fistel — 42 Schuppen [Druckfehler]

4

krumbe hendt vnd Lambe fües,
rothe Ruhr, vnd andere flüsss,
kranckhaidt her auss vngerlandt,
wüldtes feyr, kaldter brandt,
krampff geschwulst, vnd Pesse fleckhen,
brusst geschwür, vnd Stettes kwahen

5

Lungen wehe, vnd magen druckhen,
Wasser, schwindtschuht, huessten, Schluckhen,
Onmaht, schlag · die schwere noth,
endlih auh der iehe Todt, [3]
und ˎwass auf der ganzen Erdten
bessses mag erfundten werdten,

6

Wepssen, hürnussel, flehe leyssse,
wantzen, Ratten, fledermausse,
Basilissten, Crocodill,
Nattern, Shlangen, ohne Züll,
wölffe, Behrn, Tüger Thür,
Tolle hundt, wüldte Stüer,

7

Aless woss nur zu erdenckhen,
so den menschen hie mag krenckhen,
alle Plag vnd unklickh,
alle schelmb vnd Bueben Stückh,
aless laidt so zu ergründten
Vnd auf diser weldt zu fündten,

8

keine keine, muess ih sagen,
vnder allen solhen Plagen,
ist mit disem schnellen güfft,
alss mit hauffen vnss ietzt trifft,
im geringisten zu uergleihen
allen muessen dise weihn,

---

43 Krumme — lahme Füsse — 44 andre Flüsse — 46 Fewer — 48 Brust beschwer — stätes Kräcken — nach V. 48 steht in der Hs. irrthümlich noch der erste Vers der folgenden Strophe. — 49 Lungenweh vnnd Magendrücken — 50 Husten, Schlücken — 51 Ohnmacht — 52 Custos in der Hs. Jehe Todt] — 53 d' Hs. — 55 Wespen, Hürnsen, Flöhe, Läuse — 57 Basilischken — 58 Ziel — 59 Bähren — Tiegerthiere — 60 Stiere — 61 was — 62 hier — 63 Vngelück — 64 Schelm- — 67 muss — 69 vor schnellen] schle gestrichen Hs. — 72 Alle müssen diesem weichen.

9

Tuerckhen, Tattern, Saracenen,
So den Namen Christy hönnen,
wass an hundt, vnd kazen glaubt,
Ja auh dess Medusen Haubt,
Ruebezahl, auf Jenner, Spützen,
wo die Hexen heyffig sützten,

10

galgen, Rad, auh schwerdt, vnd feyr,
vnd wass sunst, ist vn geheyr,
schündter Bockhen, henckhers kneht,
vnd der gleihen, Diebsgeschleht,
Plutto selbs vnd seine gesellen,
sambt den Furien in der höllen,

11 [4]

Alle dise so genennet,
auh die niemant noh erkennet,
wass ihemallen hatt schadten gebraht,
wass nur werdten kan erdaht,
werdten schambroth, ob den Thatten,
so iezt Treiben die Soldaten

12

Wass Soldaten, ah ih felle,
ih weiss niht wass ih erzölle,
in* dem schröckhen, in der Pein,
Sollen das Soldaten sein,
Nein ah Nein, wass dan ohne Zweiffel,
die reht leibhafften Teuffel —

13

Die sindt vnssere Pestillenze,
vnd der hagel vnsser grenze,
vnsser krews vnd Pesser grünt,
Egel die begürig sindt,
vnss dass Bluett vor vnssern augen
biss aufs Leben auss zu saugen,

14

Dise sindt die henckhers Pueben,
Auss dess Teuffelss schündters grueben,

---

73 Türcken, Tartern — 76 das — 77 Rübezahl — jener Spitzen — 79 Fewer — 80 sonst — vngehewer — 81 Schinder, Popken — 83 selbst — sein Geselle — 84 Hölle — 87 jemals hat — bracht — 89 Schamroth — 91 fehln — 93 In den Schrecken — 95 Denn? ohn — 96 die leibhafften rechten Teuffel — 97 vnsre Pestilentze — 98 d' Hs. — vnsrer Grentze — 99 Krebs — 100 Egeln.

Die vnss Stelln hab vnd Guett
krefften, ehre, herz vnd muett,
schendten vnsser weib vnd kündter,
Rauben, schaffe, Pferdt vnd rindter —

15

Dise sindt die vnss bescheysssen,
niht beschützen, die vnss reysssen,
auss dem mundt, (O grossse noth.)
auh den Lieben bissen Brodt,
die nihts menschlihs an sih haben,
Alss den Namen, O ihr Raben,

16 [5]

In Quatiern vbel hausssen,
hin vnd her auf den Strasssen mausssen,
vnd die selben haltten rein,
soll die grösste manhaitt sein,
gottes heyssser zu erPröhen
woldt ihr niht vor sindten SPröhen,

17

Ewer kunsst ist Brandt zu schüern,
Plindtern in die aschen Stüern,
auf Zuschlagen Thor · vnd Thruchen,
mit den kästten krieg zu füern,
Schuel · vnd küerhen diener quälln,
guett vnd muth von ihnen Stehllen,

18

Wan ess aber kombt zum fehten,
fangt ihr mausser an zu rehten,
woldt aber nit ins feldt,
ess sey dan man gëb euh geldt,
welhes ihr doh selbs erzwungen,
vnd vor hin vnsss abgedrungen

19

kombt der feindt den angezogen,
vnd die kuglen her geflogen,

---

105 stehlen — haben Stall vnd Hs., das Hervorgehobene gestrichen — 111 den — 115 Quartieren — 116 auff Strassen — 120 Sünde sprechen — 121 Ewre — Brand zu schützen [sic!] — 122 Asche setzen — 123 vnd Thüren — 124 Kasten — 125 quälen — 127 ff. In der Hs. steht Str. 19 vor 18 mit der falschen Zahl 18, die aber gestrichen, verbessert und überdies am Rande corrigirt ist. — 129 Wollet — nicht — 131 selbst — 134 Kugeln.

da ist diss der beste man,
der am ersten lauffen kan,
solhes ist gar offt geschehen,
wie man Newlih noh gesehen,

20

Alss vor längst, ih shon gelesssen,
ist woll der kain Narr gewĕsssen,
der dass lauffen hatt erdaht,
vnd dass flüehen auf gebraht,
Besser ist es in Quatiern,
alss vor dem feindte krieg zu füeren —

21 [6]

Wan ihr nun die Thatt verrihtet,
vnd zu ruckh euh habt geflühtet,
fangen die Reruten an
da hatts den der würth gethan,
bey ime müest ihr Zallung hollen,
wass ihr ime doh vor gestollen,

22

Da geht erst reht an das Rauben,
da verkapt man sih mit Hauben,
Stüldt auf eines andtern schein,
Soldt ihr den Soldaten sein,
doh am maisten mih betriebet,
wass ihr Nĕwlih erst geyebet,

23

Ihr verruehte küerhẹn düebe,
Seidt ihr kristen, ist, liebe,
soll nun dass der fridte sein,
den ihr suehet, dass gebein,
vnssere Todten werdtens Sagen
vnd für gottes rihtstuell tragen

24

O der Sündt, O der schandte,
die ihr Treibt in vnsserm Landte,
dass füerm feindt ihr schytzen soldt,
Sueht ihr bey den Todten goldt.
weill wür ärmesten die noh leben,
Euh nun nichts mehr können gëben,

---

142 fliehen — 143 Quartiren — 144 vorm — 146 zurück euch abgeflüchtet — 147 Recruten — 149 jhm müst — 150 jhm — 154 dann — 156 verübet — 157 verruchten Kirchendiebe — 158 Ist das Liebe? — 161 Vnsrer Todten wird euch sagen — 162 vor — 163 Sünden! — 164 vnsrem.

25

Ess ist Ja hierauss zu schlüesssen,
dass ihr Todt seidt im gewüsssen,
Ewer ganzes herz. ist Todt,
auh die Seel. Steht in noth.
alle lieb ist ganz erkalttet.
weill ihr euh zu den Todten haltet, [7]

26

Nun wollan, ihr galgen Tauben,
laufft nurhin, wass ihr Tuett rauben,
an euh schändlih habt gebraht,
würdt euh ess gedaht,
wider mit gewaldt genomen,
ah wie schön würdts euh bekomen,

27

Vnss würdt denoh gott ernörhrn,
vnd die Nottturfft Brods bescherrn,
dahin gĕgen hungers nott,
euh würdt Plagen biss in Todt,
endlih auh nah disem Leben,
angst vnd schröckhen Stĕtts vmbgĕben,

28

Wan ab solher heldten Tadten,
ihr dort ewig werdet Bradten,
in Beelzebubs Quartier,
da der würdt euh füer vnd füer,
hellisch feyer ein würdt schenckhen,
vnd mit Bĕh vnd schwĕffel trenckhen,

29

Angst vnd schröckhen forht vnd Zagen,
heyllen wümsslen, wehe vnd klagen,
Jammer marter Seelen Pein,
soll dort Ewer SPeissse Sein,
dass Confect, sein kĕdten-Bandte,
frost vnd hütz, SPott vnd schandte,

30

Da ist euwer grab die hölle,
Da heldt euwer diebs geselle,
Judas, vnd der reihe man,
Core, Sathan, Cabiran,
euh die oberiste Stellen offnen,
weill ihr sie weidt vber droffen, [8]

---

172 Seele — 174 zun Todten — 176 jhr durch rauben | — 178 eh ihr es gedacht — 181 ernehren — 182 bescheren — 187 ob — 193 Furcht — 194 Winseln, Weh — 198 Hitze. — 202 Abiran — 203 Oberstellen.

31

Da kain Strickh ist zu er henckhen,
da kain flusss ist zu er drenckhen,
zum vergëben auh kain güfft,
Vnd zum abstürzen, kein klufft,
auh kain Eysssen zum erstöchen,
Von der Quöll sih zu erbröchen,

32

Aber Euh Zur angst vnd Plage,
würdt doh aless wass ih sage,
mer alss vberflüsssig Sein,
da würdt aless Ewer Pein,
ewig vnd Ohn endte wehren
doh das leben nit versehren,

33

Da würdt in der haisssen flamen,
lügen gleih vnd gleih bei samen,
in dem gasstigen gestanckh,
auf dess Teyffels fledterbanckh,
da er euh ewig würdt an röckhen,
ah wen soldte dass nit schröckhen

34

O so nembt ess doh zu herzen,
gott der lasst mit sih nit schërzen,
nembt verlieb mit ewern Soldt,
vnd begerth ihr gottes huldt.
O so lasst von Ewerem wësssen,
solher Text sey euh gelesssen,

35

Doh hiedurh als gleih so scheindt,
seindt die fromen nit gemaindt,
deren zwar sehr wenig sein,
inen gëb ih diss ladein,
die der armmen [9] hie verschonnen,
denen würdt gott ewig lohnen,

---

208 Absturtz keine Klüfft — 210 Qual — 214 ewre — 218 Liegen — 219 garstigen — 220 Folterbanck — 221 er ewig auch wird recken | — 222 Ach — nicht — 224 läst nicht mit sich schertzen | — 225 vor lieb — ewer̄ Hs. ewrem Druck — 226 Hold — 227 last von bösen Wesen — 229 hierdurch | Obs gleich so scheinet — 230 nicht gemeynet | — 231 derer — 233ff. fett gedruckt — 233 arm̄en Hs., Custos armmen Hs. — hier.

36

Diser gott sih zu vnss kerre,
Vnd den fridten vnss bescherre,
den man hatt so lang gehofft,
den man hatt gewünschet offt,
fridt Bauwet fridt, er nöhret,
krieg verwüsstet vnd ver zöret,

Ende

Wass niemandt Ohne forht, vnd abschey hörren kan,
O schandte dass ver vebt iezundt der kriegssman,
gib alle Büeher herr der haidten zu durh lësssen,
schreib alle mardter an so iemalss sein ·gewösssen,
holl auss der altten weldt der menschen graussambkaitt,
Wass sie noh nit gethan Thuett iezt die khrisstenhaitt —

---

236 beschere, — 238 man offt gewündschet offt. — 239 Friede bawet, Friede nehret, — 240 verzehret. — Ende fehlt im Druck — 241 f. zwischen zwei Strichen — 241 WAs — Furcht — 242 Kriegesmann. — 243 Bücher — 244 sein] sind — 245 Grausamkeit — 246 nicht — Nach 246 ENDE.

6. Ein Reimbüchlein.

Hie faht sih ein Reymen Büehel an,
dass iedtwedter gar wol Lësssen kan.

Hierauf steht ein Bilderräthsel, das uns einen interessanten Beleg für diese in Deutschland erst spät aufkommende Gattung giebt; ich habe die Bilder durch Worte ersetzt, diese jedoch im Drucke hervorgehoben.

Sie *viracht* mih *leider* · vnd *wägt* mih *ring* · vnd *schilt* mih *kreuz*vbel, gott *reche* es.[1])

waist du wass so schweig,	darumb, schweig, leitt, vnd vertrag,
ist dir woll so bleyb,	dan vnglückh, laufft herein aldag,
hast du wass so behaldt.	dass selbig kainē menschen klag,
dan vnglückh kombt baldt,	Sondern hoff auf einen besseren Tag.

Von da ab in der Hs. zweispaltig geschrieben, Verse nicht abgesetzt; wegen der bequemeren Verweisung auf die Anmerkungen habe ich die Stücke durchgezählt.

---

[1]) Statt viracht hat die Hs. 4. 8. — leider gezeichnet ist eine Leiter — wägt gezeichnet eine Wage — ring ein Ring — schilt ein Schild — kreuz ein Kreuz — reche ein Rechen.

Dass Gott ist, dass glaub ih .
nit vngereht, ist gott, darauff Stirrb ih.

Sagan mein Christ wass bekumbert dih,
dass ih stetz dih, so trawerig sih?
ih schlaff oder ih wah,
ih scherz oder ih lah,
trinckh wasser, oder wein,
gehe auss oder gehe ein,
so steht der Todt, vnd wardtet mein,
ob nit sindt rein,
die sindte mein,
vor grosss vnd klein,
gebüesset sein,
so würfft mih gott in die höll hinein,
da müesss ih leydten grossse Pein,
Sage an wie kan ih frölih Sein,

offtmalss wirdt der man vnwerdt,
der mit fragen nit auf hört,

Jehe gäher Perg, ihe Tüeffer Thall,
Ihe grösser der man, ihe grösser der fall,

Im hausss biss heyssslih vnd dienstlih,
auf der gasssen, Ersam vnd Zühtig,
auf dem feldt manlih vnd sinnig,
in der kirchen andehtig vnd Innig,
yber den dischs, gietig vnd mildt,
im bött, freindtlih, vnd nit wildt,

Hoffarth, vorm fal sih alle zeitt findt,
Diemueth- vnd Sanfftmueth yber windt,

Der Hunger der sueht villmehr das brodt,
alss Edel gestain in fall der noth,

Einem iedten gefaldt sein aigner Tanth,
nah dem er kombt ausss ainem Landt,

Ein Pësser mensch ahtet ganz gering
dass er frombe leyth, in schadten bring,

wer gerhabschafft, an sih kerth,
wanss an ihr nit würdt begehrt,

V. 1 Hs. Gott, ist — 1f. nit steht noch in der ersten Zeile, was zufällig sein kann, möglich aber, dass wir es mit einem Interpunctionsscherz zu thun haben: dass Gott ist, das glaub ich nit; ungerecht ist Gott, darauff Stirb ich. — 27 beginnt neue Spalte — 31 Hs. Einē — 32 Hs. ainē — 35 Gerhabschaft, Vormundschaft.

ainthwederss er ist ein dieb,
oder er hatt vngerehtigkait lieb,

Vnthruwe werkh in falschen ♡en,
bringen ihnen selbs den grössern schmerzen,

maht vnd gewaldt, nihts alss er höldt,
mit glümpffen riht man vill ihn der weldt,

Leib aigen Leydt,
müessen ohne freidt,
ihr Zeit verzören
mit herzen laidt,

Vortl vnd Lüsst, im krieg hilfft mehr,
den grosse gewaldt, geschosss vnd wëhr,

Weiss vnd für sihtig ist der man,
der sih am andtern Spüegeln kan,

Darumb O Junges bluett,
SPar dein guett,
armueth
im aldter wehe Thueth,
mah dih nit grössser, alss du bist
dan ybermueth aless verwüesst,

Frundlihe wordt niht iedterman,
ale Zeitt auss guetem herzen gan,

Diser kumbt offt in schandt vnd SPott,
der seinen frundt ver lässst in der Noth,

Vor allen dingen den ewigen gott,
rueffe sönlih an in aller nott,

Dem schlaff solstu nit vill rämb gäben,
dan er dir nur verküerzt dein leben

Wildu wass rödten bedenckh dih woll,
ein knab vngefragt nit andtwordten Soll,
dan vill redten vnd vnbetaht,
hat manchem grosssen schadten braht,

Lass dih der Leidt vnnuze redt,
nit alwëg ihren, halts vn werdt,

Welher vergangne ding betraht,
dass gëgenwürdige nimbt in aht,
auh das zukünfftige ermösssen kan,
den haldt ih für ein weissen man,

---

37 nach 'er' beginnt neue Seite, wobei 'er' wiederholt wird. — 41 l. nicht alls — 58 nach 'Zeitt' beginnt neue Spalte, 'Zeitt' wiederholt. — guetē.

Vermeith Trunckhen haitt vnd hurerey,
wildt du bey leydten in ansehen Seyn
dein Juget · bring mit arbaith zue,
dass du im alter habest ruhe,

füschs fangen, Laudten schlagen, fögeln nah stölln,
vertĕrben manhen guetten gesölln,

Wer ehr vnd Tuget, hatt lieb vnd werth,
der hatt alss guets auf diser Erdt,

Sey frumb · Zühtig vnd still,
so würstu haben glückhs uil,
rĕdt wenig vnd rŏdt wahr,
kauff wenig · vnd Zalss bahr,

wildtu nit Trinckhen wasser klar,
sondtern guetten wein, so Zalln bahr,

Ich erwardt der Zeitt,
die mih erfreydt,
auss der weldt, in die Seeligkait,

Vrthaylle mih niht wie du mih sihst,
wer waiss ob du so frumb bist,

Wilst du dass dir soldt gelüngen
so vertrawe gott, in all dein dingen,

kan auh ein mensch wüssen haben
welhen man zum ersten würdt begraben,

Vnsser aller Leben inss gemein,
dass endet gott nah dem gefallen Sein,

schweig leydt vnd vertrag.
biss dein sah bĕsser werdten mag,

mŏrckh · vnd Leydt
alle ding hatt sein Zeitt

Nah dem Rĕgen wähst laub vnd grasss,
nah dem wein Thuet man schwätzen bass,

bedrogen werckh vnd guette wordt,
seindt Erger, dan diebstall vnd morth,

Der Hunger würdt für den bössten koh geaht,
dan von ihme würdt kain SPeisss veraht,

alle gesötz, vnd reht seindt darumben gĕben
dass man mŏg im fridten Lŏben.

Nach V. 79 neue Seite. — 80 Hs. mähen — 94 soldt [neue Spalte] soldt — 106 Hs. v̄. — 109 Hs. ihme [neue Seite] ihme.

Niemandt kan sih vor dem Tod verschlüessen,
dan er seine Pfeill, durh alle mauren Thuet schüesssen.

geldt. dass Stumb ist,
maht reht wass krumb ist,

Weil ih noh SPrih hedt ih,
bin ih noch arm ist gewüsslih,

Einen Essel, schickhe hin wo du wüldt,
kain hengst würdt dir drausss der dir etwass gildt,

durh den wein vnd weiber lüsst,
manher weisser bedörth ist,

der Juden besueh,
döss Juristen Bueh,
Vnd dass ding vnder der magd fürdueh
dise 3 · geschier,
mahen die ganze weldt, ihr,

wer allZeitt will die warhaitt sagen,
mag sih mit Herrn ybel, vertragen

doh auss den rödten kendt man einen Torhen,
gleih wie den Essel bey den Ohren,

Alless wass ihe erschaffen ist,
dass maht der Todt zu Staub vnd müsst,

Leybliher Lust, die Seel duett krenckhen,
dass Soll iedtwedter menschs bedenckhen,

durh niehtern Leyb, wirdt man, alth,
durh füllerey Stüerbt man baldt,

Nihts bestendtigs, ist auf diser Erdten,
auf grosse freidt kan baldt ein Trawren werdten,

Niergents, mag man schier hin fliehen,
dass gutte würdt nih aub betriegen

Jezt ist es der weldt sütt,
wer nit will, Schmaihlen den Liebt man nit,

Ess ist ein gewohnhaitt komen rein,
wass frembt ist muess alle Zeitt bössser Sein,

So baldt, der mensch erlangt, ehr vnd guett,
verkerth sih an ime Syn vnd mueth,

die Noth lernth · ainem zue Handt,
da man sonst hatt kainen verstandt,

Nach V. 126 neue Spalte. — V. 142 nach will, neue Seite.

Ein leben ohne Lehr vnd kunsst,
ist gleih einem scheysss hauss mit gunsst,

Niemandt, auf Erdten kan so vill kunsst,
dass er behaldt Stetz Herrn gunsst,

So lang ih hab dass da klingt,
der würdt mir Essen vnd trinckhen bringt,

wildtu bleiben vnverstosssen
So gesölle dih zu deiness genosssen,

Vor disem Sih iedtwedter Hietten Soll,
dem Niemandt in der Stadt SPriht woll

Vnser leben ist dem schadten Zu uergleihen,
wan ess Soll am bössten Stehn so thuet ess weihen,

gib ahtung drauff wo du bist,
wan guett rödten oder schweigen ist,

Wenig geredt vnd woll bedaht,
hatt manchem nutz · vnd ehr gebraht,

Wer sein geschwätzig maul, nit zue höldt,
der muess offt hören wass ihm nit geföldt,

Stöhen · Rennen · vnd Turnieren,
singen, SPringen · vnd Hoffüeren,
auh andtere mündlen Zaihen,
geschehen allein wögen dess löhleinss der auss die Jungkfrawen Saihen,

Vill geJagt vnd nihts gefangen,
vill gelessen vnd nihts verstandten,
vill gehörtt vnd nihts gemörckht,
dass sein 3 verlohren werckh,

Hindter ruckhs mih manher verstiht,
wer ih zugögen er Tedt ess niht,

Ein Stosss Närisch Tueth manhem wehe,
ein losser schwätzer aber vill mehr,

---

150 Hs. einē. — 158 Hs. Niemādt — V. 159 beginnt neue Spalte — 172 Hs. verstandten, [neue Seite] verstandten, —

171 ff. dieselbe Hand hat auf eine unbedruckte Seite des Buches geschrieben, ohne die Verse abzusetzen:

Vil ge Jagt nihts gefangen,
vüll gelessen nihts verstandten,
vil gehörtt, nihts gemörckht,
dass sein alss verlohrne werckh,

gar schwär ein mensch zu gedulten ist,
dem dass maull zue steht zu kainer frisst,

welher will zierlih malhen vnd woll,
der selbe sih offt bedenckhen Soll,

Einem solhem ih Seldten glauben will,
der ohne masss Tueth rödten vill,

dass SPrichwordt seldten Thuett betriegen,
der Vill schwätzt der Thuett vill Liegen,

der sih mit Trowordten läst bestreydten,
dem soll man mit Esselfürzen zu grab leydten,

Wo du hinkumbst da haltt dih Eben,
wie andter Leith im Landt, Thun leben

kombt dir ein armer für die Thür,
gedenckh Christuss sey Selbs darfür,
von dem du hast dein guett vnd hab,
dem Thaylle auh mit ein klaine gab,

Dem ist die weisshaitt gar zu Teyer,
der niht Tueth fürhten wasser vnd feyer,
der die 2 niht mag fürhten genueg,
ist gewiss in seinem Syn nit klueg,

Wen wür alle hetten ainen glauben,
gott vndt die gerehtigkait vor augen
frome oberikaitt vnd rehtess geriht,
rehte masss, vnd rehts gewiht,
rehte müntz vnd guetts geldt,
so stundt ess woll in der weldt,

Hette der geytzige die ganze Erdten,
so meht, Ime doh niht gnueg werdten
derhalben er bey seinem guett,
hatt grosssen mangl vnd armueth,

Ob schon dass fleisch, die weldt vnd höll,
vnss gern brähte zu vngeföll,
doh vber wündtet dise feindt,
der gedultig wie vill ihr seindt,

Im schüffbruh eim gelertten man,
niht vill Schadt widter fahren kan,
wo er hinkombt, ist er ernöhrt,
kunsst ist in allen Landten werth.

183 Hs. Einē — 186 Hs. d' — 187 f. citirt Grimm, DWB 3, 1152 aus Gartneri dicteria proverbi alia Frankfurt 1598 — 189 beginnt neue Spalte — 198 Hs. seinē — 206 nach 'meht', neue Seite.

Hie lig ih vnd muess verwesssen,
der ih ein Sündter bin gewesssen,
ih Hoff ein Ewiges Löben,
welhess mir Christus mein Herr, würdt gëben,

Ess gibt gott mehr auf ainen Tag
den ein ganz kaisssertumb vermag
vnd bleibt dennoh ein reiher gott,
ihe mehr er gibt ihe mehr er hatt.

die warhaitt ist gen Himmel geflogen,
rödlihkait vnd Trew, sein yber mör gezogen,
gerehtigkait ist von dannen gewühen
falschhaitt vnd vntrew, Sein in die weldt geschlihen

From sein schadt nit,
gar zu from, daugt nit,

Der Band war einst nach einer handschriftlichen Eintragung auf S. X[a] der Chronik 'Ad Conventum B. V. M. in Milln' im Besitze des Klosters Mülln bei Salzburg; die Eintragung scheint von derselben Hand herzurühren, wie die bereits mitgetheilten und die oben abgedruckten Gedichte.

Lemberg. Richard M. Werner.

Actennachlese zu Liscow und Gellert.

1. Liscow. Helbig hat zu seiner Schrift über Chn. L. Liscow zwar das Kgl. Sächsische Hauptstaatsarchiv benützt, auch Briefe seines Helden (S. 70 ff.) mitgetheilt, den folgenden jedoch nicht vor sich liegen gehabt, den ich bei der Ordnung loser Papiere (jetzt Lokat 1394 Vol. I Bl. 369 †) fand. Der Brief ist an den Grafen Hennicke gerichtet (nach den angez. Acten Bl. 226[b]) und aus Dresden, d. 23. Januar 1750 datirt. Liscow bittet die 'Hoch-Reichs-Gräfl. Excellenz' um 'Protection und Gnade'. Ich hebe aus dem Schreiben aus:

Ew. Hoch-Reichsgräfl. Excell. ist mein mitleidenswürdiger Zustand bekannt. Ich habe das Unglück gehabt, in die Ungnade Ihro Excell. des H. Premier-Ministre [Brühl] zu fallen; ich sitze gefangen, und meine Frau [Johanne Christiane, geb. Mylius, verw. gew. Buch] liegt vor Kummer und Betrübniss gefährlich kranck.[1])

[1]) Sie unterschreibt sich stets Liscau, man vgl. Lokat 1394 †† (Faszikel †), Bl. 1, Lokat 1394 Vol. I Bl. 228 und Bl. 369 ††.

Solte sie sterben, so sehe ich nichts als meinen und meiner vier unerzogenen Kinder gäntzlichen Untergang vor Augen.

Wie mir bey so verzweifelten und betrübten Umständen zu Muthe seyn müsse, können Ew. Hochreichsgräfl. [Excell.] selbst leicht ermessen und ich hege zu Ew. Hochreichsgräfl. Excell. das unterthänige Vertrauen, dieselbe werden mit mir ein gnädiges Mitleiden haben und mich in dieser äussersten Noth nicht verlassen.

Niemand als Ew. Hochreichsgräfl. Excell. kann mich von meinem Verderben erretten.

Ich flehe demnach Ew. Hochreichsgräfl. Excell. unterthänig und fussfällig an, mir mit Dero vielgültigen Vorwort bey Ihro Hochreichsgräfl. Excell. den H. Premier-Ministre zu statten zu kommen und Dieselben zu bewegen, dass Sie Gnade vor Recht ergehen lassen und mir meine Freyheit wieder geben.

Zum Schlusse äussert Liscow sein festes Vertrauen, dass Hennicke durch Erhörung seiner Bitte den Untergang einer ganzen unschuldigen Familie verhindern werde, und verspricht zeitlebens Dankbarkeit. —

Bei Erwähnung der Reverse Liscows ist Helbig (S. 69) nicht ganz genau; der erste ist datirt vom 21. April 1750 und ist eigenhändig unterschrieben und besiegelt, während der letzte durchweg von eigner Hand stammt.[2]) Die Besprechungen, welche der dabei beaufsichtigte Gefangene mit seiner Frau vom 7. Januar 1750 ab öfters haben durfte, fanden, dies erwähnt Helbig ebenfalls nicht, in der Wohnung auf der Kreuzgasse statt.

2. Gellert. Zu den Publicationen in v. Webers Archive für die Sächsische Geschichte (1877 N. F. 3, 276 ff.) füge ich folgenden von Gellert eigenhändig geschriebenen Brief, der wohl an den Oberconsistorialpräsidenten und wirkl. Geheimen Rath Hans Gotthelf von Globig gerichtet ist. Ich fand ihn im Kgl. Sächs. Hauptstaatsarchiv Lokat 579 ⊙ Bl. †.

Hochwohlgebohrner Herr, Gnädiger Herr Geheimde Rath,

Wenn ich auch unempfindlich genug wäre, einem Fremden, und einem so geschickten und lieben Manne, als Herr Johannsen ist, nicht aus eigner Pflicht zu dienen: so würde mich doch das besonder gnädige Vertraun, dessen mich Ew. Excellenz würdigen, schon hierzu geneigt machen müssen. Der gedachte Fremde kann

[2]) Lokat 1394 † Bl. 19 und Lokat 1393 ♀ Bl. 278 (Lokat 5216 † Bll. 168/9 beglaubigte Abschrift des letzteren vom 19. Januar 1751).



also durch Dero Empfehlung alles hoffen, was zur Beförderung seiner Absichten und Wünsche in meinem Vermögen steht; und wenn es auf mich ankäme, so würde er noch heute Professor der Englischen Sprache auf unsrer Academie seyn; so sehr glaube ich, dass er sich für uns, und Leipzig sich für ihn schicket. Allein es sind verschiedene Hindernisse, die seiner Absicht im Wege stehn, und die ich Ew. Excellenz ehrerbietigst bekannt machen muss. Erstlich haben wir zeither noch keinen Professor der Englischen Sprache gehabt, und dieser Titel hängt bloss von dem Befehle des Hofs ab. Ferner: die Academie ertheilet keine Pension, sondern allein der Hof; und dieser wendet itzt nach seiner preiswürdigen Einrichtung ohne Ausnahme allen Überschuss der Cassen zur Tilgung der Landesschulden an, so dass Herr Johannsen keine andre Hoffnung zur Pension hat, als in der Chatoulle unserer gnädigsten Landesherrschaft. Der sicherste Weg, den er nach meiner Meynung gehn kann, ist dieser, dass er sich, durch Dero vollgültige Empfehlung unterstützet, an unsern theuersten Minister, den Herrn Grafen von Einsiedel, nach Dresden wendet. Dieser Herr, der sich verschiedne Jahre in England aufgehalten, ist ein grosser Freund und Kenner der Englischen Sprache, ein Wohlthäter unsrer Academie, und nach seinem vortrefflichen Charakter ein Beförderer aller Verdienste und Talente. Wenn iemand in Absicht auf den Herrn Johannsen etwas bey unserm Hofe auswirken kann: so ist es unstreitig dieser schätzbare Minister. — Wir selbst haben itzt hier Niemanden, der die Englische Sprache lehrt, ausser den Herrn Professor Woog und den Herrn Mag. Rochler, welche beide viel Kenntniss dieser Sprache besitzen. Allein unsre Academie ist zahlreich, und wenn Herr Johannsen nur hundert Thaler gewisse Pension hätte: so glaube ich, dass er von seinen Lectionen hier würde leben, und weil es ihm bey uns zu gefallen scheint, ruhig in Leipzig würde leben können.

Übrigens danke ich Ew. Excellenz für den gnädigen Beifall, dessen Sie mich würdigen, mit dem ehrerbietigsten und erkenntlichsten Herzen, so wie man für eine Wohlthat danket, die man nicht verdienet und doch sehr wünschet, empfehle mich und meinen Bruder in Dero fernere Gnade, und verharre mit der schuldigsten und aufrichtigsten Verehrung

Ew. Hochwohlgebohrnen Excellenz
unterthäniger Diener,
Christian Fürchtegott Gellert.

Leipzig, den 21. Juni 1766.

Über Johannsen konnte ich leider nichts ermitteln.

Im Anschlusse hieran theile ich aus den mir vorliegenden Acten mit, dass ein Sohn einer Schwester Gellerts,

Gabriel Christlieb Meese[3]), der Musquetier 'unter des General Borks Compagnie' (Gellerts Brief Nr. 318) gewesen war und sich dem Trunke ergab, dem Oheim grosse Sorge machte, so dass er von seinem kleinen Vermögen 100 Thlr. für ihn legirte. Damit sollte der Neffe dauernde Unterhaltung im Armenhause zu Waldheim finden, wohin er schon 1766 als Geistesgestörter gebracht worden war, auf Ansuchen auch seiner Oheime, des Oberpostcommissars Christlieb Ehregott (11. October 1711—8. Januar 1770) und des Bergcommissionsrathes Christlieb Ehregott (11. August 1713—1. Mai 1795). Als aber der Dichter und 25 Tage später der ältere Ehregott gestorben waren, verlangte der Kranke seine Freiheit, indem er vorgab, der Advocat Meese in Oschatz wolle ihn zu sich nehmen.

Dresden. Theodor Distel.

Litterarische Nachwirkungen A. v. Hallers.

Mit der Antithese, Hallers Pathos sei das des Gedankens, Klopstocks dasjenige des Gefühls, erklärt es A. Frey (A. v. Haller u. seine Bedeutung für die deutsche Litteratur 1879 S. 176), dass sich bei Klopstock nicht 'eine einzige ausgesprochene Hallersche Reminiscenz findet', und auch Muncker (Klopstock S. 204) ist der Ansicht, dass Haller Klopstock nie zur Nachahmung gereizt habe. Aber Freys Antithese hebt vorhandene Gegensätze zu einseitig heraus, es wäre auch an und für sich auffallend, wenn Klopstock trotz seiner Selbständigkeit und seinem Selbstgefühl seinen litterarischen Tribut nicht ebenfalls Haller gezollt hätte, der ja von Anfang an einen entscheidenden, rasch von den Zeitgenossen anerkannten Einfluss auf die heranwachsende Dichtergeneration übte[1]), und der gerade

[3]) Die Familie wird in Gellerts Briefen (Sämmtl. Schriften Bd. 5. 6) öfters, der oben genannte als 'G .... l' erwähnt; man vgl. Nr. 98. 148. 158ff. 168. 248. 305. 408. Und darum mag der obige Nachweis etwas Interesse beanspruchen.

[1]) Z. B. Pyra im 'Erweis': 'Kaum hatte sein (Hallers) 'Versuch' sich sehen lassen, so wurden alle jungen Dichter von dem starken Lichte desselben gerühret, und man spürte die Veränderung sogar bis in den Versen des Herrn Gottscheds'.

bei Klopstocks erstem Auftreten auf der Höhe seines litterarischen Ansehens stand. Ist Klopstock doch auch anerkanntermassen in verschiedenen wichtigen Punkten Hallers Nachfolger, worauf näher einzugehen ausserhalb des Rahmens dieser Betrachtung liegt. Und wenn auch der Gelehrte Haller in ausgedehntem Masse eine schwere Gedankendichtung pflegt und hierdurch in Gegensatz tritt zu Klopstocks oft verschwommener Empfindsamkeit, in seiner Liebeslyrik findet er volle unmittelbare Gefühlstöne, und diese klingen dann auch in Klopstocks Liebeslyrik hinein; die Elegie 'Die künftige Geliebte' ist zum grössten Theile durch Hallers 'Doris' angeregt.

Auf den ersten Blick erscheint allerdings 'Die künftige Geliebte', wie auch schon des öfteren hervorgehoben ist, nur als eine erweiterte Ausführung des gleichen Motivs Wingolf V. 173—197, theils ganz unsinnlich gehalten, theils glücklich mit realen Einzelzügen ausgestattet. Diese letzteren aber, die der Dichtung z. B. von D. F. Strauss (Kl. Schriften 10, 78) ein so warmes Lob ihrer Seelenhaftigkeit eintrugen, sind fast ausschliesslich Hallersche Reminiscenzen. Hallers 'Doris' (Juni 1730; Hirzel, Haller S. LXXX, 80 ff.) ist aus einer glücklichen, hoffnungsreichen Liebe heraus entstanden, schon am 19. Februar 1731 führte der Dichter seine 'Doris', Mariane Wyss, zum Altare. Klopstock dagegen hatte seine Cousine Marie Sophie Schmidt, seine Fanny, nur erst einmal bei ihrem Bruder in Leipzig gesehen (Muncker, Klopstock S. 192), als er Ende 1747 oder Anfang 1748 die Elegie dichtete (Muncker, Oden S. 31; Pawel, Klopstocks Oden S. 19). Er stand zwar mit seiner Cousine in Briefwechsel, aber die Erfüllung etwaiger Liebeswünsche lag noch in unbestimmter Zukunft und bekanntlich erreichte er sein Ziel überhaupt nicht. So ist es denn zunächst aus den hier in Betracht kommenden persönlichen Verhältnissen der beiden Dichter zu erklären, wenn bei Haller alles sinnlich gegenwärtig, klar und greifbar ist, eine werbende, directe Anrede an die Geliebte auf einem Abendgange in das stille Thal, zu den alten Buchen, bei Klopstock dagegen alles in der Vorstellung beruht. Im Übermass kann bei ihm die Frage aufgeworfen werden, wo

denn eigentlich die Geliebte sich befinde, die poetischen, leicht beweglichen Verkehrsmittel der getrennten Liebenden, Gedanken und Winde, müssen die Verbindung vermitteln, und die Sehnsucht nach dem ersten Anblick kann die verschiedensten Töne anschlagen. So entspringen die Veränderungen in der äusseren Anlage des Gedichtes bei Klopstock aus seinem veränderten, noch 'zukünftigen' Verhältniss zur Geliebten.

Die Elegie zerfällt in zwei grosse Theile, V. 1—46 und 47—98. Auf den Eingang V. 1—4, der ganz allgemein die Stimmung angiebt, folgt 5—10 das eigentliche Thema von der 'künftigen Geliebten', 11—28 behandelt verschiedentlich variirt die Frage: 'Wo finde ich sie?', V. 29—38 enthält den gleichen Gedanken in negativer Wendung: 'Soll ich den Ort, wo sie weilt, nicht sehen?', V. 35—46 athmet freudige Hoffnung, der Dichter sieht die ersehnten Zeichen der erwiederten Liebe, die 'mitweinenden' Zähren, das 'zusegnende' Ach; vgl. zu dieser Disposition E. Schmidts Hinweis auf die leise Ähnlichkeit mit der Chrie (Beiträge z. Kenntniss d. Klopstockschen Jugendlyrik S. 39). Mit dieser Gedankenfolge, die also in der Vorahnung der erwiederten Liebe endet, ist aber in diesem ersten Theile eigentlich schon das Thema der Elegie zum Abschluss gekommen. In diesem ersten Theile ist die Darstellung unsinnlich, voll Klopstockscher Construction, die Geliebte ist nur Bild und Schatten, und die einzige Stelle, wo sie mehr ist, wo sie in greifbarer Situation an die Seite des Dichters tritt V. 31 ff.:

Führt nie dort im Frühling,
Meine zitternde Hand sie in ein blühendes Thal,
Sinkt sie, von süsser Gewalt der mächtigen Liebe bezwungen,
Nie mit der Dämmerung Stern mir an die bebende Brust,

zeigt den Einfluss Hallers, sie giebt deutlich die Situation der 'Doris' V. 7—12 wieder; auch dort wird die Geliebte im Frühling nach Anbruch der Dämmerung zu dem stillen Grund geführt, und wie Doris zuletzt nur durch ein Seufzen ihre Liebe eingesteht, so hört der elegische Sänger auch nur ein die räumliche Trennung überwindendes, glückverheissendes 'Ach'. Bei V. 15: 'Fühlst du, wie ich, der

Liebe Gewalt', wäre etwa noch auf Hallers Gedicht 'Retour' (Hirzel S. 219; gedr. in der 2. Aufl. von Hallers Gedichten 1734) hinzuweisen, V. 6: 'Si tu sais aimer comme moi'.

Der zweite Theil ist seinem allgemeinen Gedankengange nach völlig parallel dem ersten, er giebt gleichsam nur eine Wiederholung seines Inhalts, von der zweifelnden Frage: 'Liebst du wie ich?' von der Sehnsucht des Entfernten an bis zu der überschwänglichen Vorwegnahme künftigen Liebesglückes, aber durchweg — und das ist der Unterschied vom ersten Theil — fast ausschliesslich von Hallers Doris beeinflusst. Der gleiche Gedankeninhalt kleidet sich hier in eine einzige, durchgeführte Situation. Fragt der Dichter im ersten Theile noch: 'Wo, wo such' ich dich auf?' V. 23, so sieht er jetzt die Geliebte im Garten, zu den Blumen, in die Laube eilend V. 47f. Hiermit nimmt Klopstock das schon im Wingolf V. 181 verwendete Motiv:

Wie? oder ruhst du, wo dir des Frühlings Hand
Blumen gestreut hat? Wo dich sein Säuseln kühlt?

wieder auf, nachdem er das von Haller gebotene Motiv schon V. 36ff. verbraucht hatte. Wenn Haller die Geliebte mit ihrem Namen: 'Doris' nennen kann, so fragt Klopstock die zukünftige Geliebte: 'Doch mit welchem Namen soll ich dich nennen?' V. 49, und eine spätere Zuthat (V. 51—56, zuerst in einem Brief an Hagedorn, 19. April 1749) geht verschiedene Namen durch. Bei beiden Dichtern wird dann der Natur, der Winde gedacht (Doris V. 10): 'Nur noch der Hauch der Weste belebt das Laub . . . und winkt liebkosend', ebenso sollen die Lüfte des Lenzes sanfter um den Mund der Geliebten wehen (Geliebte V. 60); Doris soll ihre Blicke erheitern (V. 37), die Geliebte geht 'denkend und langsam, das Auge voll Zähren' V. 61; 'jungfräulicher Ernst deckt das verschönte Gesicht' V. 62, hierzu Doris V. 32f.:

Die holde Farbe keuscher Jugend
Deckt dein verschämtes Angesicht.

Auch der Hinweis auf die Gespielinnen der Doris V. 52 fehlt bei Klopstock nicht V. 63 (doch auch sonst öfter bei ihm, Elegie V. 8. 66 u. s. w.). Wieder charakteristisch für den Parallelismus beider Theile folgt dann die Frage V. 15

des ersten Theiles aufs neue aufgeworfen: 'Oder liebst du, wie ich?' V. 65 (vgl. wieder 'Retour' V. 6); 'erwacht dir die starke Natur?' V. 66, Doris V. 54: 'Dein Brand ist der Natur ihr Brand'. Haller fragt: 'Du seufzest Doris?' V. 79, Klopstock V. 67: 'Was sagt dieser seufzende Mund?'; Klopstock V. 75: 'dessen Wehmuth . . . dich bang vom Geschicke fordert' — Doris V. 58: 'Du fordertest von dem Geschicke, die langen Stunden selbst zurücke'; Winde sollen dann der Geliebten sehnsüchtige Grüsse zutragen, und dieser Gedanke wird in drei Distichen behandelt V. 77—82, deren erstes:

Weheten doch sanftrauschende Winde sein innig Verlangen,
Seiner Seufzer Laut, seine Gesänge dir zu,

am ehesten an Hallers einfachere Ausdrucksweise erinnert, deren zweites:

Winde, wie die in der goldenen Zeit, die vom Ohre des Schäfers
Hoch zu der Götter Ohr flohn mit der Schäferin Ach,

den Apparat der Schäferpoesie herbeiholt, und deren drittes:

Eilet, Winde, mit meinem Verlangen zu ihr in die Laube,
Schauert hin durch den Wald, rauscht und verkündigt mich ihr,

wo der 'Wald' wieder an die Situation der Doris erinnert, Klopstocks anspruchsvolle Sprache hören lässt, wenn der Liebende die Winde nur als Boten seiner Liebe betrachtet, um ihn der Geliebten zu 'verkündigen'. Wir haben hier ein interessantes Beispiel, wie ein erst werdender Dichter sich mit vorhandenen litterarischen Richtungen auseinandersetzt. Was nun bei Klopstock die Winde überbringen müssen, kann Haller der Geliebten selbst sagen; er weist auf seine persönlichen Vorzüge, seine reine Liebe im Gegensatz zu den andern selbstsüchtigeren Bewerbern Doris V. 101:

Du kannst von hundert Edlern wählen,
Doch keinen der dich liebt wie ich

(vgl. hierzu auch An Fanny V. 18 ff.: 'Ach, wenn du dann auch einen Beglückteren, als mich geliebt hast .... einen Beglückteren, doch nicht Edlern'), und Doris V. 107:

Ich aber habe nur zu weisen
Ein Herz, das mir der Himmel gab

zu Geliebte V. 83: 'Ich bin redlich! Mir gab die Natur Empfindung zur Tugend' u. s. f. Wenn es Doris V. 115 heisst:

Ich aber liebe, wie man liebte,
Eh' sich der Mund zum seufzen übte,

so ist auch Klopstocks Liebe eine solche, wie sie die Natur den Menschen 'in der Jugend der Welt' gegeben hatte (Geliebte V. 86); ferner Doris V. 125:

Mein Mund weiss weniger zu sagen,
Allein mein Herz empfindet mehr,

Geliebte V. 87: 'Alles empfind ich von dir', und wie bei Haller mit glücklicher Gewährung, so endet hier das Gedicht mit Vorausempfindung der Seligkeit künftiger Liebe — wieder parallel dem Abschluss des ersten Theiles — in dithyrambischen Tönen.

Vielleicht liesse sich noch eine oder die andre Reminiscenz Hallers bei Klopstock aufweisen (vgl. Absterben der Mariane V. 81: 'Ach! herzlich hab ich dich geliebet, weit mehr als ich dir kund gethan', zu Klopstocks Abschied V. 53: 'Mehr als mein Blick sagt, hat dich mein Herz geliebt, mehr als es seufzet, hat dich mein Herz geliebt'); die Erwähnungen der 'Doris' bei Klopstock (Petrarca u. Laura V. 39; Zürchersee V. 21) finden sich bei Frey a. a. O. S. 177 notirt, wo auch der persönlichen Beziehungen beider Dichter gedacht ist.

Aus der Neigung zu Construction und Unsinnlichkeit entspringt in der Fannylyrik eine weitere beachtenswerthe Erscheinung, die Art und Weise des substantivischen Gebrauches der Interjection Ach. Ich meine hier nicht solche Fälle, wo sie aus einer realen Situation herausgesprochen ist oder gesprochen gedacht werden muss, wo es gleichsam in substantivischer Form noch die Interjection als solche vertritt (Mozarts Wiegenlied: 'Nur in der Zofe Gemach tönet ein schmachtendes Ach'), sondern diejenigen, wo ein solcher sinnlicher Hintergrund fehlt, wo der interjectionelle Charakter des Wortes zurücktritt und es selbständig als lyrisches Ausdrucksmittel benutzt wird, zumal in Verbindung mit unsinnlichen Beiwörtern. Das DWB. giebt Beispiele für den substantivischen Gebrauch des Ach, abgesehen von

Bindungen mit Weh, Pein, Krach, erst von Gellert an ('Gott lebt und hört dein Ach', Gellert Sämmtl. Schr. 1, 212; 'und der erhielt ein freudig Ach', ebenda 1, 217; 'ein banges Ach', Lessing 1, 94; 'sie rühret noch kein Ach und kein verliebtes Flehen', Zachariae 1, 104; 'hier fliegt manch feurig O und manch betraurend Ach', ebenda 1, 119; 'mit manchem süssen Ach', Wieland 9, 47; 'winselt er ein falsches Ach', Schiller 1, 87; 'Seele haucht sie in das Ach klagereicher Nachtigallen', ebenda 1, 117 u. s. f.), aber all die Beispiele bis zu Goethe — ich nehme das aus Klopstock angeführte (Geliebte V. 17) aus — sind zur ersten Art des Gebrauches zu rechnen. Es ist nun deutlich, dass die unsinnliche Verwendung der ursprünglichen Interjection in öfterer Wiederholung auch der Dichtung etwas Unsinnliches, Verschwommenes, Gesuchtes giebt. Den substantivischen Gebrauch des Wortes Ach überhaupt finde ich in Klopstocks Oden siebenmal (Lehrling der Griechen V. 13: 'wo kein mütterlich Ach'; Künftige Geliebte V. 17: 'sag es mit einem durchdringenden Ach, das meinem Ach gleichet'; ebenda V. 40: 'ein erschütterndes Ach'; ebenda V. 80: 'der Schäferin Ach'; Petrarca und Laura V. 37: 'melancholisch Ach'; Selmar und Selma V. 40: 'und diess Ach des Gefühls') und zwar nur in den Jugendoden, zuletzt 1748 (Selmar und Selma). Ein wirklich sinnliches Beiwort haben wir nur einmal (melancholisch Ach), das 'durchdringende', das 'erschütternde' Ach, stehen auf der Grenze, die übrigen Fälle sind zur zweiten Gruppe zu rechnen. Vier Fälle des substantivischen Gebrauches von den sieben kommen allein auf 'Die künftige Geliebte'. Bei Haller findet sich nur ein Beispiel dieser Verwendung: Beim Absterben von Steigers Gemahlin V. 43 (Hirzel S. 232):

Die Stunden ihres werthen Lebens,
Ruft doch kein zärtlich Ach! zurück.

Dagegen ist die entsprechende Verwendung bei der zweiten schlesischen Schule, speciell bei Hallers Jugendmuster Lohenstein häufig zu belegen (Über Nachahmung Lohensteins durch Haller vgl. Hirzel, Haller S. XI. LV. 248. 398; A. Frey a. a. O. S. 8—11); vgl. Lohenstein, Ibrahim Sultan Act II, 139f.: 'mein schlagend hertze saget mir Ach und

Jammer wahr'; IV, 359: 'Sie lasse dieses Ach und diese Klage mir'; 'Erleuchtete hoffmann' V. 43: 'Mit Ach bejammern muss'; V. 346: 'Könt ich der Adern Blut dir opffern und mein Leben durch übernommen Ach der steten Höllenpein'; 'Blumen' S. 38 (nach d. Druck 1680): 'Bedreut unendlich Ach'; häufig im 'Ibrahim Bassa', Lohensteins Jugendarbeit: Act I, 4: 'Bey so viel Ach'; V, 7: 'So nimm diess lechzend Ach'; V, 9: 'Ach des Achs'; V, 329: 'Ach! wenn sie Ach und Pein'; V, 138: 'Welch seuffzend schweres Ach' u. s. w. Es leuchtet ein, wie ein solcher Gebrauch in seiner Unsinnlichkeit und Verschwommenheit durch das Unsinnliche und Verschwommene der 'zukünftigen' Fannylyrik Klopstocks wohl gefördert werden konnte; so liessen persönliche Anlage und persönliche Erlebnisse einen Gebrauch vorübergehend wieder aufleben, den die zeitgenössische Litteratur im übrigen schon zu den abgebrauchten litterarischen Requisiten geworfen hatte.

Weiter ermittelt A. Frey a. a. O. S. 144 ff. Hallers Einfluss auf die folgenden Dichtergenerationen, merkwürdigerweise fehlen hierbei Pyra und Lange. Doch auch sie zeigen directe Reminiscenzen an Haller, und hiernach ist auch Waniek (Pyra S. 53 ff.) zu ergänzen. Zu Damon-Langes Grenzbestimmung der deutschen Zunge im Süden, 'wo Nüchtlands wolckigt Haupt dem Himmel droht' (Damon über Thirsis Tod V. 83; Sauer, Freundschftl. Lieder S. 57) vgl. Haller, Ursprung des Übels I, 14 (Hirzel S. 119): 'Hier lieget Nüchtlands Haupt . . . in seinen nie erstiegnen Wällen'; Alpen S. 433: 'Nüchtlands Aare'. Die 'grüne Nacht' (Doris V. 13: 'Die grüne Nacht belaubter Bäume'; Ursprung d. Übels V. 35: 'Sich grüne Nacht mit güldnem Tage gattet') erscheint auch in Pyras Tempel d. wahren Dichtkunst II, 164: 'Der Hain . . . dessen grüne Nacht'. Die Landschaft, die im zehnten freundschaftlichen Lied (V. 1—24) gezeichnet wird, ist durchaus äusserlich nach Hallers Muster zusammengestellt, etwa nach 'Alpen' V. 321—350, welche Stelle Seuffert, Anzeiger f. deutsches Alterth. u. deutsche Litt. 10, 249 auf ihre Natürlichkeit so unerbittlich richtig charakterisirt hat. Ich kann hier nicht mit Waniek, Pyra S. 58 Einfluss von Thomsons Frühlings-

anfang finden. Schweizerisches Colorit ist in jenen Versen schon an und für sich zu bemerken, deutlich wird der Zusammenhang mit Haller, wenn wir jene Alpenstelle daneben halten. Titans erster Strahl .... unterdrückt die Nebel (Alpen V. 321 f.), der Sonne neuer Strahl verkehrt den Reif in Thau (Freundschftl. Lieder 10: Thirsis u. Damons Beschäftigung V. 9 f.), und nachdem diese alles aufgeklärt V. 10 (Alpen V. 322: ihr verklärter Blick), werden 'Berge, Wiesen, Wald und Thal den Augen wiederum entdeckt' (Thirsis u. Damons Beschäftigung V. 7 f., hierzu Alpen V. 323 f.). Die Sonne 'spiegelt ihr goldnes Bild' in dem 'falben Grase' wie in den 'Spiegeln grosser Seen' (Thirsis u. Damons Beschäftigung V. 12—15; Alpen V. 337: 'bald scheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel'), und bezeichnend erscheint hier, in der nach Haller gezeichneten Landschaft, als Epitheton für Gras das Wort 'falb', das, ein Lieblingswort Hallers, gerade in den 'Alpen' häufiger vorkommt (Alpen V. 25: falbe Felder; 202: dem falben Gras; 211: die falben Blätter; 306: falbes Gold; Doris V. 3: falbes Grau; Morgengedanken V. 11: die falben Wolken; Ursprung d. Übels V. 10: falbe Schein). Die Hirten, die dann frühmorgens die Ställe öffnen, der vermischte Klang der Schellen, die springenden Lämmer, die blökenden Schafe vervollständigen das Schweizerbild. Dass die Herübernahme aber nur eine ganz äusserliche ist, verräth sich dadurch, dass die Landschaftsschilderung im späteren Theile gar nicht mehr zu der schweizerisirenden Eingangslandschaft stimmt, so ist V. 26 die Rede von dem 'tiefen Hain', Doris kommt aus dem 'Wäldchen' (V. 44), statt der Berge (V. 7) und dem grossen See (V. 15) erscheint ein Hügel (V. 43) und ein Bach (V. 59), statt der Wiesen Auen und Felder (V. 59), und man fühlt sich jetzt eher an Laublingen als an die Schweiz erinnert. Ohne auf die Frage näher eingehn zu wollen, scheint mir im Gegensatz zu Waniek a. a. O. S. 53. 59, der seine Angabe nicht näher begründet (vgl. auch Freundschftl. Lieder hg. v. Sauer S. VII. IL), das Gedicht mit seiner steifen Empfindung, seiner äusserlich zusammengestellten Landschaftsschilderung, seinen mehrfachen wunderlich-pedantischen Wendungen nicht von

Pyra, sondern von Lange herzurühren, Seufferts Charakteristik der beiden Dichter Anzeiger 10, 259: 'Lange beschreibt, Pyra erzählt', würde mit meiner Ansicht stimmen. Wenn ferner Haller seine Klage um Mariane anhebt: 'Soll ich von deinem Tode singen, o Mariane! . . . Wenn Seufzer . . .', so beginnt Lange: 'So sing ich doch von deinem Tod, o Freund! . . . Wo Seufzer steigen' u. s. f. Und wenn Haller mit Beziehung auf Doris V. 7 f. ('Komm, Doris! Komm zu jenen Buchen, lass uns den stillen Grund besuchen') in der Trauerode auf Mariane V. 97 ff. singt:

Im dicksten Wald bei finstren Buchen . . . .
Will ich dein holdes Bildnis suchen,
Ich will dich sehen, wie du gingest,
Wie traurig, wenn ich Abschied nahm,
Wie zärtlich wenn du mich umfingest,
Wie freudig wenn ich wiederkam,

so äussert Lange ganz entsprechende Gedanken und Empfindungen in dem Gedicht 'Damons Empfindungen, als er nach Thirsis Tode Heiligenthal besuchte, wo Thirsis sich aufgehalten', man vergleiche die Verse 25—31. 39 f.

Münster i. W. Karl Drescher.

Vorarbeiten zu Schillers Tell.

In dieser Vierteljahrschrift 5, 145 ff. habe ich ein Fragment zu Schillers Tell veröffentlicht. Ich theile hier ein anderes mit, das seit kurzem im Schillerhaus zu Marbach sich befindet. Das Bruchstück ist von demselben Bogen abgeschnitten, wie das obengenannte, und zwar bildete es den obersten Theil des Bogens. Daran schloss sich dann unmittelbar das erstere an. Dies zeigen die beiden Säume und die sich gegenseitig ergänzenden abgeschnittenen Buchstaben der beiden Theile.

Die Veröffentlichung des Fragments hat mir der Vorstand des Marbacher Schillervereins, H. Stadtschultheiss Haffner, in freundlichster Weise gewährt. Der Wortlaut des Bruchstücks ist folgender:

Milch der Gletscher.
Rodannbrunn
Runs, Spalt wo was rinnt.
Der Gletscher schmilzt ewig und zerschmilzt nie.
Weisse Berglilien und purpurfarbene Alprosen.
Alpen und Schneeberge verglichen mit einer diamantenen
Krone — Glas — grünblauschimmernd.
Gletscher haben parallele Strata wie die Jahre der Bäume.

Von fremder, mir unbekannter Hand steht auf dem Fragment geschrieben 'Autograph des Dichters Fr. v. Schiller Notizen zum Tell'.

Die ersten Zeilen dieser Notizen hat Schiller im Tell II, 2 verwerthet. Melchthal sagt dort:

Den Durst mir stillend mit der Gletscher Milch,
Die in den Runsen schäumend niederquillt.

Damit wird zugleich meine frühere Vermuthung a. a. O. 5, 146 berichtigt. Den Ausdruck 'Runse' scheint Schiller auch an anderer Stelle (?) gefunden zu haben; denn J. G. Fischer theilte in der Schwäbischen Chronik vom 13. Mai 1892 mit, dass er vor Jahren bei Eduard Mörike ein Notizenblatt Schillers gesehen habe, das nur die Worte enthalten habe 'Runse = wo was rinnt'. Das Blatt scheint verloren, mit dem Marbacher ist es nicht identisch. Ich habe J. G. Fischer selbst darüber befragt.

Bei dem Ausdruck 'der Gletscher schmilzt ewig und zerschmilzt nie' darf man vielleicht an die Worte des Fischers im Tell IV, 1 denken:

O, mich soll's nicht wundern,
. . . .
Wenn jene Zacken, jene Eisesthürme,
Die nie aufthauten seit dem Schöpfungstag,
Von ihren hohen Kulmen niederschmelzen.

'Berglilien' kommen, soviel mir bekannt ist, im Tell nicht vor, dagegen ist die 'Alpenrose' z. B. in IV, 2 erwähnt. Die 'diamantene Krone' u. s. w. hat der Dichter am Schluss seines Bergliedes, das aus der Beschäftigung mit dem Tell hervorging, verwerthet. Die letzte Notiz ist unverwendet geblieben.

Ein anderes Fragment, genau von derselben Grösse wie die beiden andern, also 7 × 21 cm, besitzt J. G. Fischer

als ein Geschenk des Freih. von Gleichen-Russwurm. Es umfasst die Notizen 'Tells Blatten oder Tells Sprung' u. s. f. bis 'gehört zu Flüelen', die in der historisch-kritischen Ausgabe des Tell, Vorrede S. X, abgedruckt sind, und zwar correct, wie ich mich überzeugt habe, da mir der liebenswürdige Dichter durch Vermittlung seines Sohnes, des H. Prof. Dr. Hermann Fischer, das Original zur Einsicht überliess. Nur ist, wie mir scheint, 'Fäsi II 116' statt '176' zu lesen.

Wir haben also drei Fragmente von gleicher Grösse. Alle drei sind offenbar als Andenken an den Dichter von dessen Nachkommen verschenkt worden. Vielleicht finden sich noch mehr ungedruckte. Ich glaube, dass gerade von dem Bogen, von dem das Tübinger Stück, jetzt im Besitz von Fabricant Roller, und das Marbacher stammen, noch mehr ungedruckte Theile vorhanden sind. Das Fragment, das J. G. Fischer besitzt, stammt, wie mir scheint, von einem andern Bogen; denn die Farbe des Papiers ist verschieden von der der andern Stücke. Dass noch mehr solcher ungedruckter Notizen vorhanden sein müssen, folgt, wie ich glaube, auch aus der Vorrede Goedekes zum Tell S. VII: 'Schiller hat sich beim Tell ... aus den benützten Quellen ... kurze Notizen gemacht, von denen hier ein paar Blätter folgen mögen'. Darnach scheint es doch, als ob er nicht alles veröffentlicht habe, was ihm zu Gebote stand. Ins Weimarer Goethe- und Schillerarchiv ist nach H. Prof. B. Suphans gütiger Mittheilung nichts übergegangen, als was Goedeke drucken liess. Nur auf der Rückseite des Blattes, auf dem die Aufzeichnungen aus Scheuchzer stehen (Goedeke S. XII—XV), überging Goedeke die Notiz: 'Alle Jahrszeiten auf einem Berg 84'.

Tübingen. Ernst Müller.

Bemerkungen über die Normen einer Ausgabe von Goethes Sprüchen in Prosa.

Goethes Sprüche in Prosa gehören zu den werthvollsten Zeugnissen seines Geistes; sie sind das vollständigste und untrüglichste Document für die Erkenntniss seiner Lebensweisheit in ihrer vollendetsten abgeschlossenen Form. Leider ist ihre Überlieferung und Zusammenstellung in vieler Hinsicht nicht befriedigend; Goethe selbst hat sie nicht mehr für die Ausgabe letzter Hand gesammelt. Er hatte begonnen, 'Sprüche' seit 1821 in den beiden Zeitschriften über 'Kunst und Alterthum' und 'Zur Naturwissenschaft und Morphologie' zu veröffentlichen, und hatte dann eine grössere Anzahl den 'Wanderjahren' 1829 zur Raumfüllung beigegeben. Letztere Anordnung war nur provisorisch, und Goethe verständigte sich über die künftige Behandlung mit Eckermann. 'Wir wurden einig, dass ich alle auf Kunst bezüglichen Aphorismen in einen Band über Kunstgegenstände, alle auf die Natur bezüglichen in einen Band über Naturwissenschaften im Allgemeinen, sowie alles Ethische und Literarische in einen gleichfalls passenden Band dereinst zu vertheilen habe.' Demgemäss sind die Herausgeber von Goethes Nachlass 1832 verfahren; 1840 verstärkten sie die Sammlung durch eine beträchtliche Anzahl von Sprüchen. In der Hempelschen Ausgabe liess darauf Gustav von Loeper seine bahnbrechende Erklärungsarbeit erscheinen, indem er in der Auswahl und Anordnung sich wesentlich an die Vorgänger anschloss, in einigen Punkten aber auch von ihnen abwich. Die drei Abtheilungen vereinigte er in einem einzigen, dem neunzehnten, Bande der Ausgabe. Ich halte dies für ein glückliches, dem Studium des Goetheschen Geistes förderliches Verfahren; freilich widerspricht es der eigenen Vorschrift des Dichters. Indess dieser Frage, die nach allgemeinen Erwägungen zu lösen ist, will ich heute nicht weiter nachgehen; sondern der speciellen nach Auswahl und Anordnung im einzelnen. Hier sind wir durchaus auf selbständige Prüfung angewiesen, ob Eckermann,

Riemer, Müller, schliesslich v. Loeper die Directive Goethes befriedigend und zweckentsprechend ausgeführt haben. Wenn ich mich bei dieser Untersuchung zum Theil auch gegen die Ausgabe v. Loepers erklären muss, so schicke ich ausdrücklich voraus, dass meine eigenen Betrachtungen grossentheils doch auf dieser fussen, und dass überhaupt jeder, der sich mit den 'Sprüchen' beschäftigt, zur höchsten Dankbarkeit gegen sie sich verpflichtet fühlen muss.

Zunächst wäre bei einer neuen Ausgabe der Sprüche von den bisherigen darin abzuweichen, dass die fünfte Abtheilung des 'Ethischen' Nr. 367—427 ganz wegzulassen wäre. 1832 fehlte sie noch, erst 1840 wurde sie hinzugefügt; Loeper hat sie leider beibehalten. Es sind die Blätter aus Ottiliens Tagebuch, welche sie bilden. Mit den übrigen Sprüchen haben sie gar nichts zu thun. Erstens der Zeit nach: sie stammen schon aus dem Jahre 1809, wenn nicht aus früherer Zeit; zweitens dem Willen des Dichters nach, da wir gar kein Zeugniss haben, dass er daran dachte, sie in diese Sammlung aufzunehmen; drittens, was das Wichtigste, dem Inhalt nach. Man hat wohl gesagt: sie seien für ein junges Mädchen wie Ottilie zu tief und schwer, und ich will dem nicht widersprechen. Sieht man sie aber neben den anderen 'ethischen' Spruchabtheilungen, liest man sie in einem Zuge mit diesen, so wird man ohne weiteres empfinden, dass sie für diese nicht tief und schwer genug sind. Es fehlt ihnen die philosophische Grundlage, auf der sich die übrigen Abtheilungen aufbauen; es sind Aussprüche über gesellschaftliches Leben, wie sie ein denkender Mensch in einem lebhaften, von Fremden überdrängten Hause, wie das Charlottens war, sehr wohl niederschreiben konnte; sie halten sich in einer gewissen mittleren Tiefe der Empfindung und Beurtheilung, wie sie dem erfahrenen Gesellschaftsmenschen entspricht; aber sie sind nicht würdig unter den Resultaten von Goethes Lebensweisheit aufgeführt zu werden; am wenigsten mitten unter den andern Abtheilungen als fremder Gast willkürlich eingeschoben. Dass man 1840 sie an diesen Platz bringen konnte, ist ein rechtes Zeichen gedankenloser und äusserlicher Buchmacherei: in den Wahlverwandtschaften standen

Sprüche: warum sollte man die nicht auch noch hinzufügen? Loeper hat leider für diese Überlieferung, die er vorfand, zu viel Pietät gehabt. Merkwürdigerweise hat er auch für die beiden letzten Sprüche dieser Abtheilung (Nr. 426. 427) dieselbe Pietät gehabt, obgleich sie nicht einmal aus Ottiliens Tagebuch stammen, sondern nach seiner eigenen Angabe einer Logenrede Goethes von 1821 entnommen sind. Wenn man Goethes Prosaschriften in dieser Art ausnützen wollte, so könnte man leicht eine unübersehbare Reihe von Sprüchen zusammenstellen; natürlich haben auch diese beiden in einer künftigen Ausgabe wegzufallen. Von 1055 Sprüchen haben wir auf diese Art 61 ausgeschieden, so dass 994 übrig bleiben. Von diesen sind entnommen aus Kunst und Alterthum 324, aus der naturwissenschaftlichen Zeitschrift 50, aus den Wanderjahren 357, und sind aus dem Nachlass hinzugefügt 263. Fragt man nach der Vertheilung, so könnte es zunächst selbstverständlich erscheinen, dass die erste Gruppe ausschliesslich unter 'Kunst' und unter 'Ethisches und Literarisches' zu vertheilen, die zweite ganz und gar unter 'Natur' einzureihen wäre. Aber bei der unzweifelhaften Freiheit, die sich Goethe in seinem Alter nahm, manches, was er dem Publikum darbringen wollte, auch an unerwarteter Stelle zu geben, können schon diese Normen nicht als sicher gelten, und ganz auf unser Gutdünken sind wir bei der Masse der aus den Wanderjahren und dem Nachlass stammenden Sprüche angewiesen.

Gehen wir nun von der Sammlung Loepers als einer dankenswerthen Grundlage aus, so finden wir, dass er aus den in der naturwissenschaftlichen Zeitschrift erschienenen Sprüchen die erste und sechste (letzte) Abtheilung der Gruppe 'Natur' gebildet hat. Die Sprüche der ersten Abtheilung erschienen 1823, die der letzteren 1822; in den nachgelassenen Werken sind sie ohne jede Einreihung als zwei Sammlungen 'Älteres' und 'Nachträgliches' gedruckt. Die aufmerksame Durchsicht zeigt, dass nur die erstgenannte in die Naturgruppe einzufügen ist, die zweite ganz unzweifelhaft der ethischen und litterarischen Gruppe angehört. Diese zweite beginnt (Nr. 1028) mit einigen meta-

physischen Sprüchen, die für die Erkenntniss des späteren Goethe geradezu grundlegend sind; sie schliessen sich an Leibniz an und stellen die Monas als den Anfang alles Lebens dar. Die verschiedensten Äusserungen Goethes an Zelter, Eckermann haben in diesen Sätzen ihre Wurzel, nicht minder der Unsterblichkeitsglaube, wie er im zweiten Theil des Faust hervortritt. An diese Sätze schliessen sich dann eine Reihe rein ethischer Maximen (Nr. 1036); darauf folgen drei Sprüche, die dem naturwissenschaftlichen Kreise angehören; darnach wiederum rein ethische, litterarische oder allgemein wissenschaftliche Sprüche bis zum Schluss (Nr. 1055). Naturwissenschaftlich scheint allerdings Nr. 1049 zu sein; es dient aber nur dem folgenden, von der Kunst handelnden Spruch als Grundlage. Und so wäre zu wünschen, dass bei einer neuen Ausgabe die sechste Abtheilung 'Natur' dem 'Ethischen und Litterarischen' zugetheilt werde; allenfalls könnte man Nr. 1037—1039. 1049. 1050 ausscheiden; es empfiehlt sich aber wohl nicht, die von Goethe selbst gegebene Zusammenfügung dieser achtundzwanzig Sprüche zu sprengen. —

Wenden wir uns nun zu 'Kunst und Alterthum', so finden wir zunächst im dritten Heft des ersten Bandes (1817) neun Sprüche oder kurze Abschnitte, mit der gemeinsamen Überschrift 'Naivetät und Humor'. Sie eröffnen die zweite Hälfte des Heftes, die den Specialtitel führt 'Bildende Kunst', und sind deshalb, wie auch wegen ihres thatsächlichen Inhalts, der Kunstgruppe der Sprüche zuzutheilen. Loeper hat aus ihnen die vierte Abtheilung dieser Gruppe (695—702) gebildet, ihr aber noch den Spruch Nr. 703 hinzugefügt, der erst 1827 gedruckt wurde. Dies scheint mir nicht glücklich, da dieser Spruch ganz im allgemeinen die Schwierigkeit ausspricht, der Kunst mit Worten gerecht zu werden, aber in keiner speciellen Beziehung zu den vorhergehenden Sprüchen über Naivetät und Humor steht. — Eine grössere Anzahl von Sprüchen brachte dann erst der dritte Band (1821) im ersten Stück unter der Überschrift 'Eigenes und Angeeignetes in Sprüchen'. Diese bilden bei Loeper den grösseren Theil der zweiten Abtheilung des 'Ethischen' (Nr. 68—151), wogegen nichts

einzuwenden sein dürfte, als das eine, dass die Abtheilung wohl besser mit Nr. 151 schon zu schliessen wäre. 'Eigenes und Angeeignetes' des vierten Bandes (1824) hat Loeper als Anfang der dritten Abtheilung des 'Ethischen' (Nr. 179—239) aufgenommen, und die Bemerkung des vorigen Satzes findet auch hierauf Anwendung. Wenn nun Loeper die Sprüche des fünften Bandes (im ersten Heft 1824 und im dritten 1826) der zweiten und dritten Abtheilung als Nr. 152—178 und Nr. 240—340 hinzufügt, so wäre es wohl richtiger, aus ihnen zwei besondere Abtheilungen zu bilden. Aus den Sprüchen des 2. Heftes (1825) bildet Loeper die vierte Abtheilung (Nr. 341—366); doch sind dabei einige recensionsähnliche Abschnitte ausgeschieden, Nr. 350 in veränderter Form gegeben, Nr. 352 neu hinzugefügt. Woher Riemer und Eckermann, auf die diese Anordnung schon zurückgeht, den letztgenannten Spruch genommen haben, ist mir unbekannt; Nr. 350 ist in dieser Form aus den Wanderjahren (1829) genommen, und es scheint richtiger, die ursprüngliche Form wiederherzustellen. Auch die Auslassungen scheinen (mit Ausnahme der fast zwei Seiten umfassenden Besprechung von Raumers Hohenstaufen) nicht gerechtfertigt, da Goethe auch sonst in den Sprüchen kurze Notizen über Bücher giebt. — Der sechste und letzte Band endlich bringt nur als Mottos die beiden herrlichen Sprüche über die Wahrheitsliebe, die als Nr. 547 und 548 bei Loeper die siebente, dem Nachlass entnommene Abtheilung des 'Ethischen' eröffnen.

Um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, haben wir bisher nicht erwähnt, dass vierzehn Nummern aus den angeführten Spruchsammlungen von 'Kunst und Alterthum' durch die Herausgeber des Nachlasses ausgeschieden und der Naturabtheilung zugewiesen sind, eine Anordnung, die auch Loeper beibehalten hat. Diese vierzehn Sprüche sind geradezu herausgepflückt worden, und die Berechtigung dieses Verfahrens ist zweifelhaft. Für die fünf Sprüche Nr. 965. 970. 973. 974. 985, die sich ausdrücklich mit der Naturforschung beschäftigen, möchte ich sie zugestehen; für die anderen (966—969. 971. 972. 975—977) nicht. Denn wenn auch diese letzteren zum Theil Erfahrungen aus-

sprechen, die Goethe im Kampf gegen Newtons Anhänger gemacht hatte, so sind die Resultate doch ganz von den Schlacken dieses Zanks gereinigt und zu einer nach allen Geistesrichtungen hin strahlenden Klarheit geläutert. Diese Sprüche sind um so weniger aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang zu lösen, als sie zum Theil inhaltlich diese Trennung gar nicht gestatten; so besonders Nr. 971 und 972, die eine grössere Gruppe von Aussprüchen über Wahrheit und Irrthum einleiten.

Wir gehen nun zu der grossen Spruchsammlung der Wanderjahre über, und zwar zuerst zu dem Theile, der 'Makariens Archiv' benannt ist. Diese Sprüche bilden bei Loeper die sechste Abtheilung des 'Ethischen', die zweite und einen Theil der sechsten Abtheilung 'Kunst', die dritte Abtheilung und den Anfang der fünften von 'Natur'. Zum 'Ethischen' und zur zweiten Kunstabtheilung, welche die Sprüche aus und über Plotin bringt, habe ich nichts zu bemerken; dagegen sind die Sprüche Nr. 763—770, welche sich mit dem Theater beschäftigen und der sechsten Kunstabtheilung zugewiesen sind, hier mit den vorausgehenden Nr. 744—762 unglücklich vereinigt; sie würden besser mit den abschliessenden Nr. 771—774, die sich auf das Drama beziehen, eine eigene Abtheilung bilden. Was die naturwissenschaftlichen Sprüche betrifft, so ist kein Grund zu erkennen, weshalb die Nr. 961—964 von der dritten Abtheilung abgetrennt, und an den Anfang der fünften gesetzt sind; sie müssen mit jener wieder vereinigt werden.

Die zweite Spruchsammlung der Wanderjahre, 'Im Sinne der Wanderer' betitelt, umfasst gleichfalls Ethisches, Kunst und Natur. Sie bildet bei Loeper die erste Abtheilung des Ethischen, die erste Abtheilung der Kunstgruppe, die vierte Abtheilung von 'Natur' (mit Ausnahme der drei letzten Sprüche Nr. 958—960). Ausserdem ist aber ein Spruch (Nr. 599) in die siebente Abtheilung des 'Ethischen' gesetzt, sechzehn in die sechste Abtheilung von 'Kunst'. Es sei nochmals wiederholt, dass diese Wunderlichkeiten von Loeper nicht verschuldet, sondern schon aus den Cottaschen Ausgaben übernommen worden sind. Wie geistreiche Erwägungen die Herausgeber geleitet haben, bezeugt Nr. 599

in vorzüglicher Weise. Der Spruch lautet: 'Für die vorzüglichste Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu ersetzen im Stande ist'. Die jetzige überraschende Stelle haben die Herausgeber diesem Spruch offenbar nur gegeben, weil auch in dem folgenden von einem 'Frauenzimmer' die Rede ist. Nr. 600 lautet: 'Ein lebhafter Mann, unwillig über das Betragen eines Frauenzimmers ruft aus: 'Ich möchte sie heirathen, nur um sie prügeln zu dürfen!" — Ohne Zweifel ist Nr. 599 mit der ersten Abtheilung des 'Ethischen' zu verbinden, und sind Nr. 744—746, 750—762 der ersten Kunstabtheilung einzufügen. Über die vierte Naturabtheilung habe ich nichts zu bemerken, als dass die drei letzten Sprüche (Nr. 958—960) einfach zu streichen sind, da sie von Goethe uns gar nicht als solche hinterlassen wurden, sondern nach Loepers Mittheilung aus einer 'brieflichen Erklärung an Carus und d'Alton' stammen.

Es bleiben uns endlich noch die Sprüche, welche aus dem Nachlass stammen, 263 an der Zahl. Aus ihnen haben die Herausgeber die siebente Abtheilung des Ethischen, die dritte und fünfte der Kunst, die zweite und einen grossen Theil der fünften Naturabtheilung gebildet, und ausserdem sieben Sprüche der sechsten Kunstabtheilung ihr einverleibt (Nr. 747—749. 771—774). Dies ist im ganzen sachgemäss; nur dass die fünfte Naturabtheilung ausschliesslich aus dem Nachlass gebildet werden müsste, da wir die übrigen Nummern schon anderweit vertheilt haben und dass aus der sechsten Kunstabtheilung Nr. 772—774 mit den nächst vorhergehenden Sprüchen, wie schon oben gezeigt wurde, ausscheiden müssten.

Ich komme nun zum Resumé: Während bei Loeper Nr. 1—655 die Gruppe Ethisches bilden, Nr. 657—774 die Kunst-, und Nr. 775—1055 die Naturgruppe, so wäre nach dem, was ich eben auseinandergesetzt, dem 'Ethischen' zuzuweisen Nr. 1—366. 428—655. 966—969. 971. 972. 975—977. 1028—1055; die hier hinzugekommenen Sprüche wären aus der Naturgruppe zu streichen, und Nr. 367—427. 958—960 wären überhaupt fortzulassen.

In der Anordnung wäre natürlich innerhalb der Ab-

theilungen die von Goethe in 'Kunst und Alterthum' oder sonst gegebene Zusammenstellung einzuhalten; in der Reihenfolge der einzelnen Abtheilungen sind wir jedoch ganz auf eigene Erwägungen angewiesen. Ich würde das Ethische mit den Sprüchen aus der Morphologie (Nr. 1028—1055) einleiten; die allgemeinen, halb metaphysischen, halb ethischen Sätze, mit denen diese Abtheilung beginnt, bilden eine unvergleichliche principielle Grundlage. Dem würde ich als zweite Abtheilung die Sprüche aus dem zweiten Bande der 'Wanderjahre' folgen lassen (1—67), die mit der grundsätzlichen Darlegung des Pflichtbegriffs jetzt die ganze Sammlung einleiten, und würde die des dritten Bandes (Nr. 428—546) folgen lassen. Dann wären die Sprüche aus 'Kunst und Alterthum' anzureihen, am besten in der Folge ihres Erscheinens: als vierte Abtheilung Nr. 68—151, vervollständigt durch die oben bezeichneten, willkürlich ausgeschiedenen Sprüche, als fünfte Nr. 179—239, als sechste Nr. 152—178, als siebente Nr. 341—366, denen einige litterarisch-kritische Aufzeichnungen wieder einzufügen wären, als achte Nr. 240—355, und als neunte Nr. 547—655; die letzte Abtheilung, die den Nachlass umfasst, wäre natürlich nach den Ergebnissen der Weimarer Archivforschung zu berichtigen, zu erweitern oder auch vielleicht einzuschränken; ein Aufsatz Loepers im elften Bande des Goethe-Jahrbuchs hat bereits den Anfang mit dieser Quellenforschung gemacht.

Die Sprüche über Kunst würden, da das Allgemeine wohl dem Besondern vorauszugehen hat, am besten mit der geschickt aus dem Nachlass zusammengestellten fünften Abtheilung der Loeperschen Ausgabe Nr. 714—743 zu beginnen sein, welche von den allgemeinen Bedingungen theoretischer und praktischer Beschäftigung mit der Kunst ihren Ausgang nimmt. Der isolirte Spruch Nr. 703 (Kunst und Alterthum 1827) wäre am besten hier einzureihen, und ebenso die fünf Sprüche Nr. 690—694, welche dem Nachlass entnommen sind und Loepers dritte Abtheilung bilden.

Als zweite Abtheilung würden sich am besten die Sprüche aus den Wanderjahren anschliessen, welche die Kunsttheorie Plotins reproduciren (Nr. 678—689, auch bei

Loeper zweite Abtheilung), dann als dritte Abtheilung die übrigen Sprüche aus den Wanderjahren, welche sich mit den einzelnen Künsten beschäftigen, und bei Loeper die erste und sechste Abtheilung bilden. Aus der sechsten wären die dem Theater gewidmeten Sprüche Nr. 763—774 auszuscheiden und, vielleicht durch Nr. 676 (über Shakespeare) vermehrt, als besondere vierte Abtheilung hinzustellen; als fünfte würden endlich die unter dem Titel 'Naivetät und Humor' in 'Kunst und Alterthum' veröffentlichten Sprüche (Nr. 695—703, Loepers vierte Abtheilung) hinzukommen.

Nach allem Vorhergegangenen ergeben sich die Folgerungen für die naturwissenschaftlichen Sprüche nun leicht. Die sechste Abtheilung derselben hätte fortzufallen; aus der fünften wäre manches oben Genannte auszuscheiden. Die erste Abtheilung, welche schon 1823 in der naturwissenschaftlichen Zeitschrift erschien, hätte den Anfang zu machen, ihr würden die dritte und vierte Abtheilung folgen, die aus den 'Wanderjahren' stammen; und die dritte nebst der Hauptmasse der fünften Abtheilung, die erst im Nachlass bekannt gemacht wurden, hätten den Schluss zu bilden.

Bei diesen Vorschlägen, welche ich der Prüfung der Fachgenossen empfehle, habe ich die werthvollen Beobachtungen in Hinsicht der Entstehungszeit einzelner Sprüche, welche Loeper im Goethe-Jahrbuch mitgetheilt hat, und die sich gewiss aus den Manuscripten des Goethe-Archivs noch vermehren liessen, nicht als Grundlage einer chronologischen Anordnung annehmen wollen, weil mir vor allem wünschenswerth scheint, diejenige Anordnung, welche Goethe zum Theil gewünscht, zum Theil schon selbst getroffen hat, beizubehalten und auszubilden.

Zum Schluss möchte ich noch darauf hinweisen, dass wenn es wünschenswerth erscheint, irgend eine Abtheilung der Sprüche auch in Goethes Werken in dem Zusammenhang abzudrucken, in welchem sie in 'Kunst und Alterthum' oder der naturwissenschaftlichen Zeitschrift zuerst gestanden haben, wie dies z. B. die Weimarische Ausgabe im sechsten Bande der 'Naturwissenschaftlichen Schriften'

gethan hat, — dies doch nicht hindern möge, dieselben Sprüche nochmals in der von Goethe und Eckermann geplanten Sammlung erscheinen zu lassen, damit es möglich sei, diese Summe Goethescher Geistesarbeit nach ihren drei Hauptrichtungen gesondert und doch einheitlich zu überschauen.

Rom. Otto Harnack.

Die zweite Auflage von Heines Buch der Lieder.

H. Hofbuchdrucker C. Wittich in Darmstadt besitzt die aus der Campeschen Buchhandlung stammende Druckvorlage der zweiten Auflage von Heines Buch der Lieder und dazu gehörige Manuscripte, die er mir in zuvorkommendster Weise zur Veröffentlichung anbot. Er setzte mich gütigst in die Lage, die mir übersandten Abschriften selbst mit den Originalen zu vergleichen, und so gebührt ihm der Dank aller, denen die folgenden Mittheilungen Interesse abgewinnen. Wenn auch Wittichs Besitz wenige bedeutenderen neuen Aufschlüsse über den Text des Buches der Lieder gewährt, so dünkt er mich doch werthvoll genug, um hier besprochen zu werden; der Text der handschriftlichen Vorrede zeigt neben ein paar Varianten das bedachte Umbilden manches Ausdruckes und auch einige der Correcturen der Lieder verdienen Beachtung.

Was H. Wittich verwahrt, zerfällt in drei Theile. 1. Die von Heines Hand in deutscher Schrift geschriebene 'Vorrede' zur Auflage von 1837; $2^1/_2$ Bogen (= 9 paginirte Seiten) Briefpapier gr. 4°. 2. 'Correkturen zum 'Buch der Lieder'', ebenso von Heine geschrieben; 1 Bogen (= 4 unpaginirte Seiten) Briefpapier gr. 4°, mit demselben Fabricatstempel (Weynen superfin), aber etwas abweichender Grösse und Stärke, so dass also Vorrede und Correcturen nicht in éinem Zuge geschrieben sein werden. 3. Die erste Auflage des Buchs der Lieder 1827, in Blätter oder Bogen zerlegt, aus dem Einbande gelöst. In diesen Einband,

der zweifellos zu diesen losen Blättern gehört, ist das gedruckte Buchzeichen eingeklebt: 'Leih-Bibliothek bey A. B. Laeiss. Grosse Bäckerstrasse No. 65.' (die Ziffer ist durchstrichen und darunter geschrieben '21.'). Darnach ist die Ziffer 2515 auf dem grünen Rückenschild des Bandes die Signatur der Leihbibliothek. Die erste Auflage scheint also ganz vergriffen gewesen zu sein, sonst wäre kein Leihbibliotheksexemplar als Druckvorlage für die zweite erworben worden.

1. Die Vorrede ist in Elsters Ausgabe 1, 496 ff. gedruckt, die der zweiten Auflage eigenthümlichen Lesarten sind daselbst angemerkt. Ich gebe dazu folgende Collation des Manuscriptes, in der die Stellen ohne Lemma rein orthographische Varianten sind.

496, 3 Heine begann *Ich kann diese*, strich aber, ehe er den Satz vollendete, die zwei ersten Worte, um, bescheidener, das Object die Vorrede eröffnen zu lassen, und änderte sonach *diese* in *Diese*. 4 *mit freundlichen Grüssen* aus *mit einem freundlichen Grusse* 5 nach *nicht* fehlt Komma. 6 *bey* und so immer, auch im Compositum. 7 *Rythmen* 10 *all zu viel* 19 zuerst *auf nachlässigem Papier geschrieben*, dann die zwei letzten Worte gestrichen und durch Correctur, Überschrift und Zuschrift gesetzt: *nachlässige, verblichene Papierstreifen*, dann das letzte Wort gestrichen und fortgefahren: *Blätter geschrieben*, endlich wurde durch das Anfügen von drei *n* die letzte Lesart gewonnen: *auf nachlässigen, verblichenen Blättern geschrieben* 20 *dazwischen, hie und da* (ohne Komma darnach) neben und über ursprünglichem *zwischen diesen* 21 *verfärbtes* über gestrichenem *verbliech verblichen* *Stückchen* nach gestrichenem *Stüchen* *an mancher Stelle* über gestrichenem *hie und da* (wohl mit Rücksicht auf die Correctur 20) 22 nur drei Punkte 24 nach *haben* gestrichen: *schon* 27 nach *sie* gestrichen: *ebenfalls* 28 vor *Lieder* steht: *die* *früheren*] *frühen* 36 *im*] *in* vor *Geldnoth* gestrichen: *Armuth* 44 vor *worden* gestrichen: *ist* 497, 6 *veröffentliche* (Schreibfehler) 10 *posthume* aus *postume* *freylich* 16. 17 *Freundinn* 21 vor *vorbey* gestrichen: *längst* 23 vor *gestolpert* gestrichen: *st* (Ansatz zu: stolperte) 25. 26 *sich — kann*] *Alles* (aus: *alles*) *thun ka*

[Ansatz zu: kann], die letzten zwei Silben gestrichen und fortgefahren: *anfassen kann*, auch dies und das vorhergehende *Alles* gestrichen und fortgefahren: *mit Allem befassen kann* und wohl zuletzt vor diese Wörter übergeschrieben: *sich* 27 *sollten*] *ten* über gestrichenem *en* (sollen)

thunlich] *n* übergeschrieben 30 *entgegenträgt* 31 *dagegen* aus *diegegen* (Heine wollte mit *die Güter* fortfahren und schob *dagegen* noch ein) 32 *Den*] *Der* (es war also eine andere Construction begonnen, in der *Edelstein* Subject war.) 33 nach *Perle* fehlt Komma. 34 *gering achten*] *gringachten* 36. 37 *solange* 38 vor *diesem* gestrichen: *diesen* 498, 1 *andern*] *anderen* 4 vor *Nur* ist gestrichen: *Mit fast* (dies als undeutlich gestrichen und wiederholt:) *fast physischem Missbehagen widerspreche ich gewissen* übergeschrieben 7 *so* übergeschrieben 13 *Melodie* nach gestrichenem *Melo* (Heine suchte vergebens nach einem andern Ausdruck.) vor *summt* gestrichen: *klingt* 14 *Kopfe* aus *Köpfe* (Schreibfehler? an das Diminutivum ist nicht zu denken.) vor *eben* fehlt *so* 17 nach *singt* fehlt Komma. 20 *Bauer*] *e* übergeschrieben 21 *zurück bleibt* 23 *schneeweis* 24 *Ungestümms* aus *ungestümms* *Weichheit* nach gestrichenem: *Wech* 26 *winterliche Gestalt* über gestrichenem: *Zeit* 27 *Gewahrst* über gestrichenem: *Siehst* *theurer* nach gestrichenem: *lieber*

dem aus *den* 33 *habens*] *s* angehängt, nachdem das zuerst folgende *es* weggewischt worden war. 34 *Herrn*] *Herren* 35 vor *dem* gestrichen: *der, einst ein romantischer Strohmian* (*h* nachgetragen), *jetzt* 39 vor *matter* gestrichen: *alter* 40 *Jammermensch*, über gestrichenem: *Thränensack*

nach *Zeit* wurde zuerst geschrieben: *seine heuchlerischen Thränen*, die letzten zwei Worte gestrichen und fortgefahren: *ohnmächtigen Thränen vergiesst*, darnach *ohnmächtigen* gestrichen und zweimal übergeschrieben: *unaufhörlichen*, weil das erstemal das Wort graphisch nicht ganz deutlich gerieth, endlich: *seine unaufhörlichen Thränen vergiesst* gestrichen und wie im Druck fortgefahren: *beständig flennt* 41 *ein* aus *einen* 42 *nimmt* nach gestrichenem *nimmt* ohne i-punkt 46 *rosigen* nach gestrichenem: *rosch* nur drei Punkte.

Die Collation zeigt, dass die Druckvorlage der Vorrede zugleich ihr Entwurf ist: denn es ist nicht wahrscheinlich,

dass so viele Veränderungen noch während der Abschrift eines früheren Entwurfes vorgenommen wurden. Ferner erhellt aus den Schreibversehen, die der Dichter sofort im Texte bessert, wie rasch seine Feder übers Papier flog. Ob die geringen Abweichungen des Druckes von der Handschrift Fehler des Setzers oder nachträgliche Änderungen des Dichters sind, bleibt dahingestellt.

2. Der Bogen mit den 'Correkturen zum 'Buch der Lieder'' enthält auf der ersten Seite folgende Anweisung für den Setzer:

Vorlaufige [!] Notiz: In der ersten Ausgabe ist das *ü* immer sehr schlecht gedrückt [!], die zwey Strichlein kommen nur schwach zum Vorschein, und der Setzer hat bey der 2ten Auflage genau nachzusehen dass nicht an vielen Orten ein *u* statt eines *ü* [über der Zeile:] oder ein *a* statt eines *ä* [auf der Linie:] gedruckt wird. — Meine Interpunktzion, die oft von der gebräuchlichen abweichend, bitte ich überall genau zu geben. — Die Dedikazionen sind überall ausgelassen, nirgends im Buche kommt eine Dedikazion, und ich bitte nicht aus Irthum etwa die [folgt gestrichenes: des] an Merkel oder S. Heine oder Fr. v. Varnhagen stehen zu lassen; (dadurch dass wegen der Dedikazion an Merkel bey die [aus: der] Nordsee in der ersten Auflage ein Carton gedruckt worden, haben die Buchbinder in den meisten Ex[emplaren] diese Dedikazion dem ganzen Buch der Lieder vorangebunden, und [folgt gestrichenes: ich bitte] es ist dadurch ein lächerlicher Ubelstand eingetreten, worauf mich viele Freunde aufmerksam gemacht haben; Freund Campe sorgt daher um so mehr diesmal, dass kein ähnlicher Irthum statt finden kann.)

Und nun folgen drei Seiten Veränderungen des Textes der 1. Auflage, den Heine zumeist mit dem Worte 'statt' der neuen Lesart voranstellt und nach Seite und Zeile der 1. Auflage citirt. Einige Proben mögen Heines Sorgfalt zeigen (in Deutsche Litteraturdenkmale 27 kann man die Ziffercitate nachschlagen):

Pagina 5. Zeile 9. statt 'Du bleibst, verwaistes Lied!' muss gesetzt werden 'Du bliebst verwaistes Lied!'

Beidemale hat Heine *verwaistes* aus *verweistes* verbessert. Die Lesart *bleibst* war in der 1. Auflage ein Druckfehler, schon die 'Gedichte' hatten *bliebst*.

Pagina 6. Zeile 5. statt 'Da war ein Garten' muss gesetzt werden: das war [über gestrichenem: ist] ein Garten.

. . . .

Pagina 8. Zeile 1. statt 'Schnell fortgezaubert' muss gesetzt werden: Und [nach gestrichenem: Wie] fortgezaubert.

. . . .

Pagina 22. Zeile 5. nach Gesicht setze ein Comma statt des Punktes

Pagina 22. Zeile 13. nach 'fürwahr' folgt ein Comma

Pagina 22. Zeile 14. nach 'Schaar' folgt ein Punkt.

. . . .

Pagina 26. Zeile 18. nach erscholl ist statt des Commas ein Ausrufungszeichen (!) zu setzen.

Pagina 30. Zeile 11. nach dem Comma am Ende der Zeile folgt auch ein Gedankenstrich (—)

. . . .

Pagina 36. Zeile 16 statt: Wenn ich dich nicht lieben gesollt? setze: Wenn ich dich nicht lieben sollt'?

In der ersten Auflage stand aber nicht *dich*, sondern richtig *Sie* [richtiger: *sie*]; das Schreibversehen veranlasste auch das gleiche in der veränderten Lesart und so kam (s. Elster 1, 506) *dich* in die 2. bis 4. Auflage.

. . . .

Pagina 41. Zeile 1. nach dem Semikolon am Ende der Zeile ist auch noch ein Gedankenstrich zu setzen.

U. s. w. Die Correcturen reichen bis S. 64 Z. 20. Das Manuscript muss aber Fortsetzungen gehabt haben, obwohl es nicht paginirt ist, wie doch bei einer Anreihung mehrerer Bogen zu erwarten wäre. Unten auf der letzten Seite ist zwar noch Raum für zwei Zeilen, woraus man aber nicht auf Vollständigkeit des Erhaltenen schliessen darf; denn die nächste Änderung in demselben Gedichte erstreckte sich über drei Verse, bedurfte also mehr Raum, als auf diesem Bogen noch frei war. Überdies beweist die Druckvorlage, dass der erhaltene Bogen mit schriftlichen Correcturen nur der erste von mehreren gleichen Inhaltes war.

3. Die Druckvorlage der zweiten Ausgabe ist ein durchcorrigirtes Exemplar der 1. Auflage des Buchs der Lieder. Auf dem Titel ist unter die Vignette (Lyra) mit Röthel geschrieben und wieder gestrichen: 'Zweite Auflage' (in Antiquaschrift); dann sind mit Tinte unter den Verfassernamen die gleichen Worte (in deutscher Schrift) geschrieben; endlich ist mit Tinte statt '1827.' gesetzt '1837.'

Der Röthelstift dient weiterhin nur zum Streichen von Stellen, die nicht ersetzt wurden: so sind gestrichen die Dedicationen; die Nr. 37 des Lyrischen Intermezzo 'Ich kann es nicht vergessen,' (S. 140 der 1. Auflage); die drei letzten Strophen von Heimkehr 66 'Mir träumt': ich bin der liebe Gott,' (S. 240); in Götterdämmerung V. 35 f. 'In der Jungfrau Scham-Erröthen | Seh' ich geheime Lust begehrlich zittern;' (S. 259) und V. 50—55 'Ich seh'' bis 'Mutter Erde' (S. 260); diese letztere Stelle, die in die 3. Auflage wieder aufgenommen ist, war nicht von Anfang an zum Streichen bestimmt, es war am Schlusse der V. 53. 54 statt der Kommata ein Strichpunkt, V. 54 Strichpunkt und Gedankenstrich angeordnet: die einzige Correctur, ausser denen auf dem Titel, die mit Tinte geschrieben ist.

Alle übrigen Correcturen sind mit Bleistift eingetragen; und zwar wohl weder von Heines Hand, noch von der des Titelcorrectors; ja ich glaube, dass überdies vor S. 64 eine andere Hand corrigirt, als nachher. Es ist das übrigens gleichgiltig, weil eine persönliche Betheiligung Heines an dieser Correctur durchaus nicht ersichtlich ist und weil die Correcturen zweifellos nach einem Manuscripte Heines vorgenommen sind, das der Setzer daneben zur Hand haben musste. Es sind nämlich da, wo grössere Veränderungen des Textes geschahen, in der Druckvorlage nur Klammern und NB. an den Rand geschrieben, den verbesserten Wortlaut musste der Setzer demnach anderswoher, d. h. also aus Heines Manuscript entnehmen. Bis auf S. 64 der 1. Auflage können wir das mit dem erhaltenen Bruchstück der Heineschen Correcturen verfolgen; seine Anweisungen müssen sich aber über das ganze Buch erstreckt haben. Denn obwohl Heine in der Vorrede zur 2. Auflage sagt: er habe 'nur hie und da, in der ersten Abtheilung' einige Verse verbessert, so sind doch auch in den übrigen Abtheilungen Änderungen vorgenommen worden, allerdings in allen zusammen nicht viel mehr als in der ersten allein. Soll man annehmen wegen jener Erklärung der Vorrede, Heine habe zuerst nur die 'Jungen Leiden' revidirt und erst nach Abschluss der Vorrede sich zu Änderungen auch in den folgenden Theilen entschlossen? Äusserlich vermag

ich das nicht zu erweisen, da eben das Correcturenverzeichniss nicht vollständig erhalten ist, also mit dem der ersten Abtheilung nicht verglichen werden kann.

Der erste, doch wohl ein Gehülfe der Campeschen Officin, der die Correcturen Heines in die Druckvorlage eintrug, war nicht ganz zuverlässig. Er hat die Correctur S. 16, 16 *O!* statt *So* (Traumbilder 6 V. 16) nicht in den Druck übertragen; trotzdem hat sie der Setzer oder Corrector der 2. Auflage beachtet; dieser hat also auch da das Heinesche Manuscript eingesehen, wo die Druckvorlage ihn nicht darauf verwies. Ebenso steht es S. 36, 16 (Traumbilder 10 V. 16); ich habe darauf aufmerksam gemacht, dass Heine hier, sich zweimal verschreibend, *dich* statt *sie* setzte; dies Schreibversehen ging nicht in die Druckvorlage, trotzdem aber in den Reindruck der 2. Auflage über. Auch hier hat aber derjenige, der Heines Vorschriften in die Druckvorlage eintrug, kaum mit Überlegung das Schreibversehen ausgelassen; sonst würde man erwarten müssen, dass er S. 17, 11 (Traumbilder 6 V. 27) den Schreibfehler *tiefstem* für *tiefsten* auch bemerkt und gebessert hätte, was aber nicht der Fall ist; Druckvorlage und Reindruck lesen *tiefstem.*[1]) Heines Orthographie ist beim Eintrage sogleich der der Ausgabe angepasst worden: so ist S. 18, 8 *Minnegluth* eingetragen, während Heine *Minneglut* geschrieben hat. Nur an einer einzigen Stelle findet sich eine Correctur in der Druckvorlage angezeigt, die in Heines Manuscript fehlt: S. 22, 1—3 (Traumbilder 7 V. 37—39) ist jedesmal das erste Wort (*Da — Die — Da*) gestrichen; das Anfangswort von V. 38 sollte aber nicht gestrichen sein; da der Setzer für keinen der Verse den neuen Ersatz am Rande fand, also das Manuscript nachschlagen musste, konnte ihn das unrichtige Streichen des Wortes *Die* nicht irre führen.

Mit S. 64 beginnt wohl eine andere Hand die Correcturen einzutragen. Dazu stimmt, dass ein Federstrich in Heines Manuscript vor den Correcturen dieser Seite am Rande sich findet. Die Zuverlässigkeit dieses zweiten Gehülfen können

[1]) Heine schreibt für den Schluss der Zeile Strichpunkt vor, eingetragen ist aber Punkt.

wir nicht nachprüfen, da das erhaltene Correcturenmanuscript ja nur noch diese S. 64 einbegreift, auf deren grössere Änderungen lediglich durch NB. verwiesen ist. Nachdem aber der Setzer oder Corrector die früheren Einträge so sorgfältig überwachte und aus Heines Manuscript ergänzte, wird er es auch hier gethan haben, selbst wenn der zweite Verfertiger der Druckvorlage unzuverlässiger gewesen sein sollte, als der der ersten 3 Bogen. Wir dürfen annehmen, dass Heines Anordnungen durchaus genau befolgt sind.

Ein vollständiges Verzeichniss aller Correctureinträge zu geben, scheint mir überflüssig zu sein; ein Theil derselben betrifft nur die Interpunction; für sie (und für anderes) reichen die mir zur Verfügung stehenden Collationen der 1. und 2. Ausgabe nicht völlig aus: ich prüfe auch nicht nach, ob ausser den in der Druckvorlage vorgeschriebenen Veränderungen sich noch andere in der 2. Auflage finden; es ist mit Elsters Lesartenverzeichniss mühsam arbeiten, weil das Bibliographische Institut der Ausgabe keine Verszählung beifügte, die für einen Text mit kritischem Apparat doch unentbehrlich ist; Elsters Zählung nach Strophen und Versen ist ein wenig bequemer Nothbehelf, zu dem er bei dieser Texteinrichtung allerdings gezwungen war.

Ein paar Beispiele aber will ich aus der Druckvorlage ausheben. S. 125, 13. 14 (Lyrisches Intermezzo 18 V. 5. 6) hat die 1. Auflage das Reimband: *Traume* : *Raume*; irrthümlich, denn das Reimband a in der 1. Strophe ist stumpf; so ist für die 2. Auflage das Streichen beider Schluss-*e* angeordnet, womit zugleich die erste Lesart dieser Verse wiederhergestellt ist. S. 221, 15 (Heimkehr 44 V. 15) ist *Ich hab' mit dem eignen Tod in der Brust* wieder rückgebildet in die erste Lesart: *Ich hab' mit dem Tod in der eignen Brust.* S. 233, 11 (Heimkehr 61 V. 11) scheint ebenfalls ein Druckversehen der 1. Auflage gutgemacht zu sein; es irrte nämlich hier *Augen* aus V. 10 in den nächsten Vers: *mein Auge*, für die 2. Auflage ist *mein Wort* vorgeschrieben, wie (wieder nach Deutsche Litteraturdenkmale 27) der erste Druck schon las. S. 239, 20 (Heimkehr 66 V. 32) war für *Ix-Ix* angeordnet *Berlin*, wie früher und später ja gedruckt ist; die Vorschrift wurde aber wieder gestrichen, der einzige

derartige Fall in der Druckvorlage (doch vgl. oben das über Götterdämmerung V. 50 ff. Gesagte). S. 264, 12 (Ratcliff V. 59) liest die 1. Auflage: den *Türken-Shwal*; für die 2. Auflage ist *Türken* durchstrichen und an den Rand gesetzt: *Kachemir*; es soll also gelesen werden: *den Kachemir-Shwal*; es scheint aber, dass in den Reindruck (wenigstens lesen so die späteren Ausgaben) nur *Kaschemir* überging, -*Shwal* blieb weg. Liegt hier nicht eine Ungenauigkeit desjenigen, der Heines Manuscript in die Druckvorlage übertrug, vor, so haben wir an dieser Stelle eine sehr beachtenswerthe unbekannte Lesart gewonnen.

Aus der Druckvorlage erhellt, was allerdings auch ohne sie festzustellen war, dass des Buchs der Lieder 2. Auflage mehr Sorgfalt erfahren hat, als ihre Vorrede verheisst. Nicht nur dass Druckversehen der ersten getilgt sind, es sind grammatische, stilistische, metrische Verbesserungen kleineren und grösseren Umfanges reichlich vorgenommen worden; die Aufmerksamkeit des Dichters ging von der Interpunction bis zum künstlerischen Durchbilden; auch auf die strengere Sitte ist feinfühlige Rücksicht genommen worden. Es wird das alles sinnfälliger, wenn man statt vieler Varianten zahlreicher Ausgaben nur die Verbesserungen der einen vor Augen hat.

Graz. Bernhard Seuffert.

Herder der Waldbruder.

Scherers Deutung des Goetheschen 'Satyros' auf Herder knüpft auch an Äusserungen der Klotzianer an, auf die Erich Schmidt in einer Recension, später in seinem Lessing 2, 159 hinwies. Dazu gehört auch was Flögel an Klotz, natürlich mit Bezug auf das Kritische Wäldchen gegen diesen, 20. Juli 1769 schreibt: 'Herder, der Waldbruder, sucht unter der Nebelkappe unsichtbar zu werden, weil er merkt, dass die Welt seinen Unsinn keñt' (Briefe deutscher Gelehrten an Klotz 1, 155).

Beiträge zur Würdigung
der ältesten deutschen Übersetzungen anakreontischer Gedichte.

Der Einfluss, den die im Schlusstheil der Anthologia palatina als Ἀνακρεόντεια überlieferten Gedichtchen meist erotischen Inhalts auf die deutsche Lyrik im Zeitalter der gelehrten Nachahmung ausgeübt haben, ist von G. Witkowski in seiner verdienstvollen Schrift 'Vorläufer der anakreontischen Dichtung' (Leipzig 1889) eingehend dargelegt worden. Im folgenden soll als Ergänzung hierzu durch vergleichende Betrachtung einer Anzahl der von Witkowski gemäss seinem Zweck mehr beiläufig erwähnten Übersetzungen anakreontischer Gedichte nachgewiesen werden, wie die deutsche Übersetzungskunst in jener Periode sich an Pseudo-Anakreon allmählich zum Bessern, d. h. zu grösserer Objectivität fortentwickelt hat.

1. Georg Rodolf Weckherlin. — Weckherlins Stellung zu seiner Vorlage lässt sich am deutlichsten aus seiner Übertragung des 24. griechischen Liedes erkennen.[1])

24.

Φύσις κέρατα ταύροις,
ὁπλὰς δ' ἔδωκεν ἵπποις,
ποδωκίην λαγωοῖς,
λέουσι χάσμ' ὀδόντων,
τοῖς ἰχθύσιν τὸ νηκτόν,
τοῖς ὀρνέοις πέτασθαι,
τοῖς ἀνδράσιν φρόνημα,

Anakreontisch.

Die Natur hat jedes thier
mit sonderbarer gab und zier
sorgfältiglich so wol versehen,
dass ihrer jedes mag, billich
vergnüget, dessen rühmen sich
und neben andern wol bestehen.

Ein horn dem einhorn auf das hirn,
dem stier zwei hörner auf die stirn,
dem hirsch ist ein geweih gesetzet;
die vögel hat sie durch den flug
und die füchs mit list und betrug
zu ihrer sicherheit ergetzet.

[1]) Ich citire nach der Ausgabe von Valentin Rose, Leipzig 1876.

γυναιξὶν οὐκ ἔτ' εἶχεν.

τί οὖν; δίδωσι κάλλος
ἀντ' ἀσπίδων ἁπασῶν,

ἀντ' ἐγχέων ἁπάντων·
νικᾷ δὲ καὶ σίδηρον
καὶ πῦρ καλή τις οὖσα.

Der fisch kan schwimmen, und das pferd
ist wegen guten hufs mehr wert,
die löwen haben zähn und klauen,
das laufen ist der hasen pfand,
der man hat götlichen verstand;
was haben dan die zarte frauen?

Die frauen sind mit der lieb pracht
und mit der schönheit höchsten macht
so unvermeidenlich gezieret,
dass ihre holdselige gestalt
allein regierend, ohn gewalt,
über die herzen triumfieret.

Dem griechischen Dichter kommt es darauf an, die Bedeutung, welche die Schönheit für das weibliche Geschlecht hat, zu veranschaulichen; er will zeigen, wie die Schönheit der Frauen Eigenstes ist. Diesen Gedanken führt er nicht auf dem Wege philosophischen Raisonnements durch, sondern lässt ihn aus der erfundenen Erzählung eines bestimmten einmaligen Begebnisses hervorleuchten.

Die Natur hatte den Stieren Hörner, den Pferden Hufe, Schnelligkeit der Füsse den Hasen, das furchtbare Gebiss den Löwen, den Fischen die Fähigkeit zu schwimmen, die Flugkraft den Vögeln, den Männern muthigen Geist verliehen. Für die Frauen aber hatte sie nichts mehr. Was that sie da? Sie schenkte ihnen Schönheit statt aller Schilde und Lanzen. Und damit siegen sie sogar über Eisen und Feuer.

Es ist nicht schwer zu ersehen, dass die sieben ersten Fälle, in denen die Natur gabenspendend erscheint, nur dem achten dienen; sie haben keine selbständige Bedeutung, sondern sollen schlagende Analogien für das bilden, was die Schönheit dem Weibe ist. Anders in Weckherlins Nachbildung. Hier sind alle angeführten Beispiele — und er begnügt sich nicht mit denen des griechischen Gedichts — gleichmässig zu dem Zweck da, den durch die Erfahrung gewonnenen Satz zu illustriren, dass die Natur ihre Fürsorge jedem Geschöpf zu Theil werden liess. Das letzte Beispiel, die Schönheit des Weibes, wird zwar mit einem grösseren Aufwand an Worten bedacht, dient aber dem gleichen Zweck wie alle vorigen; es hebt sich nur ganz

äusserlich hervor. Auf diese Weise erhält die Weckherlinsche Nachbildung, statt eine bewegte Scene darzustellen, den Charakter eintönigster Lehrhaftigkeit. Der mit scharfsinniger Schöpferkraft handelnden Natur des griechischen Liedes gegenüber muss das, was Weckherlin so nennt, für uns völlig todt bleiben. Dort besinnt sich die Natur nach aufgebrauchtem Vorrathe ihrer Gaben gleichsam einen Augenblick, was sie dem Weibe zuertheilen soll; da kommt ihr ein geistreicher Einfall: sie verleiht ihm eine Eigenschaft, die, rein passiv, von den vorher genannten Gaben so durchaus verschieden ist, aber sie wunderbarerweise an Macht und Wirkung weit überragt. Weckherlin dagegen konnte die Natur ebenso gut aus dem Spiele lassen und einfach sagen: jedes Thier besitzt eine ihm eigenthümliche Begabung u. s. w.; die Thätigkeit, welche ihr in der ersten Strophe beigelegt wird, geht ja doch nicht vor unsern Augen, sondern in einer nebelhaften Vergangenheit vor sich (vgl. die Natur hat ein jedes thier u. s. w.). In ganz ähnlicher Weise ändert Weckherlin den Gesammtcharakter des 29. Gedichtes, wenn er es auf die Lehre hin zuspitzt:

darum, ihr jüngling, seid doch weis,
zu hüten euch mit allem fleiss
für allen geizigen jungfrauen.

Im einzelnen endlich ist sein Streben das fremde Kostüm abzuwerfen ersichtlich, ob er am Schluss des 24. Gedichtes die Schönheit nicht als Ersatz für Schild und Lanze schildert, sondern in höfischem Renaissancegeschmack lobpreist oder in seiner Übertragung des 48. Liedes eine deutsche Trinkscene vorführt. So wird bei dem Dichter, dessen eigene Lieder zum grossen Theil frisch und wahr empfunden sind, die Fähigkeit, das fremde Vorbild aus sich selbst heraus zu beleben, vermisst; er steht durchaus auf dem Boden der seinem Zeitalter geläufigeren subjectiven Reproduction, die mit Ton und Charakter der Vorbilder frei schaltet.

2. Martin Opitz. — Das 21. anakreontische Gedicht[2])

---

[2]) ἡ γῆ μέλαινα πίνει,
πίνει δὲ δένδρε' αὖ γῆν.

an dem sich Opitz zuerst versuchte, ist ein kleines Meisterstück. Rein lyrisch der Form nach, hat es doch einen ausgeprägt epigrammatischen Zug, insofern der Dichter aus dem Umstand, dass alles in der Natur trinkt, mit überraschender Wendung die Berechtigung zu der gleichen Thätigkeit für seine eigene Person herleitet. Dahin drängen die knappen, je einen Vers füllenden, ergötzlich unter sich correspondirenden Thatsachen, auf die allein der Verfasser die Pointe gründet und darum jedes, störende Nebengedanken erregende Epitheton vermeidet; nur die Erde erhält ein episches, hier mit dem scherzhaften Inhalt komisch contrastirendes Beiwort.

Ein solches Gedicht, unter dessen Feinheiten der vorzügliche, besonders auf der Alternation der Worte *γῆ γῆν* und *θάλασσα θάλασσαν* beruhende Tonfall nicht die letzte Stelle einnimmt, wiederzugeben, wird auch einem in der poetischen Technik und ästhetischen Würdigung fremder Kunstwerke weiter vorgeschrittenen Zeitalter Schwierigkeiten machen. Vor allem schwierig wird es sein, die eigenthümliche Doppelnatur des Gedichtes zum Ausdruck zu bringen, da kurze Strophen immer noch leicht zu Weitläufigkeiten verführen, welche die epigrammatische Wirkung schwächen, und in einer für das Sinngedicht üblichen Form natürlich das Graziöse und Sangbare des Originals verloren geht. An der letzteren Klippe scheiterte Opitzens Übersetzung. In schleppenden Alexandrinern stempelt er das übermüthige Liedchen zu dem zunftmässigen Epigramm:

Die Erde trinkt für sich, die Bäume trinken Erden,
Vom Meere pflegt die Luft auch zue getrunken werden,
Die Sonne trinkt das Meer, der Monde trinkt die Sonnen;
Wollt dann, ihr Freunde, mir das Trinken nicht vergonnen?

Aber bemerkenswerth ist es, dass aus seiner Übersetzung deutlich eine Kenntniss dessen hervorschimmert, was dem Original so hohen Reiz verleiht. Denn entgegen

---

πίνει θάλασσ' ἀναύρους,
ὁ δ' ἥλιος θάλασσαν,
τὸν δ' ἥλιον σελήνη·
τί μοι μάχεσθ', ἑταῖροι,
καὐτῷ θέλοντι πίνειν;

seinem Hang zu schmückenden Beiwörtern verzichtet hier Opitz auf jeden malenden Zusatz. Sein Streben nach Kürze überhaupt ist unverkennbar; nur einmal nimmt er, um den Vers auszufüllen, seine Zuflucht zu einer weitläufigen Verbalconstruction (V. 2). Dadurch zeichnet sich seine Übersetzung wie vor mancher andern, so auch beispielsweise vor derjenigen aus, welche Burkhard Menke fast hundert Jahre später in seinen scherzhaften Gedichten bekannt machte; diese umfasst infolge mehrfacher Zusätze 6 Alexandriner. Nicht minder ist es Opitz als Vorzug anzurechnen, dass er vermeidet, an Stelle des gemeinsamen Prädicats 'trinken' Synonyma zu setzen, während bei Menke neben 'trinken' auch 'sich nehren' und 'seine Kraft zehren' erscheinen, wodurch der epigrammatische Gedanke natürlich alle Schärfe verliert. Das Attribut *μέλαινα* bleibt von beiden unberücksichtigt.

Das 8. anakreontische Gedicht, welches Opitz später übertrug, ist besonders in der kecken Nachdichtung Lessings berühmt geworden:

Was frag' ich nach dem Grosssultan
Und Mahomets Gesetzen?
Was geht der Perser Schach mich an
Mit allen seinen Schätzen?

Diesen expectorativen Ton wird man vergebens bei Opitz suchen. Er ist auch dem griechischen Dichter nicht eigen. Dieser macht uns in viel schlichterer Weise mit den Dingen bekannt, um welche er sich bekümmert und um welche nicht; er verschmäht rhetorische Fragen, Epitheta und sonstigen stilistischen Aufputz. Aber durch den Gegensatz *οὔ μοι μέλει* und *ἐμοὶ μέλει*, durch den das Lied in zwei Theile zerfällt, sowie durch die kurze, gedankenschwere Zusammenfassung des zweiten, positiven Theils (wieder mit dem Worte *μέλει*) in den Schlussversen bringt er Leben in das kleine Gedicht. Diese einfache, aber wirkungsvolle Art der Composition tritt bei Opitz zu wenig hervor, indem er den Gegensatz dadurch verdunkelt, dass er statt des einheitlichen griechischen Ausdrucks *μέλει* sinnverwandte Ausdrücke setzt (V. 1. 5. 9) — ganz entgegen seiner Behandlung des *πίνει*. Aber auch hier enthalten seine Wendungen

so gut wie keinen überschüssigen Gedankeninhalt (nur 'mich zu zieren' V. 5 ist dem Griechischen fremd), und was Metrum und Verszahl betrifft, stimmt die Opitzsche Übersetzung genau mit der Vorlage überein.[3]) Störend wird das kanzleimässige 'sich Sarderkönig schreiben' (V. 2).

I. *Οὔ μοι μέλει τὰ Γύγεω*	Den Gyges lass ich bleiben,
τοῦ Σαρδίων ἄνακτος	Sich Sarderkönig schreiben;
οὐδ' εἷλέ πώ με ζῆλος	Gold kann ich wohl verbannen,
οὐδὲ φθονῶ τυράννοις·	Ich neide nicht Tyrannen.
II. *ἐμοὶ μέλει μύροισιν*	Mein Sinn ist, mich zu zieren,
καταβρέχειν ὑπήνην,	Den Bart zu balsamiren.
ἐμοὶ μέλει ῥόδοισιν	Mein Haupt muss Rosen tragen;
καταστέφειν κάρηνα·	Das, das ist mein Behagen.
III. *τὸ σήμερον μέλει μοι,*	Ich will für heute sorgen,
τὸ δ' αὔριον τίς οἶδεν;	Denn welcher weiss von morgen?

Somit kommt Opitz dem überraschend nahe, was als Aufgabe des Übersetzers zu betrachten ist. Zwar verfehlt er in der Wiedergabe des 21. Liedes den rechten Gesammtton, fasst jedoch sein Vorbild nach einer wesentlichen Seite, der epigrammatischen, genau auf. Zwar übersieht er eine Feinheit in der Composition des 8. Gedichtes, schliesst sich jedoch inhaltlich und formell eng an seine Vorlage an.

3. Burkhard Menke. — In den 'Schertzhaften Gedichten' (^{2}1713) finden sich unter den 'Schertz-Gedichten' zwei, in den 'Galanten Gedichten' (^{2}1710) unter der Abtheilung der 'Verliebten Gedichte' fünf Stücke aus der griechischen Liedersammlung. Die erstgenannten sind eben die beiden, die bereits Opitz übersetzt hatte, nämlich Gedicht 8 und 21. Das erstere ist in vier vierzeiligen Strophen bündig wiedergegeben, sogar mit einiger Berücksichtigung der Composition, indem an den ersten Vers des Gedichts 'Gyges macht mir keine Sorgen' durch die zweite Strophe

Meine Sorge, mein Vergnügen
Ist mit Ambra trächtig stehn,
Und wenn andre hoch gestiegen,
Unter schlechten Rosen gehn

wieder angeknüpft und der Gegensatz zwischen heute und

[3]) Wohl unter dem Einfluss der lateinischen Übersetzung des H. Stephanus, die der seinigen vorgedruckt ist. S. Ausg. v. D. W. Triller, 1746, 2, 736.

morgen am Schluss zum Ausdruck gebracht wird. Doch büsste, wie wir bereits oben andeuteten, das 21. Gedicht, das Menke so übersetzt:

Die Erde trincket selbst den Regen und den Schnee,
Und Bäume müssen sich von ihrem Saffte nehren:
Das Meer trinckt aus der Luft: die Sonne von der See:
Der Mond muss seine Kraft nur aus der Sonne zehren.
Ihr Freunde, wisst ihr dies, was murret ihr denn viel,
Wenn auch Anacreon bisweilen trincken will?

unter seinen Händen alle epigrammatische Kürze ein, die ihm Opitz selbst im Alexandriner einigermassen zu erhalten wusste, und auch sonst ist es Menkes Sache nicht, den kunstvollen Bau eines Gedichtes im ganzen und im einzelnen zu erkennen und wiederzugeben. Wir werden Näheres hierüber und über andre Übersetzereigenschaften Menkes am zweckmässigsten an seine Übertragungen des 22. und des 15. Gedichtes anschliessen und wollen die erstere ganz beifügen.

22.	Er wünschet verwandelt zu seyn.
Ἡ Ταντάλου ποτ᾽ ἔστη	Die Tochter Tantali ward ehemals zum Stein,
λίθος Φρυγῶν ἐν ὄχθαις,	Und die des Pandions gewann aus Unmut Flügel:
καὶ παῖς ποτ᾽ ὄρνις ἔπτη	Ach gienge die Natur mit mir den Wechsel ein,
Πανδίονος χελιδών.	So wünscht ich, mache sie mich itzt zu einem Spiegel,
ἐγὼ δ᾽ ἔσοπτρον εἴην,	Damit du iederzeit mich für den Augen hast!
ὅπως ἀεὶ βλέπῃς με·	Ach wolte die Natur so gütig mit mir handeln,
ἐγὼ χιτὼν γενοίμην,	Und mich dem Wesen nach in einen Rock verwandeln;
ὅπως ἀεὶ φορῇς με.	So würd ich dir vielleicht nicht eine schwere Last!
ὕδωρ θέλω γενέσθαι,	Ach könt ich dir zu Dienst dem Wasser ähnlich seyn,
ὅπως σε χρῶτα λούσω·	Das deinen zarten Leib bemüht ist abzuwaschen!
μύρον, γύναι, γενοίμην,	Wär ich dem Balsam gleich in deinen Purpur-Flaschen,
ὅπως ἐγώ σ᾽ ἀλείψω.	Ich dringte dir gewiss in alle Glieder ein!

καὶ ταινίη δὲ μαστῶν	Ach wär ich doch ein Flor, der deine Brüste deckt,
καὶ μάργαρον τραχήλῳ	Die Perlen, die den Hals wie Marmolstein umschliessen,
καὶ σάνδαλον γενοίμην·	Ein Schuch, darin dein Fuss sich nach Gefallen streckt,
μόνον ποσὶν πάτει με.	So wär ich höchst vergnügt; auch unter deinen Füssen.

Das 22. Gedicht gehört, was seine Composition betrifft, zu denen, die auf einen blossen Gegensatz aufgebaut sind. In ihnen allen wird das Gesetz befolgt, die Gegenüberstellung so scharf wie möglich auszudrücken, sie durch keinerlei Weitschweifigkeiten im Übergang zu verdunkeln. Wie deshalb im 8. Gedicht dem *οὔ μοι μέλει* ein blosses *ἐμοὶ μέλει* entspricht, so wird an anderen Stellen der Übergang von fremden Persönlichkeiten auf die des Dichters durch ein einfaches *ἐγὼ δὲ* bewerkstelligt.[4]) Wie überraschend wirkt das, wenn damit der Dichter seine nur auf Wein und Liebe bedachte Person in Gegensatz zu Wesen höherer Art aus der Mythologie oder Sage bringt! Das geschieht zweimal im 9. Gedicht, indem er zuerst dem Verbrechen des Muttermords, welches Alkmäon und Orestes zum Rasen trieb, als gleich wirksames Anreizungsmittel für sich rothen Wein, und dann der kriegerischen Raserei eines Herakles, Ajas und Hektor seine eigene bacchische Lust und deren Ingredienzien entgegensetzt. Ebenso wird die Komik des 22. Gedichts durch das *ἐγὼ δ'* erhöht, womit der Sänger seine eigenen Verwandlungsgelüste an die V. 1—4 erwähnten Metamorphosen anknüpft. — Wenn man nun damit Menkes Übergang in V. 3

Ach gienge die Natur mit mir den Wechsel ein

und die schleppende Wiederholung in V. 6

Ach wolte die Natur so gütig mit mir handeln

vergleicht, so wird man sich überzeugen, dass von einer Erfassung seiner Vorlage als eines kunstvollen Ganzen bei ihm ebensowenig wie bei Weckherlin die Rede sein kann.

[4]) Vgl. ausser Gedicht 9 auch 12 (eine schwächere Nachahmung des 9., wie es scheint), 26 und 25. Im letztgenannten wird der Gegensatz durch die Form *μεν* eingeleitet.

Auch Schönheiten im einzelnen, wie der melodische Tonfall des sich wiederholenden ὅπως und die rasche Aufeinanderfolge der drei letzten, mit gesteigertem Gefühl ausgesprochenen Wünsche sind bei Menke verloren gegangen. Und was bietet er statt dessen? Nichts als eine Menge von Erweiterungen, von denen schwerlich auch nur eine für das Gedicht von Vortheil ist. Manche derselben sind lediglich gemacht, um den Vers auszufüllen: vgl. in der oben angeführten Übertragung des 22. Gedichtes 'dem Wesen nach in einen Rock verwandeln', 'in deinen Purpur-Flaschen' u. s. w. Andere Zusätze greifen tiefer in den Gedankengang ein, sei es, dass sie etwas enthalten, was der griechische Dichter aus dem Erzählten nur geschlossen wissen will und deshalb nicht besonders ausdrückt — vgl. in den 'Liebesinstrumenten' den Vers 'um euch verdirbt mir sicher alle Kunst' —, sei es, dass sie wirklich neue Gesichtspunkte einführen. In letzterem Fall laufen sie mitunter der Stimmung, die den antiken Dichter beherrscht, schnurstracks zuwider, wie z. B. der Gedanke 'wenn andre hochgestiegen, unter schlechten Rosen gehn' nur aus dem Bewusstsein einer gewissen Selbsterniedrigung geflossen sein könnte, das einem anakreontischen Dichter natürlich ganz fremd sein muss. Durchgängig herrscht bei Menke auch das Bestreben, concrete oder abstracte Gegenstände, die der griechische Dichter nur mit Namen nennt, durch malende Zusätze, namentlich durch epitheta ornantia der Anschauung des Lesers näher zu bringen — vgl. Gedicht 24 πέτασθαι = wunderschnellen Flug, λαγωοῖς = unbewehrten Hasen, Gedicht 22 τραχήλῳ = Hals wie Marmolstein, Gedicht 23 ἥρωες = ihr wohlversuchten Helden —, überhaupt an Stelle des einfach treffenden den weitläufig kennzeichnenden Ausdruck zu setzen, wobei er — nicht zum Vortheil der Schärfe des epigrammatischen Grundgedankens — bisweilen geradezu in epischen Prachtstil verfällt: vgl. Gedicht 23 κἀγὼ μὲν ᾖδον ἄθλους Ἡρακλέους = und wollte nun Alcidens grossem Sohn durch Laut und Schall ein schönes Lob bereiten, oder Gedicht 13 καὶ μ' ἔλυσεν = so dass ich unter tausend Schmerzen von nichts als Lieb' und Angst gewusst. Sonderbarerweise sind andrerseits manche attri-

butivischen und adverbialen Bestimmungen weggelassen, wie Gedicht 13 χρυσέην (sc. φαρέτρην), Gedicht 22 Φρυγῶν ἐν ὄχθαις u. a. Auch insofern ändert Menke an seiner Vorlage, als er bisweilen concrete Züge durch abstracte wiedergiebt und umgekehrt, offenbar ohne festes Kunstprincip. Vgl. Gedicht 8 ζῆλος = Gold verlang' ich nicht zu borgen, Gedicht 23 Ἔρωτες = Liebe, obwohl die Ἔρωτες in persönlichem Gegensatz zu ἥρωες stehen u. a. Auch gehört hierher, dass in Gedicht 8 der schöne concrete Zug καταβρέχειν ὑπήνην ganz in einer allgemeinen Schilderung der Fröhlichkeit verschwimmt. Wo endlich die Vorlage etwas specifisch Griechisches in Anschauung oder Sitte enthält, ist Menke geneigt zu modernisiren und steht auch hierin noch mit Weckherlin auf einer Stufe. So ersetzt er in Gedicht 8 σπένδε τῷ Λυαίῳ durch eine allgemein verständliche Wendung und verwandelt in Gedicht 15 des Dichters Liebling Bathyllos in die bezaubernde Modedame Bathylle. Hinsichtlich der Mannigfaltigkeit der dichterischen Form ist er bemüht, es Kaspar Ernst Triller nachzuthun, der in seiner Ausgabe des Anakreon (Nordhausen 1698) einzelne Oden sogar in mehrfacher Gestalt mit verschiedenen Versmassen verdeutscht hatte, aber in einer selbst für ihre Zeit ganz erbärmlichen Weise (Witkowski a. a. O. S. 18). Übrigens wendet Menke noch in dreien seiner Übertragungen den Alexandriner an, und dieses Metrum verleitet ihn mit zu den mancherlei Verbreiterungen, von denen oben die Rede war. Von den vier anderen Übersetzungen hat jede ihre besondere Strophenform; vierzeilig, aber durch das Metrum verschieden ist diese in den Stücken: 'Die Liebes-Instrumenten', 'Cupido ein Tyranne', 'Fast dergleichen'; 'Die Taube' dagegen hat einen sechszeiligen complicirteren Strophenbau mit verlängertem Schlussverse. Fragt man schliesslich, inwieweit Menke die Wahl des Metrums von der inneren Beschaffenheit seiner Vorlage abhängig gemacht hat, so darf nicht verkannt werden, dass in seiner Übertragung des 8. anakreontischen Gedichtes die kurzen, sangbaren, in trochäischem Versmass abgefassten Strophen gut zu dem frohsinnigen Charakter passen. Aber schon der eine Umstand, dass er das reizende Gedicht ἡ Ταντάλου

ποτ᾽ ἔστη mit dem lieblich schwärmerischen Inhalt und dem melodischen Tonfall durch Alexandriner zu verdeutschen sucht, dürfte genügen, ihm eine vollkommen einsichtige Handhabung des Metrums abzusprechen und da, wo eine solche stattzufinden scheint, nur einen glücklichen, das Richtige zufällig und ohne Bewusstsein treffenden Takt anzunehmen.

4. Daniel Wilhelm Triller. — Die zehn noch durchweg gereimten Übertragungen, welche Triller seinen 'Poetischen Betrachtungen' (1725) einverleibte (Nr. 46. 41. 32. 10. 25. 36. 40. 34. 27. 35), bezeichnen in mehrfacher Beziehung einen Fortschritt. Zunächst geht er im Wechsel der dichtrischen Form insofern noch weiter als Menke, als diese in jedem seiner Versuche eine andere ist. In Verspaaren erscheinen nur die zweite, vierte und achte seiner Übertragungen, und zwar sind nirgends mehr Alexandriner, sondern in der zweiten iambische und in der vierten trochäische Vierfüssler mit abwechselnd klingendem und stumpfem Reim angewandt, während die trochäischen Vierfüssler der achten Übertragung nur stumpfen Ausgang haben. An Silbenzahl also stimmen in der zweiten und vierten Übertragung Trillers wenigstens die stumpf gereimten Verse mit der Vorlage überein, in seiner achten sind die Verse sogar um eine Silbe kürzer als die griechischen. Die übrigen Stücke zeigen vier- oder sechszeiligen Strophenbau, der aus gleichfalls kurzen, nämlich zwei-, drei-, höchstens vierfüssigen iambischen oder trochäischen Versen besteht: von der dritten unterscheidet sich dabei die sechste Übertragung dadurch, dass sie nicht bloss in den dritten und sechsten Versen, sondern durchgehends stumpfe Reime hat, und die vierzeiligen Strophen der 7. und 10. Übertragung sind lediglich durch die Stellung der Reime verschieden. — Was sonst über Triller als Übersetzer zu sagen ist, wird sich am besten an eine vergleichende Gegenüberstellung einiger seiner Versuche mit dem Original an schliessen.

32.

Ἐπὶ μυρσίναις τερείναις
ἐπὶ λωτίναις τε ποίαις
στορέσας θέλω προπίνειν.
ὁ δ' Ἔρως χιτῶνα δήσας
ὑπὲρ αὐχένος παπύρῳ
μέθυ μοι διακονείτω.[5])
τροχὸς ἅρματος γὰρ οἷα
βίοτος τρέχει κυλισθείς,

ὀλίγη δὲ κεισόμεσθα
κόνις ὀστέων λυθέντων.

τί σε δεῖ λίθον μυρίζειν,
τί δὲ γῇ χέειν μάταια;

ἐμὲ μᾶλλον, ὡς ἔτι ζῶ,
μύρισον, ῥόδοις δὲ κρᾶτα
πύκασον,
κάλει δ' ἑταίρην.

πρίν, Ἔρως, ἐκεῖ μ' ἀπελθεῖν
ὑπὸ νερτέρων χορείας,
σκεδάσαι θέλω μερίμνας.

Die Sorgenlosigkeit.

1. Ich will auf zarten Myrthen
Und Lotus, mich bewirten,
Und bey dem Truncke ruhn:
Cupido soll inzwischen
Mit Weine mich erfrischen,
Und dienstgeschäfftig thun.

2. Die Zeit von unsern Tagen
Läufft wie ein Rad am Wagen,
Und wältzt sich schnell herab;
Wir müssen Staub und Erden
Mit morschen Knochen werden,
Und allesammt ins Grab.

3. Was salb'st du Leichen-Steine?
Was geust du viel vom Weine
Aufs Erdreich, ohne Nutz?
O! lasst vielmehr beim Leben
Mir Salb und Rosen geben,
Zu meines Hauptes Putz:

4. Und laufft zugleich geschwinde
Nach meinem liebsten Kinde;
Denn dieses ist mein Schluss,
Die Sorgen zu zerstreuen,
Bevor ich an den Reyhen
Der unterirdschen muss.

10.

Τί σοι θέλεις ποιήσω,
τί σοι, λάλη χελιδών;
τὰ ταρσά σευ τὰ κοῦφα
θέλεις λαβὼν ψαλίξω;
ἢ μᾶλλον ἔνδοθέν σευ

τὴν γλῶσσαν, ὡς ὁ Τηρεὺς
ἐκεῖνος, ἐκθερίξω;

Die schwatzhaffte Schwalbe.

Was soll ich dir, Schwalbe! thun?
Kan dein loses Maul nicht ruhn?
Soll ich dir mit einer Scheren
Den geschwinden Flug verwehren?
Oder, welches besser wär,
Sollt ich dir wohl nicht vielmehr,
Weil du so gar unbescheiden,
Deine Zunge gantz verschneiden,
Wie du schon erfahren hast,
Als dich Tereus angefasst?

---

[5]) Wegen der Anrede Ἔρως in V. 16 ändert Rose: *σὺ δ', Ἔρως, ... διακονοῖο.* Jenes Ἔρως aber ist sehr störend, da sich der Dichter inzwischen mehrfach an eine unbestimmte zweite Person wendet (vgl. namentlich V. 11 und 12), und muss beseitigt werden. Ich schlage vor, mit Beibehaltung von *ὁ δ' Ἔρως ...... διακονείτω* V. 16 zu lesen: *πρὶν ἔγωγ' ἐκεῖσ' ἂν ἔλθω.*

τί μευ καλῶν ὀνείρων
ὑπορθρίαισι φωναῖς
ἀφήρπασας Βάθυλλον;

Da ich noch in Federn liege,
Und an Träumen mich vergnüge,
Raubst du mir mit deinem Schwarm
Den Bathyllen aus dem Arm.

35.

Ἔρως ποτ' ἐν ῥόδοισι
κοιμωμένην μέλιτταν
οὐκ εἶδεν, ἀλλ' ἐτρώθη
τὸν δάκτυλον παταχθείς.
δραμὼν δὲ καὶ πετασθεὶς
τὰς χεῖρας ὠλόλυξε
πρὸς τὴν καλὴν Κυθήρην·
ὄλωλα, μῆτερ, εἶπεν,
ὄλωλα κἀποθνήσκω·
ὄφις μ' ἔτυψε μικρὸς
πτερωτός, ὃν καλοῦσιν
μέλιτταν οἱ γεωργοί.
ἡ δ' εἶπεν· εἰ τὸ κέντρον
πονεῖ τὸ τῆς μελίττης,
πόσον δοκεῖς πονοῦσιν,
Ἔρως, ὅσους σὺ βάλλεις;

Der bestraffte Fürwitz.

Dem Amor war es unbekant,
Dass in der Rosen Purpur-Tieffe
Ein müdes Bienlein lag und schlieffe:
Daher empfund es seine Hand.
Er fing erbärmlich an zu klagen,
Lieff schnell zur schönen Mutter hin,
Und sprach: weil ich verwundet bin,
Wird man mich bald zum Grabe tragen:
Ein kleines Tiergen, welches fliegt,
Und mir wie eine Schlange schiene,
Der Landmann nennt es eine Biene,
Hat mir die Wunde zugefügt.
Sie sprach: kan von dem kleinen Thiere
Der Stachel so empfindlich seyn;
Was dünkt dich wohl, dass der für Pein,
Den du, o Amor! triffst, verspühre?

Wie Triller schon durch die Wahl nur kurzer Verse höher steht als seine Vorgänger, so ist das bei ihm hervortretende Streben, auch den durch die Anzahl der griechischen Verse vorgezeichneten Raum innezuhalten, ein Glanzpunkt mehr in seiner Übersetzerthätigkeit. Zum Theil — nämlich in seiner zweiten, siebenten und neunten Übertragung — entsprechen ohne jede Störung der Reihenfolge die deutschen Verse nach ihrem Hauptgedankeninhalt den griechischen. Die zehnte Übertragung verschiebt zwar die griechischen Verse mehrfach, lässt aber nichts Wesentliches aus und überschreitet nicht deren Gesammtzahl. In den sechs anderen Stücken findet eine solche Überschreitung allerdings statt, aber natürlich muss man unterscheiden, ob das betreffende Stück in Reimpaaren oder strophisch abgefasst

ist. Nur wo der erstere Fall statthat, lässt eine Überzahl der Verse von vornherein auf eine ungeschickte Weitschweifigkeit des Übersetzers schliessen (vgl. zur Bestätigung Anakr. Ged. 10 V. 5—8 mit Übertr. 4 V. 5—10, und Anakr. Ged. 34 V. 18 mit Übertr. 8 V. 19—20), wo aber Strophenform erscheint, darf man nur fordern, dass die einzelnen Strophen von dem Inhalt des Originals ungefähr gleich grosse Gedankengruppen wiedergeben. Hierin ist Triller meist sehr glücklich. Wie passend wird beispielshalber in seiner dritten Übertragung der Vorsatz fröhlich zu sein (Anakr. Ged. 32 V. 1—6) auf die erste Strophe (6 V.) vertheilt, wie gut schliesst auch die zweite Strophe ab, indem sie den Grund des Vorsatzes (Anakr. Ged. 32 V. 7—10) ausführt. Ebenso schön entspricht in der fünften Übertragung Strophe 1 den Versen 1—5 des Originals (Gewohnheit der Schwalbe), Strophe 2 den Versen 6—10 (Gewohnheit des Eros), Strophe 3 den Versen 11—16 (Beschreibung seiner Brut). Nur sollte in der dritten Übertragung das *κάλει δ' ἑταίρην* des Originals, weil offenbar das Schlussglied einer Gedankengruppe bildend, nicht auf eine neue Strophe übergreifen, und die Verse 17—29 des 25. anakr. Gedichts geben, wenn zu einer sechszeiligen Strophe ausgesponnen, dem Ganzen einen zu wenig kräftigen Abschluss.

Die Selbstbeschränkung, die sich somit Triller auferlegt, verbietet von selbst längere Zusätze und trägt dazu bei, dass der Ausdruck einfach und treffend bleibt. Die schleppende Beifügung in der 'Schwatzhaften Schwalbe' V. 7

Weil du gar so unbescheiden

steht ziemlich vereinzelt da. Vielmehr lässt sich durch ganze Stücke hindurch verfolgen, wie reinlich Triller Wort durch Wort wiederzugeben vermag: vgl. besonders seine siebente und neunte Übertragung. Zwar begegnet hie und da ein kleiner adverbialer oder attributivischer Zusatz, wie in der zweiten Übertragung 'durch das Bluhmen-Beet' und in der zehnten 'ein müdes Bienlein', dergleichen dient aber nur zur genaueren Kennzeichnung der Sachlage, während ein Streben nach prächtigerer Diction bis auf zwei

Fälle ('durch der Blätter Nacht' in der ersten, 'in der Rosen Purpur-Tieffe' in der zehnten Übertragung) sich nicht fühlbar macht. Vielmehr bemüht sich Triller durchaus, den natürlichen Ton der Vorlage beizubehalten, ja, auf manchem seiner Verse ruht ein Hauch volksthümlicher Frische; vgl. in der vierten Übertragung:

> Kan dein loses Maul nicht ruhn?

sowie:

> Da ich noch in Federn liege u. s. w.

und in der fünften:

> Die grosse Liebe nährt die Kleine:
> So bald die aufgefüttert ist,
> So bauet sie ein neu Genist,
> Und hilfft noch andern auf die Beine.

Der Vorwurf der Geschmacklosigkeit, den Witkowski gegen Triller erhebt, trifft den Übersetzer nicht.

Freilich hat Trillers Übersetzerthätigkeit auch eine Kehrseite: wie die Enge der gesteckten Grenzen ihn nöthigt, eigene Zuthaten möglichst fern zu halten, so hat sie leider auch die Weglassung mancher Züge des Originals bewirkt, die recht malerisch und significant sind, wie *ὀλίγην* in Gedicht 34 (der Dichter meint offenbar: schon ein Tropfen Thau begeistert die Grille zum Singen), *λιγυρὴν* und *γηγενής* ebenda, *πετασϑεὶς τὰς χεῖρας* in Gedicht 35 u. a. m. Die griechischen Götternamen sind noch durchaus latinisirt oder durch Umschreibung vermieden, das griechische Kostüm in Gedicht 32 V. 4—5 abgestreift.

5. Ludwig Friedrich Hudemann. — Sehr kurz können wir uns bei der Besprechung der sieben anakreontischen Stücke in den 'Proben einiger Gedichte und poetischen Übersetzungen' von Hudemann (1732) fassen. Dass dieser ein 'grösseres Geschick' als Triller entwickelt habe (Witkowski a. a. O. S. 28), ist durchaus irrig. Trotz seiner einsichtigen Erörterung des Begriffs 'naiv' ist seine Ausdrucksweise an schwülstigen Wendungen sehr reich und sticht ausserordentlich gegen den natürlichen Ton Trillers ab. Als Nachzügler der Lohensteinschen Schule verräth sich Hudemann namentlich durch seinen Hang zu gesuchten Umschreibungen und Bildern. So sagt der verirrte Eros:

Ich bin ein Knabe, fürchte nichts.
Der Mangel des Dianen-Lichts
Lässt mich itzt nicht mein Haus gewinnen.
Hör, wie die Tropfen um mich rinnen,
Die der geschwärzte Himmel streut!

Sicherlich eine recht unkindliche Ausdrucksweise, die von der des griechischen Textes (Ged. 33) ganz verschieden ist. In einem andern Gedicht wird der Ausdruck *γεγανυμένος Λυαίῳ* durch die Verse wiedergegeben:

Da mich die Röthe schön gemacht,
Die Bacchus seinen Lieben schencket,

und Wendungen wie 'Mars, dem kein Spiess die Sehnen schwächte', und 'Drauf bricht ein Seufzer Muth und Stärcke' zeugen von dem verkehrten Bestreben, den griechischen Dichter durch Pomphaftigkeit des Ausdrucks zu übertrumpfen. Daneben fehlt es auch nicht an offenbaren Lückenbüssern, z. B. in den Versen:

Es hat der hinkende Vulkan
Der Venus stets den Dienst gethan,
Des Sohnes Pfeile zu bestählen,
(Doch must ihm nicht das Eisen fehlen),

oder:

Cupido stieg auf Berg und Hügel,
Als hätten seine Füsse Flügel,
Und schoss auf manches Tahl herab,
Das sich ihm zu erkennen gab.

Trotz einiger gelungener Stellen, wie der Schlussverse desselben Gedichts, die die Überlegenheit Amors gut ausdrücken:

Drauf musten Amors Schwingen spielen
Und meine heisse Stirne kühlen.
Dabey derselbe lächelnd sprach:
Zum Lieben bist du noch zu schwach,

bezeichnen Hudemanns Versuche daher einen offenbaren Rückschritt.

6. Gottsched. — Aus den bisher besprochenen Übertragungen schöpfte die spätere anakreontische Dichterschule schwerlich Anregung; wenigstens lässt sich hierfür kein zwingendes Zeugniss beibringen. Dagegen war es einer-

seits, wie sich urkundlich feststellen lässt[6]), ein Hebel der anakreontischen Bewegung und bedeutete andrerseits einen wichtigen Schritt vorwärts in der Nachbildungsweise antiker Dichtungen überhaupt, als Gottsched zu Gunsten des für den Entwicklungsgang unserer Litteratur äusserst bedeutsamen, viel discutirten Kunstprincips der Reimlosigkeit, dem er selbst kurz vorher in der Kritischen Dichtkunst nachdrücklich das Wort geredet hatte, 1733 im 5. Stück der Kritischen Beiträge den 'Versuch einer Übertragung Anacreons in reimlose Verse' veröffentlichte.

Seine eigene Befriedigung über diesen 'Versuch' verrathen die einleitenden Worte zur Genüge, und wer denselben aufmerksam mit den oben besprochenen, zum Theil nur um weniges älteren Übersetzungsversuchen vergleicht, wird dem Dichter ein wenig Selbstgefühl auch schwerlich verargen können. Hier sowie in den drei anderen Stücken aus Anakreon, welche er zugleich mit den früher veröffentlichten in die 1736 von Schwabe besorgte Ausgabe seiner Gedichte einrücken liess[7]), ist in der Übertragungsweise antiker Vorbilder ein Fortschritt gemacht worden, der, wie mir scheint, die gehörige Würdigung noch nicht gefunden hat. Denn es ist nicht genug, das Anmuthige und Graziöse der Gottschedschen Ausdrucksweise anzuerkennen; vor allem muss betont werden, dass hier mit der Aufnahme einer dem Original analogeren poetischen Form zugleich ein Grad der Objectivität erreicht ist, an den nur Triller zuweilen heranstreift, den die andern Übersetzer aber nicht im entferntesten gekannt haben. Nur das Bewusstsein, dass zu einer Übertragung der anakreontischen Lieder bloss kurze Verse zu verwenden sind, trat uns bei Triller entgegen. Gottsched trägt dem griechischen Metrum noch genauer Rechnung, indem er mit Abwerfung des Reims den dimeter iambicus catalecticus der Gedichte 23

---

[6]) Vgl. die Vorrede zur Übersetzung Anakreons in reimlose Verse (von Uz und Götz) 1746.

[7]) Ohne Auswahl ihm besonders zusagender Stücke überträgt Gottsched zunächst die ersten drei Lieder (nach der alten Zählung), dann in der Ausgabe seiner Gedichte 1736 die Lieder 4—6; nach unserer Zählung sind es die Stücke 23. 24. 33. 32. 44. 43.

und 24 rein nachbildet, statt der Anaklomenoi der übrigen aber, um den anapästischen Anfang zu vermeiden, den akatalektischen trochäischen Dimeter anwendet, der dem Vers der Vorlage an Silbenzahl gleich ist. Hierin ist Gottsched vorbildlich nicht bloss für die meisten späteren Anakreonübersetzungen, z. B. die von Uz und Götz, sondern überhaupt für die Hauptmasse der Tändeleien der anakreontischen Dichterschule, insbesondere schon für die 1744—1745 erschienenen scherzhaften Lieder Gleims. Denn wie die Anakreonteen, einige *ἄμετρα* byzantinischen Ursprungs abgerechnet, überhaupt theils katalektische iambische Dimeter, theils Anaklomenoi sind, so bilden in den scherzhaften Liedern katalektische iambische Dimeter und nach Gottscheds Vorgang passend substituirte akatalektische trochäische Dimeter wenigstens das weitaus bevorzugte Metrum. Wir finden nämlich von den 50 Gedichten des ersten und den 54 Gedichten des zweiten Bändchens zusammen in jenem iambischen Versmass 28 und in diesem trochäischen 58 Stücke abgefasst, und zwar bestehen von den 28 nur 2, von den 58 nur 3 Stücke aus Reimpaaren, während die übrigen nicht gereimt sind. Was die genannten iambischen Verse betrifft, so erscheint deren 'weiblicher' Ausgang überall streng gewahrt; nur II, 16, 4 steht nachlässig ⏑–⏑–⏑–. Eine strophische Composition des katalektischen iambischen Dimeters mit ⏑–⏑–⏑ ohne Reim bietet II, 53. Der trochäischen Hauptgruppe aber sind als Variationen anzuschliessen I, 38 (zu 5 Strophen geordnete 15 Reimpaare mit abwechselnd männlichem und weiblichem Ausgang, nämlich je zweimal –⏑–⏑–⏑– und –⏑–⏑–⏑–⏑) und II, 28 (eine Strophe aus 3 nichtgereimten akatalektischen trochäischen Dimetern und einem trochäischen Monometer als Schluss). Von den nunmehr übrig bleibenden 15 Gedichten sind die 6 gereimten theils strophisch gebaut, theils nicht, die andern vertheilen sich auf: ⏑–⏑–⏑–⏑–⏑ (I, 3), ⏑–⏑⏑–⏑ (II, 2. 10. 26. 38), ⏑–⏑–⏑ (II, 5. 45) und –⏑–⏑ (II, 1. 48). Von den 104 scherzhaften Liedern trägt somit nicht einmal ein Neuntel den Schmuck der Reime. Und da Gottsched seine Verse nicht, wie vor ihm in gereimten und nach ihm auch in reimlosen Übersetzungen üblich, zu einer beliebigen

Anzahl fortführt, bis der Inhalt der Vorlage erschöpft zu sein scheint, sondern den gegebenen Umfang derselben bei vollster Wiedergabe des Sinnes nicht überschreitet, sieht er sich genöthigt, auf knappen, schlagenden Ausdruck mehr als jeder Übersetzer vor ihm zu achten, Weitläufigkeiten zu meiden, eigene Zuthaten fern zu halten, kurz von einer mehr oder weniger willkürlichen, subjectiven zu einer strengeren, objectiven Übertragungsweise fortzuschreiten. Die Übereinstimmung mit dem gegebenen Umfang aber geschieht bereits durch möglichst genaue Anpassung an die Raumverhältnisse im einzelnen und wird nirgends so erkünstelt, wie es heutzutage noch ziemlich häufig ist, dass auf einen griechischen Vers in der Übersetzung beträchtlich mehr oder weniger Raum kommt und die folgenden griechischen Verse alsdann zusammengezogen oder gestreckt werden müssen. Dabei verfährt Gottsched mit Recht nicht so peinlich, dass er, wenn ein Satz mehrere Verse umfasst, jeden einzelnen Satztheil in der Übersetzung demselben Verse wie in der Vorlage zuertheilen wolle: vgl. Gedicht 44 V. 10 und 11 mit Gottscheds Übersetzung. Auch lässt er, in Übereinstimmung mit der Gewohnheit der deutschen Verskunst, öfter als im Griechischen Satzende und Versende zusammenfallen: vgl. die Übersetzung des 32. Gedichtes V. 13—15, auch die des 23. V. 7—9. Zur Bestätigung des Gesagten folgen Proben.

23.

Θέλω λέγειν Ἀτρείδας,
θέλω δὲ Κάδμον ᾄδειν,
ὁ βάρβιτος δὲ χορδαῖς
Ἔρωτα μοῦνον ἠχεῖ.
ἤμειψα νεῦρα πρώην
καὶ τὴν λύρην ἅπασαν·
κἀγὼ μὲν ᾖδον ἄθλους
Ἡρακλέους, λύρη δὲ
ἔρωτας ἀντεφώνει.
χαίροιτε λοιπὸν ἡμῖν,
ἥρωες· ἡ λύρη γὰρ
μόνους Ἔρωτας ᾄδει.

Auf die Leyer.

Ich will zwar die Atriden,
Ich will den Cadmus preisen:
Doch meiner Leyer Seyten
Ertönen nur von Liebe.
Ich wechselte noch neulich
Die Seyten sammt der Leyer,
Und sang Alcidens Thaten.
Doch meine Leyer spielte
Von nichts als lauter Liebe.
Drum gute Nacht, ihr Helden!
Denn meine Leyer tönet
Doch nur von lauter Liebe.

32	Auf sich selbst.
V. 11—18.	Drum was hilfts, den Grabstein salben
	Und den schnöden Wust der Grüfte?
(Text s. oben bei	Salbt mich selber, weil ich lebe,
Triller S. 492.)	Krönet mich mit frischen Rosen;
	Rufft mir her die schöne Freundinn!
	Amor! eh ich von hier scheide,
	Und dort bey den Todten tanze,
	Will ich Gram und Leid verbannen.

44.	Über die Rose.
Τὸ ῥόδον τὸ τῶν Ἐρώτων	Lasst uns doch Cupidens Rosen
μίξωμεν Διονύσῳ·	Mit des Bacchus Lust vermischen.
τὸ ῥόδον τὸ καλλίφυλλον	Lasst uns doch mit Rosenkränzen
κροτάφοισιν ἁρμόσαντες	Unsre muntre Scheitel krönen,
πίνωμεν ἁβρὰ γελῶντες.	Und bei zartem Lachen trinken.
ῥόδον, ὦ φέριστον ἄνθος,	Rose! Königinn der Blumen!
ῥόδον εἴαρος μέλημα,	Rose! jedes Frühlings Zierde,
ῥόδον, ᾧ θεοῖσι τερπνόν,	Rose! Liebling aller Götter,
ῥόδον, ᾧ παῖς ὁ Κυθήρης	Rose! die Cytherens Knabe,
στέφεται καλοὺς ἰούλους	Mit den Charitinnen tanzend,
Χαρίτεσσι συγχορεύων,	Selbst auf schöner Stirne träget.
στέφε νῦν με, καὶ λυρίξω.	Kröne mich denn, lieber Bacchus!
παρὰ σοῖς, Διόνυσε, σηκοῖς	So will ich dein Lob besingen,
μετὰ κούρης βαθυκόλπου	Und mit einer schönen Dirne,
ῥοδίνοισι στεφανίσκοις	In den besten Rosenkränzen,
πεπυκασμένος χορεύσω.	Deinen Festtag tanzend ehren.

Aus diesen Proben allein schon dürfte zur Genüge hervorgehen, dass trotz der Zucht, in welche Gottsched die Sprache nehmen muss, um das Original auch der Form nach wiederzugeben, sein Ausdruck nicht leidet, sondern fast durchaus ungezwungen und gefällig bleibt. Wir wollen es uns indessen nicht versagen, als Beweis für seine Sprachvirtuosität ein Verzeichniss besonders gelungener Stellen in seinen Übersetzungen anzulegen.

Aus 23.

χαίροιτε λοιπὸν ἡμῖν, ἥρωες.	Drum gute Nacht, ihr Helden!

Aus 33.

κατά μεν σχίσας ὀνείρους;	Und wer störet mich im Träumen? (Dagegen Hudemann: den sanften Schlaf zerreiset.)

ἐκ δὲ χαίτης ἀπέθλιβον ὑγρὸν ὕδωρ.	Drücktegleichfalls, aus Erbarmen, Ihm das Wasser aus den Locken. (Dagegen Hudemann: rieb ihm sein Haar.)

Aus 32.

κυλισθεὶς	flüchtig (also richtig auf τροχός bezogen; dagegen Triller: und wälzt sich schnell herab [nämlich: das Leben]. S. o. S. 492.)
ῥόδοις δὲ κρᾶτα πύκασον.	Krönet mich mit frischen Rosen. (Dagegen Triller: lasst mir Rosen geben zu meines Hauptes Putz. S. o. S. 492.)
σκεδάσαι	verbannen.

Aus 44.

ἁρμόσαντες	krönen.
φέριστον ἄνθος	Königinn der Blumen.
εἴαρος μέλημα	jedes Frühlings Zierde.
θεοῖσι τερπνόν	Liebling aller Götter.

Aus 43.

κατακίσσοισι βρέμοντας πλοκάμοις φέρουσα θύρσους	Wenn ihr Stab, den Epheu zieret, In der Hand vom Schütteln rauschet.
στομάτων ἁδὺ πνεόντων	Dessen Lippen lieblich düften.

Was ausserdem über Gottscheds Übersetzerthätigkeit zu sagen ist, sei uns gestattet in folgende Punkte übersichtlich zusammenzufassen:

1) Die bewegte Scene des 24. Gedichts, über die wir oben gesprochen haben, anschaulich nachzubilden, ist auch Gottsched nicht gelungen. Er setzt an Stelle der φύσις Gott, und übersetzt in V. 9: 'Was gab man ihm?' So verliert das Ganze den persönlichen Mittelpunkt.

2) Da keinem der von Gottsched gewählten Stücke jene kunstvolle Gliederung durch Gegensätze zu Grunde liegt, die oben an mehreren Beispielen entwickelt wurde, so lässt sich in einem wichtigen Punkte eine Vergleichung mit seinen Vorgängern leider nicht anstellen. Uz und Götz sind die ersten, die sich bemühen, jene Gliederung zu Tage treten zu lassen.

3) Kleine attributivische Zusätze hat sich Gottsched mehrere erlaubt: vgl. 3. Übersetzung V. 3 'die Welt von Sorgen müde', 4. Übersetzung V. 2 'auf den zarten Lotosblättern', V. 15 'die schöne Freundinn', 5. Übersetzung V. 4 'unsre muntre Scheitel' u. a. — Infolge der weitschweifigen Übersetzung Gedicht 33 *παλάμαισιν* 'selbst mit meinen eignen Händen' wird die Zahl der griechischen Verse um einen überschritten (Gedicht 33 V. 19—22 = 3. Übersetzung V. 19—23).

4) Demgegenüber kommen auch einige Weglassungen vor, wie *εὐθύ* in V. 15 und *μέσον* in V. 28 des 33. Gedichts. Schwer fällt Gottsched, da sein Deutsch ihm gleiche Sprachmittel nicht an die Hand giebt, die Wiedergabe zusammengesetzter Adjectiva, die sich in den von ihm gewählten Stücken gerade mehrfach vorfinden. Entweder nimmt er seine Zuflucht zu allgemeineren Epithetis, wie 'schön' für *βαθύκολπος* (Ged. 44) und *ἁβροχαίτας* (Ged. 43), 'spät' für *μεσονύκτιος* und *ἀσέληνος* (Ged. 33), oder er wendet substantivische Beifügungen an, wie 'gelb von Locken' für *χρυσοχαίτας* und 'mit den zarten Füssen' für *χλιδανόσφυρος* (Ged. 43); aus *ῥόδον τὸ καλλίφυλλον* werden ungenau 'Rosenkränze' (Ged. 44). Erst durch Voss' Homerübersetzung sind bekanntlich analoge Zusammensetzungen im Deutschen eingebürgert worden.

5) Griechischer Anschauungsweise entspricht weder der 'liebe Vater Bacchus' noch der 'muntre Greis Komus' (Ged. 43), welch letzterer infolge falscher Interpretation des Wortes *κῶμος* den vorher erwähnten Gottheiten sich beigesellt. Der Liebesgott heisst noch durchaus 'Amor', einmal 'Cupido', von griechischen Götternamen finden sich aber bereits 'Cythere' und 'Charitinnen'.

Wenn sich somit auch Mängel in Gottscheds Übertragungen nachweisen lassen, so sind sie doch nicht so schwerwiegend, dass unser Gesammturtheil über sie geändert würde.

7. Gleim. — Nachdem von Gottsched eine objective Übertragungsweise geschaffen war, lebte in 'Gleims Liedern nach dem Anakreon' (1766, im folgenden Jahre mit Melo-

dien herausgegeben) ein Subjectivismus wieder auf, der, ebenso geschwätzig wie die grobianischen Nachbildungen eines Moscherosch (Witkowski a. a. O. S. 8), doch von diesen und allen älteren subjectiv gefärbten Übertragungen sehr verschieden ist. Die Gleimsche Sammlung enthält 46, meist in vierzeiligen Strophen abgefasste, gereimte Gedichte, von denen mit wenigen Ausnahmen jedes im Anschluss an ein bestimmtes Lied der Anakreonteen verfasst ist. Gleim springt aber mit den Motiven insofern frei um, als er, wo es irgend angeht, Beziehungen auf Zeitgenossen oder zeitgenössische Ereignisse an Stelle der antiken setzt oder ganz neu hineinträgt, womit er theils seinen Liedern Popularität zu verschaffen, theils auch nur sich berühmten oder befreundeten Zeitgenossen zu empfehlen hofft. Dem ersteren Zweck dienen offenbar die vielen, übrigens reinster Bewunderung entstammenden Anspielungen auf Friedrich den Grossen, die einigen dieser Nachbildungen nahezu das muthige, patriotische Gepräge der Kriegslieder aufdrücken, während es auf blosse Servilität hinausläuft, wenn Gleim statt bei dem 'trefflichsten der Maler', wie der griechische Dichter (Ged. 16), das Bild seiner Geliebten bei Herrn Schmid in Berlin und das seines Freundes bei Herrn Director Öser zu Leipzig bestellt. Jene patriotischen Züge werden entweder nebenbei eingestreut, so dass sie den Gang des Gedichts weiter nicht beeinflussen, — so ist z. B. in dem Gedicht 'Mars und Amor' der den Vulcan in seiner Werkstatt besuchende Kriegsgott soeben mit Friedrich in der Schlacht gewesen — oder sie sollen den geistigen Gehalt eines ganzen Gedichts vertiefen. Letzteres ist der Fall z. B. in dem Gedicht 'An des Königs Waffenschmid' (nach Ged. 4), der dem Dichter ein tiefes, geraumes und schönes Trinkgeschirr verfertigen soll, auf welchem die 'grösseren Stellen' in Friedrichs Lebenslauf abgebildet sind, während der griechische Sänger auf seinem Becher bloss Weinstöcke und Weinlustbarkeiten zu sehen wünscht.

Wenn es Gleim auf diese Weise versteht, seine Lieder nach dem Anakreon durch ein wirksames Motiv aus der Zeitgeschichte zu bereichern, bleibt er in anderen Beziehungen weit hinter seiner Vorlage zurück. Nur selten

kann er sich dazu zwingen, so concis zu sein wie in den Gedichten 'An Doris' (nach Ged. 37) und 'Zweykampf mit Amor' (nach Ged. 13), oder der einzelnen Strophe (aus 'Die Ruhestatt', nach Ged. 32):

Ja! warlich unser Leben
Läuft wie ein Wagenrad,
Und der hat nicht gelebet,
Der nicht getrunken hat.

Gewöhnlich lässt er seinem Hang, Nebendinge, die das Original nur andeutet oder ganz verschweigt, über Gebühr auszumalen und lehrhafte oder satirische Randglossen einzuflechten, freien Lauf. 'Amors Nachtbesuch' z. B. (nach Ged. 33) beginnt mit den ebenso weitschweifigen als der Situation unangemessenen Worten:

Zur Zeit, wenn alle Menschen
Von ihrer Arbeit ruhn,
Wenn Patrioten träumen,
Was Könige nicht thun;
Wenn etwa nur ein Weiser
Bei seiner Lampe wacht,
In der Gespensterstunde,
Kurz: in der Mitternacht

und detaillirt die Thätigkeit des den verirrten Eros aufnehmenden Dichters in folgender, an den Bänkelsängerton der Romanzen erinnernder Weise:

Schnell macht' ich Licht, ich eilte,
Mitleidig muss man sein,
Und öffnete die Pforte
Und liess den Pilger ein . . . . . .
Komm, Kleiner, sagt ich freundlich,
Führt ihn an meiner Hand
Zum Heerde, holte Späne,
Blies, brachte sie in Brand!
Ich liess ihn sich erwärmen,
Nahm ihn in meinen Arm,
Und macht in meinen Händen
Ihm seine Hände warm!
Aus seinen goldnen Locken
Drückt ich den Regen aus!
Ihm helfen, dacht ich, bringet
Mir Segen in das Haus.

Von ähnlichen Verbreiterungen seien angeführt: 'die Schönsten dünken sie sich alle' ('An die Freunde') und 'weil

aber er, wie unser Canzler, nicht zu bestechen ist' ('An Harpagon'), sowie die pathetische Einleitung des Liedes 'An die Schönen' (nach Ged. 24):

Wer sahe die Natur erschaffen?
Wer durfte weigern, was sie gab?
Wer trotzte Waffen oder Weisheit
Ihr oder ihrem Schöpfer ab?

Ja, zuweilen dehnt Gleim zwei Worte des Originals zu einer ganzen Strophe aus, wie in der Wiedergabe des 35. Gedichts *κοιμωμένην μέλιτταν* und *οὐκ εἶδεν*. Den Gipfel der Geschwätzigkeit aber erreicht er in 'Mars und Amor' (nach Ged. 28), wo er die 17 griechischen Verse zu 15 vierzeiligen Strophen ausspinnt. Einigemale nur erfindet er neue, sich nicht an Gegebenes anschliessende Scenen, wie im 'Trinklied':

Artig sing ich dann! Die Musen
All um mich in einem Chor
Wollen singen, aber ihnen
Sing ich meine Lieder vor

oder in dem Gedicht 'An die Freunde':

In des Olympus Blumengarten
Hat Flora dich zuerst gepflanzt,
Und Juno hat, mit dir bekränzet,
Mit Zeus den ersten Tanz getanzt,

Scenen, die offenbar in anakreontischem Geiste gehalten sein sollen, indess eher der niedrigen Komik eines Travestators ihren Ursprung zu verdanken scheinen. Vollends verderblich wirkt der Subjectivismus Gleims, wenn es sich um Wiedergabe von Gedichten nicht erzählenden, sondern epigrammatischen Charakters handelt. Von dem reizenden Gedicht 21 ist bei ihm so gut wie nichts übriggeblieben; der Grundgedanke: wenn alles trinkt, warum soll ich nicht trinken? wird so verflacht:

Ein Weiser und ein Trinker
Gehört zusammen, Freund;
Das ist so klar wie Alles,
Worauf die Sonne scheint.

Schliesslich nimmt es nicht Wunder, wenn die sinnliche Frische der Anakreonteen bei ihrem empfindsamen deutschen Nachahmer nur sehr gedämpft auftritt. Zwar

redet auch dieser viel von Liebe und erkühnt sich einmal sogar zu dem Ausruf:

Zu hundert Schönen will ich gehn.

Indess sind seine Wünsche doch ganz bescheiden:

Auf Erden ist dem Weisen
Ein Glässchen und ein Kuss
Sein bester Wunsch, solange
Bis er von hinnen muss.

Meist zieht er die sanften Gefühle der Freundschaft vor. Namentlich wird diese, nicht die Liebe zu einem Mädchen überall da substituirt, wo Anakreon für Bathyll oder einen andern schönen Knaben entbrennt. So wird die Taube zur Botin der Freundschaft, und der murmelnde Quell überredet zu 'freundschaftlichem Kuss'. Die grössten Schranken hatte der 'deutsche Anakreon' hierbei in seiner Nachbildung des 17. Gedichts zu übersteigen. Wiewohl er den stark sinnlichen Anstrich des Originals beträchtlich mildert, sieht er sich doch genöthigt, durch einen fremden Zug in der 3. Strophe ('denkendes Gehirn') dem lebhaften Interesse für diesen jungen Freund eine Stütze mehr zu geben, wagt es aber auch so nicht, demselben den Namen eines seiner Bekannten beizulegen: dazu erinnert das Ganze auch in der Gleimschen Version noch zu sehr an die antike Knabenliebe.

Jena. Günther Koch.

H. v. Kleists Penthesilea.

Das stets sich steigernde Interesse, welches in der Gegenwart den Werken Heinrich von Kleists entgegengebracht wird, scheint sich endlich auch der kühnsten und genialsten seiner Dichtungen, der Penthesilea, zuwenden zu wollen. Das Stück, bei seinem Erscheinen mit stummem Befremden oder lauter Entrüstung aufgenommen, bald der Nichtbeachtung, ja völliger Vergessenheit anheimgefallen, von den Bühnen, wie es schien, für immer wegen seines excentrischen Charakters ausgeschlossen, hat endlich

im Sommer 1892 seine erste Aufführung [1]) auf dem Münchener Hoftheater gefunden und das kühne Wagniss mit einem so vollkommenen wie unerwarteten Erfolge gelohnt. Die lebhafte Bewunderung, mit der ein so rücksichtslos alle Schranken des Gewöhnlichen durchbrechendes Stück begrüsst wurde, ist ein unwiderleglicher Beweis für die ihm innewohnende, alle crassen Ausschreitungen überragende Macht der Schönheit, sie ist zugleich eine Huldigung für den Kleistischen Genius überhaupt, der sich nirgends freier und charakteristischer offenbart hat als in diesem Drama.

Eines solchen Anstosses, den ungewöhnlichen dichterischen Gehalt der 'Penthesilea' zu erkennen und zu würdigen, bedurfte es freilich für die Kleistforschung nicht, die ihrerseits diesem Werke schon seit längerer Zeit eingehendes Interesse gewidmet hat. Es sind in den letzten Jahren wiederholt Versuche gemacht, das Verständniss unserer Dichtung nach der historischen und ästhetischen Seite zu erschliessen. Mit vielem Feinsinn hat man besonders den Beziehungen dieser in mancher Hinsicht subjectivsten Kleistischen Schöpfung zu dem Seelenleben und den inneren Erfahrungen des Dichters nachgespürt und in diesem Streben des Guten gewiss eher zu viel als zu wenig gethan. Daneben aber ist die eigentlich kritische Seite der Betrachtung, die Frage nach dem Verhältniss des Dichters zu seinen Quellen und zu seinen etwaigen Vorbildern, sowie die Frage nach der Entstehung und Zusammensetzung unserer Dichtung, bisher fast ganz unberücksichtigt geblieben. Erich Schmidt (Charakteristiken, Berlin 1886 S. 367f.) ist, soviel ich weiss, der einzige, der neben der ästhetischen Behandlung auch die Quellenfrage berührt hat; aber auch er hat sich mit einigen kurzen Andeutungen und Vermuthungen begnügt. Und doch ist gerade diese Seite der Untersuchung in unserm Stücke von grösstem Interesse und für die Erkenntniss der dichterischen Eigenart Kleists von hervortretender Wichtigkeit. Eine eingehende Erörterung der oben angedeuteten Fragen erscheint daher nach

[1]) Von der missglückten Aufführung im Berliner Schauspielhause im J. 1876 muss man absehen, da ihr die völlig willkürliche Bearbeitung Mosenthals zu Grunde lag.

mehr als einer Seite geboten und sie wird den Gegenstand der folgenden Untersuchung bilden.

1.

Es lag nicht in Kleists Natur, sorgfältige und umfassende Vorstudien zu den Stoffen seiner Dichtungen zu machen. Er besass die Naivetät des wahren Dichters, der nicht auf formale Genauigkeit, sondern allein auf den dichterischen Gehalt sieht und sich mit der ersten besten Quelle begnügt, wenn sie ihm ein dankbares Motiv liefert. Dies tritt besonders klar im 'Prinzen von Homburg' und in der 'Penthesilea' hervor. Dass im vorliegenden Falle der Dichter seinen Stoff, soweit er ihm nicht ohnehin gegenwärtig war, irgend einem gangbaren mythologischen Compendium oder Lexikon entnahm, geht schon aus dem Umstande hervor, dass er des Griechischen nur in sehr geringem Grade mächtig war. Leider können wir diese Quelle, oder richtiger wohl gesagt, diese Quellen, aus denen er seine Notizen für die 'Penthesilea' entnahm, nicht mit einiger Bestimmtheit angeben. Wir sind daher, wenn es sich um die Feststellung handelt, inwieweit der Dichter sich an die traditionelle Sagenform gehalten, wieweit er sie verändert hat, gezwungen, auf die antike Überlieferung selbst zurückzugehen. Es sind zwei verschiedene Sagengebiete, welche unserm Stück zu Grunde liegen, die Sage von der Penthesilea und die Sage von der Gründung und den Einrichtungen des Amazonenreiches. Beide müssen, wie schon Wahle (vgl. E. Schmidt a. a. O. S. 368 A.) richtig bemerkt hat, bei der Untersuchung der Quellen auseinandergehalten werden, wenngleich der Dichter selbst sie aufs engste mit einander verschlungen hat. Wir stellen zunächst die antike Überlieferung über die Penthesileasage soweit zusammen, als sie für unser Stück in Betracht kommt. Denn auf eine Vollständigkeit der Angaben kommt es naturgemäss für den gegenwärtigen Fall ebenso wenig an, wie es einen Sinn haben würde, in diesem Zusammenhange auf das Verhältniss der Quellen zu einander einzugehen.

Die antike Tradition über die Penthesileasage geht bekanntlich auf das kyklische Epos, die Aithiopis, zurück,

deren Inhalt uns im Auszuge des Proclus (vgl. G. Kinkel, Epic. graec. fragm. p. 33) vorliegt. Danach erscheint Penthesilea, die Tochter des Ares, Thrakerin von Abkunft, Königin der Amazonen, nach dem Tode des Hektor vor Ilion, um den Troern Hülfe zu bringen. Sie zeichnet sich aus durch Tapferkeit, wird aber von Achilleus erlegt, worauf die Troer sie bestatten. Als Thersites dem Achilleus schmähend seine Liebe zur Penthesilea, von der man sich erzählt, vorwirft, erschlägt ihn dieser. Der Mord ruft einen Streit unter den Achäern hervor. Achilleus segelt nach Lesbos, opfert dem Apollon, der Artemis und der Leto und wird darauf von Odysseus vom Morde gereinigt.

Hiermit stimmt in den wesentlichsten Punkten die in ganzer Vollständigkeit erhaltene Darstellung bei Quintus Smyrnaeus (Posthom. I, 18 ff.) überein, deren Inhalt kurz folgender ist. Nach dem Tode des Hektor zieht Penthesilea, die reizgeschmückte Tochter des Ares, die Königin der Amazonen, vom Thermodon her an der Spitze von zwölf Amazonen nach Troja, theils um ihre Kampfbegier zu stillen, theils um einer bösen Nachrede im Volke zu entgehen und die Erinyen zu versöhnen. Denn schwere Blutschuld lastet auf ihr, da ein unglücklicher Zufall auf einer Jagd sie zur Mörderin ihrer Schwester Hippolyte gemacht hat. Von Priamos gastlich aufgenommen verspricht sie, den Achilleus zu erlegen und die Schiffe der Griechen in Brand zu stecken. Am andern Morgen beginnt sie den Kampf und scheucht die Feinde in wilder Flucht vor sich her, bis Ajas und Achilleus ihr entgegentreten. Ihre Gefährtinnen fallen, sie selbst versucht vergeblich den Kampf gegen die beiden griechischen Helden. Achilleus trifft sie mit furchtbarem Stoss über der rechten Brust, und während sie noch überlegt, ob sie noch weiteren Widerstand leisten oder um Schonung ihres Lebens bitten solle, wird sie vollends von ihm getödtet. Der zu Boden Gesunkenen löst er den Helm und wird von der Anmuth der noch im Tode schönen Züge so ergriffen, dass er laut beklagt, sie, die er als Gattin nach Phthia hätte heimführen mögen, getödtet zu haben. Wegen solcher Rührung von Thersites geschmäht, tödtet er diesen mit Faustschlägen und geräth

darüber in Streit mit Diomedes, dem Verwandten des Erschlagenen. Ein Zweikampf der beiden wird verhindert durch das Dazwischentreten der Achäer. Die Leiche der Penthesilea wird den Troern ausgeliefert und von diesen mit allen Ehren bestattet.

Grössere Abweichungen von der traditionellen Sagenform finden sich erst in der späteren Lügenlitteratur, von der hier zwei Zeugnisse angeführt werden müssen. Bei Dictys Cretensis (lib. III, 15 u. IV, 2—3) kommt die schöne Amazonenkönigin Penthesilea zu einer Zeit, wo Hektor noch am Leben ist, den Troern mit einem grossen Heere zu Hülfe. Hektor zieht ihr, um sie zu begrüssen, mit wenigen Gefährten entgegen. Diesem eilt Achilleus mit einigen Getreuen nach und macht ihn mit den Seinen beim Übergang über den Fluss aus einem Hinterhalt nieder. Auf die Kunde hiervon will die Amazonenkönigin nach Hause zurückkehren, wird aber von Paris durch eine hohe Geldsumme bestimmt, zu bleiben. Es kommt zur Schlacht, in welcher sie, gesondert von den Trojanern, mit ihren Amazonen gegen Achilleus kämpft. Dieser trifft sie mit dem Speer und zieht die Schwerverwundete an den Haaren vom Pferde. Nach errungenem Siege eilen die Griechen herbei, um sich an dem Anblick der im Staube liegenden, halbentseelten Amazone zu weiden. Man beschliesst, da sie aus den Grenzen der weiblichen Natur herausgetreten, sie, halblebend wie sie sei, in den Fluss zu werfen, oder den Hunden zum Frass zu überlassen. Achilleus allein wünscht, dass man sie völlig tödte und dann nach Brauch bestatte. Aber Diomedes tritt diesem Wunsch entgegen und wirft mit Zustimmung der übrigen Griechen die Unglückliche in den Skamander.

Eine völlig willkürliche, aber für unser Stück massgebende Umbildung der Sage findet sich bei Ptolemäus Chennus in der 'Neuen Geschichte' (Phot. bibl. 190 p. 151[b] Bekker; vgl. Eustath. z. Odyss. XI, 538 p. 1696, 51). Danach besiegte und tödtete Penthesilea zuerst den Achill. Hierauf wurde dieser auf Bitten seiner Mutter Thetis wieder ins Leben gerufen, tödtete die Penthesilea und kehrte darauf in den Hades zurück.

Von diesen verschiedenen Berichten ist, wie man leicht sehen wird, Kleist in seiner 'Penthesilea' keinem einzigen ausschliesslich gefolgt, sondern er hat aus allen einzelne Züge entnommen und mit einander combinirt und diese wieder durch mannigfache Zudichtung erweitert. Wir bezeichnen zunächst kurz diejenigen Punkte, in welchen er der Tradition gefolgt ist. Penthesilea ist bei Kleist die Tochter der Amazonenkönigin Otrere (nach Hygin fab. 112 u. Servius zu Virg. Aen. I, 491), Mars, nach der Sage ihr Vater, wird als der Ahnherr ihres Geschlechtes bezeichnet (V. 2429).[2]) Nach dem Tode des Hektor zieht sie an der Spitze ihres Amazonenheeres nach Troja. Eine Schaar Trojaner, unter Anführung des Deiphobus, eilt ihr, um sie zu begrüssen, entgegen, während eine von Agamemnon ausgesandte Abtheilung von Griechen unter Odysseus und Achill eine Vereinigung beider Heere zu verhindern sucht (freie Benutzung von Dict. Cretens.). Als Penthesilea zum entscheidenden Kampfe mit dem Achill zusammentrifft, wird sie von ihm mit einem Speerstoss an der Brust getroffen (Quint. Smyrn.) und schwerverwundet vom Pferde gestürzt. Aber 'ein Blick der Sterbenden schmelzt plötzlich das Herz des Siegers in Liebe', und die Halbentseelte in seinen Armen emporhebend beklagt er laut seine That (ältester, überall wiederkehrender Zug der Sage). Als später Diomedes herbeikommt, schützt er die ohnmächtig Daliegende gegen diesen (vgl. den Streit zwischen Achill und Diomedes bei Quint. Smyrn. und Dict. Cretens.). Die wieder zum Leben erwachte Penthesilea überfällt in Folge eines Missverständnisses den Achill und tödtet ihn (Ptolem. Chenn.).[3])

---

[2]) Ich citire nach der Berlin-Stuttgarter Gesammt-Ausgabe (Kürschners Deutsche National-Litteratur) von Theophil Zolling.

[3]) Dass Kleist diese Variation der Sage wirklich gekannt hat und nicht willkürlich einen so argen Verstoss gegen die herkömmliche Gestalt derselben begangen hat, geht, wie E. Schmidt (a. a. O. S. 368 A.) bemerkt hat, aus den Epigrammen A 11 und 12 bestimmt hervor. Brahm (Heinrich v. Kleist, Berlin 1885 S. 201) meint, 'von der letzten Wendung durch überirdische Macht', der Wiederbelebung des Achill und der Überwindung der Penthesilea, möchte Kleist nichts gewusst haben. Das ist doch wohl nicht gut anzunehmen. Aber der Dichter konnte in einem ernsten Stücke von dieser zweiten Wendung natürlich

Alle die übrigen, hierher gehörenden Partien unseres Stückes, welche zur Motivirung, engeren Verknüpfung und Fortführung der oben angegebenen sagenhaften Bestandtheile dienen, beruhen durchaus auf der eigenen Erfindung des Dichters. Dahin gehören die ersten vier Auftritte mit der Gesandtschaft des Antilochus und dem Bericht über die der Handlung des Stückes voraufgehenden Kämpfe. Dahin gehört ferner vor allem das Eindringen des Achill in das Lager der Amazonen, die grosse Scene zwischen ihm und der Penthesilea, die Wiederbefreiung der Königin und die erneute Herausforderung des Achill, d. h. die ganze Partie vom 9. bis zum 21. Auftritt, während die Schlusscenen (22.—24. Auftr.) sich als die Umdichtung eines aus einem anderen Sagengebiet herübergenommenen Motivs erweisen werden.

Kleist hat also den Sinn der antiken Sage völlig in sein Gegentheil verwandelt. Dort steht der Sieger seine That beklagend vor der entseelt daliegenden Penthesilea, hier sehen wir diese verzweifelnd an der Leiche des ihrer Wuth zum Opfer gefallenen Peliden zusammensinken; die im Anblick der sterbenden Königin zu spät erwachende Liebe des Achill bildet den eigentlichen Kern der Sage, die leidenschaftliche Liebe der Penthesilea zu Achill ist das Grundmotiv unserer Dichtung.

Mit der Penthesileasage hat nun der Dichter die Sage von dem Amazonenreich aufs engste verknüpft und in deren Behandlung sich einer gleichen, wenn nicht noch grösseren Freiheit bedient. Auch hier wieder werden wir finden, dass, was der Dichter der antiken Überlieferung entnommen hat, nicht einer, sondern verschiedenen Quellen entstammt. Die Darstellung von der Gründung des Amazonenstaates ist enthalten in der grossen an den Achill gerichteten Erzählung der Penthesilea im 15. Auftritt. Danach ist der Sitz der Amazonen das Gebiet um die Stadt Themiscyra, d. h. die Landschaft am Fluss Thermodon in Klein-Asien, und dies ist eben die Gegend, welche bei den Alten vorwiegend das

keinen Gebrauch machen, die doch nur ein alberner Versuch ist, die Abweichung von der feststehenden Sagenform auf Umwegen wieder mit der Tradition in Einklang zu bringen.

'Ἀμαζόνιον πεδίον heisst (vgl. Strabo C. 52; 126). Hier also, so berichtet Penthesilea, wohnte ursprünglich ein Stamm der Skythen. Gegen diesen unternimmt der Äthioperkönig Vexoris einen siegreichen Heereszug, in dessen Verlauf die gesammte männliche Bevölkerung des Skythenlandes niedergemetzelt wird. Die Sieger 'bürgern sich barbarenartig in die Hütten' der Erschlagenen ein und 'reissen die Frauen von den Gräbern ihrer Männer zu ihren schnöden Betten hin'. Die entehrten Weiber sinnen auf Rache. Als Vexoris sein Hochzeitsfest mit der Skythenkönigin Tanais feiert, überfallen sie, dem Beispiel der Tanais selbst folgend, die Männer in ihren Betten und machen sie in einer Nacht nieder. So Kleist. Diese Erzählung geht in ihrem ersten Theil auf zwei von einander unabhängige Berichte des Justin zurück, die von Kleist mit einander verknüpft und in denkbar freiester Weise benutzt sind. Dort (Justin II, 3) heisst es: der Ägypterkönig Vezosis (so Rühl für Vexoris)[4]) kündigte den Skythen Krieg an; auf die Nachricht aber, dass diese, um seinem Angriff zuvorzukommen, selbst gegen ihn im Anmarsch seien, ergreift er die Flucht und eilt, sein Heer im Stich lassend, spornstreichs nach Ägypten zurück. Kleist hat aus dem ausreissenden Ägypterkönig einen siegreichen Eroberer gemacht, indem er die eben angeführte Stelle mit einer anderen bei demselben Justin (II, 4) combinirte. Dort heisst es: Zwei skythische Jünglinge königlicher Abkunft, Plinos und Scolopitus, aus ihrer Heimat vertrieben, drangen mit einer grossen Schaar skythischer junger Männer erobernd in das Gebiet am Thermodon ein und nahmen es in Besitz. Von hier aus brandschatzten sie lange Jahre die benachbarten Völkerschaften, bis diese sich gegen sie verschworen, sie in einen Hinterhalt lockten und aufrieben. Hierauf griffen die Frauen der Erschlagenen zu den Waffen, vertrieben die Feinde und errichteten, nachdem sie auch die letzten unter ihnen noch vorhandenen Männer aus dem

[4]) Es ist der von den Griechen Sesostris genannte ägyptische König Ramses der Grosse gemeint. Vezosis oder Vexoris scheint selbst nur durch Verderbniss aus Sesostris oder Sesoosis (so Diodor I, 53) entstanden.

Wege geräumt, den Frauenstaat. Kleist hat also erstlich die Eroberung der Landschaft am Thermodon, die bei Justin den Skythen zugeschrieben wird, und sodann die Niedermetzelung derselben Skythen, die dort als eine That der benachbarten Volksstämme erscheint, beides zusammen auf seinen Äthioperkönig Vexoris übertragen. Er hat dadurch, wenn auch auf Kosten der Tradition, für seine Erzählung den Vortheil einer grösseren Klarheit und Einfachheit erreicht. Den Zügen barbarischer Roheit der Sieger fügt Kleist dann noch die gewaltthätige Behandlung der skythischen Frauen hinzu und gewinnt so die Grundlage, um der Handlung den heroischen Charakter zu verleihen, der dem Sinne der weiteren Entwickelung entspricht. Wir erkennen natürlich in der Ermordung der verhassten feindlichen Freier am Hochzeitsfest unschwer die Sage von den ihre Männer mordenden Danaiden wieder (vgl. E. Schmidt a. a. O. 368 A.).

Die Einführung dieses Motivs stellt zugleich den Übergang her zu der nun folgenden Erzählung von der Gründung des Frauenstaates. Diese Erzählung, mit dem Bericht über die Wahl der Tanais zur ersten Königin, über ihr heroisches Verhalten gegenüber dem Kleinmuth der Menge, über den grossen goldenen Bogen, sie ist in allen Theilen durchaus selbständiger Zusatz des Dichters. Hingegen lehnt sich die weitere Ausführung von den Marsbräuten und dem Rosenfeste wieder an antike Überlieferung an. Bei Herodot IV, 117 (vgl. Hippocr. d. aer. etc. Kühn I, p. 555; Mela d. sit. orb. III, 4) wird berichtet, dass keine Jungfrau bei den von den Amazonen abstammenden Sauromaten sich verheiraten dürfe, bevor sie einen Feind im Kriege erlegt habe. Und Strabo (504) erzählt von den in dem Berglande über Albanien wohnenden Amazonen, dass sie alljährlich im Frühling während zweier Monate mit den benachbarten Gargarensern zusammenkämen, um Kinder von ihnen zu erhalten, und wenn sie sich schwanger fühlten, sich wieder von ihnen trennten.

Diese beiden kahlen Berichte sind der Keim geworden für eine der farbenreichsten Stellen unserer Dichtung, und die Kunst ist bewunderungswürdig, mit welcher der Dichter

sie umzuschmelzen und für seine Darstellung des Mars- und Dianacultus bei den Amazonen zu verwerthen gewusst hat. Diese letztere Darstellung zunächst, welche die Grundlage und Voraussetzung der ganzen Handlung unsers Stückes bildet, gehört völlig der freien Erfindung des Dichters an. Er knüpft einerseits an die Sage, welche die Amazonen als Töchter des Ares bezeichnet (er selbst nennt sie Mavorstöchter, Arestöchter), und andererseits an die Überlieferung an, wonach bei den Amazonen der Cultus der Artemis ganz besonders gepflegt wurde (vgl. Callim. in Dian. 237 ff.). Beide Gottheiten erscheinen danach bei Kleist als die Schutzgötter des Reiches. Mars hat einen Tempel in Themiskyra mit einer Priesterin (V. 2045 ff.), Artemis in einem Eichenhain ein Heiligthum, dem eine ganze Priesterschaft vorsteht. Der Oberpriesterin ist neben der Königin eine unabhängige Stellung angewiesen, und sie ist es, die den Conflict zwischen Neigung und Pflicht in dem Herzen der Penthesilea erst auf seine tragische Höhe bringt. Mit dieser frei gestalteten Darstellung des Mars- und Diana-Cultes nun hat Kleist die oben erwähnten Stellen bei Herodot und Strabo combinirt, und durch ihre Einfügung in den tieferen Zusammenhang des Ganzen der folgenden Erzählung einen eigenartigen 'mystischen' Charakter verliehen. Eine Amazone darf sich nur einem im Kampfe von ihr besiegten Manne hingeben (Herod.). Mars bezeichnet ein Volk als seinen 'Stellvertreter', gegen welches dann von den 'Marsbräuten' ein Heereszug unternommen werden muss. Diese Unternehmung findet stets im F r ü h l i n g statt (vgl. Strabo). Nur dem Gegner, welchen ihnen 'der Gott im Kampfe erscheinen lässt' (V. 2145 ff.), dürfen sie sich stellen. Mit den Gefangenen begeben sich die Siegerinnen nach Themiscyra und feiern dort mit ihnen im Tempel der Diana das Rosenfest, bis 'ihnen die Saat blühend aufgegangen'; worauf denn die Männer reich beschenkt wieder entlassen werden (vgl. Strabo). Die Idee des Rosenfestes, welcher einige der anmuthigsten Scenen unsers Stückes, ja Kleistischer Poesie überhaupt zu verdanken sind, gehört ganz dem Dichter an. Will man nach einem Ursprung derselben suchen, so mag man ihn finden in der Bemerkung

des Strabo, dass das Liebesfest der Amazonen stets im Frühling gefeiert wurde, womit im allgemeinen die Vorstellung von Blumen und Kränzen gegeben war.

Die nun folgende Erzählung von dem Tode der Otrere, der Erhebung der Penthesilea zur Königin und ihrem Aufbruch gegen Troja ist nur dazu bestimmt, die dem Amazonenstaat gewidmete Schilderung mit der Hauptfabel des Stückes in Verbindung zu setzen und erscheint wieder als völlig selbständige Zudichtung Kleists.

Wir sehen also, dass der Dichter in der Behandlung seines Stoffes gegenüber der antiken Überlieferung sich einer fast schrankenlosen Freiheit bedient hat. Er folgt nicht einer bestimmten Version, sondern entnimmt, meist unter völliger Umwandlung, aus den verschiedenen Berichten, was seinen poetischen Absichten entspricht, und bildet sich, indem er überlieferte und frei erfundene Motive mannigfach über einander übergreifen lässt, eine gänzlich neue Fabel, die bei dem einseitigen Hervortreten des Liebeselements eher einen romantisch-ritterlichen als antikheroischen Charakter trägt. Es ist daher auch eine völlig vergebliche und eigentlich überflüssige Mühe, nach einer bestimmten modernen Quelle zu forschen, aus welcher der Dichter seinen Stoff geschöpft haben könnte. Die Gestalt der Sage, die er seinem Drama zu Grunde gelegt hat, konnte er in keinem mythologischen Handbuch finden. Dass er sich aus einem solchen für manche Einzelheit wird Rath geholt haben, erscheint ja natürlich, und möglich immerhin ist es, dass er beispielsweise jene Version des Ptolemäus Chennus, wonach Achill zuerst von Penthesilea besiegt und getödtet sein soll, aus Benj. Hederichs Gründlichem Lexicon Mythologicum (Leipzig 1741, 2. Aufl.) entnommen hat.[5]) Anderes, wie z. B. die oben angeführte wichtige Stelle des Strabo, konnte er dort nicht finden, und wir sind über die Herkunft

[5]) Erich Schmidt (a. a. O. S. 368 A.) ist es, der diese Vermuthung auf Grund des Kleistischen Epigramms 'Rechtfertigung' (A, 12) zuerst ausgesprochen hat. Zwingend freilich ist dieser Schluss nicht, da der Dichter das Citat 'Ptolem. Hephaestion.' ebenso gut in jedem andern mythologischen Handbuch finden konnte wie bei Hederich. Die Quellenangabe ist ja völlig correct.



seiner Kenntniss solcher Einzelheiten völlig im Unklaren. Es ist wohl denkbar, dass er auch im mündlichen Austausch von Männern gründlicherer klassischer Bildung auf manche für ihn verwerthbare Notiz hingewiesen wurde. Sehr wohl möglich aber ist es auch, dass ihm aus seiner Studienzeit, wo er sich mit Feuereifer auf allen möglichen Gebieten des Wissens herumgetrieben hatte, noch manche seinen Gegenstand betreffende Einzelheit gegenwärtig war. Ja, die besondere Willkür, mit der er die überlieferten Sagenelemente behandelt, macht es geradezu wahrscheinlich, dass er nicht aus der frischen Kenntniss der Tradition, sondern mehr unter dem Einfluss einer dunkeln Erinnerung an sie seinen Stoff gestaltet hat.

Sorgfältigere Studien, um sich in den Inhalt und Geist der alten Sage hineinzuarbeiten, hat er, wir wiederholen es, jedenfalls nicht gemacht. Dies bezeugen auch die ausserordentlich zahlreichen Verstösse gegen die formelle Correctheit im einzelnen. Die Sage berichtet bekanntlich, dass Deiphobus, der Sohn des Priamus, durch Verrath der Helena bei der Eroberung Trojas ums Leben kommt (Verg. Aen. VI, 494 ff.). Kleist lässt ihn im Kampf mit der Penthesilea fallen (V. 180 ff.).[6]) Achilles, der sonst Neridensohn, Pelide[7]) u. ä. genannt wird, heisst zwei Mal der 'Äginer' (resp. 'Äginerheld' V. 94. 486; ausserdem *M* 541 'Äginerfürst' statt 'Vortrefflicher'), eine Bezeichnung, die allenfalls für seinen Vater Peleus passen würde. V. 232 wird Odysseus 'erfindungsreicher Larissäer'[8]) genannt, ein

[6]) Statt des Deiphobus hat das 'organische Fragment' im Phöbus überall den Namen des Troïlus, mit fälschlich lang gemessener zweiter Silbe. Wahrscheinlich hat eben wegen dieses metrischen Fehlers der Dichter später den Namen durch Deiphobus ersetzt.

[7]) Für Pelide findet sich wiederholt die Form Peleide, viersilbig gemessen (V. 176. 187. 391 u. s. w.), sowie einmal Atreide, viersilbig, statt Atride (V. 2544). Kleist konnte natürlich von der jetzt üblichen viersilbigen Messung *Πηλεΐδης*, *Ἀτρεΐδαι* nichts wissen; auch würde ja damit die Messung Peleíde, Atreíde noch keineswegs entschuldigt. Ihn bestimmte offenbar die Analogie von Nereíde, eine Form, die, wenn auch fälschlich, allgemein recipirt ist und von ihm selbst abwechselnd mit Neride gebraucht wird.

[8]) Die ungeheuerliche Änderung 'Laertäer' ist mit Recht von

Epitheton, das dem Dichter aus der Lektüre des Vergil (Aen. II, 197; XI, 404) vorschweben mochte, das aber dort von Achill gebraucht ist und allein für diesen zutreffend ist. Der bekannte attische Berg Hymettos heisst V. 889 Hymetta.

Die Namen der Amazonen sind nur zum Theil der Sage entnommen, d. h. abgesehen von der Titelheldin die Namen der 'Otrere' (Hygin fab. 163), 'Prothoe' und 'Asteria' (Diod. IV, 16). Bei 'Ornythia' (V. 946), einer unmöglichen Bildung, schwebte dem Dichter vermuthlich der Name der bei Justin (II, 4) genannten 'Orithyia' vor. Die übrigen Namen sind willkürlich gewählte. Darunter wird 'Tanais', selbstverständlich mittelbar, veranlasst sein durch Herod. IV, 115 f., wo der Tanaisstrom in Verbindung mit den Amazonen genannt wird. 'Meroe', nur als Name einer Nilinsel bekannt, erinnert an 'Merope'. 'Glaukothoe' (V. 945), nach 'Prothoe' gebildet, sollte natürlich 'Glaukothea' heissen. Namen endlich wie 'Hermia' (V. 2677), 'Phania' und 'Terpi' (V. 2839) sind wohl ohne Anspruch auf Correctheit vom Dichter aufs Gerathewohl aufgegriffen.

Die der Meute beigelegten Namen (V. 2421 ff. 2655 ff.) sind zum Theil den Erzählungen des Ovid (Metam. III, 206 ff.) und Hygin (fab. 181) von der Verwandlung des Actäon entnommen[9]), wo Melampus, Tigris, Leäne, Alke[10])

Zolling (A. z. d. St.) zurückgewiesen. Kleist sagt richtig 'Laertiade' (V. 210. 2518). Übrigens heisst Odysseus im Fragment des Phöbus einmal (V. 194) 'Sohn des Sysiphus' (*M* 'Kefallener Fürst'). In unserm Text ist durch Änderung des Verses das Beiwort ganz entfernt.

[9]) Auch hier könnte das oben genannte Lexikon von Benj. Hederich die unmittelbare Quelle für den Dichter gewesen sein, da sich dort die bei Ovid und Hygin vorkommenden Namen s. v. Actäon vollzählig aufgeführt finden. Dies schliesst jedoch eine directe Benutzung des Ovid nicht aus, auf den das Epitheton (V. 2422) 'mit der Zoddelmähne du, Melampus!' hinweist, was dem Ovidischen 'villis atris (niveis)' (Metam. III, 218) entspricht.

[10]) Für Alke bietet der Text Akle (V. 2423), das man, da es sich in *M*, im Phöbus und im ersten Druck gleichmässig wiederholt, nicht berechtigt sein wird, für einen Druck- oder Schreibfehler zu halten. Solche Fehler sind ja geradezu bezeichnend für unsere Dichtung; in keinem anderen Kleistischen Werke findet sich etwas dem Ähnliches.

begegnen. Die übrigen Namen Sphinx, Dirke, Oxus, Alektor, Hyrkaon sind freigewählte. Bei dem unpassenden Alektor, welches 'Hahn' bedeutet, schwebte wahrscheinlich Hylaktor vor (Ovid, Metam. III, 224; Hygin a. a. O.). Hyrkaon ist ein nach Lykaon (V. 809) willkürlich gebildetes Klangwort.

Man könnte einwenden, dass es den Dichter kleinmeistern heisse, wenn man ihm solche Schnitzer nachzuweisen sucht. Und gewiss wäre es kleinlich, wenn man diesen Erscheinungen einen andern Werth beilegen wollte als denjenigen, den sie wirklich besitzen, dass sie nämlich so ausserordentlich charakteristisch sind für die geistige und poetische Eigenart Kleists. Denn sie beweisen, wie er, immer gewohnt aus dem Vollen zu schaffen und ganz hingenommen von dem Streben nach den höchsten künstlerischen Zielen, sich in den Dingen der reinen formalen Richtigkeit ohne Bedenken gehen lässt und einem glücklichen Instinct vertraut.[11]) Sie beweisen nebenher noch die nüchterne Thatsache, die anderweitig nicht genügend feststeht, dass er des Griechischen nicht oder doch in einem nicht nennenswerthen Grade mächtig war.

Hieher möchten wir auch die zahlreichen Anachronismen ziehen, die in unserm Stück begegnen. Es ist bekannt, dass die Homerischen Helden nur vom Streitwagen herab oder zu Fuss kämpfen. Bei Kleist lässt sich Achill (V. 620) ein Pferd bringen, um der Penthesilea entgegenzureiten. Auf 'stahlgeschientem Ross', glänzend wie ein Ritter der Tafelrunde, erwartet er ihren Angriff (V. 1037 ff.). Zu Pferd gegen einander stürmend 'begegnen sich beide mit vorgelegten Lanzen' (1122 ff.). Wie im Turnier fordern

---

Ein Analogon begegnet nur in dem Gedicht 'An Wilhelmine' (Zolling 1, 18), wo V. 8 'Hermeo's Cadućeus' gesagt ist statt 'Hermes' Caducĕus'. Aber dieses Gedicht ist von zweifelhafter Echtheit.

[11]) Bisweilen gelingt es überhaupt nicht, festzustellen, was der Dichter mit einer falschen Form oder einem willkürlich gebildeten Namen hat ausdrücken wollen. Im Phöbus (V. 2412 ff.) ruft Penthesilea die 'Halkymnia', die 'gräuelvolle Schnitterin, die des Schlachtfelds Erndtefest bestellt', an. Eine Göttin 'Halkymnia' giebt es nicht, und man fragt sich vergeblich, welcher Name hier dem Dichter vorgeschwebt haben mag. In unserm Text ist der Name beseitigt.

die Helden durch Trompetensignale ihren Gegner zum Kampf heraus (V. 549 ff.). Ist es nicht, als wenn sich dem Dichter unvermerkt die antik-heroische Welt in die romantischen Zeiten mittelalterlichen Ritterthums verwandelte? Und spricht nicht Penthesilea unmittelbar von den Geboten 'der würdigen Rittersitte' (V. 2301)? Achill trägt einen 'seidnen Latz', obwohl die Seide bekanntlich der Homerischen Zeit fremd ist (V. 1408). Fremdartige Bauwerke, wie Obelisken (V. 1003) und Pyramiden (V. 718), erheben sich auf dem Grunde der Landschaft. Und als wenn die Handlung in der Epoche des Grossen Alexander sich abspielte, rücken die Amazonen mit Sichelwagen und thurmbewehrten Elephanten ins Feld (V. 1171 f. 2410 f.). Man thut, glaube ich, Unrecht, wenn man gegenüber solchen Verstössen gegen Sitte und Bildung der dargestellten Zeit dem Dichter die Absicht unterlegt, 'um, wenn auch in allem andern, doch nicht darin verkannt zu werden, dass von keinem Affectiren der Griechheit die Rede sei' (Brief Ad. Müllers an Gentz, s. Zolling 2, 278). Vielmehr, der Dichter lässt solche Verstösse, soweit er sich überhaupt ihrer bewusst wird, zu, wenn sie seinen besonderen dichterischen Zwecken dienen. Achill wird als Ritter gezeichnet, wo die Handlung ins Romantische überspielt, und Sichelwagen und Elephanten werden aufgeboten, wo es gilt, vor der Phantasie des Lesers den 'ganzen Schreckenspomp des Krieges' zu entfalten.

Wir schliessen diese Betrachtung, indem wir noch einige Worte über den Schauplatz der Handlung hinzufügen. Nach der Angabe des Dichters im Personenverzeichniss haben wir als Scene das 'Schlachtfeld bei Troja' anzusehen. Dies ist mindestens ungenau. Die Handlung spielt vielmehr, und zwar unverändert das ganze Stück hindurch, in einer von Troja weiter entfernten Gegend. Denn die Örtlichkeit um Troja wird immer auf das bestimmteste von dem eigentlichen Kampfplatz unterschieden (V. 2. 573 ff. 583 u. o.). Es handelt sich nur um die genauere Feststellung, in welcher Richtung von Troja der Dichter sich den vorauszusetzenden Schauplatz gedacht hat. Die Natur der Gegend tritt uns sehr prägnant aus

der Dichtung selbst entgegen. Wir haben uns ein vom Skamander durchströmtes (V. 729. 990 f. u. o.), weites Thal (V. 1013. 1359 u. o.), das einmal geradezu als Ebene (V. 140) bezeichnet wird, vorzustellen.[12]) Dieses Thal wird begrenzt auf beiden Seiten durch waldige Höhenzüge (V. 263. 990 ff. 1027 u. o.), auf welchen sich, rechts und links durch den Fluss getrennt, das Lager der Griechen und Amazonen befindet. Geographisch betrachtet, müsste man sich also den Schauplatz südlich oder südöstlich von Troja im Thal des vom Idagebirge sich ergiessenden Skamander denken. Aber damit stimmen wenig die Worte V. 37, die eher auf die Ebene im Norden von Troja mit dem Hellespont im Hintergrunde hinweisen. Der Dichter hat sich offenbar um die geographische Lage des Schauplatzes überhaupt nicht gekümmert. Dies lehren auch die Worte V. 22 f., welche den Skamander in einer Weise erwähnen, als ob derselbe erst jenseits Troja von den Griechen erreicht wäre.[13])

Solche Dinge beeinträchtigen natürlich das Bild des Schauplatzes an sich nicht, das völlig klar und mit genialem Instinct entworfen ist. Es bildet zu der romantischen Handlung den romantischen Hintergrund. Dass der Dichter die Scene von der trojanischen Ebene verlegte, hat zwar seinen Grund zunächst in der Version der Sage, der er in der äusseren Einrahmung der Handlung folgte (Dict. Cretens. s. o.). Aber die ganze Anlage der Handlung schloss ja einen ebenen Schauplatz aus. Die zahlreichen Boten- und Schlachtberichte, in welchen die dramatische Entwickelung sich zum Theil fortbewegt, ergeben sich jetzt als eine natürliche Folge aus der Beschaffenheit des Terrains; sie würden auf einem ebenen, leicht zu übersehenden Schauplatz gänzlich unmotivirt und unerträglich sein. Und welche theils kühnen, theils lieblichen Bilder treten auf diesem landschaftlichen Hintergrunde hervor! Wie athembeengend wirkt die Erzählung von der Flucht Achills, wie das Vier-

[12]) V. 525 geschieht des Skamanderthales als eines entfernten Punktes Erwähnung. Dies ist einer von den auf Vergesslichkeit beruhenden Widersprüchen, an denen unser Stück so reich ist.

[13]) Zollings Interpunction in V. 22 ist falsch; das Komma hinter 'Skamandros' ergiebt eine ganz unmögliche Construction.

gespann 'vor einem Abgrund stutzt und hoch aus Wolken in grause Tiefe bäumend niederschaut' (V. 262 ff.)! Wie glänzend ist das Bild, wenn wir den Peliden zu Ross hoch auf dem Hügel halten sehen, 'die Erde rings ein dunkler Grund nur, eine Folie, die Funkelpracht des Einzigen zu heben' (V. 1037 ff.)! Wie anmuthig wieder ist die Scene, in der wir die Oberpriesterin mit den Rosenmädchen am schäumenden Felsenquell unter dem Schatten einer Pinie versammelt finden (V. 883 f.)! Und wie versteht es der Dichter, oft zu schöner Contrastwirkung, jedes Begebniss an ein freundliches landschaftliches Bild anzulehnen! Das Griechenheer, 'im Strahl der Sonne, tritt plötzlich aus des Waldes Nacht hervor' (V. 462 f.). Deiphobus trifft den Peliden 'mit einem tückschen Schlag, dass rings der Ormen Wipfel widerhallen' (V. 177 f.). Penthesilea auf der Verfolgung des Achill stürzt 'in einer Eiche Schatten' (V. 449).

Es ist auch hier der Dichtung zu Gute gekommen, dass Kleist in der Gestaltung des landschaftlichen Rahmens ganz selbständig verfuhr und sich nur durch die Rücksicht auf den Geist und die Natur seines Stoffes leiten liess.

2.

Kleists klassische Bildung war gering. Wir wissen zwar, dass er nach dem Aufgeben seiner militärischen Laufbahn unter dem Drange jenes verzehrenden Wissensdurstes, der ihn plötzlich und mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen hatte, auch das Studium der klassischen Sprachen wiederaufnahm. Aber bei seinem unruhigen und zu einem methodischen Arbeiten wenig geeigneten Geiste scheint der erste aufflammende Eifer schnell abgeglüht und bald gänzlich erloschen zu sein. Jedenfalls blieb er den alten Sprachen gegenüber Zeit seines Lebens ein völliger Dilettant. Wie weit er im stande war, die lateinischen Autoren im Original zu lesen, wird freilich nicht ganz klar; die griechischen kannte er jedenfalls nur aus Übersetzungen. Dass dabei seine Kenntniss der antiken Litteraturwerke keine sehr eingehende sein konnte, leuchtet von selbst ein; wie fern ihm aber selbst das vornehmste Dichtwerk des Alterthums lag, lehrt mittelbar unser Drama selbst. Ein

Stoff wie die Penthesileasage hätte sicherlich jeden anderen Dichter zu einer erneuerten Lektüre des Homer geführt und ihr Einfluss würde sich in so manchem schmückenden Beiwort, in so manchem Bild und Gleichniss widergespiegelt haben. Ein anderer war Kleist. Seine 'Penthesilea' verräth mit keinem Wort, mit keiner Wendung, keinem Gedanken, dass er den Homer auch nur gekannt hat. Unter den schmückenden Beiworten, die fast verschwenderisch über die Sprache ausgestreut sind, wird man sich, ausser dem einmaligen 'erfindungsreichen' (V. 232), vergeblich nach Homerischen Anklängen oder Reminiscenzen umsehen; immer dienen sie der Charakteristik, immer sind sie aus der Situation selbst entnommen. Die hier häufiger als in irgend einer anderen Kleistischen Dichtung auftretenden dem Natur- oder Thierleben entnommenen Gleichnisse (V. 163. 213. 798. 2666) sind zwar ersichtlich dazu bestimmt, der Sprache eine klassisch-heroische Färbung zu geben; aber Homerisch sind sie darum doch nicht, dazu sind sie zu knapp und zu stürmisch im Ton, und das einzige ausgeführtere von der Dogge, die den Hirsch verfolgt (V. 213 ff.), weist nicht auf Homer (Il. XXII, 189 ff.), wo der Jäger fehlt, sondern auf dessen Nachahmer Vergil (Aen. XII, 749 ff.) hin.[14]) In Kleists Natur lag offenbar wenig Empfänglichkeit für den Homerischen Geist. Selbst die Charaktere des Achill, des Odysseus und Diomedes sind völlig selbständig gestaltet und erinnern nur noch in den allgemeinsten Zügen an das Homerische Urbild.

Dagegen liegen allerdings, auch ausser dem soeben angeführten Beispiel, Spuren vor, dass dem Dichter die Aeneis vertraut war. Wie bei Vergil die Doloper mit Vorliebe neben den Myrmidonen genannt werden (Aen. II, 7. 29 u. o.), so erscheint bei Kleist (3. Auftr.) neben dem

[14]) Die etwas schematische Art, wie Kleist die Gleichnisse dieser Sphäre nur zur Coloritgebung gebraucht, wird recht klar aus dem Gleichniss V. 2666 ff. Dasselbe ist eine Wiederholung von V. 163 f., aber statt der Wölfin ist hier die Löwin eingesetzt, und diese damit unpassend in Verbindung mit einer nordischen Scenerie gebracht. (Ähnlich 'Leoparden zur eisigen Winterszeit', D. heil. Cäcil. Zolling 4, 200.)



'Myrmidonier' der 'Doloper', ja Achill selbst wird wiederholt als 'Doloperheld' bezeichnet (V. 520. 1153. 2274). Noch deutlicher weist das Epitheton 'Larissäer' (V. 232 s. o.) auf die Aeneis hin. Charakteristisch ist es auch, dass ebenso wie bei Vergil die Griechen gern mit dem Namen 'Teukrer' oder 'Danaer' bezeichnet werden, während das Homerische 'Achäer' nicht éinmal vorkommt. Aber über solche Erscheinungen rein äusserlicher Natur geht auch der Einfluss des römischen Epikers auf unser Stück nicht hinaus.

Von modernen Dichtwerken ist es allein Goethes 'Iphigenie', die in bemerkenswertherer Weise auf die 'Penthesilea' eingewirkt hat. Dieses Drama muss einen besonders nachhaltigen Eindruck auf Kleist gemacht haben: die Grundstimmung desselben liess offenbar verwandte Saiten in ihm erklingen. In dem Bilde des fluchbeladenen, von den Furien verfolgten Orest mochte er sein eigenes Schicksal wiedererkennen. Wie den unglücklichen Sohn des Agamemnon hatten auch ihn feindliche Dämonen ruhelos durch die Welt getrieben und ihm das Dasein zur Qual gemacht. Eben jenes düstere Motiv ist es denn auch, das uns an verschiedenen Stellen unsers Dramas dunkel, aber vernehmlich entgegentönt. Wie in der Goethischen Dichtung so steht auch bei Kleist Artemis als waltende Gottheit neben Ares im Hintergrunde der Handlung. Das Bild des von dem 'alten, heilgen, dichtbelaubten Hain' umgebenen 'stillen Heiligthums' in Tauris taucht in unserer Erinnerung auf, wenn wir Penthesilea geheimnissvoll von dem Tempel der Artemis, 'der aus den fernen Eichenwipfeln ragt', sprechen hören (V. 2287. vgl. 2101. 2290). Das Fluchmotiv selbst klingt zuerst im 14. Auftritt an. Wie Orest unter einem neuen Anfall des Wahnsinns in Betäubung hinsinkt, so sehen wir die verwundete Penthesilea in dem unerträglichen Bewusstsein, von Achill besiegt zu sein, ohnmächtig zusammenbrechen. Als sie wieder zu sich kommt, wird sie von Prothoe mit den Worten begrüsst (V. 1549 ff.):

Kennst du die Stimme deiner Schwester nicht?
Führt jener Fels dich, dieser Brückenpfad,
Die ganze blüh'nde Landschaft nicht zurück?

Hier glauben wir den Pylades zu hören, wenn er dem aus seiner Betäubung erwachenden Orest tröstend zuruft (Iphig. III, 3):

Erkennst du uns und diesen heilgen Hain
Und dieses Licht, das nicht den Todten leuchtet?
Fühlst du den Arm des Freundes und der Schwester,
Die dich noch fest, noch lebend halten?

Und wie Orest im überwallenden Gefühl endlicher Genesung die Schwester umfängt mit den Worten (ebenda):

Lass mich zum ersten Mal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!

so fühlt sich Penthesilea glücklich in den Armen ihrer Prothoe zu erwachen (V. 1557 ff.):

Wie süss ist es — ich möchte Thränen weinen —
Dies mattgequälte Herz, da ich erwache,
An deinem Schwesterherzen schlagen fühlen!

Und noch deutlicher tritt die Nachbildung hervor, wenn Penthesilea, um den Übergang vom tiefsten Seelenschmerz zum höchsten Glück auszudrücken, die Worte gebraucht (V. 1679 f.):

Die Eumeniden fliehn, die schrecklichen,
Es weht wie Nahn der Götter um mich her,

und vollends in den Worten der Hymne (1735 ff.):

Ares entweicht!
Seht, wie sein weisses Gespann
Fernhin dampfend zum Orkus niedereilt!
Die Eumeniden öffnen, die scheusslichen:
Sie schliessen die Thore wieder hinter ihm zu.

Denn fast ebenso lässt Goethe den Orest sagen (ebenda):

Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd zu.

Die hier ausgedrückte Vorstellung, dass die Eumeniden, indem sie ihr Opfer verlassen, in den Tartarus heimkehren, ist im Einklang mit der antiken Anschauung, welche jene Gottheiten in die Unterwelt versetzt. Kleist macht sie in missverständlicher Auffassung der angeführten Worte zu Pförtnerinnen der Unterwelt, eine Vorstellung, die den Alten fremd und gänzlich willkürlich ist.

Noch einmal zeigt sich die Nachwirkung jener Goethischen Scene vorübergehend im letzten Auftritt. Wie Orest erwachend von dem Wahn beherrscht wird, in der Unterwelt bei seinen Ahnen zu weilen, so glaubt Penthesilea, 'nachdem der Krampf der Seele sich gelöst', mit dämmerndem Bewusstsein sich in die Gefilde der Seligen versetzt (V. 2844):

O sagt mir! — Bin ich im Elysium?
Bist du der ewig jungen Nymphen Eine,
Die unsre hehre Königin bedienen,
Wenn sie, von Eichen-Wipfeln still umrauscht,
In die krystallne Grotte niedersteigt?

Und ähnlich wie Pylades erwidert auch hier Prothoe:

Nicht, meine beste Königin, nicht, nicht,
Ich bin es, deine Prothoe, die dich
In Armen hält, und was du hier erblickst,
Es ist die Welt noch, die gebrechliche,
Auf die nur fern die Götter niederschaun.

Neben diesem Einfluss Goethischer Poesie kommt die Einwirkung Schillerscher Dichtung auf unser Drama kaum in Betracht; selbst Anklänge an die Diction derselben sind seltener als sonst wohl bei Kleist und nur ganz vorübergehend wahrnehmbar (so etwa V. 1653 ff. u. 2412 ff.). Auch 'Die Braut von Messina', so nahe hier die Beziehung, wenigstens nach der formalen Seite lag, ist ohne alle Bedeutung für die stilistische und inhaltliche Gestaltung unseres Stückes geblieben. Dem gegenüber ist Brahm (Heinrich v. Kleist 2. Aufl. S. 213) der Ansicht, dass gerade Schiller, und zwar mit seiner 'Jungfrau von Orleans' das massgebende Vorbild dem Dichter geliefert habe. 'Die Grundstimmung der Tragödie', sagt er, 'fliesst aus seiner eigenen (des Dichters) Seele; aber Gestalt erhält sie durch ein Werk Schillers 'Die Jungfrau von Orleans'. Wie Johanna d'Arcs heiliges Kampfgefühl durch Lionel verwirrt wird, wie die irdische Liebe sie ihrer Bestimmung vergessen macht, so geschieht es Penthesilea: auch sie schont den Gegner im Kampfe, und die schreckliche Siegerin, vor der das ganze Heer der Griechen flieht, ist bei dieses einzigen Achill Anblick gelähmt, im Innersten getroffen. Ist es Johanna anbefohlen, 'in rauhes Erz die Glieder zu schnüren', so werden auch

der Amazone 'Glieder in Erz gepresst'; will es die Jungfrau von Orleans 'ins Kampfgewühl reissen', so will Penthesilea sich 'ins Schlachtgetümmel stürzen'; und ein naives, gläubiges Empfinden ist beiden gemein'. Dieser Vergleich ist zu künstlich, als dass er in der Natur der verglichenen Dichtungen begründet sein könnte. Von einer wirklichen Übereinstimmung oder auch nur Ähnlichkeit der Handlung und der Charaktere kann doch nur insoweit die Rede sein, als in beiden Dramen die Heldin eine kriegerische und kämpfende Jungfrau ist. Wendungen, wie die oben angeführten, ergeben sich doch ganz naturgemäss und von selbst aus diesem Umstande. Auf den ersten Blick freilich mag man geneigt sein, die Scene (Jungfr. III, 10), in der Johanna durch den Anblick Lionels plötzlich von einer schuldigen Rührung und Liebe ergriffen erscheint, in Beziehung zu setzen zu dem entsprechenden Auftritt (8) in der 'Penthesilea'. Aber eine nähere Betrachtung lehrt alsbald, dass diese Ähnlichkeit eine rein zufällige ist. Denn wie anders ist die Voraussetzung der Situation, wie anders die weitere Entwickelung, wie anders im Grunde die Anlage der Scene selbst! Ein 'naives, gläubiges Empfinden', wie es Johanna beseelt, wird man im Ernst bei Kleists Penthesilea nicht entdecken wollen. Jene, in gläubigem Vertrauen auf ihre Sendung, gehorcht dem Rufe der Göttin, diese setzt eigenwillig ihre königliche Aufgabe ausser Augen und folgt blind dem Triebe ihres liebeglühenden Herzens. Jene bezwingt die irdische Neigung und besiegelt diesen Act der Selbstüberwindung mit dem Tode; diese, unfähig zu entsagen, erliegt ihrer Leidenschaft und sagt sich sterbend von dem Gesetz, das sie berufen war aufrecht zu erhalten, los. Die beiden Charaktere sind in der That in der Anlage wie in der weiteren Ausgestaltung grundverschieden, und ebenso kann eine eingehendere Vergleichung der beiden Stücke im ganzen nur ihre vollständige Unvergleichbarkeit ergeben.[15])

[15]) Dagegen muss man eine Einwirkung der 'Jungfrau' auf 'Das Käthchen von Heilbronn' annehmen. Die Vision Johannas steht in Parallele mit dem Traum Käthchens, und wie jene an ihre Sendung

Es würde ein vergebliches Bemühen sein, in anderen Dichtungen nach Vorbildern für die Charaktere unseres Stücks zu suchen. Es ist ja bezeichnend für Kleist: er entnimmt in der Anlage der Handlung ohne Bedenken Züge und Motive fremden Dichtwerken, oft gänzlich unverwandten Inhalts; er lehnt sich in der Form vielfach an andere Muster an; aber in der Gestaltung seiner Charaktere ist er immer selbständig. Die Personen seiner Dichtungen sind echte Kinder seines Geistes und in drastischer Körperlichkeit aus dem Schoosse einer eigenes wie fremdes Wesen wunderbar scharf und lebendig widerstrahlenden Phantasie entsprungen. In unserem Stück tragen die beiden Hauptcharaktere in ihren Vorzügen wie in ihren Fehlern deutlich die Züge ihrers Schöpfers. Aus dem Achill, wie ihn die Sage, wie ihn Homer zeichnet, ist ein modern empfindender Heldenjüngling mit eigenartigen problematischen Zügen geworden. Der Charakter der Penthesilea, von der die Sage wesentlich nur das Bild einer kriegerischen Jungfrau überlieferte, war vollständig neu zu schaffen. Der Dichter konnte, wie Leuthold in seinem Epos 'Penthesilea' gethan, die in dem Stoff liegenden rhetorisch-pathetischen Keime voll entwickeln: er konnte die Züge des auf seine Kraft stolzen Mannweibes, das in dem Kampf mit den Griechen das 'ganze Geschlecht' der Frauen an den Männern rächen will, einseitig hervortreten lassen. Aber das war nicht Kleists Sache. Die Darstellung eines kalten 'abstracten Pathos' widersprach durchaus dem stets auf das Concrete und Leibhaftige gerichteten Charakter seines Talentes. Er griff in die Tiefen seiner eigenen Seele und stattete mutatis mutandis seine Heldin mit den anmuthigen und abstossenden Eigenschaften aus, wie sie einen Theil seines eigenen excentrischen Wesens bildeten.

Der Dichter hat allerdings bei der Abfassung seines Dramas ein Vorbild im Auge gehabt, aber nicht für die inhaltliche, sondern für die äussere, formale Gestaltung desselben. Es ist bekannt, dass das künstlerische Streben

durch Maria, so glaubt diese an ihren Cherubim. Auch auf die Scene in der Köhlerhütte (Käthchen II, 4—8) hat die entsprechende Scene in der 'Jungfrau' (V, 1 ff.) eingewirkt.



Kleists ursprünglich darauf gerichtet war, aus der Verschmelzung des klassischen und des modernen dramatischen Stils das höhere, das ideale Drama zu schaffen, und wir wissen, mit wie ernstem, ja heiligem Eifer er lange Zeit dieses Ziel verfolgt hat. Das Fragment des 'Robert Guiskard', in welchem Stücke er das Muster des neuen Kunststils aufstellen wollte, giebt uns eine Vorstellung, wie er diese Vereinigung antiker und moderner Elemente sich gedacht hatte. Der Lösung dieser Aufgabe fühlte er sich nicht gewachsen. Er hat auch den Versuch an einem andern Stoff nicht erneuert. In seinen späteren Dramen hat er dann in Anlehnung an die durch unsere Klassiker geschaffenen Formen, in wachsender Reife und Sicherheit sich seinen eigenen Stil geschaffen; die Einwirkung der Antike ist gänzlich zurückgetreten.

Nur einmal noch macht sich ein Nachklang jener früheren Bestrebungen geltend, und dies bezeichnender Weise in dem der Zeit nach ihnen am nächsten liegenden Stück, eben in unserer 'Penthesilea'. Hier, wo er einen antiken Sagenstoff behandelte, ergab sich die Anlehnung an klassische Formen für den Dichter so zu sagen von selbst. Aber wie anders hier sein Verfahren als im 'Guiskard'! Dort ist es neben der inneren Stimmung der Handlung besonders die feststilisirte Sprache, in welcher sich die Nachahmung der alten Tragödie offenbart, hier zeigt sich im Gegentheil gerade der sprachliche Ausdruck nur leicht gestreift von dem Einfluss klassischer Form. Gewisse Erscheinungen zwar, wie die auffallend häufige Nachstellung der Beiworte, die schon erwähnte Fülle der aus dem Natur- und Thierleben genommenen Beispiele, die oft künstliche Wortstellung, besonders die beliebte Abtrennung des Genetivs von seinem regierenden Casus, diese Erscheinungen können, da sie in keiner anderen Kleistischen Dichtung sich entfernt so zahlreich finden, freilich nur den Zweck haben, dem Ausdruck wenigstens ein flüchtiges Gepräge erhöhter, und nach der Absicht des Dichters gewiss klassischer Stilisirung zu geben. Aber für die in dramatischer Lebendigkeit, in natürlichem Wohllaut daherströmende Sprache bilden sie nur eine leichte Fessel. Mit

ursprünglicher Frische scheinen die Worte unmittelbar aus dem Herzen des Dichters zu quellen. Sie tragen recht eigentlich Kleistische, und nicht angenommene klassische Züge.

Um so bestimmter verräth sich der antikisirende Charakter unseres Stückes auf dem Gebiet der dramatischen Ökonomie und der äusseren Einkleidung der Handlung. Nach der Absicht des Dichters soll der Schauplatz das ganze Stück hindurch unverändert bleiben, und die zahlreichen Botenberichte dienen ja ersichtlich vorwiegend diesem Zwecke. Aber schon Brahm (a. a. O. S. 206) hat richtig bemerkt, dass diese Einheit des Ortes thatsächlich nicht vorhanden ist. Es ist unmöglich sich vorzustellen, dass die Amazonen im Beginn des 5. Auftritts an demselben Punkte erscheinen, an welchem wir soeben die Griechen am Schluss des 4. Auftritts verlassen haben. Und ganz ausser allem Zweifel ist es, dass mit V. 881, d. h. mit dem Auftreten der Oberpriesterin und der Blumenmädchen, ein Scenenwechsel eintritt. Wenn wir demgegenüber den Dichter gleichwohl an der Fiction der Einheitlichkeit des Schauplatzes festhalten sehen, so kann er hierzu nur durch den Einfluss einer bestimmten voreingenommenen Ansicht veranlasst sein. Hierauf führt auch eine andere Erwägung. Kleist hat die Handlung unsers Stückes auf den sechsten Schlachttag (V. 708), den Entscheidungstag des Kampfes, beschränkt. Sie beginnt am Morgen (V. 420) und dauert, wie wir annehmen müssen, nur wenig über den Mittag hinaus. Denn als Penthesilea von Achill besiegt sich in das Lager der Amazonen flüchtet, steht 'die Sonne ihr im Scheitel' (V. 1320), und die weiteren Vorgänge spielen sich in unmittelbarer schneller Folge ab. Also in den Raum einiger Stunden ist eine stufen- und inhaltreiche Handlung zusammengedrängt, die Schlacht am Morgen (V. 256 ff.) und die Verfolgung des Achill, der Kriegsrath der Amazonen im 5. Auftritt, erneute Schlacht, in der Penthesilea von Achill besiegt und verwundet wird, Gefangennahme der Penthesilea durch Achill und die sich daran anschliessende grosse Scene vom 13.—15. Auftritt, die Wiederbefreiung der Penthesilea durch die Amazonen, ihre erneute Heraus-

forderung durch Achill und dessen Tod. Es ist zwar richtig, dass wir uns dieser Mannigfaltigkeit der Handlung nicht in dem Grade bewusst werden, wie sie thatsächlich vorliegt, weil sie nur zum geringsten Theil vor unsern Augen selbst sich abspielt. Aber der Dichter musste sie doch bemerken. Er musste einen Grund haben, warum er einen so inhaltreichen Stoff derart disponirte, dass die in den engen Rahmen weniger Stunden eingeschlossenen Situationen in fast sich überstürzender Hast einander folgen. Es war dies dasselbe Motiv, das ihn bestimmte, die Handlung auf éinem Schauplatz festzuhalten, die Rücksicht auf die Congruenz der örtlichen und zeitlichen Voraussetzungen der Handlung mit den Bedingungen der scenischen Darstellung. Nehmen wir schliesslich hinzu, dass auch die Einheit der Handlung aufs strengste gewahrt ist, indem diese sich von Anfang bis zu Ende ausschliesslich concentrirt auf das Schicksal der beiden Hauptpersonen, so haben wir damit die berufenen drei Einheiten zusammen, durch deren Beobachtung der Dichter offenbar ein charakteristisches Merkmal der griechischen Tragödie auf sein Drama zu übertragen glaubte. Kleist, ein Kind seiner Zeit, musste die Lehre von den drei Einheiten, deren praktische Geltung für die griechische Tragödie selbst Lessing noch anerkannt hatte (Hamburg. Dramaturgie St. 46), natürlich für einen Glaubenssatz halten. Er fand sie in der französischen Litteratur, in der er, wir dürfen es voraussetzen, ausreichend zu Hause war, überall vertreten und beobachtet; er war ihr praktisch begegnet bei seiner Umdichtung von Molières 'Amphitryon'. Und wie er sie dort im Anschluss an sein Original mit aller Strenge durchgeführt hatte, so fehlte es ihm andererseits auch für die losere Art, mit der er in der 'Penthesilea' die Einheit des Ortes behandelte, keineswegs an Belegen in der französischen Litteratur (vgl. Lessing a. a. O. St. 44). Er konnte endlich in dieser Anschauung auch bestärkt werden durch das ihm naheliegende Beispiel von Goethes 'Iphigenie', in welcher die drei Einheiten in Übereinstimmung mit dem griechischen Vorbild aufs strengste durchgeführt sind.

Das gleiche Streben erkennen wir in Folgendem. Das Stück verläuft ohne Acteintheilung. Dies ist nur noch in

éinem anderen Kleistischen Drama der Fall, im 'Zerbrochenen Kruge'. Aber hier, ganz abgesehen von dem erheblich geringeren äusseren Umfange, verbot sich eine solche Trennung von selbst durch den Stoff, der ja eine Zerschneidung in mehrere Theile, wie gleich die erste Aufführung in Weimar in so vernichtender Weise zeigte, unter keinen Umständen erträgt. Dagegen war umgekehrt die Actgliederung bei der 'Penthesilea' durch den Stoff geradezu gegeben. Nach dem 4. wie nach dem 19. Auftritt sind, wenn auch nicht gerade Ruhepunkte der Handlung, doch aber so natürliche Sinnpausen, dass hier das dramatische Gefüge so zu sagen von selbst auseinandertritt; und ebenso hätte sich in der Mitte vor den Scenen zwischen Achill und Penthesilea aufs leichteste ein grösserer Einschnitt herstellen lassen. Wenn der Dichter trotzdem von dieser naturgemässen und sich von selbst darbietenden Eintheilung keinen Gebrauch gemacht hat, so muss er dazu, zumal angesichts des Umfangs des Stückes — es füllt einen ganzen Abend —, besondere, ausser der Sache liegende Gründe gehabt haben, und diese können wieder nur in seiner Vorstellung von dem Charakter der griechischen Tragödie gesucht werden. Da die ältere griechische Bühne keine äussere Unterbrechung der scenischen Aufführung kannte, sondern die dramatischen und lyrischen Partien in unmittelbarer Folge sich ablösen liess, so mochte diese Thatsache der scenischen Continuität in ihm die irrthümliche Ansicht von einem ununterbrochenen dramatischen Verlauf hervorrufen. Es entging ihm, dass auch die griechische Tragödie im Grunde auf dem Princip der Actgliederung beruht, und dass ein Wegfall des Chors diese ja zur thatsächlichen Folge haben würde. Von der Einführung des Chors aber hielt ihn sein gesundes künstlerisches Empfinden zurück, obwohl in den die Penthesilea umgebenden Amazonenschaaren die natürlichen Keime zu reicherer lyrischer Ausgestaltung gelegen hätten. Auch jene kühne Neuerung, von der er im 'Robert Guiskard' Gebrauch macht, dass er den Chor als Gesammtperson in den dramatischen Dialog redend einführt, konnte er natürlich in einem Stück nicht wieder aufnehmen, welches an die klassischen Formen selbst an-

knüpfen sollte. Er zog es vor, die Amazonen, indem er sie zum ständigen Gefolge seiner Heldin machte, in der Rolle eines stummen Chors erscheinen zu lassen und nur einmal, in dem Vortrage der 'Hymne' (V. 1735), ihnen vorübergehend auch die Function eines wirklichen Chors zu übertragen.

Sichtbarer aber als in allem andern verräth sich die Tendenz der Nachbildung in den erzählenden Partien. Es ist bekannt, dass die Botenberichte zu den ständigen Elementen der griechischen Tragödie gehören und dass sie ihren ganz bestimmten Platz in der Ökonomie derselben einnehmen. Nicht nur ist der *ἐξάγγελος*, der gegen den Schluss des Stückes auftritt und die Katastrophe, die sich im Innern des Hauses oder auf einem entfernteren Schauplatz vollzogen, berichtet, eine stets wiederkehrende Rolle, auch sonst hat die Scheu, den Schauplatz der Handlung zu ändern, die Botenberichte in der tragischen Dichtung der Alten zu häufigen und charakteristischen Erscheinungen gemacht, und es hat sich für dieselben ein ganz bestimmter Stil herausgebildet. Kleist hat in unserm Drama sich der erzählenden Form in einem sehr weiten Umfange bedient. So besteht der ganze 1.—3. Auftritt aus dem Bericht über die früheren Schlachttage und den soeben erfolgten Kampf mit der Flucht des Achill, so enthält der 8. Auftritt die Erzählung der Obersten von der Niederlage und Verwundung der Penthesilea, so der 15. Auftritt die grosse Erzählung der Penthesilea von der Gründung des Amazonenreiches, und endlich der 23. Auftritt den Bericht der Meroe über den Tod des Achill. Eigentliche Botenberichte sind davon die Schilderung der Kämpfe im 2. und 8. Auftritt, sowie die Erzählung im 23. Auftritt, und es ist interessant, dieselben in Bezug auf ihren Charakter mit den Botenberichten in der alten Tragödie zu vergleichen. Während diese stets einen gemessenen epischen Ton tragen und Unterbrechungen durch die Umgebung nur höchst selten und nur zu dem Zwecke, eine kurze Auskunft zu ertheilen, eintreten lassen, weiss der Kleistische Geist diese Art von Erzählungen mit dem höchsten dramatischen Leben zu erfüllen. In drastischer An-

schaulichkeit, pfeilgeschwind dahinfliegend, vermag uns die Darstellung das Erzählte so zu vergegenwärtigen, als ob es sich unmittelbar vor unsern Augen vollziehe. Mit unwiderstehlicher Gewalt sehen wir auch diejenigen, an welche die Erzählung gerichtet ist, in den glühenden Empfindungsstrom des Berichterstatters hineingezogen und bestrebt, ihn durch kurze beflügelte Fragen und Ausrufe zu immer noch grösserer Lebendigkeit zu befeuern. Von diesem Charakter einer fortstürmenden Bewegtheit weicht indess der Bericht der Meroe über den Tod des Achill (23. Auftritt) bemerkbar ab. Hier, wo der Dichter einen abschreckenden, grauenhaften Vorgang schildert, begegnen wir einem nur selten durch drastischere Wendungen unterbrochenen edlen, harmonischen Fluss der Rede und einem gehaltneren, ruhigeren Ton, wie er sonst der Sprache Kleists nicht eigenthümlich ist!

Diese auffallende Thatsache erklärt sich durch den Umstand, dass Kleist hier ein ganz bestimmtes Vorbild im Auge gehabt, oder richtiger gesagt, nachgedichtet hat. Dasselbe findet sich in den Bacchen des Euripides, und es ist um so nöthiger, diese Stelle genau ins Auge zu fassen, als sie dem Dichter nicht bloss in der Form als Vorbild gedient, sondern ihm zugleich das ganze Schlussmotiv geliefert hat. In dem genannten Stück, in dem es sich um die Bestrafung des Pentheus wegen seiner Verfolgung des Dionysos handelt, enthält der Botenbericht V. 1043—1152 (Dind. poet. scaen.[5]) die Erzählung von dem schrecklichen Tode des Pentheus. Dieser, das ist der Zusammenhang, hat sich auf den Kithäron begeben, um die Bacchen, unter denen sich seine eigene Mutter Agaue befindet, bei ihrer nächtlichen Schwarmfeier zu beobachten. Um das Treiben der Weiber besser beobachten zu können, ersteigt er mit Hilfe des Dionysos, seines unerkannten Geleiters, die Spitze einer Fichte. Kaum ist dies geschehen, so eilen die Mänaden auf den Ruf des Gottes herbei, um die Rache an dem hilflosen Frevler zu vollziehen. In dem Wahne, einen Löwen zu jagen, beugen sie mit übermenschlicher Kraft den Fichtenstamm zu Boden und reissen, allen voran die eigene Mutter, den Leib des Herabgeschleuderten

in Stücken. Mit dem Haupt des zerfleischten Sohnes zieht Agaue triumphirend in Theben ein, und erst als der Gott den Wahn von ihrem Geiste genommen, erkennt sie mit Entsetzen den wahren Hergang.

Die Übereinstimmung zwischen der Erzählung hier und der entsprechenden in der 'Penthesilea' springt von selbst in die Augen. Auch Penthesilea stürzt sich einer 'Mänade' gleich (V. 2569) auf den wehrlosen Achill, auch sie glaubt in der Verblendung ihrer Sinne ein Wild zu jagen (V. 2645). Auch hier ist es eine Fichte, unter deren Zweigen der Verfolgte vergeblich Schutz sucht (V. 2637; vgl. auch Bacch. 722 f.). Vor allem aber ist es die Ähnlichkeit oder vielmehr Gleichheit in der Darstellung der gräuelvollen Mordthat selbst, die jeden Zweifel an einer unmittelbaren Einwirkung jener Euripideischen Stelle auf unsere Scene ausschliesst. Die hier in Betracht kommenden Verse in der 'Penthesilea' (2657—2674) lauten:

Und stürzt — stürzt mit der ganzen Meut', o Diana!
Sich über ihn, und reisst — reisst ihn beim Helmbusch,
Gleich einer Hündin, Hunden beigesellt,
Der greift die Brust ihm, dieser greift den Nacken,
Dass von dem Fall der Boden bebt, ihn nieder!
Er, in dem Purpur seines Bluts sich wälzend,
Rührt ihre sanfte Wange an, und ruft:
Penthesilea! meine Braut! was thust du?
Ist dies das Rosenfest, das du versprachst?
Doch sie — die Löwin hätte ihn gehört,
Die hungrige, die wild nach Raub umher
Auf öden Schneegefilden heulend treibt —
Sie schlägt, die Rüstung ihm vom Leibe reissend,
Den Zahn schlägt sie in seine weisse Brust,
Sie und die Hunde, die wetteifernden,
Oxus und Sphinx den Zahn in seine rechte,
In seine linke sie; als ich erschien,
Troff Blut von Mund und Händen ihr herab.

Hiermit vergleiche man die folgende Darstellung in den Bacchen (V. 1114—1136)[16]:

---

[16]) Ich benutze die Übersetzung von Donner, die mir gerade zur Hand ist. Welche Übersetzung Kleist vorgelegen hat, vermag ich nicht festzustellen.



Da war's die Mutter, die den Opfermord begann,
Und auf den Sohn sich stürzte. Doch er riss vom Haar
Die Binde, dass die Mutter ihn erkenne, nicht
Ihn morde; dann berührend ihre Wange, spricht
Er dieses: 'Ich bin's, Mutter, bin Pentheus, dein Sohn,
Den in Echions Hause du geboren hast.
Erbarm dich mein, o Mutter, ach! ermorde doch
Um seiner Sünde willen nicht den eignen Sohn!'
Agaue, schäumend, rollte wild das Aug umher,
Und dachte nicht mehr, was zu denken ihr geziemt,
Und ward von Bacchos fortgerafft, und hörte nicht.
Mit ihren Armen fasste sie die linke Hand,
Stemmt auf des Unheilvollen Leib mit Macht den Fuss,
Und reisst ihm ab die Schulter, nicht durch eigne Kraft;
Der Gott verlieh dem Frauenarme die Gewalt.
Die Glieder ihm zerreissend, schafft' am andern Theil
Ino; mit allen Bacchen war Autonoë
Beim Werk geschäftig; alle schrien in einem Laut;
Pentheus, so lang er athmet, stöhnt in dumpfem Ton;
Die Bacchen jubeln. Einen Arm trug diese fort,
Die samt den Schuhen einen Fuss. Zerrissen ward
Die ganze Seit' ihm; jede warf der anderen
Mit blutger Hand, wie Bälle, Pentheus' Glieder zu.

Diese Darstellung stimmt fast in jedem Umstande mit der entsprechenden Erzählung in der 'Penthesilea' überein. Nur die Meute bei Kleist ist, wie wir oben gesehen, aus der Aktäonsage entnommen. Fast wörtlich entlehnt ist jener Zug, wie Pentheus die Wange der Mutter um Erbarmen flehend berührt. Aber was bei Euripides völlig angebracht erscheint, insofern das Berühren der Wange oder des Kinnes den Griechen als die Geberde des Bittenden galt, das wirkt bei Kleist fremdartig. Denn jene Geberde ist uns weder an sich recht verständlich, noch scheint sie für den Charakter des Achill in dieser Situation zu passen.

Die Übereinstimmung der Darstellungen erstreckt sich zum Theil auch noch auf die folgende Scene. Wie Agaue mit dem abgerissnen Haupt des Sohnes triumphirend in Theben einzieht, so kehrt Penthesilea, stolz den Bogen schulternd, mit der Leiche des Achill in das Lager der Amazonen zurück. Auch bei ihr wirkt der Wahn, eine rühmenswerthe That vollbracht zu haben, in ganzer Stärke nach, und sie muss demselben erst durch ihre Umgebung

entrissen werden. Aber hier hat freilich der deutsche Dichter den griechischen in der psychologischen Vertiefung des gemeinsamen Motivs himmelweit hinter sich gelassen. Bei Euripides ist es eine Art von methodischer Aufklärung, durch welche Agaue zum klaren Bewusstsein des Geschehenen gelangt, die sie beherrschende Wahnvorstellung wird, wie sie durch äussere Einwirkung des Gottes entstanden, so auch mit äusseren Mitteln beseitigt. Kleist hat den Process der allmählichen Wiederkehr des Bewusstseins in das Innere auf den Boden des Seelenlebens verlegt und ihn mit so vielen intimen und feinen Zügen ausgestattet, dass sich damit ein versöhnender Schleier der Poesie selbst über den abschreckenden Vorgang breitet. Die ausserordentliche Kunst, mit welcher ein allem modernen Empfinden so krass widersprechendes Motiv in den inneren und tieferen Zusammenhang des Ganzen hineingearbeitet ist, hat jede Spur einer Entlehnung verwischt. Penthesilea glaubt sich nach dem leidenschaftlichsten Ausbruch der Liebe schnöde verschmäht, hintergangen. Die hingebend Zärtliche wird nun zur Furie. Über den Wehrlosen herfallend sucht sie in seinem Blut, in seinem Fleisch Sättigung ihres von unsäglichem Hass und dennoch von wahnsinniger Liebe wild durchwühlten Herzens. Eine wunderbare Ruhe überkommt sie nach der gräuelvollen That. Ihr Herz ist in der süssen Täuschung befangen, den Peliden sich zum Rosenfeste überwunden zu haben. Aber durch die Nacht dieses Wahns zuckt schon das aufdämmernde Bewusstsein eines unendlichen Jammers. Öde und theilnahmslos blickt sie in die Welt. Sie zerdrückt eine Thräne, die aus dem Grunde der Seele selbst hervorzuquellen scheint; sie sieht die Oberpriesterin, als sie den Namen des Achilleus nennt, 'blitzend' an. Sie kommt allmählich zum vollen Bewusstsein ihrer That und in starrer Verzweiflung bricht sie an der Leiche des Geliebten entseelt zusammen.

Eine andere Frage ist es, ob vom poetischen Standpunkt aus die Entlehnung und Anwendung eines derartigen Motivs zu vertheidigen ist. Die griechische Tragödie ist reich an Scenen grausen Entsetzens und blutigen Gräuels. Was die Sage berichtete, das sprachen die Dichter, wenn

es die innere poetische Wahrheit für sich hatte, ehrlich und ohne Prüderie aus, und die gesunde, von aller Sentimentalität freie Natur des Publikums zeigte sich auch der stärksten tragischen Erschütterung gewachsen. Die Sage von der Zerreissung des Pentheus durch die Mänaden ist als ein beliebter Stoff wiederholt von den griechischen Tragikern behandelt, und um einen ganz analogen Vorgang handelte es sich auch in den Bassarai des Äschylus. Im vorliegenden Falle sehen wir sogar bei Euripides das Grässliche des Herganges noch gesteigert, indem Agaue mit dem abgerissnen Haupte des Sohnes in den Händen vor dem Chor erscheint, während bei Kleist die Leiche des Achill verhüllt auf die Bühne gebracht wird. Trotzdem würde es falsch sein, das moderne Empfinden einer Scene wie der Kleistischen gegenüber schwächlich und sentimental zu nennen. Bei dem griechischen Dichter haben wir die naive Wiedergabe der Sage, bei Kleist eine wohlberechnete Umdichtung derselben, die, um den höchsten Ausdruck des Charakteristischen zu erreichen, selbst vor der Darstellung bestialischer Instincte nicht zurückschreckt.

Es bleibt schliesslich noch kurz die Frage zu berühren, wie Kleist zu der Aufnahme dieses an sich fremdartigen Motives in unsere Dichtung gekommen ist. In der Sage vom Kampf der Penthesilea mit Achill war an sich kein Moment gegeben, das ihn darauf hätte führen können. Lag es von Anfang an in seinem Plane, das Stück mit der Besiegung des Achill durch Penthesilea zu schliessen, so war doch damit, selbst den ganzen übrigen Gang der Handlung vorausgesetzt, dieser Act eines grausigen Wuthanfalls noch keineswegs gegeben. War aber so weder in dieser noch in anderer Beziehung eine innere Verwandtschaft der Stoffe vorhanden, so konnte es nur ein Zufall sein, der ihn auf jene Euripideische Stelle führte. Der Möglichkeiten dazu giebt es viele; nur auf eine soll hier hingedeutet werden. In dem mehrerwähnten Lexikon von Benj. Hederich folgt auf den Artikel 'Penthesilea' unmittelbar der Abschnitt über 'Pentheus'. Wie leicht konnte der Dichter, wenn er in dem ersten Artikel nachlas, mit dem Auge zu dem folgenden hinübergleiten und dort im Vorüber-

gehen ein Motiv entdecken, das vielleicht einer schon in ihm schlummernden Idee blitzartig entgegenkam und den Gedanken in ihm entzündete, mit Benutzung desselben den Charakter der Heldin in grandiosester Expansion nach den Höhen wie nach den Tiefen ihrer Natur zu entfalten. Freilich ist in jenem Abschnitt auf die Bacchen des Euripides selbst nicht verwiesen; aber erst aufmerksam gemacht, fand er, zumal ihm die tragische Litteratur der Griechen ja nicht fremd war, mannigfache Wege, zu ihrer Kenntniss zu gelangen. So würde zugleich die Vermuthung, dass Kleist jenes Lexikon für unser Drama benutzt habe, eine neue und nicht unwesentliche Stütze erhalten.

3.

Dass die Gestalt, in welcher die 'Penthesilea' uns vorliegt, das Ergebniss einer mannigfachen Überarbeitung ist, beweisen die nicht nur von dieser, sondern auch unter einander mannigfach abweichenden Redactionen im 'organischen Fragment' des Phöbus und in der Berliner Handschrift (*M* bei Zolling), die beide, in welchem Verhältniss sie auch zu einander stehen mögen, jedenfalls der gegenwärtigen Gestalt unsers Stücks gegenüber sich als frühere Bearbeitungen darstellen.[17]) Diese Abweichungen bestehen nicht nur in einer oft bedeutenden Verschiedenheit der sprachlichen Form, sondern sind auch zum Theil sachlicher Natur. So kennt weder das Fragment noch *M* die Rolle der Meroe. Dieselbe ist im wesentlichen mit auf Asteria übertragen, die damit eine erhöhte Bedeutung erhalten hat. Nur im 9. Auftritt ist statt ihrer in *M* die sonst nicht weiter vorkommende Cynthia eingetreten. Vereinzelte Verse sind namenlosen Personen zugetheilt. Diese ursprüngliche Fassung war insofern glücklicher, als Asteria, die vor Beginn der Entscheidungsschlacht von Penthesilea mit der Führung des Heeres beauftragt wird (V. 849), dort später thatsächlich

[17]) Köpke (Heinrich v. Kleists politische Schriften S. 7) hält *M* wohl mit Recht für die frühеste der vorhandenen Bearbeitungen. Eine erneute Untersuchung der Frage, die auch die von dem Dichter bei der Durchsicht der Handschrift vorgenommenen Änderungen genau festzustellen und zu verwerthen hätte, würde trotzdem nicht überflüssig sein.

auch in der Ausübung dieses Amtes erscheint (V. 1871. 2228), während sie jetzt im weiteren Verlauf des Stückes ganz hinter Meroe zurücktritt und überhaupt nur noch einmal mit einem Verse bedacht ist (2311). Wichtiger noch ist es, dass im Fragment wie in *M* im 5. und 6. Auftritt (V. 703. 983) statt des Tempels der Artemis der Tempel der Aphrodite genannt wird, was beweist, dass diese Scenen jedenfalls vor der grossen Erzählung im 15. Auftritt (vgl. V. 2074 u. s.) verfasst sind und dem Dichter damals das Bild des Amazonenstaates, wie er es später entwarf, noch nicht in allen Einzelheiten klar vor der Seele stand. Aber diese und andere Abweichungen von der späteren Fassung sind doch wenig eingreifender Natur und können insbesondere zur Lösung der Frage, ob und wieweit noch Spuren eines abweichenden Entwurfs sichtbar sind, kaum etwas beitragen. Wir sind daher zur Entscheidung dieser Frage wesentlich auf eine genaue Beobachtung und Analyse unsers Stückes selbst angewiesen.

Penthesilea nennt sich V. 646, indem sie ihrer Ohnmacht im Kampfe mit Achill gedenkt, die 'mit aller Götter Fluch Beladene', und in Übereinstimmung damit spricht sie in der schon oben citirten Stelle V. 1679 f. und V. 1686 ff. von den 'Eumeniden', die sie verfolgten, und von dem 'Unglück', das ihr Herz so lange verbittert. Man könnte geneigt sein, diese Stellen in Zusammenhang zu bringen mit jenem bei Quint. Smyrn. (vgl. Serv. ad. Verg. Aen. I, 491) erwähnten Zug der Sage, wonach Penthesilea ihre Schwester auf der Jagd getödtet und deshalb von den Erinnyen verfolgt sei, und man könnte dementsprechend in jenen Worten Spuren eines früheren Entwurfs entdecken wollen. Aber diese Deutung wird widerlegt durch die Fassung, welche die Stelle V. 1686 ff. in *M*, also in der früheren Bearbeitung, zeigt. Dort heisst es:

Vernichtet hat die Glut mich, umgewandelt,
Und nicht mehr kenntlich war ich mir und dir.

Das Unglück also, der Fluch, unter dem Penthesilea steht, ist ihr mit den Satzungen des Amazonenstaates unvereinbares leidenschaftliches Streben, den Achill zu besitzen. Es wird indess niemandem entgehen, dass der Dichter in

der Form, mit welcher er seine Heldin von jener schuldigen Leidenschaft sprechen lässt, über die Grenzen der gegebenen Situation leicht hinüberspielt. Hier, wie an andern Stellen unsers Stückes, schimmert durch die Hülle der dramatischen Objectivität die eigene Stimmung des Dichters hindurch. Er selbst ist es, der sich 'von den Furien verfolgt' fühlt, er selbst ist es, den 'das Unglück heftig, wild und ungerecht' macht.

Anders steht es mit der folgenden Stelle. V. 1296 ff. theilt Prothoe der verwundeten Königin mit, dass sie das zerstreute und in die Flucht geschlagene Amazonenheer nach Pharsos[18]) gewiesen habe; sie dringt in sie, den Fliehenden zu folgen und, nach Heilung ihrer Wunden, den Kampf von jenem Punkt aus fortzusetzen. Hier wird von Pharsos als einem bekannten und für den Verlauf des Krieges besonders wichtigen Ort gesprochen, und doch kommt eine Beziehung auf denselben in dem ganzen Stück sonst nicht vor. Die Stelle (V. 1296—1337) trägt überhaupt einen heterogenen Charakter und fällt sichtlich aus dem Zusammenhange heraus. Denn die Äusserung der Prothoe, dass das ganze Heer nach Pharsos von ihr gewiesen sei, steht im Widerspruch mit den folgenden Auftritten, wo die Amazonen, und nicht bloss ein kleineres 'Gefolge', wieder in der Nähe der Penthesilea gedacht werden müssen (V. 1450 ff.). Diese Stelle muss demnach ursprünglich für einen anderen Zusammenhang bestimmt gewesen sein.

Ausschlaggebend für unsere Frage ist die Fassung, wie sie der 8. und 9. Auftritt gegenwärtig zeigen. Die Königin, getroffen vom Speer des Achill, sinkt, 'die Todtumschattete', vom Pferd. 'Röchelnd, mit zerrissener Brust, das Haar verstört vom Scheitel niederflatternd' wird sie den Händen des Peliden entrissen und den 'hintern Reihen zugeführt', wo sie wieder zu sich kommt. Von Prothoe ins Amazonenlager zurückgeleitet sucht sie vergeblich sich aufzuraffen. 'Der Fuss versagt brechend ihr den Dienst', und 'sei's der Glieder, der verwundeten, sei's der verletzten Seele Schmerz',

---

[18]) Einen Ort 'Pharsos' giebt es ebenso wenig wie 'Thermidora' (*M* V. 1451); es sind willkürlich gebildete Namen.



sie sinkt zum zweitenmal ohnmächtig zusammen. Inzwischen ist Achill herbeigekommen und schützt die leblos Daliegende vor der Rache der vorüberstürmenden Griechen. Alles dies steht in den wesentlichsten Zügen mit der Sage im Einklang. Man würde nun hiernach auch einen der Sage analogen Ausgang mit dem Tode der Penthesilea erwarten, oder, im andern Falle, wenigstens den Versuch, durch irgend eine Wendung der Handlung die Heilung der Königin von ihren Wunden zu motiviren. Statt dessen sehen wir diese, nachdem sie aus ihrer Ohnmacht erwacht, unter dem Einfluss der an ihr verübten Täuschung plötzlich wie von Lebenskraft und Lebensmuth überschäumen, und von ihrer Verwundung ist im Folgenden überhaupt nicht mehr die Rede.[19]) Ja, der ganze weitere Verlauf der Handlung, besonders die grosse Scene zwischen Penthesilea und Achill, ist bei Voraussetzung der Verwundung überhaupt so nicht denkbar. Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, dass, als der Dichter die Verwundungsscene dichtete, er an einen Ausgang wie den gegenwärtigen noch nicht dachte. Somit erweist sich der 8. Auftritt als der eigentliche Angelpunkt für unsere Frage und von ihm hat daher der Versuch einer etwaigen Reconstruction des ursprünglichen Entwurfs unserer Dichtung auszugehen. Freilich sind die hierfür in Betracht kommenden Scenen, wie sie jetzt vorliegen, so eng in einander gearbeitet, dass es schwerer zu sagen sein wird, was dem früheren Entwurf angehört haben muss, als was ihm nicht angehört haben kann. Der Einschnitt nach vorwärts liegt zwischen dem 13. und 14. Auftritt. Denn vom 14. Auftritt an bis zum Schluss wird die Verwundung ignorirt. Der 14. Auftritt ist ausserdem noch in anderer Beziehung unvereinbar mit dem Vorhergehenden. Wir sehen im Beginn desselben die Königin aus ihrer Ohnmacht erwachen. Sie hält den wirklichen Vorgang ihrer Überwindung durch Achill für einen Traum, und wird in diesem Wahn von Prothoe bestärkt, die im Einverständniss mit Achill den Glauben in ihr erweckt, dass sie den Peliden

[19]) Nur einmal noch, in der Schlussscene (V. 2821), wird vorübergehend darauf hingedeutet. Aber dieser Vers ist, wie der Zusammenhang lehrt, offenbar erst später, nach Abschluss des Ganzen, eingefügt.

besiegt und zum Gefangenen gemacht habe. Diese Täuschungsscene, auf welche auch im 15. Auftritt wiederholt Bezug genommen wird (V. 1752 u. s.), steht im geradesten Widerspruch mit den Vorgängen des 8. und 9. Auftritts. Dort heisst es, dass die Königin nach 'ihrer Verwundung' sich unter den hinteren Reihen erholt habe; und dementsprechend erscheint sie im 9. Auftritt bei völligem Bewusstsein über den Hergang aufgeklärt und bespricht mit Prothoe die Möglichkeit der Flucht, worauf sie dann zum zweitenmal in Ohnmacht fällt. Da nun die Täuschungsscene die Voraussetzung für alle dem 14. Auftritt folgenden Scenen bildet, so haben wir hierin einen neuen Beweis, dass diese einem andern Entwurf angehören, als die unmittelbar vorhergehenden Auftritte. Innerhalb der Gruppe der elf letzten Auftritte nimmt der 15. wieder einen besonderen Platz für sich ein. Achill fragt V. 1774 die ihn bekränzende Penthesilea, wer sie sei, und da er nicht sofort Antwort erhält, so wiederholt er bald darauf eindringlicher seine Frage (V. 1809 ff.):

Achilles. O du, die eine Glanzerscheinung mir,
Als hätte sich das Ätherreich eröffnet,
Herabsteigst, Unbegreifliche, wer bist du?
Wie nenn' ich dich, wenn meine eigne Seele
Sich, die entzückte, fragt, wem sie gehört?

Penthesilea. Wenn sie dich fragt, so nenne diese Züge,
Das sei der Nam', in welchem du mich denkst. —
Zwar diesen goldnen Ring hier schenk ich dir,
Mit jedem Merkmal, das dich sicher stellt;
Und zeigst du ihn, so weis't man dich zu mir.
Jedoch ein Ring vermisst sich, Namen schwinden;
Wenn dir der Nam' entschwänd', der Ring sich misste,
Fändst du mein Bild in dir wohl wieder aus?
Kannst du's wohl mit geschloss'nen Augen denken?

Achilles. Es steht so fest, wie Züg' in Diamanten.

Penthesilea. Ich bin die Königin der Amazonen,
Er nennt sich Mars-erzeugt, mein Völkerstamm,
Otrere war die grosse Mutter mir,
Und mich begrüsst das Volk: Penthesilea.

Achilles. Penthesilea.

Penthesilea. Ja, so sagt' ich dir.

Achilles. Mein Schwan singt noch im Tod': Penthesilea.

Diese Stelle ist völlig unverträglich mit der ganzen bisherigen Handlung. Schon bei der Gesandtschaft der Griechen an Penthesilea hat Achill Gelegenheit gehabt, diese zu sehen (V. 57 ff.), er ist an dem Tage der Handlung selbst zweimal mit ihr im Kampf zusammengetroffen (2.—3., 8. Auftr.), und er weiss in beiden Fällen genau, mit wem er es zu thun hat (V. 547. 1139), er folgt der Verwundeten, als sie vom Schlachtfeld zurückgeführt wird, und schützt sie gegen den Diomedes, ja er hat sie soeben erst mit der Anrede 'erhabne Königin' selbst begrüsst (V. 1611). Für diesen Widerspruch habe ich nur folgende Erklärung. Die Bekränzungsscene gehörte, ebenso wie die Verkleidungsscene in den 'Schroffensteinern' (V, 1), zu jenen Lieblingsbildern, welche die Phantasie unsers Dichters beschäftigten und welche ohne Beziehung auf einen bestimmten dramatischen Zusammenhang selbständig für sich plastische Gestalt in seinem Geiste angenommen hatten. Wir finden dasselbe Bild, nur in engerem Rahmen und weniger glänzend durchgeführt, schon in den 'Schroffensteinern' in der Scene zwischen Ottokar und Agnes (II, 1), wo Ottokar ganz ähnlich wie Achill gezeichnet ist und wo sich charakteristischerweise auch der Umstand findet, dass die Liebenden sich gegenseitig nicht kennen. Hier in der 'Penthesilea' ist die Scene mit einer gewissen Gewaltsamkeit eingefügt, und es scheint dem Dichter der Widerspruch mit der ursprünglichen Fassung nicht einmal zu rechtem Bewusstsein gekommen zu sein. Dass innerhalb dieser Scene die grosse Episode von der Gründung und den Einrichtungen des Frauenstaates von Anfang an in dieser Ausführlichkeit von Kleist geplant war, ist kaum anzunehmen. In ihrer gegenwärtigen umfangreichen Gestalt unterbricht sie den Gang der Handlung in höchst auffallender Weise, und es ist nicht zu leugnen, dass die Ruhe, ja Harmlosigkeit, mit der wir den Achill einer so weit ausholenden Erzählung lauschen sehen, innerhalb der gegebenen Situation etwas Undramatisches, wenn nicht Unwahrscheinliches hat. Dem passiven Verhalten des Achill ist es ja allein zuzuschreiben, dass die Königin den Griechen wieder entrissen wird, und es ist befremdend, dass Odysseus und Diomedes in der

erregten Scene des 21. Auftritts dieses Umstandes mit keinem Worte gedenken. Auch hier wird man annehmen dürfen, dass die in Rede stehende Erzählung für sich, ohne unmittelbare Rücksicht auf die umgebende Situation, ausgearbeitet ist, und dann, wie sie in einem Guss entstanden war, als letztes einheitliches Glied in die Kette des schon abgeschlossenen Ganzen eingefügt wurde.

Was die dem 14. Auftritt unmittelbar vorhergehenden Scenen betrifft, so entwickeln sie sich ebenso consequent aus dem 8. Auftritt, wie sie mit der Gruppe der elf letzten Auftritte im Widerspruch stehen. Sie gehören, wie nicht zu zweifeln ist, dem älteren Entwurf an. Denn wenn es schon zu erklären ist, wie der Dichter später das Verwundungsmotiv fallen lassen konnte, so ist doch nicht abzusehen, was ihn hätte bestimmen können, es im Widerspruch mit den späteren Auftritten nachträglich aufzunehmen. Wie sich der Ausgang der Handlung nach dem ersten Entwurf im einzelnen gestalten sollte, darüber erhalten wir durch diese Auftritte keinen bestimmteren Aufschluss. Das aber darf angenommen werden, dass der 8. Auftritt, der jetzt nur die Bedeutung eines im weiteren Verlauf auf die Katastrophe hinwirkenden Momentes hat, ursprünglich die Katastrophe selbst enthalten sollte. Denn die Aufnahme jener in Poesie und Bild so mannigfach verherrlichten Scene hatte nur Sinn, wenn sie auch die in der Sage ihr angewiesene Stellung behauptete, und für diese Auffassung sprechen ja auch die Worte selbst (V. 1122—1142), bei denen jeder an eine tödtliche Verwundung denken wird. In dem folgenden, 9. Auftritt, zeigt der Inhalt der obenerwähnten Verse 1296—1337 deutlich, dass dem frühern Entwurf die Wiederbefreiung der Königin durch die Amazonen fremd war; auch darin erkennen wir die grössere Übereinstimmung des ursprünglichen Planes mit der Sage. Die Thatsache aber, dass jene Verse jetzt gänzlich isolirt dastehen, ist ein Beweis, dass auch die Auftritte 9—13 eine Überarbeitung erfahren haben. Nach dem ersten Entwurf sollte offenbar die Flucht der gefangenen Griechen in dem Augenblick erfolgen, wo das griechische Heer siegreich in das Amazonenlager vordringt (12. Auftr.). Diese

Flucht, die nach der ganzen Anlage des Stücks einen besonders wichtigen Wendepunkt in der Handlung bilden musste, ist jetzt wie im Vorübergehen behandelt (V. 2326) und geschieht ausserdem auffallender Weise erst in dem Moment, wo die Griechen von den Amazonen wieder zurückgedrängt werden. Da indessen das Ziel der Überarbeitung darin bestand, die Verbindung mit den selbständig ausgearbeiteten elf letzten Auftritten herzustellen, so mussten selbstverständlich alle Motive, die hierbei im Wege standen, fortfallen. An ihrer Stelle legte der Dichter dann das Hauptgewicht auf die Darstellung des seelischen Zustandes seiner Heldin, und indem er diesen mit der ihm eigenen Kunst in mannigfachen charakteristischen Zügen veranschaulichte, liess er den Gedanken an die Verwundung schon jetzt absichtlich zurücktreten. Er erfand die zweite Ohnmacht und spann so den Faden zu den folgenden Scenen hinüber, während er gleichzeitig die Verbindung mit dem 8. Auftritt durchschnitt.

Die dem 8. Auftritt vorangehenden Scenen enthalten keine bestimmte Hindeutung auf die Scenen des neuen Entwurfs und es hindert daher nichts, sie alle dem alten Plan zuzurechnen.[20]) Doch lassen sich auch hier wieder deutlich mehrere Gruppen von Auftritten unterscheiden. Es gehören einerseits zusammen der 1. bis 4., und andererseits der 5. bis 7. Auftritt. Innerhalb der ersten vier Auftritte machen sich wieder besondere Unterschiede geltend. Die Situation, wie sie sich in dem 5. Auftritt darstellt, ist folgende. Es hat soeben eine entscheidende Schlacht stattgefunden, in welcher die Amazonen gesiegt und zahlreiche Gefangene gemacht haben. Sie halten damit den Krieg

[20]) Nur an einer Stelle findet sich eine Beziehung auf die Schlussscene. Im 4. Auftr. (V. 610 ff.) sagt Achill, dass er nicht eher ablassen wolle von der Verfolgung der Penthesilea, als bis er sie 'die Stirn bekränzt mit Todeswunden durch die Strassen häuptlings schleifen' werde. Diese Worte weisen vorbedeutungsvoll auf den Schluss hin, wo Achill selbst 'diese blutgen Rosen, dieser Kranz von Wunden' (V. 2907 f.) von Penthesilea ums Haupt gelegt werden. Aber jene Verse im 4. Auftr. sind, wie eine Vergleichung mit *M* zeigt, erst später durch Änderung eingesetzt.

für beendigt und begrüssen die Penthesilea als 'des Rosenfestes Königin'. Diese aber erklärt, noch einmal das Glück der Schlacht versuchen zu wollen, um den Peliden zu überwinden. Über diese Frage findet eine Art von Kriegsrath statt, in welchem alle übrigen die Absicht der Königin missbilligen und allein Asteria sich auf ihre Seite stellt. Diese Vorgänge lassen sich nicht vereinigen mit den unmittelbar voraufgehenden Auftritten. Diese entrollen uns das Bild einer Schlacht, in welcher die Griechen zurückgeschlagen werden und Achill nur mit Mühe der verfolgenden Penthesilea entkommt. Eine entscheidende Bedeutung kann man dieser wilden Flucht des Griechenheeres nicht beilegen; es ist ein Kampf, wie deren in den vorhergehenden Erzählungen schon mehrere geschildert sind (V. 118 ff. 143 ff.). Auch dient ja die Schlacht selbst nur als Folie für die Flucht des Achill, die das Interesse in dieser grossen Scene (2.—3. Auftr.) allein auf sich concentrirt. Und wie passen die Worte der Penthesilea auf den Achill, der soeben noch vor ihr geflohen (V. 638 ff.)?

Ich will zu meiner Füsse Staub ihn sehen,
Den Übermüthigen, der mir an diesem
Glorwürd'gen Schlachtentag, wie keiner noch,
Das kriegerische Hochgefühl verwirrt.
Ist das die Siegerin, die schreckliche,
Der Amazonen stolze Königin,
Die seines Busens erzne Rüstung mir,
Wenn sich mein Fuss ihm naht, zurückespiegelt?
Fühl ich, mit aller Götter Fluch Belad'ne,
Da rings das Heer der Griechen vor mir flieht,
Bei dieses einz'gen Helden Anblick mich
Gelähmt nicht, in dem Innersten getroffen,
Mich, mich die Überwundene, Besiegte?

Viel besser würde sich die Situation des 5. Auftritts mit der Handlung im 1. Auftritt vereinigen. Dort ist von einem Treffen des vorhergehenden Tages die Rede (V. 143 ff.), in welchem des griechischen Heeres 'ganze Blüthe' herabgesunken ist und zahlreiche Gefangene verloren gegangen sind. Hierzu würden auch die Worte der Asteria im 5. Auftritt (V. 757 ff.) stimmen:

Erst heute, weisst du, mit der Dämmerung
Auf diesem Platz schlagfertig treff' ich ein;
Und jauchzend schallt aus tausend Kehlen mir
Die Nachricht zu: der Sieg, er sei erkämpft,
Beschlossen schon auf jede Forderung
Der ganze Amazonenkrieg.

Es kann in der That nicht zweifelhaft sein, dass die letzte Schlacht mit der Flucht des Achill, d. h. der 2. bis 4. Auftritt, erst später, nachdem der 1. und 5. Auftritt schon abgeschlossen waren, eingeschoben, und zwar zugedichtet ist in der Absicht, um von vornherein den Achill in einer prägnanten Situation der Penthesilea gegenüber zu zeigen. Aus diesem Umstande erklärt es sich auch, dass der Schluss des 4. und der Anfang des 5. Auftritts nicht recht in einander greifen. Dem Achill wird gemeldet, dass Penthesilea von neuem heranrücke, und er rüstet sich, ihrem Angriff zu begegnen. Im 5. Auftritt dagegen hören wir zwar Penthesilea die Absicht äussern, dass sie den Kampf von neuem aufnehmen wolle; aber im Aufbruch befindet sie sich so wenig, dass sie über jene ihre Absicht erst den Rath der Fürstinnen hören will. Sie geht ihrerseits erst vor, nachdem sie die Meldung vom Herannahen des Achill erhalten hat (V. 840). Selbstverständlich widerspricht es nicht der aufgestellten Behauptung, wenn im 5. Auftritt wiederholt auf die Schlacht am Morgen zurückgewiesen wird. Diese Bezugnahme ist eine Folge späterer Überarbeitung.

Auch der 1. Auftritt hat eine Überarbeitung erfahren, und zwar ist es klar, dass die Rolle des Diomedes erst später in denselben aufgenommen ist. Er soll erst am Tage vorher auf dem Schlachtfelde eingetroffen sein (V. 143 f.), und doch spricht er, als ob er von Anfang an den Begebenheiten beigewohnt habe (V. 139 ff. 159 ff). Auch redet Antilochus wiederholt den Odysseus allein an, wo doch Diomedes nicht weniger in Frage kommt, z. B. V. 194 ff.:

Mich sendet Agamemnon her, und fragt dich, [Odysseus]
Ob Klugheit nicht bei so gewandelten
Verhältnissen den Rückzug dir gebiete.

Der Auftritt mochte ursprünglich nur aus einem Dialog zwischen Odysseus und Antilochus bestehen. Um der da-

durch entstehenden Monotonie zu begegnen, wurde jenen später noch Diomedes zugesellt, dem nun die Verse des Odysseus, welche sich auf den dem Tag der Handlung voraufgehenden Schlachttag beziehen, zuertheilt wurden (V. 139—155 und 157—192). Diese Übertragung wurde damit motivirt, dass Diomedes erst am vorhergehenden Tage (V. 143) beim Heere eingetroffen sei, obgleich diese nachträgliche Hilfeleistung sich nicht recht vereinigt mit dem Zweck der Gesandtschaft des Antilochus. Odysseus und Diomedes sind so in unserm Stück, wie sie es ja auch zum Theil in der Sage sind, zu einem unzertrennlichen typischen Paar geworden. Dem ersten Auftritt musste ursprünglich noch eine Scene folgen, in welcher dem Achill die Botschaft des Agamemnon mitgetheilt und von ihm in barscher Weise, ähnlich wie im 4. Auftritt V. 587—615, zurückgewiesen wurde. Die Gesandtschaft des Antilochus lässt der Dichter jetzt plötzlich und unvermittelt mit dem Schluss des 4. Auftritts fallen. Auf eine weitere Entwickelung dieses Motivs, welches nur das bequeme Vehikel für die Exposition der Handlung ist, war es wohl auch in dem früheren Entwurf nicht abgesehen.

In der ersten Bearbeitung war jedenfalls der Oberpriesterin eine hervorragende Rolle zugewiesen. Sie repräsentirt gegenüber dem leidenschaftlich subjectiven Gebahren der Königin die Heiligkeit der Gesetzes. Sie erscheint jetzt in dieser Eigenschaft im 7., 9. und besonders im 19. Auftritt. Aber nach der gegenwärtigen Gestalt unsers Dramas wird Penthesilea das Opfer einer Täuschung und eines Missverständnisses. Wenn auch die strafende Rede der Oberpriesterin (V. 2312—2341) sich ihr tief in die Seele bohrt, so sind es doch diese Vorwürfe nicht, sondern es ist der Schmerz und die Empörung, weil sie sich verschmäht und verhöhnt glaubt, was sie zu ihrer schrecklichen Rachethat treibt. Wenn sie daher in der Schlusscene die Oberpriesterin mit stummer Geberde als die eigentliche Veranlasserin dieser That bezeichnet (V. 2718 ff.), so spiegelt sich darin jetzt das wahre Motiv nicht rein wieder. Nach dem ersten Entwurf wollte Kleist offenbar seine Heldin an dem Conflict zwischen Neigung und Pflicht zu Grunde gehen

lassen. Dieser Plan ist auch bis zum 8. Auftritt klar durchgeführt. Ja, es scheint, als wenn der entscheidenden Wendung im 8. Auftritt ursprünglich eine Scene zwischen der Oberpriesterin und der Königin voraufging, in welcher jener Conflict mit besonderer Schärfe zum Ausdruck gebracht war. Denn ein Rest eines ursprünglichen Dialogs zwischen den beiden ist es doch wohl, der uns in den Versen erhalten ist, mit welchen die Oberpriesterin jetzt ganz unvermittelt die abwesende Penthesilea anredet (V. 1045 f.):

> Ziemt's einer Tochter Ares', Königin,
> Im Kampf auf einen Namen sich zu stellen?

Aber nach dem 8. Auftritt entfernt sich die Handlung immer mehr von diesem Ausgangspunkt. Der Dichter concentrirt das Interesse immer einseitiger auf das persönliche Verhältniss der beiden Hauptpersonen zu einander, und es wirkt fast störend, wenn am Schluss der ursprüngliche Gedanke durch die veränderte Fassung wieder bestimmter hindurchblickt.

Nur in den Hauptzügen hat sich eine Reconstruction des anfänglichen Entwurfs als möglich erwiesen. Als sicherstes und wesentlichstes Ergebniss der angestellten Untersuchung darf angesehen werden, dass nach dem ursprünglichen Plan das Stück einen der traditionellen Sagengestalt entsprechenden Ausgang nehmen und mit dem Fall Penthesileas von Achills Hand schliessen sollte. Davon abgesehen deckte sich der frühere Entwurf ungefähr mit dem gegenwärtigen. Die Einkleidung und Voraussetzung der Handlung war im wesentlichen dieselbe. Nur die tragische Grundidee war dort klarer und consequenter durchgeführt, Schuld und Untergang der Heldin einheitlicher motivirt. Dementsprechend war der Oberpriesterin als der Vertreterin der Unverbrüchlichkeit der bestehenden Satzungen des Amazonenstaates eine wesentlich bedeutendere Rolle eingeräumt. Diesem ersten Entwurf gehörten vielleicht, wenn auch vielfach in anderer Gestalt, die ersten dreizehn, jedenfalls der 8. und 9. Auftritt der gegenwärtigen Fassung an. Ob und in welchem Sinne die Schlusscenen bereits aus-

gearbeitet waren, lässt sich nicht mehr erkennen. Den ursprünglichen Plan der Katastrophe ersetzte der Dichter unter Anlehnung an eine vereinzelte Version der Sage und unter Benutzung eines Euripideischen Motives durch eine völlig neue Fassung, die ihrerseits eine besondere Motivirung durch eine Reihe von neuen Scenen nöthig machte. Die auf diesen neuen Plan sich beziehenden elf letzten Auftritte der gegenwärtigen Fassung arbeitete er für sich aus und verband sie mit den vorhergehenden Auftritten, indem er die Täuschungsscene im 14. Auftritt erfand und die unmittelbar vorhergehenden Auftritte einer theilweisen Umarbeitung unterwarf. Durch diese Änderung des ursprünglichen Entwurfs sind verschiedene bedeutende Widersprüche in dem Gange der Handlung veranlasst, so besonders die Unvereinbarkeit der Verwundung der Penthesilea im 8. Auftritt mit den Vorgängen der letzten elf Auftritte. Auch ist durch diese Umarbeitung eine Trübung des Grundgedankens in der zweiten Hälfte der Dichtung hervorgerufen, insofern Penthesileas Untergang jetzt thatsächlich durch eine Verkettung von zufälligen, auf Missverständnissen beruhenden Umständen, und nur mittelbar durch die aus ihrer Schuld sich ergebende tragische Verflechtung der Verhältnisse herbeigeführt wird.[21])

Überarbeitungen oder nachträgliche Erweiterungen haben auch in anderen Kleistischen Dichtungen, wie in den 'Schroffensteinern', im 'Käthchen von Heilbronn', im 'Prinzen von Homburg' im einzelnen Ungleichheiten oder Widersprüche hervorgerufen. Aber in keinem Kleistischen Werk finden sich diese Fehler auch nur entfernt so zahlreich wie in der 'Penthesilea'. Es ist dies um so auffallender, da die Bearbeitungen in *M* und im Phöbus deutlich den unverdrossenen Fleiss bekunden, mit dem der Dichter an der Vervollkommnung auch dieses Stückes feilte. Der Grund für diese Thatsache kann nur in der Art der Entstehung des Werkes gesucht werden. Wir haben an den 'Schroffensteinern' ein Beispiel, wie Kleist bei dem Ausarbeiten seiner

---

[21]) Brahm (a. a. O. S. 205) hat diesen Widerspruch wohl empfunden, aber seine Ursache nicht erkannt.

Dichtungen verfuhr. Die 'aus ursprünglich losen Heften und Blättern' zusammengefügte Berliner Handschrift jenes Stückes lässt erkennen, wie sich das Werk bis zum Druck in einer unablässigen Umwandlung befand und selbst noch bei der Druckrevision vielfache Striche und Zusätze erfuhr. Bei der Umarbeitung einer Scene wurde ein neues Blatt eingefügt und die ältere Fassung entfernt, wobei aber häufig die Redaction nur oberflächlich durchgeführt wurde, so dass störende Reste der ursprünglichen Gestalt vielfach erhalten blieben (Zolling, Kleistausg. 1, 61 f.). Ähnlich muss das Verfahren des Dichters auch bei der 'Penthesilea' gewesen sein. Auch hier kann nur ein fortwährendes Ändern und Umdichten, ein oftmaliges Aufnehmen und Aufgeben von Motiven, ein vielfaches umgestaltendes Eingreifen in das schon abgeschlossene Manuscript der Grund gewesen sein, dass sich Widersprüche und Nachlässigkeiten so zahlreich in die gegenwärtige Form unseres Stückes eingeschlichen haben. Ja, eine der Hauptscenen (15. Auftr.) scheint ohne alle Rücksicht auf den Gesammtplan der Handlung gedichtet und, so wie sie war, ohne jede Redaction in das Ganze eingeschaltet zu sein. Eine Entfernung der Spuren der ursprünglichen Fassung mochte aber oft um so weniger gelingen, als gewiss nicht selten eine Änderung die andere verdrängte. Hätten wir genauere Kunde von den Umständen, unter welchen unsere Dichtung entstand, so würde vielleicht auch dadurch manche Unregelmässigkeit in ihr erklärt werden. Es ist sehr wohl möglich, dass Kleist auch während seiner Gefangenschaft in Frankreich an der 'Penthesilea' gearbeitet hat (vgl. Brahm a. a. O. S. 228); durch eine Lage, in welcher er von allen litterarischen Hilfsmitteln entblösst allein auf sein Gedächtniss angewiesen war, würden in der That viele der oben erwähnten formalen Verstösse, welche jetzt auch bei einem ungründlich gebildeten Dichter fast unbegreiflich erscheinen, leichter erklärlich werden. Aber alle diese Flecken können freilich den herrlichen Glanz dieses Werkes, aus welchem uns die Seele seines Schöpfers selbst in ihrem Stolz und ihrem Schmerz entgegenstrahlt, nicht trüben. Über alle Widersprüche trägt uns die stürmische Macht eines echten

Dichtergenius hinweg und reichlich wird, was der Handlung an Einheit mangeln mag, durch die Einheit, Wahrheit und titanische Grossheit der Charaktere ersetzt.

Halle a. S. Johannes Niejahr.

Nordische Stoffe bei Fouqué.

1.

Gerstenberg war bekanntlich der erste, der die altnordische Mythologie in die deutsche Dichtung eingeführt hat; ihm schloss sich Klopstock an und rief die bekannten Nachahmer hervor. Von so vorübergehender Wirkung und geringer Bedeutung ihre Dichtungen waren, so wird man dennoch die Thatsache nicht abstreiten können, dass durch sie auch Fouqué zu seinen altnordischen Studien angeregt wurde. Sagt er doch selbst: 'Gar überwältigend aber trat mehr und mehr die altnordische Sagenwelt um diese Zeit [seine Knabenzeit] in das geistige Leben und Weben des Knaben herein. Schon früher hatten ihn Anklänge aus Klopstocks Liedern auch in dieser Hinsicht ergriffen. Nun aber — wie ward dem etwa zwölfjährigen Knaben, als er bei einem Besuch in der Nachbarschaft auf dem Lande, beim Durchstöbern einer zahlreichen aber wenig benutzten Büchersammlung, Sined's Lieder antraf, das hiess: die Gedichte des anagrammisirten Pater Denis aus Wien, den er wohl als Übersetzer Ossians kannte und ehrte, der sich aber hier als Druide eingeführt hatte und Lieder im altnordischen Heldentone sang: zum Theil ihm eigens von der Muse eingegeben, grösstentheils aber aus der Edda, für die damalige Zeit und Hilfsmittel, getreu genug übersetzte, mit belehrenden Anmerkungen begleitet' (Lebensgeschichte S. 68 ff.).[1]) Allerdings haben auch andere Umstände mitgewirkt. W. Pfau hat in dieser Vierteljahrschrift 2, 161 ff.

[1]) Vgl. auch seine folgenden Worte: 'Und diese Asahelden und Asynien, die Walkyren, die Nornen, die Ungeheuer einer grausenvollen Urwelt, feindlich ringend wider die edlen Walhalla-Wonnen, erschlagen habend durch tückischen Trug den schönsten Odins-Sohn'

eine Übersicht über den Betrieb des Altnordischen bis zum Jahre 1750 geliefert. Diese Studien blieben nicht mehr stocken; sie wurden unmittelbar fortgesetzt, vor allem durch Gräter. Es ist wiederum das Verdienst Klopstocks, Kretschmanns und Denis', auch ihn für die altnordische Poesie begeistert zu haben, deren besseres Verständniss er in Deutschland angebahnt hat. Er that dies theils durch seine Übersetzungen, insbesondere aus der älteren Edda, an welche Abhandlungen über Gegenstände der nordischen Mythologie angeknüpft wurden, theils und hauptsächlich durch die von ihm herausgegebene Zeitschrift Bragur — ein litterarisches Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit (1791—1802). Diese Zeitschrift war der Pflege altgermanischer Studien gewidmet und für die nordische Poesie leistete das meiste Gräter selbst. So brachte gleich der erste Band unter anderm seine Abhandlung: Über den Geist der nordischen Dichtkunst und Mythologie, fortgesetzt auch im 2. und 3. Bande; Nordische Schöpfungsgeschichte oder älteste Vorstellung der Welt-, Götter- und Menschen-Entstehung aus der jüngeren Edda; weitere Bände brachten die Abhandlung Von Baldur dem Guten, Nordische Gedichte, Seyers Niederfahrt zur Göttin Freya u. a. m. Dieselben Zwecke verfolgte die später auch von Gräter gegründete Zeitschrift Idunna und Hermode.

Die ergiebige Thätigkeit Gräters und seiner Zeitgenossen war für die Romantiker gewissermassen vorbereitend, von denen das Studium des Altdeutschen und Altnordischen um so eifriger betrieben wurde, je mehr

den Besten aller Menschen, Baldur den Guten, zu aller Welt nie endender Wehklage, geheimnissreich, annoch völlig unsichtbar über dem allen waltend, Allvater in seeliger Weisheit und Liebe am Ende aller Dinge sich offenbarend in friedsamer, fortan unzerstörbarlicher Herrlichkeit! All diese Wundergebilde walteten fortan im Geiste des Knaben vor, und sein liebstes Ringen, Forschen und Singen bezog er fortan auf sie, und diese geheimnissvolle Liebe und Sehnsucht hält noch vor in demselben nun 63 Jahre lang im irdischen Leibe wallenden Geiste.' Und A. W. Schlegel schreibt ihm einmal, der eigentliche Magnet in ihm stehe nach Norden (ebendas. S. 263). Sonst finden sich aber keine Äusserungen darüber, womit er sich speciell beschäftigt und woher er seine Kenntniss des Altnordischen genommen hätte.

die Reaction gegen die ausschliessliche Vergötterung des klassischen Alterthums um sich griff. Tieck, der die Pflege der altdeutschen Litteratur von Wackenroder als ein heiliges Vermächtniss empfangen hatte, die jugendlichen Brüder Grimm, Friedrich und A. W. Schlegel, v. d. Hagen und Docen waren die ersten Träger der neuen Richtung. Das Nibelungenlied wurde zum Gegenstande ernster Untersuchung. J. Grimm lässt im Neuen litterarischen Anzeiger 1807 die Abhandlung Über das Nibelungen-Lied erscheinen, in der Zeitung für Einsiedler 1808 spricht er darüber, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten, Wilhelm behandelt im Münchener neuen litterarischen Anzeiger 1809 die Frage über die Originalität der Nibelungen, beurtheilt in den Heidelbergischen Jahrbüchern der Litteratur 1809 die Hagensche Ausgabe derselben und lässt einen wichtigen Aufsatz folgen: Über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniss zur nordischen; 1811 übersetzt er altdänische Heldenlieder und will schon in diesem Jahre mit Jacob die Edda mit altnordischen Sagen herausgeben; allein v. d. Hagen kam ihnen zuvor, so dass sie erst 1815 dreizehn Lieder der älteren Edda erscheinen lassen konnten. Tieck beabsichtigte das Nibelungenlied ins Neuhochdeutsche zu übertragen, wovon aber nur ein Theil zu stande kam. Sehr eingehend handelt über dasselbe A. W. Schlegel im Deutschen Museum Bd. 1, wo auch der wichtige Aufsatz Friedrichs erschien: Über nordische Dichtkunst. In diesem Aufsatze spricht Fr. Schlegel über Ossian und geht dann zur Edda über. 'In der That,' sagt er, 'wenn irgend ein Denkmal unserer nordischen Vorwelt neben den höchsten Urkunden alter Poesie der südlichen Völker eine Stelle verdient, so ist es neben dem deutschen Nibelungenliede die isländische Edda. Jene geistigere Naturverehrung, welche den sinnlichen Griechen im allgemeinen eigentlich fremd war, strömt hier in unserer Edda wie aus der vollen Quelle hervor, in geheimnissvollen Sprüchen und in weissagenden Gesängen. Stoff genug, um viele Jahrhunderte und ganze Geschlechter von Dichtern mit dem heilsamen Trank und Labsal wahrhafter Begeisterung zu versorgen.' Er findet dann den Unterschied zwischen der griechischen Theogonie

und der nordischen Götterlehre darin, das jene auf der Idee einer unendlichen Fruchtbarkeit und Zeugungskraft der Natur und auf dem Begriffe von dem ewigen Wechsel des Hasses und der Liebe beruht; dagegen werden in der nordischen Mythologie den verschiedenen Elementen geistige Eigenschaften, Bedeutungen und Kräfte beigelegt; da sei die Verehrung der Elemente überhaupt der reinere und geistigere Theil der Götterlehre. Schlegel verweist ferner auf das Tragische der Edda, betont abermals, wie fruchtbar sich dieselbe für die Poesie verwerthen liesse und zieht eine kurze Parallele zwischen dem Nibelungenliede und der Edda. — Gräter übersetzt und erläutert, wie gesagt, mehrere Lieder der älteren Edda und giebt 1811 die Helgakvida Haddingia-Scata aus; zu dieser Zeit gründet er auch jene andere Zeitschrift Idunna und Hermode, die vor allem den skandinavischen Norden zu berücksichtigen hatte. v. d. Hagen sammelt litterarische Nachweisungen, beschäftigt sich insbesondere mit dem Nibelungenliede, und seine Thätigkeit für die deutsche Heldensage führt ihn auch auf die nordischen Dichtungen dieses Sagenkreises. 1812 erschienen: Lieder der älteren oder Sämundischen Edda. Zum erstenmal herausgegeben durch F. Hagen; ferner: Die Eddalieder von den Nibelungen zum erstenmal verdeutscht und erklärt; von Wichtigkeit ist hier seine ausführliche Einleitung über die Geschichte und das Verhältniss der nordischen und deutschen Dichtungen; 1814—16 erschienen endlich v. d. Hagens Nordische Heldenromane, enthaltend die Übersetzung der Vilkina,-Niflunga-, Völsunga-, Ragnar Lodbroks- und Nornagestssaga. v. d. Hagen hat sich neben Gräter das grösste Verdienst um die Kenntniss der altnordischen Poesie bei den Deutschen erworben. Und so ging es fort, bis diese vielversprechenden Anfänge der germanistischen Wissenschaft in den späteren Arbeiten der Brüder Grimm, Lachmanns und anderer bekanntlich ihren Höhepunkt erreichten.[2])

Und in diese Zeit fällt die Thätigkeit Fouqués. Es

---

[2]) Vgl. die betreffenden Abschnitte in Raumers Geschichte der germanischen Philologie.

ist nun begreiflich, dass die neu eingeschlagene Richtung bei seinem persönlichen Interesse auf ihn nicht ohne Einfluss geblieben sein kann, und diesen Umständen verdanken seine altnordischen Dichtungen ihre Entstehung. Man sieht auch, dass die einzelnen — wenn man so sagen darf — Phasen der altnordischen Studien in Deutschland im ununterbrochenen Zusammenhange stehen, so wenig es augenscheinlich bei ihrem verschiedenen Charakter auch einleuchten mag.

2.

Die Art, mit welcher Fouqué die altnordischen Stoffe behandelt, ist ziemlich einfach, aber insofern charakteristisch, als er aus verschiedenen Quellen verschiedene Züge zu verwerthen wusste, wie es die folgende Untersuchung darstellen soll. Mitunter wird man sogar von wörtlichen Übereinstimmungen sprechen können. Man kann im allgemeinen mit der Annahme ausreichen, seine Dichtungen seien reine Sage; von einer leitenden Grundidee, von besonderer, eigenartiger Auffassung des mythischen und sagenhaften Stoffes ist keine Spur.

Und mehr wollte er eigentlich nicht leisten, wenn man seine eignen Worte in Betracht zieht, die er im Vorwort zu dem 'Helden des Nordens' ausspricht; 'Ich spähte nach und fand den alten Laut — trug unverändert euch entgegen ihn — wo er vernehmlich klang. Empfangt die Gabe — mit deutschem Sinn, froh, arglos, ernst, getreu.' Und diese Worte werden wohl auch für die übrigen Dichtungen Geltung haben.

Die zuerst zu besprechende Dichtung ist 'Der Held des Nordens'[3]), bestehend aus drei Theilen, welche einen zu-

[3]) Den ersten Anlass gab das Nibelungenlied: 'Fouqué fühlte sich um diese Zeit vornehmlich ergriffen durch die erneuet ins Studium genommenen Tragödien des Aischylos. Dabei meinte er, seines Amtes wohl möge es sein, die ihm inzwischen vertraut gewordene Nibelungensage, ihn nachziehend zu der altnordischen, in Tragödien zu behandeln... Auf Anlass eines Fragmentes nach dem Buch von der wundersamen Historie des gehörnten Siegfried, durch Fouqué vor Jahren gedichtet, hatte schon gleich bei der ersten Bekanntschaft A. W. Schlegel ähnliche Saaten in die Seele seines jugendlichen Schülers gestreut. Die

sammenhängenden Cyclus bilden: Sigurd der Schlangentödter, Sigurds Rache und Aslauga.

Sigurd der Schlangentödter — ein Heldenspiel in 6 Abentheuren — enthält die bekannten Schicksale Sigurds von der Zeit an, als er von Reigen sein Schwert Gramur enthält (Vorspiel) bis zu seiner Ermordung durch Guttorm, den jüngsten Sohn Giukes. Er tödtet Faffner und Reigen, bemächtigt sich des verfluchten, dem Andwari geraubten Schatzes, kommt auf Hindarfial, erweckt die schlummernde Brynhild, schwört ihr Treue und nach Heldenthaten abgehend lässt er ihr Andwars Ring als Liebespfand zurück; er kommt zu Giuke, bekommt den Vergessenheitstrank, wirbt um Brynhild für Gunnar und bekommt Gudrun zum Weibe; als diese mit Brynhild im Rheine badet, geräth sie in Streit, alles wird verrathen und Sigurd auf Brynhildens Anstachelung von Guttorm getödtet; Brynhild lässt sich zugleich mit ihm und dem Rosse Grani auf einem Scheiterhaufen verbrennen.

Im zweiten Theile des Cyclus — Sigurds Rache, ein Heldenspiel in 6 Abentheuren — bekommt Atle Gudrun zum Weibe als Entgeltung für den frühen Tod seiner Schwester (Vorspiel). Zufrieden jedoch leben sie mit einander nicht; diese Unzufriedenheit wird namentlich dadurch hervorgerufen, dass Atle, den Worten seiner eifersüchtigen Buhlerin Herke Glauben schenkend, seine Gemahlin in Verdacht hat, als liebte sie den Ritter Dietrich, der sich bei ihm aufhält. Er will sie deshalb tödten. Allein Dietrich flieht von seinem treuen Diener gewarnt, Gudrun beweist durch Eide ihre Unschuld und Herke wird dem Volke zum Tode ausgeliefert. Gudrun denkt auf Rache und will mit Hilfe ihrer Brüder Atle tödten, weshalb sie dieselben einzuladen wünscht. Atle gewährt ihr ihre Bitte, da er sich bei dieser Gelegenheit des Schatzes bemächtigen will. Wingo kommt mit verstellten Runen zu Gunnar und Högne, diese versenken den Schatz in den Rhein und machen sich auf den Weg. Im Kampfe mit Atle werden sie gefangen genommen und Gunnar sofort in eine Schlangenhöhle geworfen; er lässt sich aber selbst durch das ausgeschnittene Herz seines Bruders nicht bewegen zu sagen, wo der Schatz sich befinde und muss sterben. Für den Tod ihrer Brüder rächt sich nun Gudrun, indem sie Atles Kinder, Ortlieb[4]) und Asmund, tödtet und Atle aus ihrem Blute ein Mahl, aus ihren Schädeln zwei Schalen bereitet; und der König selbst wird von Niflung, dem am Leben gebliebenen Sohne Högnes, getödtet. Das Drama schliesst dann

Arbeit gedieh sichtlich, auch heiter gefördert durch freundliche Bekanntschaft mit den zwei wackeren Nibelungenrhapsoden Büsching und v. d. Hagen.' (Lebensgeschichte S. 284.)

[4]) Der Name ist wohl dem Nibelungenliede entnommen, der andere erdichtet.



mit der Scene, dass die Krieger Atles, in der Burg versammelt, Gudrunen nicht mehr als Königin anerkennen wollen; die Burg wird von Niflung in Brand gesteckt und alle sterben; Gudrun stürzt sich in die Meereswellen.

Man kann nun annehmen, dass Fouqué alle einschlägigen altnordischen Quellen gekannt und benutzt hat. Es kommen folgende in Betracht:

Für den 1. Theil aus der Edda Saemundar: Grípisspá, Reginsmál, Fafnismál, Sigrdrífumál und Sigurdarkviđa in skamma; aus der Snorra Edda die Skáldskaparmál Kap. 39 bis 42; die Völsungasaga Kap. 13—30 und der Nornagestsþáttr Kap. 4—8.

In der Snorra Edda hatte er geradezu den Entwurf zu seinem Drama; die poetische Edda und noch mehr die Völsungasaga ergänzten diese Skizzen, indem sie die einzelnen Ereignisse ausführlicher, jede nach ihrer Art, schilderten, und die Benutzung des Nornagestsþáttr erhellt aus einem Umstande, auf den ich später zurückkommen werde.

Als Grundlage des Dramas kann man also die Snorra Edda annehmen; alles, was im Drama vorkommt, ist auch dort vorhanden. Aus der Saem. Edda und der Völsungasaga hat der Dichter bald das bald jenes herübergenommen, wie es ihm eben passte. Hierher gehört die Erscheinung Odins in der Gestalt eines Greises auf der Gnitaheide, der dem Sigurd räth in die Grube zu treten und von dort den Drachen (Faffner) zu tödten; das ist der Völsungasaga entnommen, die Saem. Edda weiss nichts davon; desgleichen der Umstand, dass Sigurds Schwert aus zwei Stücken vom Schwerte seines Vaters besteht, welche seine Mutter aufbewahrt hatte. Andererseits ist die Erzählung von der Besiegung Lyngwis, die in der Völsungasaga ganz ausführlich geschildert wird, in der Saem. Edda nur ganz kurz angedeutet, und in dieser Beziehung stimmt der Dichter mit der letzteren überein, indem er dieses Ereigniss nur parenthetisch (1. Ab.) einschiebt. Ferner: von dem Traume Gudruns, den ihr Brynhild bei Heimer (2. Ab.) in dem Sinne auslegt, dass sie Sigurd heiraten wird, und der in der Völsungasaga enthalten ist, weiss die Saem. Edda nichts und auch das Drama nicht; aber von dem Streite Gudruns

und Brynhilds im Rheine enthält die Saem. Edda ausser einer ganz kleinen Anspielung in Helreið sonst nichts, die Völsungasaga schildert ihn aber ganz in der Weise, wie der Dichter. Und ebenso ist die Erzählung, dass Brynhild wie todt im Bette lag, nachdem sie die Untreue Sigurds erkannt hatte, der Völsungasaga entnommen, gerade so wie Gunnar und Högne versuchen, die Raserei Brynhildens zu stillen.

Daraus erhellt also, dass der Dichter die einfache Darstellung der Sn. Edda theils durch die Saem. Edda, theils durch die Völsungasaga ergänzt hat. Um nun auf den Nornagestsþáttr zurückzukommen, so beweist folgendes, dass er auch diesen vor Augen hatte: Im 4. Ab. sitzen Sigurd, Gunnar und Högne am Abende vor Giukis Burg und erzählen einander ihre Heldenthaten; Sigurd erzählt dabei, wie der Riese Starkather vor ihm floh, sobald er ihm nur seinen Namen gesagt hat. Davon weiss weder die Sn. Edda noch die Saemundische noch die Völsungasaga etwas, der einzige Nornagestsþáttr berichtet davon; nur lässt er den Riesen von Sigurd erschlagen werden.

Ähnlich verhält es sich mit den Quellen des 2. Theiles des Cyclus, dem dieselben altnordischen Überlieferungen zu Grunde zu legen sind: Aus der Saem. Edda vor allem die Atlamál und Atlakviða, Gudrúnarkviða III, I und II; dann der entsprechende Abschnitt aus der Sn. Edda und aus der Völsungasaga Kap. 41—47. Allein hier scheint es zweifellos zu sein, dass für diesen zweiten Theil nur die Saem. Edda als Quelle anzusehen ist. Das erhellt daraus, dass die Erwähnung von Dietrich und der Buhlerin Atlis, Herkja, ausschliesslich in der Saem. Edda geschieht, sonst nirgends. Das sind zwei Momente, die im Drama eine grosse Rolle spielen, indem ihr Auftreten den eigentlichen Conflict vorbereitet und das ganze Benehmen Atlis und die damit verbundenen folgenden Ereignisse motivirt. Ferner berichtet über den Tod Gudrunens die einzige Guðrúnarhvöt, also wieder die Saem. Edda, und diesem Berichte folgte auch der Dichter.

Und an diese Quellen hat sich der Dichter recht treu gehalten; treu in Bezug auf die Entwickelung der ganzen

Handlung, treu auch in Details, indem er auch solche Momente im Drama wiedergiebt, die nicht gerade von Bedeutung sein müssten (z. B. die Erprobung des Schwertes u. a.). Man kann sogar, wie gesagt, auf fast wörtliche Übereinstimmung mitunter verweisen, was wir durch einige Parallelen ersichtlich machen wollen:

Als Brynhild beim Tode Sigurds in wildes Gelächter ausbricht, sagt Gunnar zu ihr: 'Ha, du verdientest, deinen Bruder Atle — gefällt zu sehen vor dir in seinem Blut — zu sorgen jetzt um seine Grabesfeier' u. s. w. Und ebenso ein Vorwurf ist in der Edda (Sigurđaskviđa) ausgesprochen: 'Hitt kváđ þá Gunnar — gramr haukstalda: hlaera þú af því — heiptgjörnkona — glöd á gólfi — at þér góđs viti — þú vaerir þess-verđust kvenna — at fyr augum þér — Atla hjoggim — saeir broeđr þinum-blódukt sár' u. s. w.

Oder (Der Vogelgesang auf der Gnitaheide): 'Da liegt der Reigen — bespricht sich mit sich — will täuschen den Mann, der ihm vertraut hat — wüthig spricht er — falsche Worte — will, falscher Schmied — den Bruder rächen.' — Und in der Edda heisst es (Fáfnismál): 'þar liggr Reginn — raeđr um viđ sik — vill taela mög — þann er trúir hánum — berr af reidi — röng orđ saman — vill bölvasmidr — bródur hefna.'

Kostbera erzählt (im 2. Theile) ihren schrecklichen Traum, der sie den Verrath Atlis ahnen lässt, mit folgenden Worten: 'Dann brach ein grimmer Bär in unseren Hof — mit seinen Tatzen furchtbarlich zerreissend — was ihm in seine schlimmen Wege kam.' Und Högne antwortet ihr darauf: 'Solch ein Gesicht zeigt heftge Stürme an'.

Und in der Edda (Guđrúnarkviđa II) heisst es: 'Biǫrn hugđa ek hér inn kominn — bryti upp stokka — hristi svá hramma — at vit hraedd yrđim; — munn oss mǫrg hefđi — svá at vér maettim ekki — þar var ok þrǫmmun — þeygi svá litil.' Hǫgni antwortet: 'Veđr mun þar vaxa — verda ótt snemnia — hvítabiǫrn hugdir — þar mun hregg austan —.'

Dasselbe gilt von den Träumen Glaumwörs, wie man überhaupt noch mehrere, gewiss recht interessante Parallelen anführen könnte.

Geändert hat der Dichter an der Sage nichts, ausgenommen, man wollte das vielleicht als eine Änderung, Umgestaltung ansehen, dass er aus den verschiedenen Quellen verschiedene Züge verwerthet hat. Nur Eines wäre bezüglich der 'Sigurds Rache' zu erwähnen: er berichtet nichts vom Harfenschlag Gunnars in der Höhle, mit welchem er

die Schlange besänftigte, obzwar sowohl die Edden als auch die Völss. davon erzählen. Ferner lässt er Gudrun in den Meereswellen untergehen, was ebenfalls gegen die Überlieferung ist — mit Ausnahme der bereits erwähnten Guđrúnarhvöt —; denn Gudrun bleibt noch am Leben und schliesst eine dritte Ehe mit Jonakur. Ebenso weiss die Überlieferung nichts davon, dass Dietrich bei ihrem Tode erschienen wäre. Auf diese Abweichungen kommen wir noch einmal zurück.

Den dritten Theil des 'Helden des Nordens' bildet 'Aslauga' — ein Heldenspiel in drei Abentheuren.

Aslauga ist die Tochter Sigurds und Brynhildens. Als Kind wurde sie ihrem Oheim, dem König Heimer, zur Pflege übergeben. Der barg sie in eine Zither und reist mit ihr als armer Sänger durch die Welt, um sie vor allen Gefahren zu schützen. So kommt er auf die Spangarheide beim Vorgebirge Lindisnes und nimmt Zuflucht in einer armen Hütte, in welcher ihn Grima, Akes Gemahlin, empfängt. Da sie nun meinen, in der Zither wäre ein Schatz verborgen, tödten sie Heimer, finden aber statt des Schatzes ein Kindlein darin. Es wird beschlossen das Mädchen zu erziehen und ihr den Namen Kraka zu geben. (Das wird im Vorspiel vorgeführt.) Grausam behandelt wächst sie bei ihren Pflegern zu einem wunderschönen Mädchen heran. Da kommt eines Tages der König Ragnar Lodbrok, welcher aus Schmerz über den Tod seiner Gemahlin Thora in Ländern herumfährt, mit seiner Flotte an das Meeresufer. Auf der Spangarheide muss gerastet werden, der König lernt Aslauga durch seine Krieger, die mit ihr Brot gebacken, kennen, verliebt sich und nimmt sie mit in sein Reich, wo sie sich vermählen. Allein es verdriesst ihn bald, ein armes Mädchen gefreit zu haben. Er begiebt sich zum Könige Eystein, der ihm seine Tochter Ingibiorg zur Gemahlin vorschlägt, und Ragnar giebt sein Wort. Das hat Aslauga alles durch Zaubervögel erfahren, sie verräth daher dem Könige ihre Abkunft, welche ihr künftiger Sohn beweisen soll, 'dem aus dem Auge das Bild einer Schlange leuchten wird'. Ragnar ist darüber höchst erfreut und das Volk grüsst seine Königin im jauchzenden Jubel.

Es fragt sich vorerst, warum der Dichter mit der Aslauga-Sage seine Dichtung geschlossen hat? Es wurde bereits beim 2. Theile bemerkt, dass er bezüglich des Todes Gudrunens abweicht, da er sie gegen die altnordische Überlieferung in den Meereswellen untergehen lässt. Man muss daher diese Abweichung für eine absichtliche halten. Gu-

drunens Tod ist der letzte Act in dem verhängnissvollen Drama beider Geschlechter, der Niflungen und Gjukungen; auf die Darstellung der weiteren unglücklichen Schicksale derselben (vgl. Guđrúnarhvöt, Sn. Edda, Völss. 48—51) hat der Dichter verzichtet, und um seine Dichtung zufriedenstellend zu schliessen, griff er zur Sage von Aslaug, aus welcher er das herausnahm, was ihm zur beabsichtigten Darstellung am geeignetsten schien. Es ist also diese Abweichung vielleicht aus rein ästhetischen Gründen geschehen.

Die Grundlage des Dramas bilden zwei Quellen: die letzten Kapitel der Völsungasaga und die Ragnar-Saga. Die erstere erfüllt das Vorspiel, die andere wird im eigentlichen Drama behandelt. Über die Benutzung desselben gilt auch hier, was bei den ersten zwei Theilen constatirt wurde. Nur muss bemerkt werden, dass die Sage gewissermassen umgestaltet ist, insofern nämlich, als der Dichter aus der Ragnar-Saga nur gewisse Kapitel auserwählte und sie zum 'Heldenspiele' verarbeitete. Die Sage erzählt recht ausführlich von dem Könige und seiner Werbung um Thora, von seinen Söhnen aus dieser Ehe, ferner von den tapferen Söhnen Ragnars und Aslaugens, die schon zu Männern herangewachsen waren, als sich Ragnar nach Schweden begiebt, vom Könige Eystein u. s. w. Davon schweigt das Drama; das alles ist ausgelassen und somit ein ziemlich grosser Zeitraum übersprungen. Aber sonst folgt der Dichter der Saga gänzlich.[5])

[5]) Die Sage von Aslauga hat der Dichter auch in der Erzählung 'Aslaugas Ritter' verwerthet (Die Jahreszeiten, eine Vierteljahrschrift für romantische Dichtungen, Herbstheft 1814). Die Erzählung ist rein erdichtet: Frode, durch Sage von Aslauga entzückt, wird zu ihrer Erscheinung von Liebe ergriffen und sie schützt ihn in allen Unternehmungen, ihm in allen gefährlichen und entscheidenden Augenblicken erscheinend, bis sie ihn auch von der Welt wegnimmt. — Dieselbe Sage berührt auch Achim v. Arnim in 'Ariels Offenbarungen' 1804. Dass die Fouquésche Dichtung damit in irgend welchem Zusammenhange stünde, ist kaum anzunehmen; in dem Roman von Arnim spielt die Sage eine ganz unbedeutende Rolle, ihr nordischer Charakter tritt völlig in den Hintergrund, bei Fouqué erscheint sie als die unmittelbare Fortsetzung des Sigurdmythus.

Nach dem 'Helden des Nordens' erschien 1813 'Alf und Yngwi', ein Trauerspiel in 3 Aufzügen.

Alf und Yngwi, die Söhne Alreks, dessen 'Ahnherr' Odin ist, leben in beständiger Zwietracht miteinander; Alf liebt den Schlaf und Traum, Yngwi dagegen ist ein Kriegsmann, und deswegen können sie sich nicht vertragen. Odin mahnt sie zur Eintracht und räth ihnen den Zorn an Feinden zu stillen. Alf will jedoch von einem Kriegszuge nichts wissen, bleibt zu Haus, Yngwi begiebt sich in die Fremde, im Streite Abschied nehmend (1. Act). Odin sieht, dass auch das nichts hilft; ihm will nun Freia helfen, indem sie ein schönes Mägdlein, die Königstochter Bera, dem Alf zur Braut geben will. Dies geschieht. Als er sie als seine Braut begrüsst, kommt plötzlich Yngwi vom Feldzug zurück — und es entsteht wieder ein Streit, den Bera veranlasst durch ihre Meinung, dass Yngwi, der Kämpfer und nicht ein Träumer der wahre König und ihr Bräutigam sei. Allein es wird alles wieder gut und Yngwi verspricht bei der Hochzeit zu erscheinen (2. Act). Bei der Hochzeit erzählt er eine Liebesgeschichte von Alexis; mitten in der Erzählung erhebt sich Alf und begiebt sich zu Bette, Bera mit ihm. Da sie jedoch die Geschichte gern zu Ende hören möchte, kehrt sie, nachdem Alf eingeschlafen war, zurück. Odin weckt ihn aber auf, führt ihn in das Hochzeitsgemach, Alf und Yngwi tödten einander und Bera stirbt.

Die Geschichte von Alf und Yngwi ist der Heimskringla, und zwar der Ynglingasaga 24, entnommen. Allein sie enthält nur das Wesentliche, den Streit der Brüder, das Ereigniss mit Bera und ihren gemeinschaftlichen Tod. Alles übrige, insbesondere das Eingreifen der Götter in die Handlung, ihre Versuche, den Bruderstreit zu stillen u. s. w., ist Erfindung des Dichters.[6])

Etwas complicirter scheint das 1818 erschienene Heldenspiel in 6 Abentheuren: 'Baldur der Gute'.

Ein Vorspiel deutet kurz an, worum es sich handeln wird. Baldur ist der Sohn Odins und Friggas, Hela die Tochter Lokis; diese wurde aus dem 'Erdenreiche' verbannt und herrscht jetzt in

[6]) Denn die Heimskringla gehört zu den historischen Sögur. Zu solchen nicht mythischen Sagen gehört auch die Gunlaugssaga, welche Fouqué übersetzt hat: Die Saga von dem Gunlaugar, genannt Drachenzunge und Rafn dem Skalden, in drei Büchern wiedererzählt (1826). Sie betrifft das Verhältniss des Skalden Gunnlaug zur schönen Helga, die ihm sein Nebenbuhler Hrafn abspenstig gemacht hat. Die Übersetzung ist sehr frei. Vgl. die eigene Bemerkung des Dichters im Nachwort (III S. 209 ff.).

der Unterwelt; sie will Baldur den Guten zum Bräutigam haben, wozu ihr Loki verhelfen soll. — Baldur verliebt sich in Nanna, die schöne Tochter des Königs Gewar, welche er am Brunnen erblickt hat. Er begiebt sich sofort zum Könige und hält um ihre Hand an. Es hatte sich aber auch Hother, der Pflegesohn Gewars, in Nanna verliebt und sie erwidert seine Liebe. Als er nun von Zauberwesen von der Absicht Baldurs erfährt, will er mit ihm kämpfen (1. Ab.). Allein Baldur ist unverwundbar, nur ein Schwert kann ihn vernichten, das Schwert des Waldgeistes Mimming, Mistiltein genannt. Davon giebt ihm Gewar Kunde, Hother holt sich das Schwert ab und zurückkehrend trifft er Baldur in dem Moment an, als er von Nanna seines halbgöttlichen Ursprungs wegen zurückgewiesen wird. Sie rüsten sich zum Kampfe, aber Gewar unterbricht sie. Daraus entsteht nun ein allgemeiner Krieg (2. Ab.). Hother schliesst Bündniss mit Geldar und dem Fürsten von Helgoland, und bekommt von drei Zauberwesen ein Gewand, das vor Wunden schützt; dem Baldur werden dagegen durch Loki immer um Mitternacht Speisen zugetragen, die seinen Leib kräftigen, aber auch zur Wuth entflammen (3 Ab.). Die Asen verlieren die Schlacht. Baldur wird zweimal mit Mistiltein getroffen, doch bleibt er unverletzt — die Wirkung der Zauberspeisen von Loki. Nanna grüsst Hother, den Sieger, als Bräutigam (4. Ab.). Allein der Kampf wird erneuert und diesmal endet er mit der gänzlichen Niederlage Hothers; sein ganzes Heer ist vernichtet, er selbst gezwungen zu fliehen. Da kommt aus Dänemark ein Bote mit der Nachricht, dass jener Frevler, der den Thron seines Vaters besessen hatte, erschlagen ist und er König werden soll. Hother folgt ihm und Baldur zieht ihm mit seinem Diener Niord nach. Nach kurzer Zeit begiebt sich Hother aus Sehnsucht nach Nanna zurück. Das Volk und die Fürsten murren dagegen, da überall des Königs Hilfe erforderlich ist; denn Zwietracht und Räuberei herrschen im Lande. Nur Baldur beschützt die Bedrängten, unterstützt die Leidenden, und verrichtet überall, wo er auf seinem goldenen Wagen ankommt, grosse Wohlthaten. Dafür wählt ihn das Volk zum Könige (5. Ab.). Dadurch entsteht nun abermals ein Krieg. Und es hätte Baldur gesiegt — aber Hela verlangt dringend und unaufhörlich ihren Bräutigam. Loki kann nicht mehr zögern und Hother ermordet Baldur mit seiner Hilfe in einem Walde. Er wird nach Asgard übertragen. Sterbend verzeiht er dem Hother, die kranke Nanna reicht ihm als Todesbraut die Hand und stirbt zugleich mit ihm. Sie werden zusammen ins Grab versenkt, bleiben jedoch in Helas Reiche nicht, sondern steigen verklärt nach Walhalla empor (6. Ab.).

Was den Baldurmythus betrifft, so kommt ausser einigen kleinen Bemerkungen vor allem Snorris Gylfaginning in

Betracht (Kap. 49): Baldur wurde durch schwere Träume geschreckt; da beschlossen die Asen ihm Sicherheit vor allen Gefahren auszuwirken und nahmen von allen Dingen Eid. Loki erfährt aber, dass eine Staude, Mistiltein genannt, in Eid nicht genommen wurde. Er reisst sie aus, giebt sie dem Hǫdr und der schiesst Baldur zu Tode. Baldurs Leiche wird im Schiffe verbrannt, Nanna, sein Weib, stirbt davon.

Einige Momente stehen mit dem Heldenspiel Fouqués gewiss in Beziehung; aber es ist zugleich ersichtlich, dass dieser Mythus nicht die genügende Quelle für den Dichter gewesen sein kann; wir müssen sie noch anderwärts suchen, und zwar bei Saxo. Der erzählt im 3. Buche seiner Historia danica die Geschichte von Baldur, Hother und Nanna ganz ausführlich und von dort hat Fouqué alles das geschöpft, wodurch er den einfachen Mythus erweitert hat. Daraus sind die Hauptmotive herübergenommen: die Liebe Baldurs zu Nanna, die ihn zurückweist und dem Hother gewogen ist. Daraus entsteht ihre gegenseitige Feindschaft, welche drei Kriege verursacht, von denen der letzte in Dänemark geführt wird. Baldur geht als Sieger hervor, wird jedoch schliesslich getödtet. Um nun dies zu begründen, musste der Dichter auch zu der Edda, namentlich zu der angeführten Stelle der Gylfaginning greifen, nach welcher Baldur zum Untergange bestimmt ist, von den Asen geschützt wird, aber dennoch seinem Schicksale unterliegt. Es hat also Fouqué das Historische — wenn man so sagen darf — des Saxo und das Mythische der Edda miteinander verbunden, das eine durch das andere beeinflusst werden lassen und diese Verbindung zur Grundlage seiner Dichtung gemacht.

Diese eigenartige Auffassung nöthigte ihn verschiedenes zu ändern. Aus der Gylfaginning hat er bloss das eine Motiv herübergenommen: die Bestimmung Baldurs zum Untergange. Und dieses Motiv hat er in der Weise aufgefasst, dass Hela den Baldur von Anfang her in ihr unterirdisches Reich verlangt, wozu ihr ihr Vater Loki verhelfen soll. Wie jedoch die Götter beschliessen, das abzuwenden, davon schweigt das Gedicht. In dieser Beziehung schloss

sich der Dichter ganz und gar an Saxo an, indem er Gewar dem Hother vom 'Schwerte' Mistiltein sagen lässt. Warum nun aber Loki so lange zögert den Wunsch Helas zu erfüllen, leuchtet nicht genug ein; die Edda hat das Gegentheil davon, indem sie Baldur sofort sterben lässt, sobald er durch die Staude getroffen ist. Saxo berichtet davon nichts, da er überhaupt von Loki nichts weiss; der sagt nur so viel, dass dem Baldur von drei Zauberwesen wunderbare Speisen zugeschickt wurden, die ihn vor Verwundung schützten. Und doch soll Loki seinen Untergang bewirken, nicht verzögern!

Ganz des Dichters Eigenthum ist die Darstellung, wie die Asen von Griechenland kommen, König Gewar sie empfängt und sie einander versprechen im Frieden zu leben. Desgleichen die zwei eingeschobenen Scenen von den wohlwollenden Thaten Baldurs in Dänemark. Anderes ist minder wichtig und braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Um zu zeigen, wie treu sich auch hier der Dichter an Saxo gehalten hat, verweise ich namentlich auf die Zauberwesen, welche dem Hother die Liebe Baldurs zu Nanna verrathen[7]); auf den Rath Gewars, wie sich Hother das Schwert Mistiltein verschaffen soll und wie er es wirklich thut[8]); auf die Gründe, warum Nanna Baldurs Liebe nicht erwidern kann[9]); wie Baldur aus Liebessehnsucht

[7]) 'Eodem forte tempore Hotherus inter uenandum errore nebule perductus, in quoddam siluestrium uirginum conclave incidit, a quibus proprio nomine salutatus, quenam essent, perquirit... Quippe conciliare prospera, adversa infligere posse pro libito memorabant, adiecto, qualiter in collacteam eius Nannam inter lauandum conspectam Balderus exarserit' etc. (Saxo, ed. Holder S. 70.)

[8]) 'Adiecit tamen (Geuarus), scire se gladium arctissimis observatum claustris, quo fatum ei (Baldero) infligi possit. Hunc a Mimingo, siluarum Satyro, possideri. Eidem quoque armillam esse, mira quadam arcanaque virtute, possessoris opes augere solitam. Horum praetera locorum aditum inuium, impedimentis obfusum, haud facile mortalibus patere posse. Maiorem si quidem itineris partem inusitati frigoris vi perenniter obsideri. Iubet itaque, ceruis iugalibus currum instruat, cuius celeritate eximio gelu rigencia iuga transcendat. Quo cum uenerit, tabernaculum suum ita a sole auersum constitueret, ut umbram specus, cui Mimingus assueuisset, excipiat,' etc. (ibid. S. 70 ff.).

[9]) 'Que (Nanna) respondit, nupciis deum mortali sociari non posse' (ibid. S. 73).

krank wird, so dass er auf einem Wagen fahren muss[10]); wie Hother ein Schutzgewand erhält, wie auch er von den Zauberspeisen Baldurs geniesst[11]) — das alles sind Momente, in welchen die Dichtung mit Saxo vollständig übereinstimmt; auch namentlich darin, dass Baldur Nanna überhaupt nicht zum Weibe bekommt.

In demselben Jahre erschien auch der Cyclus 'Helgi', bestehend aus drei Abtheilungen: 1. Helgi der Hiowardsohn — ein Heldenspiel in drei Abentheuren; 2. Helgi der Hundingstödter — ein Heldenspiel in 4 Abentheuren; 3. Helgi der Haddingen-Held — ein Heldenspiel in 2 Abentheuren. Alle diese sind wiederum viel einfacher gestaltet als das vorige. Sie behandeln den Mythus von Helgi, sein Liebesverhältniss zu Svára (Sigrun, Kara), mit welcher er immer wieder zum neuen Leben erwacht. Die ersten zwei Heldenspiele gehen auf die Eddalieder zurück: dem einen liegt die Helgakviđa Hjörvarđssonar zu Grunde, dem anderen die Helgakviđa Hundingsbana I und II, wozu aus der Völsungasaga Kap. 15—17 zu vergleichen sind. Die Helgakviđa Hundingsbana II schliesst nun mit den Worten: 'Sigrún varđ skammlíf af harmi ok trega — þat var trúa í forneskju, at menu vaeri endrbornir . . . Helgi ok Sigrún er kallat at vaeri endrborin; hét hann þá Helgi Haddingja skađi, en hon Kára Hilfdanardóttir, svá sem kveđit erí Káruljóđum; ok var hon valkyrja.' — Diese Karuljóđ, Karalieder sind in der Edda nicht mehr vorhanden. Aber sie enthielten offenbar das, was in der Hrómundarsaga Greipssonar erzählt wird; dort erfahren wir von dem Liebesverhältnisse der Kara mit Helgi, der hier den Namen Haddingjaskati hat. Und auf diesen Bericht geht das dritte Heldenspiel zurück. Der Dichter bietet uns in seiner Dichtung ein mehr einheitliches, zusammenhängendes Bild der Helgisage, als es in der That der Fall ist; allein das kann uns für die damalige Zeit nicht Wunder nehmen, dass er nicht wusste, Helgakviđa Hundingsbana II sei ein fragmentarisches Lied

---

[10]) Idem (Balderus) adeo in aduersam corporis ualetudinem incidit, ut ne pedibus quidem incedere posset. Quamobrem biga rhedaue emeciendorum itinerum consuetudinem habere cepit' (ibid. S. 74).

[11]) Vgl. S. 76. 77.

und Helgi Haddingjaskati sei ein anderer als die zwei vorigen. Sonst ist zu der Bearbeitung nichts besonderes zu bemerken.[12])

3.

Aus der gebotenen Untersuchung dürfte es ersichtlich sein, wie die nordischen Stoffe bei Fouqué bearbeitet sind. Fragt man nun, auf welche Weise er sie zu dramatischen Dichtungen gestaltet hat, so muss man sich vergegenwärtigen, dass sie für die Bühne nicht bestimmt waren[13]); dann wird man alle darin vorhandenen Unmöglichkeiten entschuldigen können. Wie gesagt, die Bearbeitungen sind reine Sagen; eine geringe Ausnahme machen nur 'Alf und Yngwi' und 'Baldur der Gute'; in allen tritt das mythische Element überwiegend in den Vordergrund. Mitunter war der Dichter zwar bemüht, die Situation und die handelnden Personen zu dramatisiren; so versucht er es beispielsweise bei Sigurd, den er bei jeder Gelegenheit seinen heldenhaften, hurtigen Muth offenbaren lässt; er schildert recht lebhaft die schrecklichen Augenblicke Gunnars in der Schlangenhöhle, die schlaue Gesinnung Atlis und Gudruns, die sich gegenseitig betrügen, die furchtbare Erscheinung der Hela, die unglückliche, heftige Liebe Baldurs u. a. m. — aber das tritt alles hinter das Mythische zurück.

Heutzutage scheint es uns unbegreiflich, dass sich die Dichtungen Fouqués, vornehmlich 'Der Held des Nordens' einer so warmen Anerkennung selbst seitens so feinsinniger Männer wie A. W. Schlegel (vgl. Briefe an Fouqué in

---

[12]) Das Julfest beim Bragis Becher, der in Helgi berührt wird, verwerthet Fouqué auch in der Erzählung 'Sintram und seine Gefährten' (Jahreszeiten, Winterheft 1814). Zwar nennt er sie 'eine nordische Erzählung', allein die ist sie nur insofern, als einige Namen nordisch klingen. Sonst ist sie vollständig sein Product und zu einem Kupferstiche von Albrecht Dürer, wie der Dichter selbst sagt, gedichtet, um die räthselhaften Gestalten zu deuten.

[13]) Chamisso schreibt an Fouqué: 'Hast du einmal Dich dem Brettergerüste der Bühne anzupassen gesucht? und hast du es nicht, warum hast du es nicht? Es wäre, mir däucht, wohl die Gelegenheit gewesen, es zu versuchen... Haben Alle, von Äschylos bis auf Shakespeare, für die Vorstellung gedichtet, müsstest Du dich schämen ein Gleiches zu thun?' (Leben und Briefe, hg. von Hitzig 1, 291.)

A. W. Schlegels Werken Bd. 8), Jean Paul (vgl. seine Recension in den Heidelbergischen Jahrbüchern) und Chamisso erfreuen konnten. — Dieser schreibt einmal an den Dichter: 'Wie schmächtig und kümmerlich das langgedehnte, dünngesponnene Nibelungenlied gegen diese Dichtung! Und Deine Behandlung ist sehr ächt und tüchtig. Ich wünsche Dir Glück.' Und ein andermal theilt er ihm mit, wie Chezy über seinen Helden des Nordens urtheilt: 'Der Sigurd hat mich recht erfreut, ich will nichts Schöneres darüber sagen, was sollen die Formen? Der Mann steht hoch, ist zugleich allgeniessbar wie Göthe.'[14]) Allein für die damalige Zeit waren solche Dichtungen etwas neues und konnten um so mehr gefallen, je bedeutender sich der Unterschied von den nüchternen, unklaren Dichtungen der Vorgänger Fouqués wahrnehmen liess.

Leipzig. Johann Krejčí.

Hallers Gedicht über die Ewigkeit.

Zwei Fragen sind es, die bei genauer Lektüre des Hallerschen Gedichtes über die Ewigkeit sich uns aufdrängen und eine Beantwortung verlangen. In den Betrachtungen über den Tod (V. 1—30) erscheint der Tod als das Ende des Wesens; so lauten V. 28—30:

Und eh der Abend kömmt, kann eine frühe Nacht,
Die keine Hoffnung mehr zum Morgen wird versüssen,
Auf ewig mir die Augen schliessen.

Haller selbst entschuldigt sich wegen dieser gegen die Religion verstossenden Auffassung des Todes in der Anmerkung zum Gedicht:

Auf dass sich Niemand an den Ausdrücken ärgere, worin ich von dem Tode, als von einem Ende des Wesens, oder der Hoffnung spreche, so ist es nötig zu berichten, dass alle diese Reden Einwürfe haben sein sollen, die ich würde beantwortet haben, wann ich fähig wäre, diese Ode zu Ende zu bringen. Ein zweites Leben ist dennoch ausdrücklich angenommen.

---

[14]) Ebendas. S. 214. 299. Vgl. auch S. 255. 307. 320.

Selbst wenn wir glauben wollten, dass Haller die hier ausgesprochene Absicht wirklich gehabt hat[1]), so hätte er doch erst nach ihrer Realisirung Tod und Ewigkeit als identische Begriffe behandeln können. Trotzdem aber redet Haller die in V. 1—7 beschriebenen Wälder, Felsen u. s. w. in V. 8—10 an:

O dass ich doch bei euch des Todes Farben fünde!
O nährt mit kaltem Schaur und schwarzem Gram mein Leid!
Seid mir ein Bild der Ewigkeit!

Wie erklärt sich dieser Widerspruch? Wir lassen diese Frage zunächst unbeantwortet und gehen auf die zweite Frage ein: Wer ist der Freund, dessen Tod in V. 11—30 beklagt wird? Hirzel antwortet in seiner Haller-Biographie hierauf[2]): 'Leider waren alle Versuche, die Stelle 'Mein Freund ist hin' V. 11 auf eine bestimmte Person zu beziehen, vergeblich'. Nun sind wir aber durch Zimmermanns Biographie, durch die Masse der Briefe und anderes Material so genau über Hallers Lebensumstände unterrichtet, dass nicht recht wahrscheinlich ist, Haller könne einen intimen Freund gehabt haben, von dessen Existenz nirgends etwas überliefert ist. Haller hat in der Ausgabe seiner Gedichte die 'Ewigkeit' auf 1736 angesetzt, das ist das Jahr, in dem Haller als Professor nach Göttingen berufen wurde und in dem bald darauf seine erste Gemahlin starb; am 30. September traf er in Göttingen ein und am 30. October starb Mariane.[3]) Nach der Datirung 1736 könnte mithin das Gedicht sowohl vor als nach dem Tode Marianens verfasst sein. Hirzel sagt nun sehr zutreffend[4]): 'Es scheint mir psychologisch unmöglich, dass Haller, der noch viele Jahre später immer an die Fortsetzung des Gedichtes über die Ewigkeit gedacht hat, auch wenn das-

[1]) Da nämlich Haller seine von freigeistigem Standpunkte aus geschriebenen Gedichte auf alle Weise abzuschwächen und durch Anmerkungen als harmlos zu interpretiren suchte, so ist Hallers Angabe sicherlich nicht zuverlässig.

[2]) Hallers Gedichte, hg. u. eingeleitet von L. Hirzel, Frauenfeld 1882, S. CLXV Anm. 2.

[3]) s. Haller, hg. v. Hirzel S. CLXI.

[4]) a. a. O. S. CLXV Anm. 2.

selbe wirklich schon vor Marianens Tode bis V. 117 gediehen war (118—125 ist Zusatz aus den vierziger Jahren), nicht gerade nach deren Hinscheid wieder auf den Gedanken gekommen sein sollte, das unvollendete Gedicht weiterzuführen'. Nun lässt sich aber durch nichts erweisen, dass V. 1—117 wirklich schon vollständig vor Marianens Tode verfasst sind. Die Briefstelle Stähelins vom 22. April 1736 'it belongs only to you to goe through those high regions, without growing giddy, and in a steady good reason', welche Frey und Hirzel[5]) auf unser Gedicht beziehen, beweist natürlich nicht, dass es damals schon vollständig war. Auch aus dem, was Zimmermann über die Entstehung des Gedichtes mittheilt, folgt keineswegs, dass es vollständig in Bern entstanden ist; er sagt vielmehr[6]): 'An einem einsamen und wüsten Orte dieser dunkeln Gegend[7]), davon die 7 ersten Verse ein Abriss sind, fing er an, ein Gedicht über die Ewigkeit zu verfertigen'. Andere Zeugnisse zur Entscheidung der Frage, ob das Gedicht vor Marianens Tode beendet war, besitzen wir nicht. Nichts hindert uns daher anzunehmen, dass Haller die Stelle vom Tode des Freundes erst in Göttingen in das Gedicht eingeschoben hat. Dann aber halte ich für sicher, dass Haller mit dem Freund niemand anders gemeint hat als Mariane. Sei es nun, dass Haller 'Freund' für beide Geschlechter verwendet (in dieser Weise wird das Wort ja im Mittelhochdeutschen allgemein gebraucht), oder sei es, dass Haller vom Geschlechtsunterschied abstrahirend unter 'Freund' 'befreundetes Wesen' versteht, und wenn er emphatisch ausruft 'mein Freund' dann eben sagen will 'das einzige Wesen, das mir wirklich befreundet ist'[8]); — Thatsache ist, dass Haller noch an einer andern Stelle seiner Gedichte Mariane seinen Freund nennt: Bodmer hatte sein Gedicht 'Auf

[5]) s. die zuletzt citirte Stelle.

[6]) Zimmermann, Das Leben des Herrn v. Haller, Zürich 1755, S. 83 f.

[7]) Nämlich ein Wald in der Nähe von Bern.

[8]) Eine ähnliche Abstraction vom Geschlechtsunterschied ist es, wenn Maria Stuart sich einen König nennt (Schiller, hist. krit. Ausg. 12, 502).

das Absterben der Mariane' an Haller geschickt und darin gesagt, dass auch sein geliebter Sohn gestorben sei. Haller entgegnete hierauf in der 'Antwort an Herrn Bodmer', dass der Verlust der Gattin noch viel grösser sei als der des Sohnes, und sagt hierbei von der Gattin[9]):

Ein stärkrer Eigennutz, des Glückes Unbestand,
Raubt nie den sichern Freund, trennt nie das enge Band.

Man könnte einwenden, dass V. 17 der 'Ewigkeit'

Kein Strahl vom Künftigen verstörte seine Ruh'

nicht recht auf Mariane passt, deren Tod ja nicht unerwartet kam; diese Zeile ist aber spätere Lesart; ursprünglich lauteten V. 17f.:

Noch heut war er, was ich, und sah auf gleicher Bühne
Dem Schauspiel dieser Welt, wie ich, beschäftigt zu,

Worte, die sehr wohl auf Mariane passen.

Das Stück des Gedichtes hingegen, in dem das eigentliche Thema, die Ewigkeit, behandelt wird (also V. 31—85) ist, wie wir aus der oben angeführten Briefstelle Stähelins vom April 1736 schliessen müssen, noch in Bern gedichtet; denn nur auf dieses Stück kann der Ausdruck 'those high regions' bezogen werden. Nach der oben citirten Stelle aus Zimmermanns Haller-Biographie scheint es, dass die Naturschilderung in V. 1—7 ebenfalls schon in Bern gedichtet ist. Da nun, falls meine Aufstellungen richtig sind, ursprünglich in dem Gedicht vom Tode gar nicht die Rede war, so wird diese Naturschilderung ursprünglich als Einleitung zu V. 31 ff. gedacht sein. In dieser Naturschilderung war jedenfalls das ungeheure Alter der Tannen und Felsen, das immerwährende Fliessen der Bäche stärker hervorgehoben, und ein Reimvers zu V. 7, der etwa gelautet hat:

O dass bei euch ein Bild der Ewigkeit ich fände!

bildete den Übergang zur Darstellung der Ewigkeit. Als dann Haller in Göttingen nach Marianens Tode die Stelle vom Tod 'des Freundes' einschob, musste er die Natur-

[9]) V. 57 f. Bei Hirzel S. 178.

schilderung im Anfang als ein Bild des Todes verwenden: er gab ihr ein düsteres Colorit und änderte V. 8 in:

O dass ich doch bei euch des Todes Farben fünde!

Bei dieser Umänderung aus einem Symbol der Ewigkeit in ein Symbol des Todes hat Haller die Begriffe Tod und Ewigkeit in einander fliessen lassen, so dass die oben berührte eigenthümliche Identificirung von Tod und Ewigkeit in V. 8—10 folgt[10]); ein Vorgang, der um so auffallender ist, als Haller im Hauptttheil des Gedichtes (also dem in Bern verfassten Stück) unter Ewigkeit Unendlichkeit, und zwar Unendlichkeit Gottes versteht[11]); in diesem Sinne redet der Dichter Gott in V. 80 an:

Ein einzig Itzt in dir ist Ewigkeit!

Von V. 86—117, in denen die Nichtigkeit des Menschen behandelt wird, halte ich für wahrscheinlich, dass sie in der gedrückten Stimmung nach Marianens Tod entstanden sind, also etwa gleichzeitig mit V. 11—30.

Dresden. Georg Bondi.

Schröder und Gotter.

Litzmanns treffliche Erläuterungen zu den von ihm veröffentlichten Briefen Fr. L. Schröders an Gotter[1]) haben eine werthvolle Bereicherung erfahren, seitdem Ad. Hauffen den Schröder-Gotterschen 'Kaufmann von Venedig' entdeckt und über seinen Fund in dieser Vierteljahrschrift (5, 87 ff.) eingehend Rechenschaft gegeben hat. Die Möglichkeit, einige weitere — freilich minder wichtige — Beiträge zur Erklärung der Schröderschen Briefe zu liefern, verdanke

---

[10]) Auch in V. 14—16: 'Ihn aber hält ..... die Ewigkeit fest'.

[11]) Es gereicht Hallers philosophischen Anschauungen zur Ehre, dass er sich hier mit Spinoza berührt. Spinoza definirt: 'Per aeternitatem intelligo ipsam existentiam, quatenus ex sola rei aeternae definitione necessario sequi concipitur' (8. Definition des 1. Theiles der 'Ethik').

[1]) Schröder und Gotter. Eine Episode aus der deutschen Theatergeschichte. Hamburg und Leipzig 1887.

ich hauptsächlich dem Einblick in mehrere Handschriften Gotterscher Stücke, die aus Ekhofs Theaterbibliothek stammen und sich jetzt auf der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha befinden. Diese Hefte enthalten theils frühere Fassungen später gedruckter Dramen theils [2]) Umarbeitungen bereits gedruckter Sachen Gotters, und ein Vergleich der Handschriften mit den entsprechenden Drucken zeigt, dass Gotter sich bei der Umgestaltung seiner Werke mehr als einmal von Ansichten Schröders hat beeinflussen lassen.

Unter den zahlreichen Dramen Gotters nämlich, die auf der hamburgischen Bühne aufgeführt wurden, schienen nach Schröders Ansicht mehrere der Besserung bedürftig zu sein; er änderte sie deshalb entweder eigenmächtig und erstattete dem Freunde erst später Bericht darüber, oder aber er bat Gottern, die Umgestaltung selbst nach diesen oder jenen Gesichtspunkten vorzunehmen. In beiden Fällen ging Gotter, wie wir sehen werden, unbedenklich auf Schröders Vorschläge ein und fügte sich bereitwillig dessen grösserer Bühnenkenntniss.

Den ersten Anlass zu Änderungen gaben Schröder einige Punkte in Gotters Lustspiel 'Der weibliche Hauptmann' [3]), einer Bearbeitung von Montfleurys 'Fille Capitaine'. [4]) Er schreibt dem Dichter darüber am 9. Mai 1777 [5]):

Meine Änderungen im weibl. Hauptmann sind klein und folgende.

Act: 1 Sc: 1, Charlotte Lucinde, Zimmer in Lucindens Hause, und spielt darinn fort bis Sc. 6 da Charlotte sagt.

Du sollst es schon erfahren; Komm wir wollen in Deinem Cabinette mit Käthchen geheimen Rath halten.

Hierauf verändert sich das Theater in Schwarzens Wohnung und bleibt bis den Act zu Ende.

Ich kann die unschicklichen Unterredungen auf der Strasse nicht ausstehn.

---

[2]) Wenigstens éinmal.

[3]) Es wurde schon vor 1775 auf verschiedenen Theatern gespielt, war aber noch nicht gedruckt. Vgl. Reichards Goth. Theater-Kalender 1775 S. 119 und 1778 S. 109.

[4]) Zum erstenmal aufgeführt in Paris 1672.

[5]) Litzmann S. 44 f.

Act: 2 Sc: 1 Damon Lucinde ein Saal in Lucindens Hause mit dem Schrank u. s. w.

Act: 3 Sc: 1 Charlotte Lucinde. Strasse. über die 4te Sc: habe ich ein Feigenblatt gedeckt, so wie ich auch die Ausdrücke von Hörnerträger etwas umschrieben habe (denn Hörner können die Hamburger nicht ausstehn) im fünften Act Sc: 8 wenn Schwarz allein ist, sagt er, dass er die Unterredung mit seiner Frau deswegen verlangt, um durch sie in Freyheit zu kommen, und sich dann an sie und den Hauptmann durch die Geseze rächen zu können: bittet den Himmel um kalt Blut, damit seine Hize nicht alles verderbe. — freut sich wenn der Vetter Sc: 11 kömmt, der ihn jetzt in Schuz nehmen wird.

Sie sehen wohl liebster Freund! dass diese Veränderungen im Grunde nichts sind, allein hier waren sie nothwendig. Sicher hätte das Publicum im ersten Acte gesagt: Warum gehn die Leute nicht in's Haus und plaudern so lange auf der Strasse. — Ich habe H. Dyck gerathen Sie um das Stück zu bitten, hat ers Ihnen geschrieben?

Das Stück erschien, Schröders Wunsch entsprechend, im folgenden Jahre (1778) in Dyks 'Komischem Theater der Franzosen'[6]), unter dem veränderten Titel: 'Der Faschingstreich'. Vergebens aber wird man in dieser Fassung des Lustspiels eine Erklärung für Schröders Worte suchen. Die Scenenfolge schon entspricht seinen Angaben durchaus nicht, und das Meiste, was er ausstellt, lässt sich nicht auffinden. Dagegen stimmt alles vortrefflich, wenn man Schröders Brief mit der Ekhofschen Theaterhandschrift[7]) zusammenhält. Dieses Heft ist ganz zweifellos eine ältere Fassung von Gotters Werk, nicht etwa die Übersetzung eines andern Autors, wie die Übereinstimmung der theilweise verdeutschten Namen, die mehrfach vorkommenden gleichen Abweichungen vom französischen Originale und die trotz aller Verschiedenheiten Seite für Seite in die Augen springende Ähnlichkeit beider Bearbeitungen beweisen.

Zum besseren Verständnisse des Folgenden möge eine kurze Inhaltsangabe des Stückes hier Platz finden:

---

[6]) 3, 225 ff.

[7]) Bibl. Duc. Goth., Chart. B. 1664. Der | Weibliche Hauptmann. | eine | Komödie von Montfleury. | in | Fünf Aufzügen | und | in Prosa. Ausser dem Titelblatt 238 numerirte Seiten Quart in blauem Pappeinband.

Damon und Lucinde, die Schwester eines Hauptmanns, lieben sich, können aber die Zustimmung von Damons Vormund Schwartz zu ihrer Eheschliessung nicht erlangen, da dieser selbst, obwohl verheiratet, Lucindens Liebe zu gewinnen trachtet. Ihn von seiner Leidenschaft zu heilen, schmieden Lucinde und ihre Freundin Charlotte ein Complott, dessen Mitwisserin auch Frau Schwartz ist: Lucinde bestellt Schwartz zu einem Stelldichein in ihre Wohnung, Charlotte, in den Hauptmann, Lucindens Bruder, verkleidet, überrascht die beiden, Schwartz flüchtet in einen Schrank und wird dort zum unfreiwilligen Zeugen einer Liebesscene zwischen seiner Frau und dem vermeintlichen Hauptmann. Trotzdem lässt sich Schwartz, theils um seine Frau zu überführen, theils um Lucinden doch noch für sich zu gewinnen, zu einer neuen Zusammenkunft verleiten. Hierbei erwischt ihn der falsche Hauptmann und übergiebt ihn zur Strafe einem wirklichen Corporal, der ins Verständniss gezogen ist, als Recruten. Eingesperrt und voll Angst vor dem kommenden Kriege wird Schwartz, der alles für Ernst nimmt, endlich demüthig, giebt die Zustimmung zur Heirat seines Mündels und wird dann befreit und aufgeklärt.

Das Stück spielt in der älteren Fassung im ersten Acte auf der Strasse. Dort empfängt Lucinde den Besuch Charlottens und unterhält sich mit ihr über ihre Liebesangelegenheiten, dort erscheinen auch Damon, das Kammerkätzchen Käthchen und der Corporal Buckel, um vor Lucindens Thür Unterredungen zu führen, die sie drinnen viel besser erledigen könnten. Endlich gehen alle fort, um für Schwartz und seine Frau Platz zu machen, die nun vor ihrer Thüre sich zu unterhalten beginnen; auch Damon weiss für eine Besprechung mit seinem Oheim wieder keinen schicklicheren Platz zu finden als die Strasse. Und das alles nur, um einen Scenenwechsel zu vermeiden! Schröders Tadel war also sehr berechtigt und Gotter konnte sich ihm unbedenklich fügen: in dem gedruckten Stücke spielt denn auch die erste Hälfte des Actes in Lucindens Wohnung, die zweite bei Schwartz.

Die beiden folgenden Notizen Schröders: 'Act: 2 Sc: 1 Damon Lucinde ein Saal in Lucindens Hause mit dem Schrank' und 'Act: 3 Sc: 1 Charlotte Lucinde. Strasse' können sich nicht auf vorgenommene Änderungen beziehen; die Decoration war schon in der Handschrift die gleiche, auch kann im ersten Falle die Scene schlechterdings nirgends anders sein als in Lucindens Wohnung, und im

zweiten lag eher Veranlassung vor, wiederum die Scene von der Strasse ins Zimmer zu verlegen (was auch Gotter im Drucke that) als umgekehrt. Schröders Bemerkungen sollten wohl nur andeuten, dass er an diesen beiden Stellen nichts geändert habe. Der Wortlaut seines Briefes scheint dem zwar zu widersprechen, indess kann das bei der Flüchtigkeit seiner Schreibweise nicht auffallen.

Die schlüpfrige Scene 4, über die Schröder 'ein Feigenblatt deckte', steht nicht im 3., sondern im 4. Act: Um seine Frau zu entlarven, hat Schwartz sich mit Käthchen in Verbindung gesetzt; er thut so, als ob er gar nicht verheiratet wäre, sondern seine Frau als Liebhaber zu einem Stelldichein haben möchte und sucht dazu die Hilfe des Kammermädchens nach. Dieses erlaubt sich nun mit Frau Schwartz einen Scherz; sie erzählt ihr, dass ein Liebhaber sie zu bestellen wünsche, und als sie empört auffährt, neckt Käthchen sie mit der Behauptung, dass Frau Schwartz ihn mehr als genau kenne; erst ganz zuletzt sagt sie ihr, dass es ihr eigener Mann sei. Diese Scene gab zu bedenklichen Schlüpfrigkeiten Anlass; ebenso wie Schröder bei der Aufführung dämpfte sie daher Gotter bei der Drucklegung ganz bedeutend; die schmutzige Bemerkung Käthchens, dass Frau Schwartz bei der Gelegenheit viel Geld verdienen könne, fehlt sogar ganz.

Die Beseitigung des Wortes 'Hörnerträger' und anderer gleichbedeutender nahm Schröder nicht, wie man nach dem Wortlaut seines Briefes glauben könnte, in eben dieser Scene, sondern überhaupt im ganzen Stücke vor. Genau so Gotter: im Drucke erfährt man nirgends mehr etwas von Hornträgerei oder Hahnreischaft — statt dessen wird von einem Ärgerniss in der Familie oder von einem Kreuzträger gesprochen.[8])

Wie Schwartz im letzten Acte als vermeintlicher Recrut gefangen sitzt, wünscht er noch einmal seine Frau zu sehen, um sich wenigstens die Überzeugung zu verschaffen, ob sie schuldig ist oder nicht. Dies etwas dürftige Motiv erweiterte Schröder, indem er zu Scene 8 einige Worte zu-

---

[8]) Vgl. Hdschr. S. 39. 45. 139 mit Druck S. 247. 250. 280 u. ö.

fügte, in denen Schwartz der Hoffnung Ausdruck giebt, vielleicht durch Fürsprache seiner Frau befreit zu werden. Auch diese Anregung hat Gotter verwerthet, wennschon er die Worte nicht dem Monolog Sc. 8, sondern einem kurz vorhergehenden Selbstgespräch Schwartzens (Hdschr. Sc. 6, Druck Sc. 4) zutheilt. Die weiteren Anregungen Schröders, also: Schwartzens Hoffnung, dem Hauptmann und seiner Frau nach seiner Befreiung mit Hilfe des Gesetzes beikommen zu können, seine Bitte an den Himmel um Kaltblütigkeit und seine Freude, als Damon in seinem Gefängniss erscheint, hat Gotter nicht verwerthet. Diese Änderungen waren auch ziemlich bedeutungslos.

Bemerkt sei übrigens noch, dass der Druck ausser den durch Schröder angeregten Verbesserungen noch zahlreiche andere enthält. —

Ziemlich ausschliesslich dagegen auf Anregung Schröders zurückzuführen ist eine Bearbeitung, der Gotter sein Singspiel 'Die Dorfgala' unterwarf, welches bereits 1774 im Druck erschienen war. Unter dem 15. November 1777 schrieb ihm Schröder über dieses Werk [9]):

A propos können Sie mir wohl die mir fehlende Musik [10]) aus der Dorfgalla verschaffen? Sie versprachen mir einmal eine Änderung, doch will ich Sie nicht damit beschweren, indem es Sie von nöthigeren Arbeiten abhält — ich will's so gut machen als ich kann, nur das schreiben Sie mir, ob die Französin Wirkung gethan? hat sie's, so lass ich sie darin, wie auch Nicklas nicht heraus soll, um die Arien von Nicklas ist es mir auch hauptsächlich zu thun. — Haben Sie aber noch viel Liebe zu ihrem Kinde, und fürchten Sie es verpfuscht zu sehen, so setzen Sie mir nur ein Scenarium auf. — Die Französin muss auf alle Fälle delikater behandelt werden, denn so ist sie eine gewaltige gemeine Hure.

Zweieinhalb Monate später, am 2. Februar 1778 heisst es dann [11]):

Mit Ihrer Dorfgalla bin ich recht sehr zufrieden und danke Ihnen vielmals.

---

[9]) Litzmann S. 85.
[10]) von Schweitzer.
[11]) Litzmann S. 113.

Man darf wohl unbedenklich annehmen, dass Gotter in der Zwischenzeit sein Stück umgearbeitet und nun an Schröder gesandt hatte. Diese Umarbeitung glaube ich aufgefunden zu haben in einer ganz eigenartigen Fassung der 'Dorfgala', welche ebenfalls die Herzogl. Bibliothek zu Gotha bewahrt.[12]) Das Buch ist ein Exemplar des Druckes von 1774, aus welchem eine Reihe von Blättern (23) entfernt und durch neue handschriftliche ersetzt sind; das Ganze ist neu durchnumerirt, wobei jedoch öfter zwei Seiten nur eine Nummer tragen. Die erhaltenen Theile des Druckes weisen mehrfach Verbesserungen auf, meist Striche. Die Schriftzüge und der gelbe Pappeinband beweisen die Zugehörigkeit des Halbmanuscripts zu Ekhofs Theater-Bibliothek.

Der Inhalt der älteren wie der jüngeren Fassung ist folgender:

Am Geburtstage der Gutsherrin (dem 'Galatage' des Dorfes) gedenkt der Haushofmeister Treumund die Wirthstochter Clärchen heimzuführen. Die mannstolle Hausfranzösin der Gutsherrschaft, Antoinette, sucht dies zu hintertreiben, und beansprucht auf Grund einer ganz nichtigen Liebelei Treumund für sich; unterstützt wird sie dabei von der Lehrersfrau Liese, die ihren Sohn mit Clärchen verheiraten möchte. Antoinette verklagt schliesslich Treumund wegen gebrochenen Eheversprechens, wird aber schmählich abgewiesen; am Ende heiratet sie den Marionettenspieler Niklas, in dem sie einen früheren Liebhaber erkennt. — Die einfache Handlung ist mit komischem Beiwerk vielfach aufgestutzt.

Während der alte Text fast keine Gelegenheit unbenutzt lässt, Antoinettens Mannstollheit im grellsten Lichte zu zeigen, bricht der neue fast überall starken Übertreibungen die Spitze ab. Da erzählt in *A* (S. 13) Antoinette, wie sie in ihrem Leben 'schon zwey schriftliche Versprechungen und drey Ringe' habe herausgeben müssen, in *B* (S. 13b) sind es nur 'dergleichen Possen' (wie schriftliche Versprechungen); oder in *A* (S. 10 f.) hat sie ausser Treumund noch drei Liebhaber, in *B* (ebd.) nur éinen 'en passant'. Ein andermal heisst es in *A* (S. 16): 'Wir Französinnen setzen uns über vieles hinaus. Bey uns liebt der Marquis die Tochter seines Pachters', in *B* (S. 15b): 'Ein

[12]) Poes. 8 p. 2445.

zärtliches Herz setzt sich über vieles hinaus. Liebe macht alles gleich, die Sclavin und den Sultan'. Sodann nennt Treumund in *A* (S. 42) Antoinette eine Person, die 'sich dem Ersten, dem Besten an den Hals wirft', in *B* (S. 42a): die 'den Ersten den besten an sich lockt'; in *A* (S. 44) spricht er von dem 'Bisschen guten Ruf, das sie etwa noch zu verlieren hat', in *B* (ebd.) nur von 'ihrem Restchen von gutem Ruf', ohne den Zusatz; u. s. w. Die Gerichtsverhandlung im dritten Acte, die in *A* von Zweideutigkeiten strotzte, ist in *B* sehr stark gekürzt. Stehen geblieben[13]) ist allerdings eine lange Arie Antoinettens (*A* S. 92 ff., *B* S. 90 ff.), in der sie recht unverschämt behauptet, wenn auch nicht infolge seiner Worte, so sei Treumund doch infolge seiner Thaten verpflichtet sie zu heiraten.[14]) Massgebend war für diese Beibehaltung wohl nur die Rücksicht auf die Musik. Die langen Erörterungen über die Wahrheit oder Unwahrheit von Antoinettens Angabe fehlt in *B*, weil sie für den Charakter der Französin zu schwer belastend war. Eine Scene in *A* (S. 106 ff.), in der Antoinette nach verlorenem Processe eine Schadloshaltung erbetteln will, ist in *B* (S. 102 ff.) sehr gemildert; namentlich ist nicht mehr geradezu von Geld die Rede. — Die Reihe dieser Beispiele liesse sich leicht noch vermehren.

Auch den Wunsch Schröders betreffend die Arien des Niklas hat *B* berücksichtigt: während es sonst mehrfach Lieder beseitigt oder in Prosa umgesetzt hat, sind die Gesangsnummern des Niklas — nicht weniger als 10 an der Zahl — fast alle erhalten; von der Hand des Schreibers der eingehefteten Seiten scheint nur ein Duett zwischen Niklas und Antoinette (S. 117 = *A* S. 121) gestrichen zu sein, sowie eine Strophe in einer Arie (S. 116 = *A* S. 120); auch spätere Hände[15]) haben nichts weiter geändert.

Um den Beweis völlig zu sichern, dass wir es in *B*

[13]) Erst eine spätere Hand, die auch sonst Besserungen anbrachte, hat die Arie in *B* getilgt.

[14]) Diese Arie ist eine Übersetzung aus Voltaires Pucelle, Chant 9, V. 64 ff.

[15]) Solche zeigen sich in *B* hie und da, beschränken sich aber aufs Streichen.

mit einer Bearbeitung auf Grund von Schröders Brief zu thun haben, können wir auch noch die Zeit seiner Entstehung feststellen. Diese ergiebt sich aus dem Vergleiche der Stelle *A* S. 14 mit *B* S. 14a. Es ist dort in *A* von einem Ereignisse die Rede, welches anno 49 geschehen ist, und um festzustellen, wieviel Jahre seitdem verflossen sind, wird 49 von 74 abgezogen, also von der Zahl des Jahres, in welchem *A* erschien: *B* zieht an der betreffenden Stelle 51 von 78 ab; wir erhielten also 1778 als Entstehungsjahr — und am 2. Februar dieses Jahres dankt ja auch Schröder für die 'Dorfgala'. — Natürlich theilte Gotter seine Neubearbeitung auch dem Theater seiner Vaterstadt mit, in dessen Exemplar sie auf die Nachwelt gekommen ist. —

Der dritte Änderungsvorschlag Schröders betrifft Gotters Singspiel 'Romeo'. Schröder bemerkt darüber (Mai 1778)[16]:

Mit Romeo und Julie als Oper. Ich hoffe, Sie werden nicht böse werden, dass ich die letzte Sc. geändert, und auf diese Art: Capuletti ist hinterbracht worden, dass man Leute bey seinem Begräbniss gehört, er kommt mit seinem Gefolge (den Leidtragenden), erstaunt, dass er den Lorenzo da trift; der ihm sagt, er habe für Ihre Seele gebetet und den letzten Abschied von ihr genommen, diess erweckt Cap. Schmerz aufs neue; sagt Lorenzo dass er ihr auch im Tode mehr Vater sey als er — will ins Begräbniss — nun kommen Capulettis Fragen: ob Sie nicht geliebt habe und beym Schlusse sagt Lorenzo, er soll seine Julie noch einmal umarmen: er geht nach dem Begräbnisse, seine Kinder die sich dort verborgen gehalten, stürzen hervor — Leidtragende kommen wieder — erstaunen, ihre Julie lebend zu finden — Umarmungen etc.: die Ursachen dieser Änderung brauche ich wohl nicht hinzuschreiben, eine derselben ist: einen persönlichen und nicht unsichtbaren Chor zu haben.

Wieder belehrt uns hier eine Handschrift[17]) darüber, was Schröder am Romeo zu ändern fand, während der spätere Druck (1779)[18]) die Besserungen im wesentlichen schon angenommen hat. Schröder ist nicht etwa der Erfinder des 'guten' Schlusses, denn schon die ältere Fassung endet günstig: Julie erwacht rechtzeitig in ihrem Grabe

16) Litzmann S. 133.

17) Bibl. Duc. Goth. Chart. B. 1602: Julie und Romeo, | ein | Schauspiel mit Gesang | in | drey Aufzügen [von anderer Hand:] von H. Gotter. 28 Blatt, gelber Pappband.

und verhindert Romeos Selbstmord; Lorenzo, der einen Augenblick später erscheint, ist also eigentlich schon überflüssig, noch mehr aber der alte Capellet, der, um sich auszuweinen, mitten in der Nacht zum Grabe seiner Tochter kommt, und zwar allein. Nachdem er seinem Schmerz ganz kurz Ausdruck gegeben, klärt ihn Lorenzo auf und ruft die Kinder herbei. Capellet, Romeo und Julie singen hierauf ein Lied, dessen Kehrreim ein unsichtbarer Chor wiederholt. — Der Druck[18]) fügt sich Schröders Anordnungen: Capellet (dem aber von Lärm bei seinem Begräbniss nichts hinterbracht ist, so dass er gerade so grundlos auftritt wie früher) erscheint mit den Leidtragenden, die er alsbald fortschickt; seine Unterredung mit Lorenzo ist etwas weiter ausgeführt, namentlich sein Schmerz stärker hervorgehoben. Unmittelbar von Schröder übernommen sind Lorenzos Worte: 'Ich nahm von ihr den letzten Abschied', die in der Handschrift fehlen. Der weitere Gang des Stückes nimmt alsdann genau den von Schröder vorgezeichneten Verlauf. Dies ist um so bemerkenswerther, als der Druck im Übrigen nur in ganz bedeutungslosen Kleinigkeiten von der Handschrift abweicht. —

Einige weitere Bemerkungen zu Schröders Briefen mögen hier noch anhangsweise folgen: Das S. 40 erwähnte Stück 'La Dame invisible', dessen Zusendung dort Schröder zu erwarten scheint, ist nichts anders als Gotters 'Kobold'[19]) (vgl. S. 58. 105. 106), dessen französische Vorlage (von Hauteroche) diesen Titel führte. — Gotters Veränderung von 'triple Mariage', von der Schröder ein andermal (S. 77) spricht, ist die Nachahmung eines Stückes von Destouches, die 1773[20]) unter dem Titel: 'Die Maskerade' erschienen war. — Von der 'Comödie aus dem Stegreif' (L'impromptu de Campagne, von Poisson), die S. 80 erwähnt wird, gab es auch eine Bearbeitung von Gotter, die aber nie gedruckt wurde.[21]) Vielleicht ist diese hier gemeint.

[18]) Leipzig bei Dyk. Die Vorrede ist datirt vom October 1778.

[19]) Dyks Kom. Theater d. Franzosen 4, 253ff.

[20]) Reichard, Goth. Theater-Kalender 1775 S. 142.

[21]) Ebenda S. 119. Die Handschrift aus Ekhofs Bibliothek befindet sich in Gotha, Chart. B. 1614.

Endlich noch etwas zum letzten Briefe Schröders an Gotter.[22]) Dieses Schreiben ging nach langer Unterbrechung des Briefwechsels am 20. Mai 1794 nach Gotha ab; Veranlassung dazu hatte ein Schreiben Gotters gegeben, mit dem er seine Stücke 'Die Basen', 'Vasthi' und 'Esther' Schrödern für die Hamburger Bühne anbot.[23]) Wie bitter Gotter und die Seinen den hochmüthigen Ton von Schröders Antwort und den nur schlecht versteckten Hohn darin empfanden, bezeugt ein Brief Caroline Böhmers an F. L. W. Meyer (Gotha d. 7. Juni 1794), in welchem es heisst[24]):

Und nun will ich Dir aus Rache von einem Deiner Freunde etwas erzählen. Er hat einen Brief geschrieben, der ihn so darstellt, dass ich ihm lieber einen Mord verziehe als diesen Brief. Gotter hat Schrödern seine Muhmen und die stolze Vasthi geschickt und für beyde[25]) 10 Louis gefordert. Schröder schickt sie zurück, weil sein Publikum nur einige alte Possenspiele liebte, die längst im Besiz wären belacht zu werden — weil es ein heroisch komisches Schauspiel, ein biblisches Sujet, in Alexandrinern, weder fühlen, fassen noch verstehen könte. — Das möchte denn gut seyn, obwohl ein Mann wie Schr., der gleich drauf seine ruhige Herschaft über Publikum und Schausp[ieler] rühmt, dazu gemacht seyn sollte, fühlen, fassen und verstehn zu lehren. Aber nun kommt eine ruhmredige Affiche von seiner Situation — 'ich bewohne ein Haus in der paradiesischen Gegend von Hamb[urg], geniesse darin aller Annehmlichkeiten, die hoher Wohlstand verschaffen kan — ich habe die grösste Wahrscheinlichkeit, diesen nach dem Frieden noch vermehrt zu sehn — mein Haus ist der Sammelplatz der besten fremden und einheimischen Köpfe' — kurz so, dass auch der Ununterrichteste fragen möchte — und Du, dems so wohl geht, wie kanst Du eine Kleinigkeit ersparen wollen und einen Freund desapointiren, der Dir vermuthlich ehemals genug Gefälligkeiten erwiesen — allein noch mehr, wie kanst Du Dich zugleich gegen ihn so breit machen? Aufgeblasen und hartherzig — so erscheint er, und ich dächte, die Rolle des Haimon[26]) müsste ihm vortreflich kleiden. Gotter hat es auch ganz so empfunden. Mir thuts noch in anderm Betracht Leid, denn G. könte das Geld brauchen. —

---

[22]) Litzmann S. 135 f.

[23]) Vgl. Waitz, Caroline 1, 145. Die Stücke erschienen unter dem Titel: 'Schauspiele' in Leipzig 1795.

[24]) Waitz, Caroline 1, 147.

[25]) 'Esther' und das Vorspiel 'Die stolze Vasthi' konnten für éin Stück gelten.

[26]) Wohl ein Lesefehler von Waitz statt: Haman.

Mag die Beurtheilung Carolinens auch nicht ganz unparteiisch sein, so dürfte es doch schwer halten, Schröder von ihren Vorwürfen völlig weiss zu waschen.[27])

Leipzig. Rudolf Schlösser.

Zwei Briefe Chr. Fr. D. Schubarts.

1.

Das zuverlässige, von Dr. Karl Geiger (Bes. Beilage des Staatsanzeigers f. Württemberg 1885 S. 250 ff.) aufgestellte Verzeichniss aller Schubartbriefe, die an anderen Stellen, als in Strauss' Biographie, veröffentlicht sind, überhebt den Forscher einer verdriesslichen und mühevollen Arbeit. Da der nachfolgende Brief sich weder bei Strauss noch in der erwähnten Liste findet, darf er ohne weiteres als Neuigkeit betrachtet werden; denn die Möglichkeit, dass er etwa seit 1885 irgendwo bekannt gegeben worden ist, wird durch seinen bisherigen Aufenthaltsort völlig ausgeschlossen: er bildete bis vor kurzem einen Bestandtheil der Gräflich Paarschen Autographensammlung, in die schwerlich je das Späherauge eines Litterarhistorikers gedrungen ist, und ging von da in das Eigenthum des Schillervereins in Marbach a/N. über.

Über die Person des Empfängers Schwarz, der jedenfalls sonst in Schubarts Leben keine Rolle spielt, bin ich nicht im Stande sichere Auskunft zu ertheilen. Er scheint Musiker gewesen zu sein. In den herzoglich Wirtembergischen Adressbüchern aus der betreffenden Zeit findet sich ein Hofpauker Schwarz; die Möglichkeit, dass dieser mit dem Freund Schubarts identisch ist, ist nicht ausgeschlossen. Die im Brief erwähnten Jäger und Ulrich sind mir gleichfalls unbekannt. Hauptmann Ehrenfeld erscheint in den genannten Staatshandbüchern als Auditor in der württembergischen Armee. Am 26. November 1783, also am Tag, ehe der vorliegende Brief geschrieben ist,

[27]) Es sei erlaubt, hier ein paar Fehler meiner Gotter-Bibliographie Vierteljahrschrift 6, 301 ff. zu verbessern. S. 302 Z. 23 f. statt: 'ist der erste, der die zweite Auflage nennt' lies: 'nennt die zweite Auflage an erster Stelle'. — S. 303 Z. 15 'Juliane' erschien nicht 1775 sondern 1779. — S. 304 Z. 8 statt: '24' lies: '25'.

war der Herzog zu Besuch auf dem Asperg. In seinem Gefolge hat sich vermuthlich Ehrenfeld, der Schwarz' Geschenk dem gefangenen Dichter überbrachte, befunden. Übrigens sind die in das Schreiben eingestreuten Verse ein neues Beispiel dafür, wie sehr Begabung und Neigung zur Improvisation unsern Dichter der Gefahr aussetzten, auf das Niveau eines gewöhnlichen Versmachers herabzusinken.

Asperg d. 27. Nov. 1783.

Dein Briefchen lieber Schwarz mit dem Karolin, habe durch meinen Gönner, Herrn Hauptmann von Ehrenfelt mit einem Dancke erhalten, der in Thränen hinschmolz.

Von meines Berges Donnerhöhe;
wo ich die Fessel an der Hand
Vergebens — ach! um Freiheit flehe! —
den Thränenblick zu Gott gewandt —
Schick ich den Dank in iene Zone
wo Schwarz mein Auserwälter lebt —
Der wenn er Töne blässt, mit jedem Zaubertone
Die Hörer in Olympos hebt;
Wo manche edle Menschenseele
an den Gefangenen Schubart denkt,
Der sich in seiner Schauerhöhle
schon sieben Jahre müd gekränkt
Dort schau ich hin mit trüben Blicke
und ach! von heissem Danck beseelt,
Erfleht mein Herz euch jedes Glücke
und jede Ruhe, die mir fehlt.

Ach Bruder Schwarz hast Du diess; so hast Du viel. Denn was ich seit sieben Jahren ausgestanden habe, davon hast Du keinen Begriff. Du solst's einmal in meinem Lebenslaufe, den ich ganz aufgesetzt habe, mit Schauer und mit Thränen lesen. Meine Heiterkeit ist hin, Bruder; meine Fantasie, der Riese, zuckt im Staube meines Kerkerbodens und mein Witz, der Schmetterling, hängt halbtod an der Nessel meiner Felsenwand.

Was macht Jäger, grüss in 1000mal.

Wo ist Ulrich? — Eure Musik ist ferm, wie ich von iedermann höre.

Allen meinen Gönnern und Freunden vermelde meinen respecktvollen Danck.

Ich mag leben, oder sterben; so vergiss nie — — biss uns die Ewigkeit zusammenbringt —

Deinen
armen, unglücklichen Freund
Schubart.

Stuttgart. Rudolf Krauss.

2.

Hohenasperg im Mai 1786.

Edle, vortrefliche Freundinn,

In einem so poetischen Monde, wo unsre Fantasie unter den Rosen weidet, halt ichs für Pflicht, an eine Freundinn zu schreiben, die das Schöne der Nátur so tief fühlt und so reizend in ihren Liedern ausdrükt. Ja, Edle Freundinn, freuen Sie sich im Strale des Frühlings mit der auflebenden Natur, denn Sie sind iung, gesund und — frei! — Wenn Sie mit Ihrem Gemahle in den Düften des Lenz lustwallen und Ihre kleinen Lieblinge Ihnen frohlächlend Wiesenblümchen bringen; so bliken Sie dankend gen Himmel, wo noch so viel — und so daurende Freude unsrer harrt; wo auch ich Sie finden und mit Ihnen den Schöpfer der Gröse und Schönheit besingen will.

Mit Verlangen erwart' ich neue Gedichte von Ihnen, die ich nach Ihren Befehlen durchsehen — und wenn Sie es erlauben — in's Strassburger FrauenzimmerMagazin, an dem ich arbeiten will, einrüken werde. Suchen Sie nur, sich möglichst von aller fremden Manier zu entfernen und sich gleichsam in Ihre Eigenthümlichkeit zu verweben. So bald der Mensch sich selbst gefunden hat; so fängt er erst an zu existiren. Jeder Mensch hat sein Eignes — an Denkart, Geistesfarbe, Herzgefühl; ia sogar Wort und Ausdruk ist eigenthümlicher Nachhall seiner innern Stellung. Wir alle sprechen und schreiben deutsch; aber anderst Luther, anderst Klopstok, anderst Wieland und anderst die göttliche Karschinn. Wenn Sie, Beste, Ihr Gefühl immer mehr veredeln, die Natur am rislenden Quell selbst belauschen, Ihrer Sprache ie mehr und mehr Energie und Thonfülle geben; so machen Sie gewiess trefliche Verse. Schreiben Sie nur niemalen etwas, das Sie nicht selbst fühlten; denn nur was vom Herzen geht, geht wieder zum Herzen, wie der abgeleitete Strohm sein Urwasser — seine heimische Bucht wieder aufsucht. — Inzwischen bitt ich Sie, meine Beste, mir von Zeit zu Zeit zu melden, welche Dichter Sie lesen? und was Sie von ihnen halten? — Nicht grose, aber gewählte Lektür möcht ich Ihnen empfehlen. — Über den neusten Zustand unsrer Dichtkunst schreib ich Ihnen bald meine Meinung. Einstweilen nur so viel: 'Sie steigt nicht, sie sinkt'; kann auch das aus vielen Gründen nicht anderst seyn.

Meine äusseren Umstände haben sich durch die Besuche meines guten Weibs und meiner lieben Kinder sehr gebessert. Ich liebe viel und stark und würde ohne Stoff für mein Herz verschmachten.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Gemahl und küssen Sie Ihre Kinder in meinem Nahmen mit dem Kusse der geistigsten Liebe.

Mein Genius seegnet Sie. Ich bin wahr und bider

Ihr

Freund und Diener

Schubart.

Eine von weiblicher Hand beigefügte Anmerkung zum Beginn des 2. Absatzes sagt: sie habe es damals nicht wagen wollen, neue Gedichte zu schicken, 'und es ist gut dass ich es nicht wagte, — Diese beiden Briefe sind die einzigen die ich noch besietze. Die andern und ein kleines Gedicht an mich vom S[chubart] hat mir in Berl[in] ein gewisser wegstibizt'. Es scheint also, dass die Adressatin von Böttiger, aus dessen Nachlass das Germanische Nationalmuseum dieses Stück erhielt, um Schubartautogramme gebeten war. Ich vermuthe, dass sie jene Frau Fanny von Heppenstein in München war, an die Schubart im Juli 1785 einen Brief nebst einem 'kleinen Gedicht' sandte (Strauss Nr. 218). Sie ist als Schriftstellerin bei Schindel verzeichnet.

Graz. Bernhard Seuffert.

Ein Brief von Herder und Caroline an Therese Forster.

Weimar, den 3. Merz 1788.

Liebste Therese. Sie vermuthen vielleicht nicht dass Krankheit die Ursache meines Stillschweigens ist. Aber so ist es. Meine Niederkunft war über alles gut u. glücklich, die 4 ersten Wochen waren eigentliche Wochen der Gesundheit u. ich fieng an, den heimlichen Feind der mir während meiner Schwangerschaft eine böse Ahndung ins Ohr flüsterte, nicht mehr zu fürchten, als ich durch eine schnelle Erkältung ein Fieber u. böse Brust bekam, von der ich jetzt in der 8ten Woche zwar geheilt aber noch nicht ganz gesund bin. Mein Gemüth ist durch dieses angstvolle Übel sehr gebeugt u. ich schmachte nach der Frülings Sonne als ein Gefangener nach der Freiheit.

Auch mein Mann hat keinen heitern Winter gehabt u. seine Arbeit hat nicht sehr zugenommen — Kurz wir waren in einem nicht erbaulichen Zustand. O mögen Sie das Gute das Ihnen das Schicksal gegönnt hat mit frölichem u. gesundem Gemüth empfangen haben.

Welch seltne Menschen sind Sie, dass der Divan zu Constantinopel Ihr Schicksal entscheiden muss! Geniessen Sie diesen kleinen Aufenthalt noch froh u. glücklich, vermuthlich wird der Krieg nicht lange dauren — u. dann sehn wir unsre geliebte Therese bei uns! Kommen Sie, Liebe, Sie sollen, wie der lebendige Hauch Gottes, das stille Meer unsers Wesens beleben. Schreiben

Sie uns aber indessen oft u. viel — Ihre Briefe sind ein wunderbarer Abdruck Ihres ganzen Wesens u. Sie stehn dann immer lebendig vor uns u. wir lesen u. lesen alles in Ihrer Seele.

Im Mai erwarten wir unsern Goethe zurück falls er sich auf der Rückreise durch die Schweiz u. über Frankfurt nicht zu lang aufhalten wird. Unsre Sehnsucht nach ihm wurde endlich fast Krankheit.

Für heute muss ich den Brief kurz machen da ich mich noch sehr schonen muss; mein Mann soll das weisse Blatt —

Zur 'Entsündigung' wie meine Frau sagt, soll ich das weisse Blatt vollschreiben; u. so will ich Ihnen denn dies Entsündigungsopfer vortragen, liebes Feuerwesen, ob ich gleich nicht eigentlich weiss, was ich entsündigen soll. Mein Stillschweigen wahrscheinlich; allein dies verzeihen Sie mir wohl, wenigstens geben Sie mir die Erlaubniss, mich bei Gelegenheit aufs neue versündigen zu dürfen, wie es bei Söhnopfern, Damen gebracht, wohl zuweilen der Fall zu seyn pfleget. Kurz, ich fahre im Briefe fort, u. melde Ihnen

Imo. dass der kleine Karl Alfred mir sehr ähnlich ist, ausser dass er von der Mutter zwei grosse blaue Augen geerbt hat. Er ist ein grosser Freund des Lichts u. der Freiheit; auf jenes hat er in sehr tiefen Betrachtungen sein Auge geheftet u. sinnt wahrscheinlich eine neue Theorie darüber aus; für die Freiheit streitet er insonderheit mit den Füssen, mit denen er gern alle Banden abwirft, da bekanntermaassen die Seele u. alle Thätigkeit des Menschen von unten zu wirken anfängt, Jahre lang bei den Kindern zuerst in den Füssen sitzt, u. nur sehr spät das Gehirn erreichet; so spät, dass sie bei manchen Menschen gar nicht dahingelanget, welches aber hoffentlich bei unserm Karl nicht der Fall seyn soll. Ausserdem ist er, gleich seinem Vater, ein grosser Held im Niesen, u. dabei von so ernstem Angesicht, dass das Lachen eine Gnade bei ihm ist, ob er sich gleich auch dazu herablässt. Dass wir ihn sehr liebhaben, darf ich Ihnen nicht erst sagen. II. do. habe ich mich noch sehr zu entsündigen, dass ich Ihrem HEn. Vater noch nicht geantwortet habe. Das habe ich aber gethan, weil er meine zerst. Bl. noch nicht recensirt, mithin wahrscheinlich auch nicht gelesen hat, welches denn auch nicht hübsch ist, also geht Sünde mit Sünde auf. IIIo, weiss ich nicht, ob ich Ihrem Forster gratuliren, oder condoliren soll, dass er noch bei Ihnen im Musensitz an der berühmten Leine verweilet. Wenn seine Finanzumstände von Petersb. aus berichtigt sind oder werden, wie ich nicht zweifle, ist dieser Aufschub so unrecht nicht; da er ihn in Göttingen als Russ. Kais. Freiherr geniessen und sich zu seinem literarischen Cookianismus vorbereiten kann. Nicht jedem Sterblichen wird eine so hoffnungsreiche Musse gegönnet u. gegeben. Dies Alles um so mehr, da

kein Mensch zu schlagen oder Krieg zu führen, rechte Lust zu haben scheint; ich glaube also auch, dass Konstantinopel diesmal noch unerobert bleiben u. die grossen Potentates bald Friede machen werden. Vielleicht kann er alsdenn von Türkischem Raube desto reicher u. stattlicher reisen. IV. dem Prof. Meyer hätte ich auch für das feine Compliment zu danken, das er mit verschwiegener Hand (dies ist kein übler Ausdruck, denn die Hand der HErn. Professorum ist ihrer Natur nach redend) in seiner Rec. der Edda über ein altes dithyrambisches Werklein meiner Jugendgähre einzustreuen die Güte gehabt hat. Wollte Gott, ich wäre über den Berg meines 4. Th. der Ideen, u. über so Manches von Innen u. Aussen hinweg, um das Buch selbst anschauen zu können; dazu wirds aber noch Weile haben. Ich bin wie ein Gichtbrüchiger an Leib u. Seele; mein einziger Genuss ist der Schlaf, u. wenn es an mir wäre, schliefe ich Tage u. Nächte. Danken Sie ihm indess freundlich. Und so wünsche ich Ihnen denn Vto ein besseres Wohlseyn an Leib u. Seele, als wir diesen traurigen Winter gehabt haben, u. zum Theil noch haben. Gott gebe uns allerseits Frühling, wie u. wo wir seyn bedürfen. Leben Sie bestens wohl, mit alle den Ihren. Lebt alle wohl, ihr Lieben.

Kant hat Ihrem Forster im Merk. geantwortet; ich glaube, Forster werde ihm nicht wieder antworten. Da die heilige, untrügliche Metaphysik ihrem Namen nach eine Nach- u. Hinterphysik ist, so ists billig, dass sie das letzte Wort behalte.

Original ein Bogen in gr. 8°, dessen 4 Seiten sämmtlich beschrieben sind, im Elversschen Nachlass (vgl. Vierteljahrschrift 6, 153). —

Georg und Therese Forster lernten Herdern und seine Gattin zuerst im September 1785 kennen, als Forster seine junge Frau nach Wilna heimführte. Schon damals scheint ein intimeres Einverständniss der vier Geister sich angesponnen zu haben. Forsters Bericht über seine Weimarer Eindrücke an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer 1, 182) lässt deutlich erkennen, wie nah ihm Herder schon damals gekommen ist. In einem ungedruckten Briefe an seinen Schwiegervater Heyne schreibt er: ‘am meisten bezeigte Herder seine grosse Hochachtung und Liebe für Sie; ich fand in ihm einen Mann, der meine Erwartung weit übertraf, so offen war er und so teilnehmend und so frei von allerlei Vorurteil seines Standes’. Recht innig und tief gewannen aber die verwandten Seelen erst zwei Jahre später sich lieb, als im

September 1787 Forsters auf der Heimreise aus Polen in Weimar Halt machten und hier, da Goethe in Italien war, besonders Herders und Knebels Gesellschaft genossen (vgl. Aus Herders Nachlass 2, 403; Knebel an Henriette S. 65). Aus dem nun sich entspinnenden regen Briefwechsel zwischen Göttingen und Weimar ist obiges herrliche Blatt durch einen glücklichen Zufall erhalten geblieben, das in der schönsten Weise Herders gewinnende Liebenswürdigkeit uns vor Augen führt, wie er der 'lieben Frau mit dem Glanzauge' (Aus Herders Nachlass 2, 404) von seinem jüngsten Söhnlein vorplaudert. Trotz der zweimal betonten übeln Stimmung der Schreibenden liegt es wie heller Sonnenglanz über dem Briefchen, das die Sehnsucht nach dem geliebten Freunde Goethe in so rührender Weise zum Ausdruck bringt.

Im einzelnen muss ich folgendes zur Erläuterung bemerken. Karl Alfred, Herders sechster Sohn, Heynes Pathenkind, war geboren am 11. December 1787, starb jedoch schon am 17. April 1788. — Dass 'die Seele und alle Thätigkeit des Menschen von unten zu wirken anfängt' und sich allmählich nach oben hin ausbreitet, ist der Gegenstand des berühmten Priorschen Gedichts Alma, das einst Voltaires enthusiastischen Beifall fand; dieselbe Idee hat Forster in einem Aufsatz (Sämmtl. Schriften 5, 225) verarbeitet. — Von den Zerstreuten Blättern war soeben 1787 die dritte Sammlung erschienen. — Forster traf eben damals von Göttingen aus die Vorbereitungen zu der russischen Südsee-expedition, die dann durch den Türkenkrieg vereitelt wurde. — Friedrich Ludwig Wilhelm Meyers Recension der Edda Saemundar steht Gött. Gel. Anzeigen 1788 S. 153; S. 156 heisst es dort: 'die Lieder selbst haben den dramatischen Gang und Wurf, den die Blätter von deutscher Art und Kunst so meisterhaft bezeichnen'. — Über die Entstehung des vierten Theils der Ideen, der erst 1791 erschien, vgl. Haym, Herder 2, 241. — Kants Polemik gegen Forsters Aufsatz über die Menschenracen ist enthalten in der Abhandlung 'Über den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie', erschienen im Teutschen Merkur 1788 1, 36. 107 (Sämmtl. Werke 4, 469 Hartenstein).

Jena. Albert Leitzmann.

Die schöne Seele.

Auguste Friederike von Ysenburg-Büdingen schreibt an ihre Schwester Louise Ferdinande zu Anhalt-Cöthen (Pless), 1. August 1771:

Gegen 4 Uhr liess ich mich zur Fräulein Klettenberg tragen. Das verspare ich auf's Mündliche, was ich für ein Vergnügen bei ihr genossen, was ich mit ihr auf Dein und Deiner Kinder Sujet geredet und was sie mir Entzückendes, noch nie Gewusstes, von ihrer seligen Schwester, meiner so sehr geliebten seligen Trümbachin, letzten Stunden erzählt.

Die Fürstin Pless an ihre Schwester Auguste Eleonore, 30. Juli 1773:

Ich muss Dir doch eine Passage, die mir eben heute die Fräulein Klettenberg schrieb, ausziehen. Sie lautet: 'Das Wie und das Wann muss Ihm der Glaube anheimstellen, das gehört unter die Göttlichen Regalien. Mit Seinen Kindern lässt Er Sich nicht darüber ein, sondern fordert als souverainer Oberherr Glaube und Geduld. Als Mittler und Heiland beweiset Er aber auch wieder grosse Geduld mit unsern sich hier äussernden Schwachheiten und stärkt uns durch Übungen'. Das ist herrlich gesagt, aber mir steht, deucht mich, in dem Weg: Eure Untugenden scheiden euch und euern Gott von einander.

Die Schwester antwortet:

Die Passage aus der von Klettenberg ihrem Briefe ist sehr schön. Ich danke, dass Du mir solche mitgetheilt hast. Werde ja nicht muthlos. —

Aus dem Tagebuch der Büdinger Schwester, 3. August 1774:

Neurath, der, von Philippseich retournirt, den Lavater nicht predigen hören können, aber einige Tage in seiner Gesellschaft zugebracht, war ganz entzückt über ihn, erzählte auch, dass die Fürstin von Waldeck sich sehr über den Lavater soll gefreut haben. Er erzählte uns noch vom Lavater, dass er während dem Gebrauch seiner Cur zu Ems, des Nachts bis halb ein Uhr aufgeblieben sei und mit dem Basedow disputirt und ihn zu überzeugen gesucht. Der Überlauf sei unbeschreiblich, dem Lavater auf dieser Reise ausgesetzt gewesen. Als er zu Bockenheim predigen sollen, habe er sich anfänglich geweigert, weil er fast keinen Augenblick finden könne, um nur einmal an seine Predigt zu denken, der Pfarrer Krafft habe aber nicht abgelassen, ihn darum zu bitten, habe ihn auch gebeten, über die Worte zu predigen: 'Jesus Christus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung'. Lavater soll geantwortet

haben, dass er dieses gar gern thun wolle, zumal da er gehört, dass in Frankfurt viele Leute seien, welche diesen Spruch nicht glaubten . . . ich war erstaunend begierig auf die Bockenheimsche Predigt, welche in wenig Tagen im Druck erscheinen sollte, es lag mir recht an zu wissen, was dieser so beliebte Mann unter Menschen von dem auserwählten köstlichen Eckstein halte.

Am 11. liest sie

Lavaters zu Bockenheim über 1. Cor. 1, 30 gehaltene Predigt vor. Mein HErr und mein Gott! Welche Wollust, welche Ströme von Süssigkeiten ergossen sich in meine Seele. Mit vielen Freudenthränen las ich dieselbe; o, wie pries ich unsern majestätischen Hohenpriester, Ihn, Der gar ist, dass Er in der Dämmerung unserer Zeiten, da man Ihn beinahe vergisst, einen Mann wie Lavater auftreten und von Sich zeugen lässt. O, ein grosser Beweis, dass Er ist, dass Er über uns ist! Nun bin ich mit Lavater ausgesöhnt. O, wie liebe ich ihn über diese Predigt! Wie heftig wünsche ich ihm nicht Kohlen vom Altar aus dem Heiligthum, um einen Brand auch unter den Menschen anzuzünden, die ihn gewiss bisher nicht um des Heilandes, sondern um ganz anderer Ursachen willen liebten . . . O, wie habe ich mich gefreut, dass so Viele, die vielleicht zu Bockenheim ganz etwas Anderes zu hören hofften, sind mit dem hellen Lichte des süssen Evangelii bestrahlt worden.

Die Predigt wird wieder und wieder gelesen und danach der 'Favorit-Discours' über Lavater, sein karges Einkommen, sein blindes Vertrauen auf die göttliche Leitung gepflogen. 29. September 1774:

Die theure Klettenbergin hat die L. wieder munter gefunden und angefüllt von dem Grossen, was Gott an Lavater unsern Tagen gegeben. Sie hat mir seine Kinder-Lieder und Gebete geschickt, auch ein Zettelchen, welches er im Zimmer, wo er logirt, verloren und von welchem ich Dir anbei auf der letzten Seite dieses Journals die Copie schicke. Sie wird alle seine Werke bekommen, die er besonders für Kinder und Landleute geschrieben, und glaubt, der liebe Fürst könne mit wenig Geld einen grossen Schatz derselben nach Pless schaffen. Die L. hat der Klettenbergin meinen Wunsch, den Lavater bei dem F. F. zu sehen, entdeckt. Diese hat geantwortet: jetzt, glaube sie, mache er sich's noch zur Sünde, sein Vaterland zu verlassen; denn er glaubt, zur Bekehrung der Schweiz selbst bekehrt worden zu sein. Die Klettenbergin glaubt aber, dass die Schweizer ihn nicht mehr lange dulden werden; denn sie fingen schon an, ihn tüchtig zu verfolgen. Sie hat erzählt, dass die vorgegebene Reise des Landgrafen und der Landgräfin von Homburg mit der Prinzess

Louise von Darmstadt in's Elsass laut geheimen Briefen ein rendezvous mit Lavater gewesen. Lavater hat der Klettenbergin erzählt, dass sein intimer Freund Zimmermann — hier hat die L. gefragt, wofür er den Zimmermann halte, und die Klettenbergin geantwortet: Für einen ehrlichen Schweizer! — ihm geschrieben, er solle den Emser Brunnen trinken; wenn er ihm nicht als Arzt, sondern als Freund rathen müsste, so würde er ihm statt Ems Pyrmont vorschlagen [der dort weilenden Familien Stolberg-Wernigerode und Anhalt-Pless wegen] . . . Die Klettenbergin hat des Lavaters Kleidung und ganzes Wesen beschrieben, wie die ehemaligen sogenannten Halleschen Pietisten. Seine Physionomie hat sie ausserordentlich freundlich und aufrichtig gefunden. Unsere Idee wegen der Pfarrerin S. hat die L. der Klettenbergin auch gesagt, und diese hat gebeten, man möchte hieran nicht denken; so theuer ihr auch die Nachkommenschaft des kostbaren Fresenius sei — wobei sie noch erwähnte, dass der Plessische [als Prediger hochverehrt] die meiste Ähnlichkeit unter allen seinen Geschwistern mit seinem seligen Vater habe, so sehr, dass, wenn sie nicht seine Person gesehen, sie nach Sprache und Ausdruck geglaubt haben würde, mit dem seligen Vater zu reden — so müsse sie zur Steuer der Wahrheit sagen, dass die gute S. eine redliche Frau nach ihrer Fähigkeit, aber sehr schwachen Verstandes und äusserst schlumpig sei. —

Copia eines Lavaterschen Verses.

Schweiget, sterbet, eitle Lüste!
Tödte, tödte, HErr, mein Fleisch!
Mach', o reinster Jesu Christe,
Herz und Sinnen rein und keusch!
Lass bei jeder Wollust Reize
Mich, mein Heiland, Dich am Kreuze
Blutend, schmachtend, sterbend sehn,
Dann wird Reiz und Lust vergehn!

Im Journal der Fürstin Pless, 1. Januar 1775:

Mit welchen Empfindungen fanden wir in meiner lieben Schwester Brief die Nachricht von dem seligen Abschied unsrer lieben, theuren Klettenbergin. Mir schnitt dieser Verlust für meine liebe Schwester und mich tief, tief. Aber mein lieber Fürst schaute durch und ermahnte mich, es ihr zu gönnen und mich zu freuen, dass sie überwunden. Nun, der HErr helfe uns, ihr Ende anzuschauen, ihrem Glauben nachzufolgen, auf dem Wege, den sie gegangen, zu gehen, und an den Ort zu kommen, wo sie ist und gewiss eine vorzügliche Stelle einnehmen wird. Der HErr mache jeden Eindruck, den sie auf mein Herz gemacht, an meiner Seele recht lebendig.

Sie schreibt am 10. Januar nach Büdingen:

Noch einmal auf die theure, selige Klettenbergin zu kommen: a. Woran ist sie gestorben und hat sie noch etwas auf ihrem

Siegesbett geredet? b. Deine an sie geschriebenen Briefe cassirst Du doch nicht, wenn Du sie zurück bekommst? . . .

Auguste Friederike erzählt in ihrem Tagebuch, wie ihr am 18. December nach der Kirche Pfarrer Münch schonend die lang geahnte Nachricht gebracht habe

von der Heimholung meiner Freundin, an die ich wie an eine Amme gewöhnt war, ich meine die nun verherrlichte Klettenbergin. Meine sehr nassen Augen hindern mich, Gottlob! nicht ihr nachzublicken. Sie ruhet und weidet ohne alle Furcht! Die wenigen, mir unvergesslichen Stunden, in denen diese Braut des Lammes mit mir mündlich redete, werden, so wie ihre sehr fleissige Correspondenz mit mir Armen, unter den Werken sein, die ihr nachfolgen. Unserer Freundschaft Band war in Ihm gelegt, Den sie jetzt schaut; Rath und Beistand verliere ich an ihr, aber dafür deucht mir eine stärkere Connexion mit der siegenden Kirche bekommen zu haben. ER gewöhnt mich nun doppelt an Sein Herz, dass ich Niemand sehe denn Jesum allein, bis auch ich, die Elende, dahin komme, wo Er ist. Der liebe Münch redete und betete herzlich mit mir . . . Der theure Inspector hielt eine köstliche Betstunde über Psalm 19, 15. Ich konnte nachher noch ein wenig der Einsamkeit geniessen. Hernach liess ich Neurath kommen, dem ich den Auftrag gab, bei dem Frankfurter Magistrat zu bewirken, dass mir der Termin der Entsiegelung der Sachen meiner sel. Freundin bekannt gemacht werde, und ich, so der HErr will und wir leben, die L. als Bevollmächtigte von mir hinsenden könne, um in Gegenwart des Notarii meine der Seligen geschriebenen Briefe sich ausliefern zu lassen. Die gute L. las mir und meinem besten L. C. den heutigen, ausnehmend passenden Spruch im Hillerschen Schatzkästchen vor. Den Abend brachte ich weinend zu und bekam daher Kopfschmerzen. Ich liess mir durch die L. 2. Kön. 2 und Ebr. 12. und 13. vorlesen.

Ein Brief des Frankfurter Pfarrers Johann Heinrich Koppel an den Büdinger Münch liegt bei:

Dass wir hier keine bleibende Stätte haben, sind wir auch in dieser Woche auf's neue belehrt worden, da es unserm theuersten Heilande gefallen hat, die liebe Fräulein von Klettenberg aus dieser Zeitlichkeit abzufordern. Am 7ten d. Mts. war sie noch mit meiner Frau bei Frau Legationsrath Moritz in Gesellschaft. Die Nacht darauf wurde sie von einem Magenkrampf befallen; den Donnerstag wurde der Herr Doctor Metz gerufen, die Krankheit lenkte sich in eine Art von Seitenstechen, so aber dennoch nicht zur Kraft gekommen, inzwischen wurde die Selige immer schwächer, so dass ihr Ende am letzten Dienstag, als dem 13ten d. Mts., Morgens $^3/_4$ auf 12 Uhr völlig herbeikam und

also um diese Zeit verschieden ist. Bei ihrem Ende war Frau Rath Göthe, Frau Rath Moritz, Frau Pfarrer Claus und meine Frau. Das Ende war getrost und bis zum Ende dem HErrn ergebend. Sie ist nun droben und geniesst, was sie hier von Jesu geglaubt hat. Gestern war die Beerdigung.

Die Briefe sind allerdings verabfolgt worden und auch nach Pless gewandert, wo die Fürstin im November die 'Klettenbergische Correspondenz' liest neben Predigten und Bogatzkyschen Sprüchen zur Labung ihrer durstigen Seele.

Ich entnehme diese, keineswegs bloss durch thatsächliche Angaben und die Erwähnung berühmter Namen fesselnden Stellen einer grossen, in sechs Bänden als Handschrift gedruckten Stolberg-Plessischen Familiencorrespondenz, die mir durch die Güte der Gräfin H. zugänglich geworden ist. Man wird schon nach den vorstehenden Auszügen wenig von profaner Dichtung und Kunst darin suchen. Ein adeliger Pietismus durchdringt alles und wechselt nur mit häuslichen Aufzeichnungen, Reiseberichten und zahlreichen der Jagd gewidmeten Einträgen. In Wernigerode erscheint Gleim als häufiger, freundschaftlich begrüsster Gast, aber von seinen Reimen und litterarischen Interessen ist kaum die Rede, so reich die Bogen an Bibelworten und gebundenen wie ungebundenen Citaten der Christgläubigkeit sind. Ein einziges Mal wird der Schriftstellerei der Vettern Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg gedacht: man liest 'den herrlichen Brief des jungen Grafen St. auf Lavaters Sujet aus dem Deutschen Museum' vor; das gilt dem Propheten, nicht dem Jünger. Gleim musste in der Empfehlung von Lektüre auf der Hut sein, um diese vornehmen Stillen im Lande nicht zu verletzen. Die Gräfin Auguste Eleonore findet auch in Halberstadt 'des Jacobi seine Beurtheilungskraft nicht die stärkste' (Febr. 1772):

er ist nicht ferme in seinen Meinungen und seine Gründe sind immer so seicht, dass ich mir getraue, allezeit Siegerin über ihn zu sein. Doch muss ich hinzusetzen, dass Letzteres nur in Materien sein kann, die nicht das chapitre betreffen, was irgend einen Schatten von Gelehrsamkeit oder Wissenschaften hat, da muss ich die Segel streichen und mich zurückziehen, weil ich darin keine Kenntnisse habe.

Sehr begreiflich, dass man noch 1772 Wielands 'Geprüften Abraham' vortrefflich, den 'Hymnus auf Gott' hinreissend findet, aber die Entweihung solcher Gaben durch neuere 'sehr garstige' Gedichte, von denen die Rede geht, beklagt und, da schon die drei von Gleim geliehenen Bände 'nicht ganz rein' waren, auf die Fortsetzung verzichtet. Doch notirt die Wernigeröder Gräfin vorher (September 1772):

Noch habe ich des Wielands poetische Schriften nicht gelesen, ich bin noch bei seinem 'goldenen Spiegel', der mir, einige kurze Stellen ausgenommen, sehr wohlgefällt. Azor ist Ludwig XIV. Mit der Schilderung von der Maintenon bin ich nicht zufrieden. Sie ist mir eine respectable Frau. Der feuerfarbene und blaue Affe ist ein Streit unter der Spanischen Geistlichkeit, der ehemals Gelegenheit zu einem grossen Blutbad in dem dasigen Königreich gegeben hat, und zwar, ob derjenige frömmer wäre, der einen spitzen oder runden Hut trüge. Sollte man wohl glauben können, dass ein Vernünftiger dergleichen einfältiges Zeug sich könnte einfallen lassen? Ein wahrer Beweis unseres Falles.

Sie ist Gleim sehr dankbar für den Schwanengesang des sel. Michaelis, der ganz heimlich, wie erst hinterlassene Briefe gezeigt, aus seiner Dürftigkeit heraus die durch den Zittauer Brand verarmte Familie unterstützt habe; ja sie, minder enthusiastisch als die Schwägerinnen, stimmt Gleim darin bei, dass Lavaters Tagebuch andere zur Heuchelei reizen könne.

Den Klettenbergischen Briefen werde ich nachspüren.

Bad Fusch. Erich Schmidt.

Goethe im Conseil.

Urkundliches aus seiner amtlichen Thätigkeit 1778—85.

'Goethe hat viele Geschäfte seines Amts.' Dies Zeugniss aus nächstem Freundeskreise wird immer gewichtiger in dem Masse als sich die Urkunden seines amtlichen Wirkens vor uns häufen. Wie den Lesern der Goethejahrbuch-Berichte[1]) bekannt ist, werden seit 1889 diese Urkunden in Folge höchster Verfügung durch das Grossherzogliche Staatsministerium dem Goethe- und Schiller-Archiv in den Originalen überwiesen, um in Abschriften und

[1]) 10, 11. 11, 10 u. s. f.

Auszügen dem künftigen Biographen Goethes eine Unterlage zu schaffen, die an Reichhaltigkeit schwerlich ihres Gleichen haben wird. Die Fülle des von den Neunzigern des vorigen Jahrhunderts an Vorhandenen ist erstaunlich, fast erdrückend. Von dem älteren Vorrath dagegen ist, bei dem lässlichen Verfahren der guten alten Zeit, viel in Verlust gerathen, und das Vorliegende beschränkt sich zumeist auf einzelne geschäftliche Gebiete, deren Verwaltung Goethe selbständig geleitet hat, Wegebau, Ilmenauer Bergwerk u. dgl. Am wenigsten sagen uns die vorhandenen Urkunden von seiner Antheilnahme an der obersten Leitung der Geschäfte, seiner Thätigkeit im Rathe des Fürsten, zu dem er seit dem Juni 1776 gehörte. Wir erfahren im allgemeinen aus brieflichen Quellen, wie stark ihn diese Stellung in Anspruch genommen hat, und dürften auch ohne actenmässiges Substrat annehmen, dass er, wenn er selbst auch von seinem 'Sitzen' im Conseil redet, nicht sitzendes bloss, sondern stimmendes und oft wohl bestimmendes Mitglied dieser Körperschaft gewesen ist. Erwünscht aber wäre es jedenfalls, seine Stellungnahme zu einzelnen wichtigen Regierungsmassregeln und seine praktische Betheiligung daran kennen zu lernen. Einen solchen Einblick sollen die folgenden Mittheilungen gewähren, die mir durch die Gnade Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs zu machen verstattet ist.

Ich entnehme sie einem umfänglichen Bande, der aus dem Archiv des Grossherzoglichen Staatsministeriums an mich gelangt ist, betitelt: 'Geheime Kanzley Akten die Bestrafung der Fleischesverbrechen und die Abschaffung der Kirchenbusse betreffend u. s. w. Weimar 1763—1797 u. s. w.' Dem Titel nach zu urtheilen, scheint ja der Inhalt dieses Folianten der litterarhistorischen Sphäre fern zu liegen. Aber wer sich erinnert, dass in Herders Werken jetzt mehrere Gutachten über denselben Gegenstand zu lesen sind, die er als Mitglied der obersten geistlichen Behörde, des Oberconsistoriums zu Weimar, verfasst hat[1]), wird sich doch bewogen fühlen, dem Gegenstande näher zu treten.

[1]) Werke 31, 752 ff. Zuerst in den Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds v. Herder 2, 146 ff. Das erste Votum kann nicht vor April 1778 fallen, die Datirung 1777 ist also zu berichtigen.

Von Herders Hand befindet sich auch in unserem Volumen ein Schreiben: er ertheilt dem Geh. Regierungsrath Hetzer Bescheid über die Höhe der in Weimar bei der Kirchenbusse üblichen Gebühren (8. Mai 1786). Doch kommt dies gar nicht in Betracht neben dem Funde, der die Mittheilung des ganzen Actenbandes an das Goethe-Archiv veranlasst hat: es ist dies ein sieben Folioseiten einnehmendes, eigenhändig mit unverkennbarer Sorgfalt mundirtes Exposé Goethes, ein schriftlicher Vortrag. Diese Vorlage soll hier zunächst wiedergegeben werden. Ich bemerke im voraus, dass es nicht wohl angebracht wäre, sie in allem Einzelnen zu erörtern: die Auffassung der Sache ihrem Wesentlichen nach ist es, die den Werth dieser merkwürdigen Blätter ausmacht. 'Viel Arbeit und Bearbeitung . . . Diesen Monat hab ich mirs sauer werden lassen', schreibt Goethe statt jeder Einzelaufzeichnung in seinen Kalender zum December 1780. Und am 14. des Monats an Charlotte von Stein, die ihn als Tischgast erwartet: 'Ich habe vielerley zu thun und werde wohl zu Hause essen'. Jetzt bekommen wir ein respectables Stück von diesem Vielerlei zu Gesicht.

Betrachtungen über die abzuschaffende Kirchenbuse.

Durch verschiedne in dieser Sache abgelegte Vota veranlasst.

Offentliche Ausschliesung aus der kristlichen Gemeinde, ist der Grund offentlicher Kirchenbuse. Iene sondert ein sündhafftes Glied ab, diese heilt es wieder an, iene schändet, diese bringt zu Ehren.[3])

Sobald man ienen Bann überging, und eine für sich bestehende Kirchenbuse einführte, so vertrat sie die Stelle von ienem, ward Ausstosung und Brandmal. Die Gemeinde erfährt nicht wer sündigt, nur der Büsende wird zur Schau ausgestellt, und diese sonst so ängstlich gesuchte Aufnahme wird ganz natürlich zur verabscheuten Strafe. Also auch in dem ersten Sinne wie sie die Kirchenordnung vorschreibt, ohne Misbrauch der Zeitfolge, ohne Ausnahme, ohne Dispensation war sie ein hysteron proteron, eine Handlung die sich auf etwas bezieht das nicht vorhergeht. Und weil man sich dieses nicht gestehen mag, verwundert man sich lieber über den Schaden einer im Ursprung, wie gesagt wird, nüzlichen Einrichtung, schiebt die Schuld eher auf alles was dabey vorkommen kan, als auf die Sache selbst.

---

[3]) Zuerst: ehren.

Die Verfasser der Kirchenordnung[4]) haben es wohl gefühlt, dass hier von keiner uranfänglichen Wiederaufnahme in den Schoos der Kirche die Rede sey, sie sehen sie vielmehr in dem 1 § des 28[ten] Cap. selbst als eine Strafe an, sie behaupten nicht dass sie in Gottes wort und dem Gebrauch der ersten Kirche gegründet sey, sie finden sie nur nicht unbillig.[5])

Über dieses getraue ich mir aus der heiligen Schrifft und der Kirchengeschichte zu beweisen, dass die Kirchenbuse, wie sie gedachtes Capitel vorschreibt, weder apostolisch noch altkirchlich sey.[6])

Man hat hier, wie in mehreren Fällen, einerlei Namen zu verwandten Begriffen gebraucht. Sie bald im geistigen bald im kruden, einmal im politischen, dann im kirchlichen und wieder im menschlichen Sinne genommen.

Die Worte: Abtrünnig, Abfall, Rückkehr, Aufnahme, Disziplin, Censur, Ordnung, Reue, Buse, Vergebung, Beicht aller Arten[7]), Absolution, Bann, bezeichnen verschiedne Begriffe, die noch dazu sich mit iedem Jahrhundert, und offt in dem Munde zweyer Lehrer oder Seckten nüanziren. Eine Ausführung hiervon ist für diesen Ort zu weitläufig.

Kan man nun wohl, wie es in verschiednen Votis geschehen wollen, dem Landsherrn, als wäre es eine Gewissenssache abrathen?[8]) wenn er auf das Ersuchen seiner Stände, eine Einrichtung zu ändern bereit ist, die nicht zum wesentlichen unsrer Religion gehört, die ob sie gleich aus guter Absicht eingeführt worden, doch nach ihrer Natur den Zweck verfehlen musste, und die nun gar durch eine Reihe von Zeit und Umständen vollig ausgearttet[9]) ist.

Vergeblich werden wir uns bemühen sie dem Sinne der ersten Kirche näher zu bringen. Wer ein Gesez verfasst, betrachte den Sinn seiner Zeiten.

---

[4]) Zur Vergleichung der folgenden Anführungen habe ich ein Exemplar der Verbesserten Kirchen-Ordnung, gedruckt Weimar 1664, benutzt.

[5]) Das 28. Capitel (des zweiten Buchs). Von der Kirchen Disciplin und öffentlichen Abbitt derer, so mit groben eusserlichen Sünden die Kirche geärgert, welches man die Kirchen-Busse nennet. Ob wohl die Kirchendiener keinem Bussfertigen gewisse Straff auflegen sollen, die Sünde vor Gott dem Herrn dadurch zu büssen und zu bezahlen, sintemahl solches wider das theure Verdienst und völlige Bezahlung unsers Herrn Jesu Christi ... auch wider das heilige Evangelium .... lauffen thäte: So ist es doch nicht unbillich' u. s. w.

[6]) Das Gegentheil ist in Herders Votum (Werke 31, 754) behauptet.

[7]) Corrigirt aus: arten.

[8]) Zuerst Komma.

[9]) Zuerst: ausgeaarttet.

Sollten nicht auf folgende Art die Gesinnungen der meisten Votorum zu verbinden und die Absichten am nächsten zu erreichen seyn.

Zuförderst bestimme man die Verbrechen, welche auch ausser den fleischlichen Lastern und Vergehungen, der Kirchen Censur unterworfen seyn sollen. Wer alsdenn wegen solcher in Untersuchung kommt, und ohnehin in der bürgerlichen und kirchlichen Gesellschafft suspendirt ist, werde erst von dem Richter gestraft. Ist die Strafe so, dass er dadurch gebüst hat, und in seinen alten Stand zurücktreten kan; so übergebe der Richter ihn dem Beichtvater[10]) dieser vermahne ihn, in Gegenwart zweyer Zeugen, nehme die Versicherung seiner Busfertigkeit von ihm an, und lasse ihn die Wohlthaten der Kirche geniessen. Stillschweigend war er ausgeschlossen, stillschweigend kehr er wieder zurück! und kein Glied der Gemeinde wird sein Sozietäts recht für gekränckt halten, wenn man menschlich, ordentlich und geziemend mit einem andern Gliede verfährt.

Die Ablesung mit oder ohne Nahmen die man an die Stelle des persönlichen Auftretens sezzen will, verfehlt auch hier ihres Zwecks, denn auch sie schändet den Busfertigen und wird früh oder spat zu Dispensationen Gelegenheit geben. Doch in wie fern auch diese, freylich in einem andren Zusammenhange könnte eingeführt werden, davon weiter unten.

Aber hierauf tönen mir aus alten und neuen Votis laute Einwendungen entgegen. Man ruft: Wo bleibt das Recht der Kirche ihren Gliedern auch etwas unangenehmes zu erzeigen! Will man allen Lastern Thür und Thor aufsperren? Soll die Kirche auch das verruchteste Mitglied ohne Ahndung dulden.

Die Untersuchung beyseite woher sie das Recht hat, wie sie es ausgeübt, was sie dabey verlöhre, antworte ich: man könnte bey dieser neuen Einrichtung sie auf alle Weise und im ganzen Umfange sicher stellen.

Iener einzuführenden Ermahnung entziehe sich niemand, sie sey indispensable! und damit nicht einer der sich gar nicht mit der Kirche aussöhnen wollte zurückbleibe, so erinnere[11]) man ihn von Seiten des Beichtvaters zu wiederhohlten malen, und sezze alsdann die Strafe der öffentlichen Abkündigung, ia den Kirchenbann drauf. Es hienge nun von einem ieden ab, sich dieser öffentlichen Schmach, durch stille Befolgung des Gesezzes zu entziehen. Ia man gehe weiter. Nicht allein diesen Weigerern, sondern wiederhohlenden[12]) Verbrechern drohe man mit solcher Abkündigung und Ausschliesung. Alsdann wird es eine Strafe, und soll Strafe

---

[10]) Die Interpunction fehlt am Seitenende.

[11]) Zuerst: ermahne.

[12]) w corrigirt aus W

seyn. Ieder rechte mit sich selbst wenn er von dem ersten Grade väterlicher Admonition, bis zu dem lezten Schimpf in seinen Begierden und Lastern sich nicht zurücke gehalten hat. Eine solche Handlung geschehe nach vorhergegangner Anzeige beym Oberkonsistorio, dort geführter Untersuchung, und wohl auf eingehohlten besondern Befehl des Fürsten, der sich aber hüte, das selbst gegebne Gesez, von dem nun keine Dispensation mehr möglich ist, durch Aufschub etwa zu eludiren.

Durch eine Einrichtung die in dieser Folge gemacht würde, scheint mir alles auf einmal gehoben. Das 28te Capitel der Kirchenordnung würde abgeschafft. Dagegen lebte das 27te[13]), das, soviel ich weis, bisher gänzlich geschlafen, gewissermassen wieder auf, die Kirche erhielte ein gröser Recht als sie bisher ausgeübt, die Kirchendisziplin würde in allen Graden hergestellt, und ein vernünftiger Geistlicher hätte die beste Gelegenheit seine Seelsorge püncktlich und kräfftig zu verwalten, der busfertige Sünder wird nicht mehr beschimpft sondern der ungehorsame, der unbesserliche[14]), die Gemeinde wird nicht geärgert indem sie wieder aufnimmt, sondern ein ieder fühlt den grössern Werth auch nur äusserlicher Reinheit wenn die Kirche von einem schadhafften Gliede gesäubert wird. Erschwere man ferner die weltlichen Strafen der Mannspersonen bey üppigen Vergehungen, nach den geschehenen Vorschlägen, wie es in iedem Falle die Umstände anweisen und lasse das neue Gesez in seiner ganzen Verbindung würcken. Sollte man wohl einer solchen Neuerung Leichtsinn und Ubereilung vorwerfen können? Was die einkommenden Strafgelder betrifft, mag es im allgemeinen wohl treffend seyn gegen Fürsten und Kammern zu eiffern die sich von Sündengroschen bereichern wollen; unserm gnadigsten Herren aber wird es vortheilhaffter werden[15]) eine besondere Casse davon formiren zu lassen, weil, wenn ia manchmal ein Strafgeld zur Kammer genommen worden, man auf einer andern Seite im Nothfall das Zehenfache denen Kirchen Aerariis und frommen Stifftungen vorgeschossen und erlassen hat.[16])

---

[13]) Das 27. Capitel. Wer von dem Gebrauch der Heiligen Sacramenten zu suspendiren, und von dem Kirchen-Bann.

[14]) Zuerst: unverbesserliche.

[15]) Zuerst: seyn.

[16]) Anders Herder in einer, wie es scheint, zurückgehaltenen Schlussbemerkung: 'Würde Fürstl. Kammer von denen durch so viele Jahre erhobenen Dispensationsgeldern, als Kirchenbusse nur so viel hergeben, als zu denen in unserm Lande verfallenen Kirchen und Schulen gehört: so würden diese durch Auflagen auf die armen Parochianos oder durch unerschwingliche Kollekten dem armen Lande nicht beschwerlich. Und doch dünkt mich jene Rückgabe nur das Leichteste, was darüber gesagt werden kann'.

Diese Gesinnungen kommen mit denienigen[17]) vollkommen überein, die der H. Geh. Rath Schnaus in seinem Voto geäussert hat, wovon der Hauptinnhalt in einigen Blättern hierbeyliegt. Sollten meine ohnmasgebende Vorschläge einigen Beyfall erhalten; so würde mit weniger Veränderung, auf die von gedachten meinem H. Collegen bezeichnete Weise, an die beyden Ober Consistoria gnadigst rescribirt, und mit Sachsen Gotha kommunizirt werden können.

d. 14. Dez. 80. G.

Ein eigenhändiges 'Loco voti' von Schnauss ist vorgeheftet; doch kann dies nicht das Votum sein, auf welches Goethe sich bezieht, und dessen Inhalt auszüglich 'in einigen Blättern' seinem Referat beilag, vielmehr nimmt in dem vorliegenden Schriftstück, 2 S. Folio, datirt 's. m. [sua manu] den 15. Dec. 1780', Schnauss seinerseits auf Goethes 'Vorschlag' Bezug, im Hauptsächlichen beistimmend. Ein Bedenken gegen die Wirkung rein geistlicher Zucht- und Besserungsmittel äussert sich nur in den Sätzen: 'Wie wird es aber alsdann gehen, wenn ein verstockter Sünder diesen Kirchen Bann und Ausschliessung von der Christlichen Gemeinde nicht achtet? Alsdann würde doch mit einer weltlichen Strafe gegen ihn verfahren werden müssen'. Mit dem nahezu dreissig Jahre älteren Collegen Schnauss stand Goethe im besten Einvernehmen, und eine mündliche Verständigung mit ihm ist auch in diesem Falle offenbar der schriftlichen Action vorausgegangen. Die von Goethe und Schnauss erwähnten Vota der übrigen Mitglieder des Conseils sind in unserem Actenbande nicht vorhanden. Ausser ihnen aber müssen auch die Consistorial-Acten und darin u. a. die beiden älteren Vota Herders Goethe vorgelegen haben, sicher das zweite (Werke 31, 753 ff.). Der Anfang und besonders der den Vorwurf des Leichtsinns und der Gewinnsucht abwehrende Schluss seines Tractats sind geradezu gegen die Ausführungen Herders gerichtet.

'Wer ein Gesetz verfasst, betrachte den Sinn seiner Zeiten.' Der Widerstand gegen die Härten der alten Kirchenzucht lag in dem Zuge der Zeit, in dem Zuge zur

---

[17]) Corrigirt aus denen-[Zeilenende]jenigen.

Milde und Schonung, der sich, wie niemand schöner auseinandergesetzt hat als Goethe selbst in seiner Biographie, damals auf allen Gebieten, in der Gesetzgebung und Erziehung zumal, die alte Strenge ablösend, in Geltung setzte. Schon 1763 waren die Landstände von Weimar und Eisenach wegen Aufhebung der öffentlichen Kirchenbusse bei Anna Amalia vorstellig geworden. 'Die Furcht vor der Kirchenbusse', hoben sie in ihrer Eingabe hervor, 'habe grossen Theil an dem zum öftern vorkommenden Kindermord'. Der Bescheid indessen, der auf den 'ohnmassgeblichen Vorschlag' ertheilt wurde, lautete: 'dass es bey der deshalb in den sämtlichen Fürstlich Sächsischen Landen von alten Zeiten her gemachten Einrichtung sein Bewenden haben solle'. Für die Regentin wäre es in der That eine bare Unmöglichkeit gewesen, die Herrschaften der übrigen sächsischen Lande zur Abänderung der gemeinsamen Kirchenordnung zu bestimmen. Aber bald nach Carl Augusts Regierungsantritt wurde die Sache von neuem angeregt. Die Stände des Eisenachischen Fürstenthums wiederholten auf ihrem Generalausschuss-Tage 1777 den 'ohnzielsetzlichen' Vorschlag, 'dass die Kirchenbusse gänzlich abgeschafft, und statt deren die Strafen der Manns-Personen in delictis carnis aggraviret, das Alimentations-Quantum erhöhet, die Weibs-Personen aber, welche zur Sünde der Hurerey nicht erweisslichen Anlass gegeben, von der Strafe frey gelassen werden möchten' — und sie fanden jetzt bei dem jungen Herzog und seinen Räthen eine günstigere Aufnahme. Schon im October des Jahres ist das Eisenacher Oberconsistorium aufgefordert worden, sich gutachtlich dazu zu äussern, im nächsten Jahre unter dem 19. April ergeht ein gleiches Rescript an das Weimarische; auf dem Concept dieses Rescripts zuerst (jenes ältere an Eisenach ist nicht erhalten) erscheint am Rande, unter den Chiffern von Carl August, v. Fritsch, Christian Friedrich Schnauss, die amtliche Signatur Goethes, sein deutsches JWG. Demnächst wieder in einem Rescript ad Consistorium Isenacense vom 22. März 1780, sechs Mal in den Jahren 1781—84, zuletzt in einer Verfügung ad Consistorium Vinariense vom 25. Januar 1785. Am 15. Mai 1786 erst wurde die Ver-

ordnung, welche die Kirchenbusse abschaffte, an die oberste geistliche und weltliche Behörde der beiden Fürstenthümer erlassen.

Die erwähnten Rescripte sind meist von Schnauss, bisweilen von dem Geheimen Assistenzrath Joh. Christoph Schmidt concipirt. Öfters sind es Mahnungen an die Oberconsistorien, die mit dem Berichte in der ihnen unbequemen Sache ungebührlich lange säumen. Goethe ist an keinem von diesen Elaboraten direct betheiligt. Wohl aber lässt sich sein Einfluss nachweisen an dem wichtigsten Stücke, das für den endlichen Abschluss massgebend geworden ist. Dies ist die von Schnauss verfasste 'Substanz' zu einem 'Mandat' oder 'Patent', durch welches die höchsten Ortes beschlossene Änderung des Herkommens, und was an die Stelle treten sollte, den betheiligten Behörden kundgethan wurde (8. Mai 1781). Im Grundgedanken und in einzelnen wesentlichen Punkten ist die Übereinstimmung offenbar; so z. B. wird § 4 bestimmt, dass 'nicht nur Hurerey und Ehebruch', sondern auch eine Reihe andrer namhaft gemachter Sünden die Strafe der Ausschliessung (des Kirchenbannes) nach sich ziehen sollen, 'wenn jemand derer vor dem weltlichen Richter schuldig befunden worden'; und § 7 erschwert die Geldbusse des Verführers. Die Rücksicht auf den schwächeren Theil erkennt man besonders auch aus einem Erlass, gleichfalls vom 8. Mai 1781, ad regimen utrumque (Weimar und Eisenach), in welchem die Strafe der 'Gerichtsräumung' (Ausweisung) bei delictis carnis aufgehoben wird, 'bey der grossen Ungleichheit der Folgen', oder wie es im Verfolg heisst, 'indem dergleichen unglückliche Weibes-Personen, wenn sie den Ort ihres Aufenthalts verlassen müssen, dadurch nicht nur der allda gehabten Mittel, sich und ihren Kindern den nöthigen Unterhalt durch Arbeit zu verdienen, beraubt, sondern auch so lange, als ihre Strafe währet, in der Irre herumzugehen genöthiget und der Gefahr des äussersten Elends und Verderbens ausgesetzt werden'.

Den Gang der Sache genauer darzulegen ist überflüssig. Zu den angedeuteten Schwierigkeiten, die das Weimarische Oberconsistorium verursachte, kamen weitere

im Jahre 1784, als Carl August den Versuch machte, die Zustimmung der andern Fürsten des ernestinischen Hauses, zunächst des Herzogs von Gotha, im Interesse der gemeinsamen Kirchenordnung zu erlangen. Er entschloss sich endlich, die Massregel nur im eigenen Lande in Kraft treten zu lassen. Im Consistorium aber ist, wie es scheint, Herder der Vorkämpfer für die Kirchenbusse, und somit Goethes Antagonist gewesen. Er fühlte sich noch 'in Doctor Martin Luthers Chorrock'. Mit Strenge und Nachdruck, wie in den Bückeburger Zeiten, verficht er das Recht der Kirche, und mit eifernder Schärfe zeigt er den Missbrauch auf, durch den es verunstaltet worden, die landesherrliche Dispensation für Geld. Schliesslich aber hat er, in einem votum singulare, der in dem 'Patent' vorgeschlagenen 'neuen Einrichtung' zugestimmt. 'Ich glaube nicht, dass theologisch gegen diese Einrichtung etwas Gründliches eingewandt werden könne, vielmehr ist solche unsern Zeiten und dem Zweck der Sache viel angemessner, als die alte Form, die zwar ihren Zeiten gerecht war, durch mancherlei Missbräuche aber, insonderheit die Gelddispensationen so heruntergekommen ist, dass sie, wie am Tage liegt, ihren Zweck gar nicht mehr erreichet'. Zwischen dieser Abstimmung (Juni 1783) und den älteren liegen die Briefe über das Studium der Theologie, die Rückkehr zu dem frühen milden Standpunkt auch in der Auffassung des geistlichen Amtes. So hat sich an dieser Stelle die Annäherung an Goethe vollzogen. Im Grunde freilich waren die beiden hier nicht so uneins gewesen, wie es scheinen wollte. Auch Herder war der alten Form abhold, insofern sie mit Unglimpf und Härte gehandhabt wurde. Und die Unbill, welche mit ihr der niederen Klasse angethan wurde — denn die besser Gestellten hatten auch ohne Dispensation die Mittel in der Hand, sich der Beschämung zu entziehen — gerade diese war es ja, die Goethes 'Menschlichkeit' verletzen musste — der Hohn, der die Gefallenen noch tiefer herabdrückte:

Da mag sie denn sich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuss' thun —

(Urfaust V. 1259 f.)

Wir besitzen gleichzeitige poetische Acten (wenn der Ausdruck erlaubt ist), die auch für diesen Fall jenes alte Zeugniss bekräftigen: 'Er hat viele Geschäfte seines Amts, ist aber in seinem innern Geist nicht müssig'. Sie beweisen, wie er mit seinem Empfinden bei der Sache gewesen ist, die ihm seit dem Herbst 1777 dienstlich und geschäftlich nahe getreten ist. Ich brauche sie nur zu nennen: die Verse, denen Frau Bäbe Schulthess die Überschrift gab 'Verantwortung eines Schwangern Mädgen' (Werke 1, 186. 365), und das dreizehnte Kapitel des ersten Buchs von Wilhelm Meisters Lehrjahren: Melina und seine Schöne, 'die armen Verirrten'. Dem Mädchen, der Sünderin und edeln Seele, ist beidemal die menschliche Theilnahme zugewandt.

Zu der Scene 'Vor Gericht' (so ist das Gedicht schon in dem alten Weimarer Sammelheft [18]) überschrieben) bietet das eine Herderische Votum, 1780, das Goethe gelesen haben muss, ein merkwürdiges Seitenstück, auch eine 'Verantwortung':

. Da steht eine arme Weibsperson, die vielleicht der Augenblick berückt hat, die durch ihren kurzen Fehltritt Glück, Ehre, Gut, vielleicht auf Zeitlebens eingebüsst hat: sie kniet weinend nieder und wird ein Schauspiel des Diebes, des kalten Frevlers und Bösewichts, der bei ihr steht . . . Als Pfarrer soll ich die arme Knieende mit grossem Pomp fragen: 'Glaubst du wahrhaftig, dass ich als ordentlicher Pfarrer dieses Orts von Gottes wegen Macht und Gewalt habe, dir diese öffentliche Sünde zu vergeben?' und sie kann mich fragen: 'Glaubst du aber auch, dass du als ein ordentlicher Pfarrer dieses Orts von Gottes wegen nicht Macht und Gewalt hast, meiner Nachbarin, die die Ehe gebrochen, meinem Nachbar, dem Hofdiener, dem Soldaten, dem Diebe, dem Verächter der Sacramente, Sünde zu vergeben oder zu behalten?' . . .

Ich versuche es hier nicht, die Zeit beider Stücke näher zu bestimmen. Das Gedicht ist älter, wohl 1778 entstanden. Das erste Buch des Romans, das am 2. Januar 1778 vollendet war, ist nicht das jetzige erste Buch. Der Zeitgeist, wie ich ihn oben bezeichnete, spricht aus beiden, der Geist des Zeitalters der Humanität. Man erinnerte

[18]) H² nach v. Loepers Bezeichnung; Werke 1, 366.

sich damals, auch unter poetischen Bildern und Formen, gern der alten Fabel, dass einst Aidos und Nemesis, Scham- und Rechtsgefühl, leibhaftig, als waltende Gottheiten unter den Menschen geweilt hätten. Man suchte die Idee, die in jener Sage verhüllt war, zu erwecken und jene Mächte still-wirksam in das Leben zurückzuleiten.

Wie man bei solcher Gesinnung dem Hereinbrechen eines neuen eisernen Zeitalters traurig und schaudernd entgegensah, sagt ein Brief des alten Schnauss, 'Weimar im Garten, fern von allen Canonen Schüssen, den 12 Juni 1793' geschrieben an Goethe, der in denselben Tagen aus dem Lager vor Mainz dem Verfasser der Humanitätsbriefe bedauernd meldete: 'Die Inhumanität um uns ist zu gross'. Jener Brief beleuchtet, als Seitenstück zu Goethes Schreiben an Schnauss vom 10. September 1792 (IV, 10, 19 f.) aufs schönste das traulich collegiale Verhältniss, das ungetrübt bis zum Tode des guten Alten (1797) bestanden hat. 'Behalten Sie mich lieb', schliesst er, nachdem er den Freund, der ja auf den Lorbeerkranz des Helden keinen Anspruch mache, extra teli iactum zu bleiben ermahnt hat — 'wie ich Sie zärtlich umarme. Sie hängen nebst Wieland um den Herzog stets für meinen Augen ... Ihr alter treuer Freund und Diener Schnauss'. Ich würde ihn ganz mittheilen, wenn ich für einen Excurs hier noch Raum beanspruchen dürfte.

Weimar. Bernhard Suphan.

Ein Carmen amoebaeum aus Schillers Nachlass.

Ein Wechselgesang.

Leontes

Delia — Mein dich zu fühlen!
Mein durch ein ewiges Band.
Göttern auf irrdischen Stühlen
gönn ich den dürftigen Tand.
Dich in die Arme zu drüken — [1])
O wie verdien ich mein Glük!
Geb ich auch dir diss Entzüken,
dir dieser Seligkeit Fülle zurük?

[1]) Zuerst Komma.

Delia

Ach nur ein einziges Leben,
theurer Leontes, ist mein.
Tausende, könnt' ich sie geben,
tausende wollt ich dir weihn.
Einmal nur kann ich mich schenken,
einmal durchschauert von Lust
einmal auf ewig nur sinken
sinken an deine hochschlagende Brust.

Beide

Höre den Dank deiner glüklichen Seelen
glüklich durch deinen allmächtigen Wink,
Glüenden Dank dir! Du lehrtest uns wählen,
glüenden Dank für dein bestes Geschenk.

Leontes

Delia, da wir uns fanden,
Hört' ich den himmlischen Ruf:
„Wilst du mein Himmelreich ahnden,
liebe dis Mädchen! Ich schuf.
Menschen, besudelt von Sünden,
bleibt meine Gottheit verhüllt.
Wilst du den Ewigen finden
such ihn in diesem bescheidenen Bild.“ [2])

Delia

Da mir Leontes erschienen,
flüsterten Engel mir ein:
Trokne die heimlichen Tränen,
Mädchen, der Jüngling ist dein.
Aus den erwärmenden Sonnen
seines beseelenden Bliks
sind deine Himmel gesponnen,
fliessen dir Stralen [3]) unsterblichen Glüks.

Beide

Höre den Dank deiner [4]) glüklichen Seelen
glüklich durch deinen allmächtigen Wink,
Glüenden Dank dir: du lehrtest uns wählen,
glüenden Dank für dein bestes Geschenk.

---

[2]) Die “ fehlen.

[3]) ‘Stralen’ Correctur unter der Zeile für gestrichenes ‘Ströme’.

[4]) ‘deiner’ Correctur über der Zeile für gestrichenes ‘zweier’.

Delia

Wenn wir uns liebend umschlingen,
Küsse vor Küssen entfliehn,
flattern auf eilenden Schwingen
goldene Stunden dahin.[5])
Mir reicht Leontes die Hände
in den gefürchteten Kahn,
Weil ich Leontes dort finde,
loken Elisiums Fluren mich an.

Leontes

Stille Vergnügungen (pflüken
wird der Verschwender sie nie)
klimmen empor zum Entzüken,
theil ich mit Delia sie.
Pfeile, die fern auf mich zielen
wehrt deine Liebe zurük.
Schmerzen, die still[6]) mich durchwühlen,
schmelzen an deinem empfindenden Blik.

Beide (wie oben)

Froh und harmonisch und spiegelhell fliessen
fliessen uns Tage und Stunden dahin,
Klar wie ein Bach durch Wiesen,
unter der Liebe Umarmungen hin.[7])

Ein Gedicht aus der Jugendzeit Schillers von seiner Hand geschrieben. Bezeug ich hiemit

Geheime Ober Regierungs Rathin
Korner.

Die Handschrift (2 Bll. kl. 8⁰, leichtestes zweimal gefaltetes Briefpapier) ist unlängst durch Schenkung Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs in das Goethe- und Schiller-Archiv gelangt. Die erste Besitzerin hat sie, wie die unsichern Züge der Nachschrift beweisen, bis in ihr höchstes Alter bewahrt; wir wissen nicht, durch welche Mittelhände sie dann in die Graf Paarsche Sammlung gerathen ist, deren Katalog (Berlin, Albert Cohn 1893 S. 166) erst den Schillerfreunden das Dasein des Gedichts verrieth

5) 'dahin' aus 'davon' corrigirt.

6) 'still' nach gestrichenem 'le' (Ansatz zu 'leis').

7) Die letzten 4 Zeilen drei Mal von oben nach unten durchstrichen.

und zugleich die beiden ersten Strophen durch Facsimiledruck bekannt machte.

Die kleine Anzahl lyrisch-strophischer Dichtungen Schillers aus den Dresdener Jahren wird durch dieses unvollendet hinterlassene Stück um eine Nummer vermehrt, und interessant ist diese Nummer zumal dadurch, dass sie den Dichter, wie noch ein paar andre Stücke dieser Periode, im Bunde mit dem Musikus und auf dem Wege zum musikalischen Drama zeigt. Dem, was der Biograph über diese Richtung und die ihr förderlichen persönlichen Anregungen sagt (Minor 2, 432 ff.), ist hier nichts hinzuzufügen als dieser neue Beleg.

Eine Erwähnung unsres Wechselgesangs findet sich nirgends; denn keinenfalls ist er mit einzurechnen bei dem poetischen Ertrage des 16. Mai 1786, den Schiller Tags darauf im Briefe an Huber aufzählt: 'zwei Arien und ein Terzett zu einer Operette'. Zu näherer Bestimmung kann auch das Formale uns nicht verhelfen. Wenn unser Gedicht die Reime 'schenken: sinken, Wink: Geschenk, Hände: finde' aufweist, die nur bei schwäbischer Aussprache des 'in' Reime sind (derselben Aussprache, die aus Schillers Schwester Christophine 'die Fene' macht), so findet sich ja dies verspottete heimatliche Muttermal gleicherweise in den meisten Gedichten Dresdener Ursprungs: 'Finger: Sänger, Menschen: Wünschen' 1785, 'hängt: zwingt, Verdienst: kennst' noch 1787 (Goedeke 4, 17 Z. 10. 12. 20 Z. 1. 3. 181 Z. 21. 23. 38. 40).

Haben wir also für Zeit und Gelegenheit unsres Gedichts keinerlei sichern Anhalt, so darf man es mit einer Vermuthung wagen. Delia und Leontes[8]), denke ich mir, sind in antiker Verkleidung Körner und seine Gattin. Für sie mag der Wechselgesang gedichtet sein, ein Lied der Vermählten an die Gottheit der Freude und Liebe, die sie 'durch ein ewiges Band' glückselig vereint hatte. Also etwa im Herbst 1785; am 7. August war die Hochzeit gefeiert worden. Körner und seine Minna waren beide musikalisch-kunstsinnige Naturen; am Clavier des Loschwitzer

---

[8]) 'Delia' aus Tibulls Elegien, 'Leontes' aus dem 'Wintermährchen', beide Namen wohl der gefälligen Aussprache wegen gewählt.

Landhauses, wohl auch (noch in späterer Zeit) in einem Concert[9]), vereinten sie ihre Stimmen, um die Freunde oder einen erlesenen Hörerkreis zu erfreuen (Minor 2, 409. 433. 437).

Schiller hat den Schluss, den dritten Abgesang, ehe er die vorletzte Zeile mit einem passenden Attribut füllte, selbst gestrichen. An dieser Stelle gerade erinnert unser Gesang an die bekannten Anfangszeilen eines späteren Gedichts[10]); sonst aber herrscht darin jene pathetisch-rhetorische Diction, auf deren Höhen wir uns im Liede 'An die Freude' befinden. Wer die Geliebte in seine Arme schliesst, beneidet keinen König um seine Schätze. So hebt schon der alte Horaz in dem Wechselgesange an, der in so mannigfacher Wandlung durch unsre Litteratur geht.[11]) Aber wie bescheiden klingt sein 'Persarum vigui rege beatior' gegen Schillers volltönige Instrumentation:

Göttern auf irrdischen Stühlen
Gönn' ich den dürftigen Tand! —

'War ich selig und so reich Dass ich, König in Frankreich Zu sein, nicht gewünscht wolt haben' — so hatte 1618 Schillers Landsmann Rodolf Weckherlin in den 'Oden und Gesängen' die horazische Wendung wiedergegeben. Im hohen Tone, dem Zeitcharakter entsprechend, müsste denn auch unser Carmen amoebaeum recitirt werden; so am ehesten lassen sich auch die Stellen mitnehmen, an denen offenbar der Dichter selbst sich noch nicht Genüge gethan hat, der doch das Stück werth genug hielt, es als persönliche Gabe der Freundin zu übereignen, wie es im ersten Hinwurf ('Raptus' würde Er gesagt haben) ihm gerathen war.

Weimar. **Bernhard Suphan.**

---

[9]) 'Abends zu Körners, wo verschiedenes zum Clavier und zur Guitarre gesungen wurde'. Goethes Tagebuch 6. Juli 1810. Nach Riemers Tagebuch (Deutsche Revue, October 1887 S. 40) trugen Körners Zeltersche noch ungedruckte Melodien vor.

[10]) Noch sei die Parallele V. 13 = Xenion * 588, 1 (Schriften der Goethe-Gesellschaft 8, 66) angemerkt, das also Schiller zuzusprechen ist.

[11]) (I. Imelmann) Donec Gratus Eram Tibi. Nachdichtungen aus drei Jahrhunderten. Zum 25. September 1890. Als Handschrift gedruckt. (Berlin) 45 Seiten. S. 5. 43.

Briefe zur Schillerlitteratur.

I.

Das Marbacher Schiller-Archiv hat neuerlich unter andern werthvollen Stücken drei bis jetzt unbekannte, auf die Schillerlitteratur bezügliche Briefe erworben.

1) Einer rührt von des Dichters eigener Hand. Leider ist das Schreiben zu spät zum Vorschein gekommen, um noch in Jonas' Werk an der richtigen Stelle eingefügt werden zu können; sein Platz wäre 1, 278 zwischen den Nr. 150 und 151 gewesen. Unter die Jahreszahl 86 ist ins Original mit rother Tinte 85 geschrieben, was aber keinen Belang haben kann, da ja Schiller im Januar 1785 gar nicht in Dresden weilte. Der Empfänger ist der 1830 als Geheimer Kriegsrath in Berlin gestorbene Chr. A. Bertram, damals Geheimer expedirender Secretär. Bertram, der seiner Zeit in der Schriftstellerwelt Berlins eine Rolle spielte und namentlich die Entwickelung des Döbbelinschen Theaters, des späteren K. Nationaltheaters, beeinflusste, gab verschiedene Litteratur- und Theaterzeitungen heraus, so von 1785—1787 die Ephemeriden der Litteratur und des Theaters (vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen 8. Jahrgang, 1830 2, 676—679). Die Persönlichkeit des in Frage stehenden Schauspielers zu ermitteln, ist mir nicht gelungen.

Dresden den 26. Jänner 86.

Ich habe mir schon längst eine Veranlassung gewünscht, eine Bekanntschaft zwischen E. Hochedelgebohren und mir zu errichten, und benuze die Gelegenheit, die der Überbringer dieses Briefs mir darbietet, sogleich, meinen Wunsch zu erfüllen. Er ersucht mich ihm einige Empfehlungen nach Berlin mitzugeben, und ob ich schon fühle, dass ich selbst noch dergleichen bei Ihnen nötig haben werde, so diene ich ihm wenigstens mit meinem guten Willen. Er ist ein Schauspieler aus Stuttgardt, der durch unverschämte Behandlung der dortigen Direktion genötigt worden ist, sein Glük anders wo aufzusuchen. Ich nehme lebhaften Antheil an seinem Schiksal, und wünschte dass er in Berlin Engagement finden möchte. Da ich Ihre patriotische Kunstliebe kenne und schäze, so nehme ich keinen Anstand, ihn Ihrer gütigen Verwendung und Theilnahme zu empfehlen, und Sie zu ersuchen, sein Gesuch bei H. Döbbelin zu unterstüzen. Er ist fremd und ganz ohne alle

Verbindungen in Berlin. Ihre gütige Theilnahme wird für ihn von sehr grossem Werthe sein.

Verzeihen Sie mir werthester Herr, diese Dreustigkeit. Ich würde Sie mit meiner Bitte nicht beunruhigt haben, wenn ich nicht hoffte, auch von Ihrer Seite zu Gegendiensten aufgefordert zu werden, worauf ich rechne, und welches mir sehr angenehm seyn soll.

Ich habe die Ehre mit besonderer Achtung mich zu nennen

E. Hochedelgebohren

ganz ergebenster Diener

Fridrich Schiller.

[Adresse:] An Herrn Secretarius Bertram Herausgeber der Ephemeriden d. Litteratur zu Berlin.

2) Das folgende Schreiben, vom Vater Schiller an seine Tochter Christophine und seinen Schwiegersohn Reinwald gemeinsam gerichtet, ist insofern von besonderem Interesse, als es sich zum grossen Theil auf den Dichter selbst bezieht. Am 14. Januar 1789 muss Johann Kaspar Schiller von seinem Sohn Nachrichten über dessen Ernennung zum Professor in Jena erhalten haben. Da der betreffende Brief Schillers, wie so mancher an seine Verwandten in Schwaben, nicht aufzufinden ist, bietet das Schreiben des Vaters, in welchem von dem nicht mehr vorhandenen des Sohns die Rede ist, einen — freilich dürftigen — Ersatz. Der Abschnitt von den Worten 'Vorgestern haben wir einen Brief von Fritzen bekommen' bis zu den Worten 'Vocation bekommen könnte' bezieht sich auf den Dichter, wogegen der 'Herr Sohn' Reinwald ist. Der Vater Schiller wünscht, dass sein Schwiegersohn mit dem Stuttgarter Oberbibliothekar 'einigen litterarischen Briefwechsel entamiere', um seinem Sohn, für den er eine Anstellung an der Stuttgarter Bibliothek ins Auge gefasst hat, zu diesem Zweck nützlich werden zu können. Dieser Zusammenhang ist so klar, dass ich gar nicht ausdrücklich darauf hingewiesen hätte, wenn nicht in dem Katalog der Paarschen Autographensammlung [1]), vor dessen Verwerthung zu wissenschaftlichen Zwecken

[1]) Berlin, Albert Cohn 1893 S. 168. Aus dieser Sammlung stammen die Erwerbungen des Marbacher Schiller-Archives.

dringend gewarnt werden muss, der Satz 'Es wäre freilich für uns' bis 'Vocation bekommen könnte' auf Reinwald bezogen wäre. Über die beiden Künstler, von denen zu Anfang des Briefs die Rede ist, den Hofmaler Ph. Fr. Hetsch (1758—1839) und den Hofkupferstecher J. Fr. Leybold (1755—1838), giebt die Allgemeine Deutsche Biographie 12, 320 f. und 18, 514 ff. Auskunft.

Solitüde, den 16. Jänner 1789.

Liebste Kinder!

Zu etwelcher Vergeltung für das Vergnügen, das uns die liebe Christophine mit Übersendung der Meininger Trachten ehedem gemacht hat, folgt hier ein hiesiger Hofkalender. Die in demselben befindlichen Trachten sind auf herzoglichen Befehl von dem Hl. Hofmaler Hetsch nach dem Leben gezeichnet und von Leypold gestochen worden. Bei den Augustköpfen sollte das Weibsbild rote Strümpfe haben, die man auch noch an den Schuhen, die auf beiden Seiten runde Löcher haben, sehen kann. Du kannst diese Unterlassung selbst verbessern, und dann wird der Aufzug desto comischer. Mama ist gottlob noch immer ganz erträglich u. kann schon sieben Wochen lang immer auf sein. Dass der liebe Herr Sohn. der Luise ein wenig den Text gelesen das ist recht und immer von gutem Nutzen. Vorgestern haben wir einen Brief von Fritzen bekommen, worin er uns meldet, dass er in Jena Professor der Geschichte und Philosophie geworden sei und auf das Frühjahr dahin abgehen werde. Er zweifelt aber, ob er vor jetzt schon einen Gehalt bekommen werde, und hofft, dass doch die Einnahme von Kollegien einstweilen hinlänglich sein werde. Da die Besetzung einer Stelle in Jena die Einwilligung aller fünf Herzoge erfordert, so ginge es etwas langsam, bis solche einlaufen, von dem conseil in Weimar aber sei es ihm schon angekündigt worden. Er habe es nicht gesucht, sondern sei von dem Weimar. Hof sondiert worden, ob er wohl Lust hätte, eine akademische Lebensart zu ergreifen, und darauf habe er sich erklärt, dass er nicht ungeneigt sei, eine Professur anzunehmen. Nun wir danken Gott herzlich, dass er doch einmal Aussicht hat, eine bleibende Stätte zu beziehen, und was den Professorsgehalt anbelangt, das wird sich in weniger Zeit auch geben. Es wäre freilich für uns und ihn besser gewesen, wenn er im Vaterland eine solche Stelle hätte bekommen können, vielleicht aber, wenn er sich fortan in dem guten Renommé erhält, dass er noch Vocation bekommen könnte. Bei der Stuttgarter Bibliothek ist neben zwei Ober- und zwei Unterbibliothekaren auch noch der fünfte, Professor Drück, ein junger Mann von gründlicher Gelehrsamkeit aufgestellt worden. Immer wachsen in der Akademie junge Leute heran, die man zu

versorgen sucht, so dass auch andere, die in Tübingen studieren, nicht leicht einen Platz bekommen. Inzwischen könnte es nicht schaden, wenn der liebe Herr Sohn mit dem Oberbibliothekar, Hofrat Vischer, einigen litterarischen Briefwechsel entamieren wollte. Sein Lieblingsstudium ist Diplomatik, Heraldik und Numismatik.

Ich küsse und umarme euch herzlich.

Euer treuer Vater
Schiller.

3) Ein Brief von Charlotte von Schiller an den Grafen Schimmelmann kann als Ergänzung zu den neuerdings in der Deutschen Rundschau (Januarheft 1893 S. 72 ff.) veröffentlichten Briefen der Wittwe Schillers an das gräfliche Ehepaar betrachtet werden. Der Zufall fügte es, dass an demselben Tage, da sich Charlotte so theilnahmvoll nach dem Geschick der Gräfin erkundigte, diese von Rendsburg aus an die Freundin schrieb (vgl. Charlotte von Schiller und ihre Freunde 2, 425 ff.). In den nächsten Briefen der Gräfin Schimmelmann an Frau von Schiller ist von dem vorliegenden Schreiben nicht die Rede (vgl. a. a. O. S. 429 ff.).

Weimar den 9ten November 1807.

Hochverehrter Graf!

Die mir so wohl bewusste Edle Gesinnung Eines Mannes dem ich so lang schon verehre, der mir wie ein guter Genius, in freudigen und trüben Momenten vor der Seele schwebte; der so huldreich Antheil an meinem Schicksal stets nahm, dessen schönes grosses Gemüth ich in dem Geist einer solchen Gemahlin ahndete! Dieser Mann, wird mir verzeihn, wenn ich meine innigste Sehnsucht nach Nachrichten von Ihnen beyden, ausspreche.

Ich sage nichts von den Gefühlen meines Herzens, das durch Ungewissheit aufs peinlichste bewegt wurde! Nur einen Wunsch habe ich jezt, den mir Ihre Grossmuth verehrter Graf! erfüllen kann, lassen Sie mir nur ein Lebenszeichen zukommen, lassen Sie mich nur wissen, wo sich die Frau Gräfin befindet, wie? wo? sie lebt. Mein Herz blutet wenn ich mir Sie durch die Angst vollen Stunden, die Sie vielleicht hatte, krank, leidend, denken muss. Vielleicht einsam zurückgeblieben, und des Trostes in den trübsten Moment beraubt, einem so verehrten und geliebten Gemahl nahe zu wissen! Ach ich theilte einst so innig dem Schmerz, als die Frau Gräfin, nur auf Tage sich von Ihnen, getrennt sehen musste, und in glücklichen Zeiten! was würde Sie jetzt leiden! — vergebens suche ich in den einzigen Nachrichten, die wir bekommen können, nur eine Spur von Ihren Ergehem und immer finde ich

nichts was mich trösten kann. Sie werden mich nicht ohne Nachrichten lassen! mein Herz dem Sie so gern Trost gaben durch das Gefühl Ihres Andenkens, Ihres Antheils, wird auch jezt die einzige Beruhigung noch von Ihrer Hand erhalten, keiner Ungewissheit mehr preisgegeben zu sein. —

Ich weiss das Herz eines solchen Mannes, versteht meine Wünsche, meine Sehnsucht, meinen Schmerz, in Ungewissheit über eine Familie zu seyn, deren schöne Existenz zum Trost meines Lebens gehört, mein Gemüth bedarf es sich an das Schöne und Gute festzuhalten und [in[2])] der Erscheinung solcher Naturen, noch an Glück auf der Erde glauben [zu[2])] können; da mir selbst der Reiz des Lebens entschwand! —

Verzeihung wenn ich Ihnen Hochverehrter Herr Graf, eine Zeit raubte die Sie höhern, wichtigen Dingen widmen wollten. Aber ich ahnde Ihre Nachsicht, in einem solchen Gefühl schweigen die Rücksichten, der gewöhnlichen Convenienz. Es möchte das Herz nur zum Herzen sprechen. Mit der tiefsten innigsten Verehrung

Ihre
unterthänige Charlotte von Schiller
gebohrne von Lengefeld.

Zu Anfang Oktobers habe ich schon den Versuch gemacht, der Frau Gräfin zu schreiben, ich weiss aber nun dass man den Brief nicht bekam, wer den Auftrag dazu hatte, die Posten gehen so langsam.

[Adresse:] A Son Exellence Monsieur
le Comte de Schimmelmann
Ministre de Sa Majesté le Roi
du Dannemark. p. Hambourg.
Kiel [durchstrichen. Von anderer
Hand beigefügt:] Rendsburg.
[Poststempel: Hambourg 18.
Nov.]

Stuttgart. Rudolf Krauss.

II.

Die Originale der Briefe Schillers vom 2. Februar 1782 an Schwan (Jonas Nr. 27), 24. Mai 1786 (Jonas Nr. 167), 3. October 1791 und 1. September 1792 an Wieland werden im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg aufbewahrt. Von den verbreiteten Drucken unterscheiden sie sich in Orthographie und Interpunction. Ausserdem ist zu bemerken:

---

[2]) abgerissen.

1) 2. Februar 1782: Nach Z. 7 kein Absatz. Z. 15 wiederum (st. wieder). Z. 25 unterthänig. (also: unterthänigen). Z. 26 H. v. Gemming. (also: Gemmingen). Z. 27 mein verbindlichstes Complimt.

2) 24. Mai 1786: Z. 7 vom Schluss: D. Carlos.

3) 'Jena den 3. 8br. 91.' (Morgenblatt 49, 784): Z. 3 soweit (st. so weit). Am Schlusse folgende Nachschrift:

N. S.

Göschen schreibt mir in diesem Augenblick, dass Sie so gütig seyn würden, ihm die Vorrede zu dem hist. Calender nächstens zu übersenden. Wie sehr bin ich Ihnen für diese Gefälligkeit verbunden, die mich selbst, und den guten Göschen aus keiner geringen Verlegenheit reisst. Es war mir unmöglich, für den Calender diessmal soviel zu thun, als das Publikum mit Recht fodern konnte, aber durch den Antheil, den Sie daran nehmen wollen, wird alles ins Gleiche gebracht.

Zur Sache vgl. Archiv f. Litteraturgesch. 11, 411.

4) 'Jena den 1. Sept. 1792.' (Ebenda): Z. 2 mein verehrtester Freund, beyliegendem Z. 3 und (st. um). Z. 9 bessres Z. 13 Urtheil Z. 16 kein Absatz.

5) Ich füge hier einen Brief Wielands an Schiller ein, der in der Autographensammlung des verstorbnen Directors der Münchner Hof- und Staatsbibliothek K. v. Halm sich befand.

Nehmen Sie, lieber Schiller, den altgriechischen Emigré, der sich hier in Ihren Schutz begiebt, mit Güte und Freundlichkeit auf.

Die Wünsche, womit ich ihn zu Ihnen begleite, wird Ihnen Ihr Herz, welches gewiss das Meinige nie verkennen konnte, unendlich Mahl wahrer und stärker sagen, als ich es mit Worten zu thun vermöchte.

Schon lange sehne ich mich nach einer traulichen Stunde, worin wir uns von Angesicht zu Angesicht, oder vielmehr von Geist zu Geist und Herz zu Herz besprechen könnten. Möchte diese Stunde eine der ersten seyn so wie sie für mich eine der schönsten des bevorstehenden neuen Jahrhunderts seyn wird!

Ossmanstätt den 26. Decemb. 1800. Wieland.

Über die Aufnahme des 'Aristipp' bei Schiller s. Goethe-Jahrbuch 1, 325; anders an Körner 5. Januar 1801.

6) Das Germanische Nationalmuseum verwahrt ferner folgenden kurzen Briefwechsel zwischen Böttiger und Schiller:

Da Herr Cotta mein Freund und Herr Müller mein Reisegefährte nach und von Dresden ist: so dürfte meine Gegenwart bei einer Geselschaft, die wohl schwerlich Geheimnisse verhandelt, wenigstens jenen Fremden gegenüber nicht unangenehm, im Gegentheil aber mein Ausenbleiben ihnen etwas befremdend seyn. So wenig ich mich also auch übrigens einem geschlossnen Zirkel andrängen möchte: so sehr glaub ich es dem Ganzen schuldig zu seyn, hier eine billige Ausnahme von der Regel vorzuschlagen, und mich zum Theilnehmer der heutigen Mittagsgeselschaft zu melden. Ich erbitte mir hierüber von dem [!] respectiven Unternehmern des heutigen Mittagszirkels eine mündliche Antwort durch den Clubdiener Feiertag.

Sontags früh. Böttiger.

H. OberConsistorial-Rath Bötticher.

Obgleich die Intention nicht ist, in der heutigen Tischgesellschaft Geheimnisse abzuhandeln, so ist sie doch keine öffentliche, und der Zweck nicht nur der heutigen sondern auch künftiger Zusammenkünfte ähnlicher Art geht verloren, wenn sie zu öffentlichen gemacht werden. Die Unternehmer müssen sich also, wenn sie selbst an der Gesellschaft Theil nehmen sollen, den Eintritt eines nicht gebetenen Gastes verbitten. S.

Über die Tischgesellschaft, von der Böttiger so schroff fern gehalten wurde, vgl. Archiv f. Litteraturgesch. 5, 477, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 430. Daraus ergiebt sich für beide Stadtbillets das Datum 17. Mai 1801.

Graz. Bernhard Seuffert.

Schlegels Bemerkungen über die Decoration zum Ion.

Ludwig von Urlichs hatte eine in seinem Besitze befindliche Handschrift A. W. Schlegels, 'Bemerkungen über die Decoration zum Jon, und ihren Gebrauch' enthaltend, zur Veröffentlichung in dieser Vierteljahrschrift bestimmt. Durch die Güte seiner Familie erhielt ich nach seinem Tode die Blätter; leider haben sich die Notizen nicht vorgefunden, die er seinem im Würzburger historisch-philologischen Verein über diesen Gegenstand gehaltenen Vortrage (s. Goethe-Jahrbuch 12, 274) zu Grunde gelegt hatte.

Die Handschrift ist von A. W. Schlegel geschrieben und füllt 4 Quartblätter. Es liegt derselben ein Octavblatt

mit der Zeichnung einer Leier bei (Vorder- und Seitenansicht, reicher entworfen als die Leier auf dem Titelblatt des ersten Ion-Druckes), auf das Schlegel geschrieben hat: 'Leyer für Jon, welche ebenfalls für den Apollo dienen kann, wenn er bey seiner Erscheinung eine im Arme hält. Sie wird am besten ganz in Gold auszuführen seyn.'[1])

Der Druck des Ion hat nur sparsam und nur knappe scenische Anweisungen; die handschriftlichen 'Bemerkungen' ergänzen ihn nach dieser Seite und arbeiten dem Regisseur vor. Ihre umständliche und gelehrte Ausführlichkeit beweist aufs neue, wie sehr sich Schlegel bei diesem Werke als Theaterdichter fühlte und wie viel Gewicht er auf die stilgerechte Aufführung des gräcisirenden Schauspiels legte. Ich füge den 'Bemerkungen' die Verweise auf die Stellen des Dramas bei, welchen die einzelnen Anweisungen gelten.

Bemerkungen über die Decoration zum Jon, und ihren Gebrauch.

Das Haupt-Objekt ist der Tempel des Apollo zu Delphi. Ein Dorischer Peripteros, sechssäulig; die ganze Ordnung von Parischem Marmor. Dieser Tempel soll in einem Peribolus oder Tempelhof liegen, vor demselben soll ein regelmässig gepflanzter Hain seyn, in welchem zur Rechten des Zuschauers ein freystehender Lorbeerbaum, linker Hand aber ein Opfer-Altar stehn soll.

Die Bäume des Haines werden auf die Seiten-Coulissen gemahlt. Es sollen Pappeln seyn, in Anspielung auf Phaethons Tod, als dessen Schwestern bey dieser Veranlassung in dergleichen Bäume verwandelt wurden; ausser links, gerade hinter dem Altar, wo zwey Cypressen anzubringen sind, um die Stellung des Altars auszuzeichnen. Der Lorbeerbaum aber, welcher in seinem Stamm eine leise Andeutung einer weiblichen Gestalt zeigen muss, mit zwey Haupt-Ästen statt der Arme, und für den Kopf einen dritten abgebrochnen: dieser muss billig nicht auf ein plattes Coulissen-Stück gemahlt, sondern im Stamm völlig rund mit wirklichen Ästen und Blättern gemacht werden[2]), weil er bey Apolls Erscheinung erbeben und sein Laub dabey rauschen soll, eine gemahlte Coulisse aber nur rechts und links wackeln kann, welches eine schlechte Wirkung thun würde.[3])

---

[1]) Ion 'singt zur Leyer' II, 1, Ion, ein Schauspiel, Hamburg 1803 S. 48 ff. Apollos Erscheinung V, 4 S. 159.

[2]) Dies Wort ist übergeschrieben.

[3]) V, 3 S. 159.

Auch der Altar, da Kreusa sich auf denselben flüchten soll[4]), muss vollkommen körperlich da stehn. Der Sockel muss 12 Fuss in Quadrat messen und zwey Fuss hoch seyn. Der antike Tempelbau fodert hohe Stufen, und der Styl der tragischen Darstellung wird auch dabey gewinnen, wenn man alle Stufen, die von den Schauspielern betreten werden, so steil als möglich macht: indem der Gang, wozu diess nöthigt, mit der heroischen Würde am besten übereinstimmt. Der Sockel des Altars habe dem gemäss nach vorn 3 Stufen, jede 8 Zoll hoch und eben auch nicht breiter. Der Altar selbst soll mitten auf dem Sockel stehn, 6 Fuss in Quadrat, und etwas über 4 Fuss, etwa $4^1/_3$, hoch seyn. Er werde angestrichen wie aus rosso antico, und sein Sockel wie aus Granit.

Die vordere Mauer des Peribolus ist freystehend, dass man zwischen ihr und der hinteren Decke durchgehen könne. Sie öffnet sich vorne in der Breite des Prosceniums, oder von 40 Fuss. In dieser Öffnung führen 7 bis 8 Stufen in den Peribolus hinauf, jede Stufe 7 Zoll hoch und 10 Zoll breit. Die geringere Höhe kommt von der nöthigen perspectivischen Verjüngung, und die grössere Breite ist gegeben, theils um den Schauspielern zu Hülfe zu kommen, da sie sie oft zu besteigen haben, theils aber auch um diesen Aufgang imposanter zu machen, ohne jedoch ihn zu hoch werden zu lassen. Die Vorderwand soll diese Treppen wirklich einschliessen, und muss daher zu beyden Seiten[5]) wirklich um die Ecken wenden.

In gehöriger Tiefe hinter diesen Stufen, welche, so weit es die Dimensionen des Theaters erlauben, nicht zu eng genommen werden muss, erhebt sich das Frontispiz mit seinen sechs Säulen, ebenfalls frey vor der hinteren Decke. Dieses ist eine ausgeschnittene Decoration, und da demnach die Säulen keine wirkliche Rundung haben, so braucht der Abstand derselben von der hinteren Decke kaum das Maass der Ecksäulenweiten zu betragen, etwa 4 oder $4^1/_4$ Fuss. Diese Façade soll die möglichste Grösse haben, und damit der Mahler den Charakter desto sichrer beybehalte, ist ein geometrischer Aufriss und Grundriss mit Angabe der Dimensionen beygefügt.[6]) Diese sind so genommen, dass der Modul oder die Breite der Triglyphe 15 Zoll betrage. A ist der Aufriss und B der Grundriss. Alles nun, was in diesem hinter der Linie a b vom Tempelbau liegt, ist auf der hinteren Decke zu mahlen, die vorderen Säulen aber mit dem Giebel auf der davorstehenden ausgeschnittnen Decoration. Die drey Stufen des Tempels aber müssen nothwendig wiederum in der Wirklichkeit aufgerüstet werden bis an die hintere Decke. Sie werden zusammen einen Modul hoch und jede[7]) 8 Zoll

4) IV, 1 S. 118.
5) Darnach ist gestrichen: um die
6) Die Beilage fehlt.
7) Darnach ist gestrichen: Zoll b (Ansatz zu: breit)

breit. Sollte es (etwa um widerliche Schlagschatten von dem Frontispiz auf der Hinterdecke zu vermeiden) nöthig seyn, hinter jenem Lampen anzubringen, so würde erfordert werden, dass man zwischen beyden eine Decke spannte, in der Höhe, wo die wirkliche Decke der Vorhalle seyn müsste, damit die Schauspieler, wenn sie in den Säulengang[8]) eintreten, nicht durch ihre unnatürliche Beleuchtung das Factice der Darstellung verrathen. Solches ist in dem Durchschnitt c durch die Querlinie d angedeutet.

Die Thüre des Tempels ist in der Hinterdecke ausgeschnitten und mit einer Purpurdecke verhangen, welche immer ganz herunter hängt und die Öffnung der Thüre also gänzlich decket, und die Schauspieler im Ausgehn heben sie von der Seite weg; wenn aber zuletzt Apollo in der Thür seines Tempels erscheint[9]), so ist die Gardine in der Mitte emporgezogen, auf die Weise wie in der Zeichnung zu sehn. Um dieser Erscheinung willen muss noch hinter der[10]) Gardine eine letzte Stufenerhöhung in der Höhe der Fussschwelle der Thür errichtet seyn, auf welcher Apollo, als auf dem Fussboden der Tempelzelle stehend erscheinet, wie im erwähnten Durchschnitt c bey e zu sehen.

Auf der hinteren[11]) Decke endlich sieht man zu beyden Seiten des Tempels die inneren Säulengänge des geräumigen Peribolus mit Thüren zu den[12]) priesterlichen Kammern. Die Säulen sind hier also angenommen, dass ihr Durchmesser um ein Viertel kleiner als der an den Tempelsäulen wird, und haben ein Gebälk ohne Fries.

Die Säulenordnung des Tempels und folglich auch die glatten Thürpfosten werden von Parischem Marmor, die Mauern aber, so wie der ganze Peribolus von Travertin-Stein; der Sockel hingegen der vorderen Wand des Tempelhofes sey von Granit, und die Stufen von Triester-Stein, welcher nicht so gelblich ist wie der Travertin.

Das Giebelfeld des Tempels auf der ausgeschnittnen Decoration wird mit Basreliefs, Apollo unter den Musen vorstellend, ausgefüllt und verziert. Da auf der Zeichnung der gesamten Decoration nicht Raum genug war, sie gehörig einzutragen, so ist das Fronton daselbst leer gelassen, und die Skizze zum Basrelief auf einem besondern Blatt in vergrössertem Massstabe beygefügt.[13])

Die einzige etwa vorzunehmende Veränderung in Ansehung der bezeichneten Massen wäre die, dass die auf der Spitze des Tempels stehende Quadrige nicht als Bronze sondern wie vergoldet gemahlt würde, welches theils der antiken Weise gemäss ist, theils zu ver-

---

[8]) Darnach ist gestrichen: treten,

[9]) V, 4 S. 159.

[10]) Darnach ist gestrichen: letzten Stufenerhöhung

[11]) Darnach ist gestrichen: Gardine

[12]) Darnach ist gestrichen: Prie

[13]) Die Beilage fehlt.

schiednen Stellen des Stücks noch besser passt, und wozu der Gedanke dem Zeichner[14]) erst nach der Ausführung gekommen.

Auf der hinteren Decke sieht man ferner zur Rechten des Zuschauers über den Peribolus weg die Stadt sich in ungleicher Höhe ausdehnen; links aber erst eine Pignen-Pflanzung, um das Klima anzudeuten, und dann eine Spitze des Parnassus[15]), welcher oben kahl, am Fusse mit Waldung umgeben ist.

Die Luft soll ganz heiter seyn, und es kann nicht verstattet werden, sie mit Wolken zu beziehn. Die Scene hat eine frühe Morgenbeleuchtung[16]), da die Sonne noch nicht hoch steht, und ihr Licht fällt von der rechten Seite von vorn herein.

Der Hain vorne selbst braucht gar nicht viel Tiefe zu haben; drey Coulissenweiten sind alles, was er bedarf. Desto weniger soll man zu karg seyn mit der Tiefe des Peribolus, von den Stufen bis an die Stufen des Tempels; 10 Fuss ist hier das geringste. Da die Bühne nach hinten zu perspectivisch zusammenläuft, der Schauspieler aber sich nicht nach derselben Foderung verkleinern kann, so muss man der Täuschung dadurch zu Hülfe kommen, dass man hinter der Vorderwand des Peribolus so viel Lampen anbringt, dass der Schauspieler, so wie er in denselben schreitet, nicht mehr so scharfe Schatten an seiner Gestalt darbietet. Dadurch wird auch der Horizont auf der hinteren Decke leuchtender und also heiterer erscheinen, und es wird sogar von guter Wirkung seyn, wenn es so erscheint, als wenn um den Tempel des Sonnengottes ein höheres ungewohntes Licht herrschte. Doch muss solches nicht gar zu auffallend seyn.

Zwischen der Vorwand des Peribolus und den Stufen des Tempels muss ein Wassergefäss in Form eines Bassins von weissem oder gelbem Marmor stehn. Dieses soll so gross seyn, als es der Raum gestattet, jedoch nicht so gross, dass es den Durchgang dort versperrte. Es mag deswegen oval seyn, und folgendes Profil haben:[17]) Es darf aber nicht über anderthalb Fuss hoch seyn. Im perspectivischen Riss ist seine Stelle mit a bezeichnet. Auf der obersten Stufe des Tempels selbst in der zweyten Säulenweite linker Hand, welche Stelle im geometrischen Aufriss mil f. bezeichnet ist, kommt ein Korb zu stehn, dessen Form der Erfinder des Kostums anzugeben hat, und in welchem die Guirlanden enthalten sind.[18]) Wie diese an den Säulen befestiget erscheinen sollen, ist ebenfalls in dem geometrischen Riss zu sehn. Es müssen

---

[14]) Darunter ist gestrichen: Schauspieler.

[15]) I, 1 S. 8.

[16]) I, 1 S. 3.

[17]) Hier ist das Bassin in den Text gezeichnet, eine nach oben sich erweiternde Schüssel mit eingezogenen Seitenwänden und 2 hangenden Henkeln. I, 1 S. 5.

[18]) I, 1 S. 4.

zu diesem Behuf auf der Rückseite der Säulen Schnüre so weit herabhängen, dass Jon seine Guirlanden bequem daran befestigen kann, ohne den Zuschauer zu viel von seiner Arbeit merken zu lassen, und dann müssen sie von selbst in die Höhe gehn. An der Guirlande welche die Thüre oben zu verzieren bestimmt ist, müssen zwey bronzene Knöpfe schon befindlich seyn, welche nach der antiken Weise, hier die Bekränzung anzubringen, an die beyden Ecken kommen, wie auf dem geometrischen Risse zu sehen.

Wenn der Vorhang aufgehet, ist der Schauplatz leer, dass das Auge des Zuschauers[19]) sich in dem Ort orientiren kann. Dann kommt Jon rechter Hand aus dem Peribolus hervor. Sein Bogen und Köcher sind rechts neben[20]) der Thür des Tempels angelehnt.[21]) So wie er diese ergriffen hat, tritt er durch die mittlere Säulenweite hervor, und zeigt sich einen Augenblick in derselben Stellung in welcher am Ende Apollo erscheint. Dann schreitet er vorwärts und hinunter in den Hain. Ehe er noch vor die Linie des Altars kommen kann, muss ihm die Pythia schon erschienen seyn[22]), die eben von demselben Orte herkommt, und zu ihm herab in den Hain tritt. Phorbas, Kreusa und Xuthus treten[23]) bey ihrer ersten Erscheinung[24]) aus der ersten Coulissenweite rechter Hand, unmittelbar hinter dem Lorbeerbaum hervor; und wenn Pythia das erstemal sich in den Tempel begiebt, gehet Phorbas da ab, wo sie zuerst herkam.[25]) Wenn Jon an den Lorbeerbaum gelehnt seinen Hymnus singet[26]), kommt Xuthus wieder aus der Tempelthüre und eilet gleich in den Hain herab.[27]) Wenn Xuthus und Jon gehn, um das festliche Mahl zu bereiten, gehen sie rechts durch die hinteren Coulissen des Haines ab.[28]) Eben daselbst tritt Kreusa hervor, wenn sie fliehet, und entfernt sich hinter dem Altar, Jon desgleichen[29]); wenn Kreusa aber zurückkommt, so tritt sie von der linken Seite her, vor demselben, aus der vordersten Coulissenweite hervor, und flüchtet sich auf den Altar, auf dessen Stufen sie sich hinsetzt, links auf der Stelle, welche im perspectivischen Riss mit b. bezeichnet ist.[30]) Jon hingegen kommt hinter dem Altar zurück, von derselben Stelle,

---

[19]) Hier folgt gestrichenes Komma.
[20]) Darnach ist gestrichen: dem Eingang
[21]) I, 1 S. 5.
[22]) I, 2 S. 6.
[23]) Darnach ist gestrichen: hervor am
[24]) I, 3 S. 18. I, 5 S. 27. I, 7 S. 41.
[25]) I, 3 S. 26.
[26]) II, 1 S. 48.
[27]) II, 2 S. 50.
[28]) II, 3 S. 76.
[29]) III, 1 S. 91 f. III, 2 S. 93 f.
[30]) IV, 1 S. 116 ff.

wo er vorher abgegangen war, schreitet über die Mitte der Bühne hin, und indem er sich dem Lorbeerbaum nahet, doch ohne vor demselben hervorzukommen, erblickt er Kreusen.[31]) Er ist mithin ganz rechts gestellt, hinter dem Lorbeerbaum, in der Richtung der Tiefe zwischen der Linie des Baumes und der des Altars, in dem Moment wo er sie erschiessen will. Im perspectivischen Riss ist die Stelle mit c. bezeichnet.

Im[32]) dritten Act kommt Pythia wie immer aus dem Peribolus und bey der Rückkunft der Kreusa hat sie sich in den Säulengang des Tempels zurückgezogen, wo sie eigentlich vor der Thür sich auf dem Fussboden hinlegen sollte.[33]) So soll auch Kreusa, wenn sie sich in den Schleyer gehüllt den Pfeilen Preis geben will, sich auf den Stufen des Altars hinstrecken.[34]) Die Pythia geht rechts in den Peribolus ab, kommt eben daher wieder mit der Dienerin[35]) und redet, wie das allererste Mal, den Jon schon an, während sie noch die Stufen des Peribolus herabsteigt. Wenn Xuthus den Phorbas gefangen bringt, kommt er nothwendig von der rechten Seite, etwa, aus der mittleren Coulissenweite, herein[36]), und Pythia steht um diese Zeit mitten auf der Bühne hinten im Hain. In der letzten Szene sind alle Personen vorn im Hain, so dass Jon, wenn er den Gott anruft, wiederum zunächst am Lorbeerbaum stehet.[37]) Dieser Baum muss so viel möglich vorgerückt seyn, und Jon muss ihn diessmal nicht berühren. Bey den Zeichen der bevorstehenden Erscheinung gehen die Personen, wie vom Wunder angezogen, etwas nach dem Hintergrunde zu.[38])

Mit[39]) einem weichen Donnerknall fällt eine leichte Wolke in senkrechter Richtung vor der Thür des Tempels herab und verschwindet sogleich wieder.[40]) Dieses muss mit möglichster Schnelligkeit geschehn, und während die Wolke den Zuschauern die Thür verdeckt, muss der Vorhang darin gelüftet seyn und der Gott in seiner Lichtglorie[41]) auf der Schwelle stehn.[42]) Der Vorhang aber muss nur so viel in die Höhe gezogen werden, dass der Gott und sein Glanz freyen Raum gewinnen, damit die Grösse des leeren

31) IV, 3 S. 124 f.
32) Zuvor ist gestrichen: Nach
33) III, 3 S. 95. III, 4 S. 115.
34) IV, 3 S. 128.
35) IV, 4 S. 128.
36) III, 4 S. 96.
37) V, 3 S. 158.
38) V, 3 S. 159.
39) Von hier an wird die Schrift enger und gegen Ende auch kleiner, offenbar, damit der Rest noch auf diesem Bogen Platz fand.
40) V, 3 S. 159.
41) Darnach ist gestrichen: darin st (Ansatz zu: stehn)
42) V, 4 S. 159.

Raumes nicht seine Gestalt verkleinere, welche, um einigermassen die nöthige Höhe zu erreichen, sehr starke Kothurnen unter den Füssen haben soll.

Noch ist zu merken, dass der Korb, worin die Blumen waren, nicht unter den Säulen stehen bleiben darf; es ist daher am besten, wenn die Dienerin der Pythia als stumme Person von der linken Seite aus dem Peribolus hervorkommt und es[43]) weghohlt, während die Priesterin in den Tempel geht, und Jon die Königin begrüsst.[44])

Ich zweifle nicht, dass dieses Manuscript von Schlegel für die Weimarische Aufführung verfasst und von Goethe bei der Inscenirung berücksichtigt wurde. Die Berichte von Caroline Schlegel und Böttiger bezeugen im wesentlichen die Befolgung von Schlegels Vorschriften.[45])

Zeichnungen der Figuren hatte Friedrich Tieck geliefert[46]); die Decorationen scheint er aber nicht entworfen zu haben, da Caroline der Frau Bernhardi eine Skizze des Tempels zu 'kritzeln' für nöthig fand, während sie für die Kleidungen sie auf die Bilder ihres Bruders Tieck verwies.[47]) Die den Schlegelschen 'Bemerkungen' beigelegten Risse müssen dem Decorationsmaler in Weimar nicht genügt haben; denn es wurde ein Tempel auf einer alten Gemme als Vorlage gewählt für das 'Haupt-Object' der Scene; Goethe war so wenig damit zufrieden wie Caroline und wünschte darum bei künftigen Aufführungen die Decoration zu verwenden, die Hans Christian Genelli für die Berliner Inscenirung des Ion entworfen hatte.[48]) Ob Schlegel Goethes

---

[43]) sollte 'ihn' (den Korb) heissen.

[44]) I, 3—5 S. 26.

[45]) Waitz, Caroline 2, 166. Zeitung f. d. elegante Welt 1802 Nr. 7. Böttiger, Litterarische Zustände u. Zeitgenossen 1, 94. Im Berliner Theater scheinen die 'Bemerkungen' weniger genau beachtet worden zu sein, wenn ich Genellis Angaben in der Zeitung f. d. elegante Welt 1802 Nr. 82 genau nehmen darf; oder wurden sie vom Dichter in Berlin gar nicht vorgelegt?

[46]) Waitz, Caroline 2, 148. 182. Von Tieck stammt auch die Vignette zum 1. Druck des Ion.

[47]) Ebenda 2, 166.

[48]) Ebenda 2, 174. Goethe an A. W. Schlegel 3. Mai 1802. Genelli (der auch für Friedrich Schlegels Alarcos die Decorationen entwarf) tadelte die Berliner Ausführung seines Entwurfs. Zeitung f. d. elegante Welt 1802 Nr. 83.

Bitte erfüllte, ob Genellis Entwurf für die Aufführungen in Lauchstädt und Rudolstadt (Juli, August 1802. 1803) — in Weimar fand keine Wiederholung nach dem Januar 1802 statt — benützt wurde, weiss ich nicht festzustellen. Später ersuchte Schlegel um die Rücksendung der Zeichnungen; Riemer schickt sie an Frommann am 2. November 1808 mit folgenden Begleitworten: 'Sie erhalten hier endlich die Zeichnung aus dem Jon. Ein paar andre unbedeutende architectonische Zieraten, die G[oethe] sich wohl erinnert zu haben aber nicht finden kann, müssen einstweilen zurückbleiben. Schlegeln wird wohl hauptsächlich an diesem Prospect des Tempels gelegen seyn.'[49]) Damit können der Genellische Entwurf oder jene älteren Skizzen gemeint sein, die den vorstehenden 'Bemerkungen' beigelegt waren und verloren sind.

Graz. Bernhard Seuffert.

Die Wiener Goethe-Ausgabe von 1816.

Die 'Original-Ausgabe' von Goethes Werken mit der Verlagsangabe: Wien 'Bey Chr. Kaulfuss und C. Armbruster. Stuttgart. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung' 1816 ff. ist für die Kritik des Goetheschen Textes von bedeutendem Werthe, weil sie dieselbe Druckvorlage wie die gleichzeitige Stuttgarter Cottaische *(B)* benützt und also eine sehr erwünschte Controle dieser an Fehlern reichen und doch für die späteren Texte massgebenden Sammlung *B* erlaubt. Der Beweis für dieses vom Bearbeiter des Textes der 'Guten Weiber' im Juli d. J. beobachtete Verhältniss wird im Goethe-Jahrbuch erbracht werden. Die überraschende Verwandtschaft wurde in weitem Umfange für beide Ausgaben bestätigt durch die inzwischen von A. Fresenius im Goethe- und Schiller-Archiv angestellten urkundlichen und textkritischen Forschungen, deren Ertrag der Weimarer Goethe-Ausgabe zunächst zu statten kommen und an geeignetem Orte vorgelegt werden wird.

Soldatenlob.

Von dem Vierteljahrschrift 6, 433 abgedruckten 'Soldatenlob' findet sich ein Druck ohne Noten in der Breslauer Stadtbibliothek, sign. 8 E 1, 345. Das Heft von 16 SS. kl. 8° enthält auf Bl. 1[a] nur den Titel: 'Soldaten Lob' ohne Druckangaben, auf Bl. 1[b] die

[49]) Heitmüller, Aus dem Goethehause S. 135.

Widmung: 'An den Ehrliebenden Soldaten', darunter das lateinische Motto. Bl. 2—7 enthalten die 36 Strophen in derselben Reihenfolge wie der Quartdruck in Berlin, ohne Textänderung, aber in Sprache, Metrik, Orthographie nach Opitzischen Grundsätzen modernisirt. Schluss von Str. 36: 'Friede bawet, Friede nehret :| Krieg verwüstet und verzehret.' Auf Bl. 8ᵃ findet sich das 'Ende' ohne diese Überschrift und in zwei Abschnitte, Z. 1—2 und 3—6, zerlegt. Bl. 8ᵇ: 'Pa. nov. de Alphonsi Reb. Gest. Bene munitus est ab injuria is, qui propriam innocentiam habet comitem'. — Der Druck stammt unzweifelhaft aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges.[1])

Breslau. **Hermann Markgraf.**

---

[1]) Werner trägt aus der ersten Correctur seiner Mittheilungen Zur Volkslitteratur S. 433 ff., die über drei Monate bei der Post verborgen blieb, folgende Verbesserungen nach: S. 433 Z. 18 l. 'Ehrliebenden Soldaten' st. 'Geliebenden Soldatten'. — S. 434 V. 10 l. 'gleihn' st. 'gleihen'. — V. 41 l. 'füsstlen'. — S. 435 V. 58 l. 'Schlangen'. — S. 439 V. 202 l. 'Dathan' st. 'Sathan'. — S. 440 V. 221 l. 'wĕrdt' st. 'würdt'. — S. 442 V. 36 l. 'ihn' st. 'ihr'. — S. 443 V. 63 l. 'gĕben' st. 'gäben'. — S. 447 V. 182 l. 'bedanckhen' st. 'bedenckhen'. —

Statt eines Schlusswortes.

... Indessen kann und soll mich die Erkänntlichkeit, die ich einer nicht unbeträchtlichen Anzahl geneigter Leser schuldig bin, nicht abhalten zu sagen, dass es nicht an mir [allein] liegt, wenn der teutsche Merkur das ... nicht hat werden können, was er, meinem ersten Plan und der Erwartung oder Foderung des strengern Theils der Leser zufolge, unter günstigern Umständen und bey einer stärkern Aufmunterung von Seiten des Publikums hätte werden sollen ...

(Wieland im Teutschen Merkur 1777 4, 280.)

Register

bearbeitet von Justus Lunzer.



DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD

